KUNSTWART

OCT 12 19

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Oktoberheft 1911

Reizhungergeist. Vom Herausgeber 1

Zur Wiederbelebung der Schattenrißkunst. Vom Herausgeber 6

Lose Blätter: Aus Helene Böhlaus „Isebies" 12

Rundschau: Haben wir noch ein Recht, uns „Christen" zu nennen? ▣ „Trotz — dem"! ▣ „Das Problem" ▣ Andersen-Ausgaben ▣ Zur Eröffnung der Berliner Theatersaison ▣ Die „Orestie" als Reinhardt-Schau in München ▣ Hugo Wolfs Kritiken ▣ Berlin als Musikstadt ▣ Konzertkleider ▣ Denkmalsetzerei und Denkmalsetzen ▣ Mona Lisa ▣ Bilder in einer neuen Technik ▣ Vom Plakatkleben ▣ Volkswirtschaft und Städtebau ▣ Zwei Naturschutzgebiete ▣ Zwiespalt in der Kulturentwicklung ▣ Großbetrieb und Persönlichkeit ▣ Die Künste blühen ▣ Umkehr beim Urheberrecht? ▣ Vetobill ▣ Neue Kulturbestrebungen im deutschen Österreich ▣ Religion und Heer ▣ Die Frau und die Volksgesundheit ▣ Weg mit dem Worte „Hysterie"! ▣ Doppelte Psychologie in der Schule ▣ Alte und neue Formen im Studentenleben ▣ Kunstwartleserschmerzen ▣ Aus dem Goethe-Haus ▣ Wirken! 35

Bilder u. Noten: Stremel, Goethezimmer; Thiemann, Münchner Straße in Dachau; Oberländer, Hühnerhof; 33 Abb. zu dem Aufsatze: Zur Wiederbelebung der Schattenrißkunst ▣ Mayer, Die Werkeluhr; Umzug; Ort der Liebe; Fux, Passepied „Der Schmied"

XXV | MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY | 1·

Schmelzberg 27 Privatschule.

Reform-Gymnasium Zürich.

Schweizerische pädagogische Reformschule

(auch für Mädchen).

1. Die Schule enthält Gymnasium, Realgymnasium und Industrieschule (Oberrealschule). Sie bereitet für das schweiz., reichsdeutsche und österr. Abitur, ferner für das Polytechnikum in Zürich vor.
2. Für Erwachsene, welche die Maturitäts-Prüfung nachholen wollen, werden neben den Gymnasialkursen besondere abgekürzte Kurse abgehalten.

Der Rektor:
Dr. Rudolph Laemmel.

Gartenmöbel

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen. Volkstümliche Grabmalkunst. Gartenmöbel.

Zehnte Ausgabe „Gartenbaukunst" illustriert auf gel. Verlangen.

INH: MR. O. BERZ: STUTTGART.

Gartenmöbel

ZUG (zwischen Zürich und Luzern, Gotthardbahn) Schweiz.

Internationales Töchter-Pensionat „Athene"

In herrlicher, gesunder Gegend, inmitten prächtigen Parkes, Spielplätzen, mustergiltig eingerichtete Besitzung, Turnhalle, Bade- und Bootshaus. Wintersport. Moderne Sprachen. Besondere Pflege der französischen und der deutschen Sprache (reines Deutsch). Individueller Unterricht. Kunstfächer. Beste Referenzen von dankbaren Eltern. Illustrierte Prospekte durch die Direktion. — Pensionspreis: Fr. 1200.— bis Fr. 1400.— pr. Schuljahr (10 Monate). :: :: :: :: :: :: ::

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Fünfundzwanzigster Jahrgang, erstes Viertel
Oktober bis Dezember 1911

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.25;1

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze“ und die „Rundschauaufsätze“ sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter“, „Vollbilder“ und „Noten“ nach dem Alphabet geordnet.

Größere Aufsätze

Reizhungergeist (Avenarius) 1 1
Zur Wiederbelebung der Schattenrißkunst (Avenarius) 1 6
Zwischen den Kriegen (Avenarius) 2 81
Franz Liszt (Batka) 2 88
Vogelausrottung für Frauenputz (Schillings) 2 92
Heiratsmarkt (Avenarius) 3 161
Das Doppelgesicht des Theaters (Gregori) 3 164
Gesamtleben und Ausdruckskultur (Wilhelm) 4 241
Kleist. Der Held im Dichter (Rath) 4 246
Schenkfreude und Schenkunsinn (Grupe) 5 321
Michelangelo (Avenarius) 6 393
Anton Bruckners Vordringen (Batka) 6 397

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Monismus und Monistenbund 2 118
Gleichgiltigsein, Parteinehmen, Sichenthalten und Drüberstehn 3 196
Totentage 4 270
Weihnachten 6 426

Vom Ausland

Neue Kulturbestrebungen im deutschen Österreich 1 66

Bildung und Schule

Doppelte Psychologie in der Schule 1 73
Alte und neue Formen im Studentenleben 1 74
Antike und Gymnasium 2 150
Gemeinschaftserziehung 3 229 4 315
Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde 3 235
Vom lateinischen Extemporale 4 316
Werdendes Leben 5 387
Die Wandlung des Lehrerideals 6 456
In Sachen des lateinischen Extemporales 6 460

Gesellschaft

Die Künste blühen 1 62
Öffentliche Taktlosigkeiten 2 142
Glaube, Heimat, Tanzvergnügen 2 143
Simili-Kultur 3 224
Schmisse 3 228
Volksvertretung und allgemeine Meinung 4 309
Echte Bismarcklocken in unerschöpfter Fülle 4 310
Schutz der nationalen Arbeit 6 447

Handel und Gewerbe

Zwiespalt in der Kulturentwicklung 1 58
Großbetrieb und Persönlichkeit 1 62
Die Bedeutung der Qualitätsarbeit 2 139
Bei der Mannschen Stiftung 2 142
Plutokratie und Beamtenschaft 3 223
Mystisches 3 224
Karl Mann 4 304
Trauergeschäft und Stadt 4 305
Der nach der Spieldose segnende Christus. D R G M 5 386

Heer und Flotte

Religion und Heer 1 68

Heimatpflege

Für die Erhaltung der alten Stadtkerne 2 138

233362

Digitized by Google

Kirchenzerstörung 5 218
Mitteldeutsche Städtebilder 4 302
Gibt es noch ein Vaterhaus? 4 304
Vom Kinder-Weihnachtsbaum 5 581
Kasperle-Figuren zu Bonus-Böcklin 5 586

Körperpflege

Weg mit dem Worte „Hysterie"! 1 72
Treibe nicht nur Sport, sondern genieße ihn auch! 3 234
Deutsche Boxerkunst? 6 456

Angewandte Kunst

Vom Plakatkleben 1 54
Volkswirtschaft und Städtebau 1 56
Moderne Glasgemälde 2 136
Vier Dokumente 3 215
Das Denkmal und sein Platz 4 284
Die Bauschönheit des Gerichtssaals 4 299
Die neue Hausgreuel-Sammlung 5 581
Konditorästhetik 6 445

Bildende Kunst

Denkmalsetzerei und Denkmalsetzen 1 52
Mona Lisa 1 53
Bilder in einer neuen Technik 1 54
Originalholzschnitte usw. 2 134
Die Marsyasgruppe des Myron 3 210
Zu der Münchner „Juryfreien" 3 214
Bruno Saßnick 4 285
Hugo von Tschudi † 6 443
Ludwig Pietsch † 6 444
Von Menzel und von Kreidolf 6 444

Literatur

„Das Problem" 1 37
Andersen-Ausgaben 1 40
„Blinde Unfugstifterei" 2 120
Schildernde Lyrik 2 122
Bücher vom Großstadtvolk 3 199
Er wird ihn nicht bekommen 3 202
Dilthey † 4 273
Bücher als Geschenke 5 348
Vom Gesellschaftsroman 5 354
Wilhelm Jensen † 6 427
Journalist und Poet 6 428
Die „Portugiesischen Sonette" 6 429
„Weihnachtsbesprechungen" 6 431

Mann und Weib

Die Frau und die Volksgesundheit 1 69
Die Frau im Handwerk 2 149
„Handarbeiten in der Kinderstube" 4 311
Die Frau als Briefschreiberin 6 453

Musik

Hugo Wolfs Kritiken 1 47
Berlin als Musikstadt 1 50
Konzertkleider 1 52
Zur Wagner- und zur Liszt-Literatur 2 131
Die Eulenburgschen Liszt-Partituren 2 132
Zur Lösung schwebender „Bachfragen" 2 133
Musikfeste und Freiplätze 3 208
Ramsch-Musik 3 208
Musikalische Hupen 3 209
Collegium musicum 4 282
Wieder einmal Offenbach 4 282
Weihnachtsmusik 5 566
Julius Bittners „Bergsee" 5 566
Neue Wagneriana 6 438
Mahlers „Lied von der Erde" 6 440
„Deutsche Musik" in London 6 442

Naturschutz

Zwei Naturschutzgebiete 1 57
Kurische Dünen und Morsumkliff 5 222

Vom Recht

Umkehr beim Urheberrecht? 1 63
Recht, Kultur, Schule 2 145
Bodenrecht und Gartenstadt 6 450

Vom religiösen Leben

Haben wir noch ein Recht, uns „Christen" zu nennen? 1 55
Von der Seele 4 272
Einige Geschenkwerke aus dem religiösen Lebensgebiete 5 344
Zur religiösen Krisis 5 347

Von der Sprache

„Trotz — dem!" 1 56
Redekunst 2 119
Induktive Schreibart 3 197
„Richtig gehend" 6 427

Zu den Tageserörterungen

Vetobill 1 64
Von der ger—ächten Gegenseitigkeit 2 146
„Studentenjux" 2 148
Unsere Diplomaten 3 229
Untertan 5 587
Von „Kulturkonservatismus" 6 451

Digitized by Google

Theater

Berliner Theater:

I: (Allgemeineres zur Eröffnung der Theatersaison, Freksas „Fetter Cäsar", Wilbrandts „Siegfried der Cheruskер", Stuckens „Lanval") 1 41

II: (Eulenbergs „Alles um Geld", Pentheſileaaufführungen) 2 128

III: (Scholzens „Vertauſchte Seelen", Dauthendeys „Spielereien einer Kaiſerin" und Holzens „Bürgl") 3 205

IV: (Neues von Sudermann, Holm, Shaw u. andern) 4 276

V: (Drei Einakter von Waſſermann und Thoma, zwei Trägödien von Martin Langen und Heinrich Mann) 5 561

VI: („Jedermann", Hardts „Gundrun", Sternheims „Kaſſette") 6 431

VII: (Der Kleiſt-Tag und die Berliner Theater) 6 435

Dresdner Theater:

(Kleiſts „Guiskard"-Fragment) 5 565

Hamburger Theater:

(Dehmels „Michel Michael" und Sohnreys „Düwels") 5 559

Münchner Theater:

I: (Die „Oreſtie" als Reinhardt-Schau in München) 1 45

II: (Pauls „Sprache der Vögel" und Ruederers „Schmied von Kochel") 2 126

III: (Dauthendeys „Grauli") 5 564

Herzog Heinrichs Heimkehr 4 280

Unter uns

Kunſtwartleſerſchmerzen 1 75

Aus dem Goethe-Haus 1 76

Der Rembrandtdeutſche als Kunſtwart-Mitarbeiter 2 156

Der neue „Geſundbrunnen" iſt da 2 156

Kleine Ergänzungen und Berichtigungen 2 158, 4 318, 5 590

Die Flugſchrift vom Schenken 5 589

Der Literariſche Jahresbericht für 1912 5 589

Zu den Michelangelo-Mappen des Kunſtwarts 6 460

Zwölf neue Schatzgräber-Heftchen 6 461

Vierzigtauſend „Balladenbücher" 6 462

Neue Schattenriſſe für Groß und Klein 6 462

Lebende Worte

Wirken! 1 76

Liſzt-Brevier 2 158

Über Vaterlandsliebe 3 237

Mitregierung 4 319

Schönheit 5 590

Von der menſchlichen Sehnſucht 6 462

Loſe Blätter

Barrett-Browning, Elizabeth: Aus den „Portugieſiſchen Sonetten" (überſetzt von Hans Boehm) 2 103

Böhlau, Helene: Aus „Iſebies" 1 12

Dauthendey, Max: Aus der „Geflügelten Erde" 2 115

Hehn, Viktor: Über Goethes Lyrik 3 172

Jenſen, Wilhelm: Zwei Gedichte 6 400

Maartens, Maarten: Aus dem „Preis von Lis Doris" 6 401

Schnitzler, Artur: Aus dem „Weiten Land" 4 256

Stach, Ilſe von: Aus den „Sendlingen von Voghera" 2 105

Trentini, Albert von: Aus dem „Siege der Jungfrau" 3 186

Widmann, Joſeph Viktor: Aus dem „Heiligen und die Tiere" 5 527

Bilder

Vollbilder:	Heft
Aulhorn, Hans: Erſte Ausfahrt	5
Berneis, B.: Wegkreuzung	3
Boſſert, Otto Richard: Auf der Weide	2
Dill, Ludwig: Föhnſtimmung	2

Digitized by Google

	Heft
Engels, Robert: Don Quichotte	2
Graf, Hermann: In der Bibliothek	5
Hänny, Karl: Alter Bauer	2
Klemm, Walter: Platzregen	2
Kluge, Kurt: Meiner Mutter	4
Kühn jr., Joseph: Ahnensaal	5
Lenbach, Franz von: Bildnis Liszts	2
Michelangelo: Kopf des schuldlosen Adam	6
— Kopf Adams nach der Sünde	6
— Kopf Evas	6
— Der Sündenfall	6
— Der segnende Gottvater	6
— Kopf Gottvaters aus der „Erschaffung der Gestirne“	6
— Kopf Gottvaters aus der „Erschaffung Adams“	6
Oberländer, Adolf: Hühnerhof	1
Pelikan, Emilie: Der Gletscher	4
Reinicke, René: Innenraum	3
Roegge, Wilhelm: Atelierecke	5
Schinnerer, Adolf: Radierung	3
Stremel, M. A.: Goethezimmer	1
— Binnenraum	5
Thiemann, Karl: Münchner Straße in Dachau	1

	Heft
Illustrationsbeilagen:	
Dreiunddreißig Abbildungen zu dem Aufsatze: Zur Wiederbelebung der Schattenrißkunst	1
Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Die Marsyasgruppe des Myron (siehe auch: Textbilder)	3
Acht Abbildungen zu dem Beitrage: Mitteldeutsche Städtebilder	4
Textbilder usw.:	
Brömse, Skizze für die Marsyasgruppe des Myron (siehe auch: Illustrationsbeilagen)	3
Saßnick, Bruno: Acht Federzeichnungen	4
Vier Anzeigenseiten zu dem Aufsatze: Heiratsmarkt	3
Drei Abbildungen vom Gute Gimritz	3
Einhundertdreizehn Abbildungen zu dem Beitrage: Die neue Hausgreuel-Sammlung	5
Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Kinder-Weihnachtsbaum	5

Noten

	Heft
Bach, Joh. Seb.: Invention D-Dur	3
Bruckner, Anton: I. Satz der V. Symphonie	6
Corelli, Arcangelo: Pastorale	5
Fischer, Joh. Kasp. Ferd.: Rondeau	3
Fux, Johann Joseph: Passepied „Der Schmied“	1
Kienzl, Wilhelm: Aus der Oper „Der Kuhreigen“	4
Liszt, Franz: Orpheus	2
Mayer, Friedr.: Die Werkeluhr	1
— — Umzug	1
— — Ort der Liebe	1

Digitized by Google

Univ. of
California

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

M. A. STREMEL

Digitized by Google

Jahrg. 25 Erstes Oktoberheft 1911 Heft 1

Reizhungergeist

Wald, weiter, dichter Wald, und kein Weg. Aber der hier schreitet, ist nicht besorgt, denn er hat Karte und Kompaß. Da ist Nordwesten, dahin geht's, zwar nicht schnurgerade dickköpfig durchs Dickicht, sondern hier um einen umbuschten See, dort um einen Felsenhang herum. Gerade wer schnell und sicher vorwärts will, wird manchmal Umwege machen müssen. Umwege macht er auch sonst, er will ja genießen. Hier lockt's ihn nach einem schönen Baum, dort nach einem Ausblick, dort nach einer funkelnden Blume. Karte und Kompaß — er kommt doch immer wieder in seine Richtung. Wie weit er noch hat, das weiß er nicht, aber er weiß: am Abend wird er im Dorf unter Dach, und am nächsten Tage ein Stück weiter nach seinem eigentlichen Ziel hin sein. Kinder würden's ja anders treiben. Die liefen hier nach dieser Blume — „nein, ist *das* schön!", dort nach jener — „aber die ist *noch* schöner!" Aber dem, was sie eben finden, wäre immer schnell das vorher Gefundene vergessen. Mit allem spielten sie, bis sie's satt hätten, dann suchten sie halt wieder was andres zum Spielen und fänden, das allerschönste sei doch das. Ob sie dabei aus dem großen Wald überhaupt heraus kämen, ist zweifelhaft, daß sie's an der richtigen Stelle täten, höchst unwahrscheinlich. Ich fürchte, das Ende von ihren schönen Liedern wäre: wenn's dunkel würde, finge das Weinen an.

Dieses Bildchen ist nun ein Vergleich und ist auch wieder mehr als ein Vergleich, nämlich einfach ein Beispiel. So wie der Mann macht's ja der Reise im körperhaften Wald, macht er's aber im geistigen Leben auch. Was im Walde Karte und Kompaß, das sind im geistigen Leben seiner Mitmenschen Erfahrungen und sein eignes Verständnis. Alles wesentliche Neue, das ihm entgegentritt, nimmt er auf und genießt es, und wo's ihm was für den Weiterweg sagen kann, da hört er darauf. Aber was er an Erfahrungen vorher schon gehabt hat, das wird ihm dadurch nicht entwertet, weder in dem, was es an Schönheit gab, noch an dem, was es ihm für seinen Weiterweg sagt. Immer das Neueste für das Schönste halten und immer von der Richtung abkommen und so im Kreise herumlaufen und schließlich klagen: es geht nicht vorwärts, das tun die Kinder. Die kleinen und die großen, bei denen man das Klagen, es gehe nicht vorwärts, fürnehmer „Pessimismus" nennt.

Solche Blumenplätze der Zivilisation, nach denen die Kinder laufen, nicht wahr, die kennen wir alle? Die Blumen sehn da beispielsweise aus wie Poiretsche Turbane oder wie ein Notenstrauß von Debussy oder meinethalben wie ein Buch gleich dem „Gefährlichen Alter" oder wie Ödipus im Zirkus. Lauter anregende Sachen, aber für die Unreifen sind sie die Lösung. Denn immer das *eben* erreichte Stellchen hat das Schönste, immer das mit dem Neuesten, immer das mit der Nouveauté.

Wir haben oft von dem Nouveautéwesen gesprochen, das, heute

Digitized by Google

noch wie vor dreißig Jahren, zumal in den Kunstgewerbebasaren tollt. Endlich war eine Aufgabe wirklich gelöst, zweckmäßig und charakteristisch, belebt und schön stand ein Ding vorjahrs da — heuer heißt es: „ein altes Muster, meine Damen, wir führen nur das Neueste". Wie kurze Zeit halten unsre Kleidermoden einen gelungenen Stoff, eine geglückte Farbe, nicht das Beste ist Liebkind, sondern das Neueste. Wie viele Bücher, die man heute gelesen haben „muß", „darf" man, ohne belächelt zu werden, noch nach zwei Jahren lesen? Wie viele heute beliebte Theater- und Tonstücke halten sich bis übermorgen? Dem müßte unsre sogenannte Geschmackskultur oft wie ein Narrenreigen erscheinen, der nicht begriffe, daß außer wirtschaftlichen Bedürfnissen auch psychologische Gesetze all dieses Kindertum bewegten.

„Kindertum", das klingt freilich angesichts der ansehnlichen Damen und Herren, die sich von den Moden befehlen lassen, sehr überheblich gesagt. Reden wir lieber nicht von „Kindern", daß wir von „Unselbständigen" reden dürfen, wird uns wohl keiner bestreiten. Worauf beruhen denn jene psychologischen „Gesetze"? Auf dem Wesen der Ermüdung, der Folge des Kraftverbrauchs, welcher ein Ausruhen der beschäftigten Nerven, der beschäftigten Gedanken und also einen Wechsel verlangt. Du kannst auch die herrlichste Musik nicht immer wieder hören, kannst nicht immer wieder dasselbe Stück Kunst, dasselbe Stück Wissenschaft in dir nachbilden. Variatio delectat. Aber hier ist die Stelle, wo der selbständige Mensch und der unreife, der unselbständige sich scheidet. Der Unreife wirft wie das Kind das eine weg und greift nach dem andern, und damit gut, er spielt mit allem. Der Reife aber weiß, daß es außer dem Spiel noch einen Ernst gibt und daß bei dem Ernste nichts weiter kommt ohne Fleiß, das heißt: ohne Beharren. Er weiß, daß keine Wissenschaft denkbar ist mit einem Irrlichtelieren hin und her. Keine große Künstlerleistung, kein nützliches Schalten und Schaffen der Technik. Und so leitet er das Kind nach dem Spiel wieder zum Ernste der Arbeit zurück, die es auch braucht, um vorwärts zu kommen. Und unterscheidet für sein eigen Teil klar seine Arbeit und im Abwechseln mit ihr sein ausruhendes Spiel.

Nun wissen wir ja: auch das Spiel ist nicht bloß Spielerei. Nicht nur die Buben, welche Soldaten, und die Mädel, die mit der Puppe spielen, üben damit schon Kräfte, die sie „im Ernstfall" brauchen, auch all die hohen Kunstspiele von uns Erwachsenen bedeuten ein Üben unsrer Kräfte, ein Stärken und immer wieder Erweitern unsres Ichs. Der Sport schon ist mehr als Körper-, ist auch Willens-, ist Mutkultur, die Künste aber üben, wie die Wissenschaft, unsre Sinne, unsre Phantasie, unser Denken, unser Fühlen, indem sie uns irgend etwas nacherleben lassen, was einer vorgelebt hat, der uns in dieser Richtung voraus war, ein Künstler. Ermüden wir nun innerhalb solchen Erwachsenen-„Spiels", wollen noch nicht aus ihm heraus, wollen aber ein andres „Spiel", so gewinnen wir dadurch möglicherweise für unser Ich noch neue, wertvolle Übungen, neue Bereicherungen hinzu. Möglicherweise, — denn ob das neue „Spiel" unsrer Persönlichkeit eine weitere Bereicherung bringt, das wird eben von seinem Werte abhängen. Das jedoch ist gewiß, und davon hängt unser geistiges

Digitized by Google

Wachstum wie von nichts anderm ab: die alten Erwerbungen unsres Ichs dürfen dem Neuen zulieb nicht verloren gehn. Wer, um Domino zu üben, Schach verlernt, macht einen schlechten Tausch. Wer, um sich in Liebermann einzuleben, seine Freude an Michelagniolo verdürbe, würde auch einen machen, ein wie bedeutender Maler Liebermann auch ist. Das alte Gute darf nicht entwertet werden, wenn das neue Gute erworben wird. Ich darf nicht mein Deutsch verlernen, wenn ich französisch treibe. Der Reife wird, wie unser Mann mit dem Kompaß im Walde, die Richtung nicht verlieren, auch wenn er seinen Weg nach neuen Schönheiten ändert. Der Unreife aber wird, den Kindern gleich, das Neueste immer für das Schönste halten und so herumlaufen, bis er am Abend seines Treibens den ganzen grünen Wald der Kultur, in der er sich bewegt, verwünscht, dieweil man darin nicht vorwärts komme.

Auch der Trieb nach dem Besten arbeitet in jedem von uns. Nach dem Besten nur, wie's jeder versteht, gewiß, denn die alte Pilatusfrage gilt nicht nur der Wahrheit. Nach dem, was jeder einzelne gemäß dem Meinen und Wissen, Fühlen und Glauben seiner Erkenntnismöglichkeiten für das Beste hält. Aber die Gedanken der ehrlichen Sucher verbünden sich, fördern sich, entsubjektivieren und versachlichen sich dadurch, finden, setzen Gefundenes als gemeinsam Anerkanntes fest, bauen drauf weiter. So geht's vorwärts, aber allmählich kommt das Ermüden. „Immer dasselbe, variatio delectat." Wenn's bei der „variatio" bliebe, gäb's keinen Unfall. Aber nicht nur die Lust zum Abwandeln, sondern die Kontrastvorstellung steigt auf. Eben das, was man früher abgewiesen hat, gaukelt in der Vorstellung mit immer angenehmeren Seiten wieder, und schließlich bekommt's Urteil und Willen herum. Eine verhältnismäßig gleichgültige Sache, wenn sich's darum handelt, ob man Sonnenschirme oder Kochtöpfe übers Haupt stülpt. Eine ernstere, wenn Gebilde in Frage kommen, die, wie Bauten in Stein und Eisen, einmal errichtet, für ein Jahrhundert bleiben. Und eine sehr ernste, wenn sich's um Gefühl- und Gedankenmoden handelt, die über das Modische hinaus in die Entwicklung der Kultur greifen.

Denn darüber sind wir doch wohl eines Sinns: das Bleibende der Geistesentwicklung, die Kultur hegt die Trophäen der Siege, die jener Trieb nach dem Besten gewinnt, der beharrlich mit dem gestern Gewonnenen das heute Gewonnene verbindet. Erfahrungen, innere Bereicherungen sind ja nicht starr. Sie sind aus Besserem denn Gold, sonst wären sie tot, sie leben aber in uns, ändern sich mit den Zeiten. Sie passen sich dem Tage, passen den Tag sich an, wie die echte Sprache, die Innerliches aussagt, bei jedem Alter, in jedem Lande, in jedem Munde anders klingt. Die Kultur ist der große Strom, der das Lebendige in die Zukunft trägt. Der große Strom aber, so stark er ist, abgelenkt werden kann er von seinen Fluten doch — zu Seen, zu Teichen und sogar zu stagnierenden Sümpfen. Wieviel verheißende Kultur ist vertrocknet, weil der Trieb nach Abwechslung sie in Sand leitete!

Wir sollten etwas ernsthafter fragen, welche Rolle auch in unserm freiesten und feinsten Geistesleben die Ermüdung, der Trieb nach

Digitized by Google

Veränderung, das Nouveautéwesen spielt. Meiner Meinung nach spielt er eine ungeheuerlich große. Denn der geheime Kaiser unsrer Zivilisation ist der neurasthenische Reizhunger der rastlos Gehetzten und Hetzenden, oder, moderner ausgedrückt, der Geist des Feuilletons. Der Prickelgeist, der immer nach Reizen hascht, weil er selbst kein Innenleben hat, das zentrale Reize erzeugt. Zentrale, also solche aus dem eignen Gehirn, solche, die aus dem gründlichen Verarbeiten des Genossenen kommen, durch welches die eigne Persönlichkeit genährt worden ist, gestärkt, um nun ihrerseits die Welt frischer und tiefer zu erfassen. Der Feuilletongeist jongliert sozusagen immer nur in den Händen mit Vorstellungen. Der Geist, der heute als ungeheuer wichtig bespricht und beschreit, was er morgen schon vergessen hat. Der heute als modern betrachtet, was morgen modert. Und als altmodisch, was übermorgen modern sein wird. Wenn dieser Geist nur „unterm Strich“ irrlichtelierte, es wäre nicht gar so schlimm, da Zeitungsfeuilletons ja doch mit dem Tage verbraucht werden. Es hätte ja auch sein Gutes, es brächte mitunter erwünschte Gärung wie Hefenteig. Aber der Nouveauté-Sprit ist auch in Zeitschriften und Büchern, in Amtsstuben und Hochschulkathedern neuerdings geradezu sportmäßig beliebt, weil man mit ihm seine Modernität nachzuweisen glaubt. Wir haben nicht nur eine Schar von Zeitungsliteraten, wir haben auch „Koryphäen der Wissenschaft“, die mehr aufs Anspiegeln als aufs Erfassen gehn. „Erneuerer“, die irgend etwas halb Durchdachtes trivialisieren, „Reformatoren“, die das Ganze zu erkennen glauben, weil sie die zweite Seite sehn, während sie die erste vergessen haben. Und unter ihren Zuhörern und Lesern eine Menge von Köpfen, die auf ihre Beweglichkeit stolz sind, weil sie sich von sogenannten Geistreichen bald hierhin, bald dorthin verdrehn lassen. Der Halbbildung imponiert ja überhaupt nur, was sie suggeriert. Beispiele? Wenige tun's, denn wer auf die Erscheinung erst achtet, der findet sie auf allen bedruckten Blättern selbst. Jetzt ist das rein Malerische daran, es ist also das Künstlerische, Böcklin ist „überwunden“, Menzel ist „überwunden“, und die Leute mit den schnellen Köpfen haben nun „die“ Kunst an allen vier Zipfeln. Man merkt nicht, um wie wundervolle Bereicherungen des Phantasielebens man sich betrügen läßt, weil der als Denkersmann angetane Feuilletonist jene Güter nicht oder nicht mehr sieht und einem die Augen nach seiner Seite hin stellt, wie der Magnet den Bleientenschnabel. In der angewandten Kunst geht wieder das Ornamenteln nach alten Stilen los, das zu verdrängen die kraftvollste Leistung der neuen Künstlerbewegung war, deren Arbeiten uns aus der Gefolgschaft Frankreichs befreit und groß gemacht haben. Aber den Heimatschutz rümpft man auch schon die Nase, weil er, wie alles Gute in der Welt, einseitig betrieben, mit irgend etwas anderm Guten kollidieren kann — nun ist dieses andre Gute das allein Gute, und wie segensreich der Heimatschutz gewirkt hat und wirkt, vergißt man. In der Dichtung? Von der literarischen „Heimatkunst“ ließe sich Ähnliches sagen, blicken wir aber auf höhere Gelände. Hauptmanns lebensprühende Werke sind manchem „eigentlich“ nichts mehr, Liliencron war ein Natur-

Digitized by Google

bursch-Reimer, kein Künstler, und Hofmannsthal kann's besser als die Antike. In der Musik schlägt für den Modernitischen Richard Strauß den Wagner tot, der nicht nach seiner, aber nach ihrer Ansicht „eigentlich" den Mozart totgeschlagen hat, und morgen wird Debussy dem Strauß „über" sein, bis wieder der Aber-Debussy und nach ihm möglicherweise als das einzig Wahre, so man hat, wieder der Mozart Nouveauté wird. Hat der Reizhunger das Alte erst ganz vergessen, so wirkt's eben wieder als frischer Reiz. Natürlich treibt's aber der Nouveautégeist nicht nur auf ästhetischem Gebiete so, überall wird für ein Veilchen zum alleinseligmachenden Dogma erklärt, was als Anregung mit einigen Körnern Salzes drauf neben dem Erfahrenen nützlich sein könnte. Man denke an pädagogische Bestrebungen wie die unbedingte Nachahmung englischer und amerikanischer Erziehungsversuche oder an gewisse Gedanken der Frauenbewegung, die, kaum einige Jährlein geprobt, als unanfechtbare Gewißheiten gelten. All solche Urteile blühen aus dem Reizhunger der Gehirnchen heraus, die nichts als Körper, als Ganzes, die immer nur, aber mit all ihrem bißchen Kraft, das eine sehn können, worauf ihr Operngucker gerade heute gestellt wird. Es lockt zum Spott und zwingt doch, keinem einzelnen böse zu sein, wenn man's erst als eine Notwendigkeit reizbarer Schwäche erkannt hat. Aber es ist bedenklich, weil es immer wieder am Erworbenen rüttelt, nichts bewertet, ohne zu entwerten, nichts zufügt, ohne zu nehmen. Weil es immer wieder ablenkt von dem, was mit Mühe zum ersten tieferen Nacherleben in den Geistern erstarkt war und zu wirklich befruchtendem Fortzeugen in ihnen weiter erstarken könnte. Und bei großen Bewegungen: weil es umackert, ehe geerntet ist.

Das Ermüden und damit das Bedürfnis nach Wechsel kommt aus der Menschennatur, das gehört in die Welt. Aber in den Schatzkammern des Gehirns, in seinen Rüst- und Werkzeugkammern muß bleiben, was in seinen Werten einmal erfaßt, erobert, eingeordnet ist. Um immer bereit zu sein, wo es Verwandtes zu gewinnen, zu verarbeiten gilt. Als Anreger ist der Nouveautégeist sogar unentbehrlich, und selbst jede Wissenschaft würde stocken und verphilistern, plänkelte und reizte er nicht gelegentlich auch in sie hinein. Anregen kann in jedem Lebensstadium jeder muntere Kopf, zum Erzieher aber, zum Volkserzieher taugt wohl nur, wer dadurch seine Reife beweist, daß er nicht mehr von Jahr zu Jahr „überwindet", sondern seiner Entwicklung zugunsten verarbeitet. Wir haben seit Jahrzehnten die Gefahr abzuwehren, daß sich der Feuilletonesprit als Volkserzieher auftut. Sie ist mit dem Augenblick überwunden, da jeder vor jeder Geistesnouveauté sich fragt: was soll ich aufgeben, wenn ich sie annehmen will? A

Digitized by Google

Zur Wiederbelebung der Schattenrißkunst

Man sitzt beim Kerzenlicht beisammen, einer liest vor, unter den Männ- und Fräulein aber, die mehr oder minder aufmerksam dem Neuesten lauschen, was Oheim Wieland, der Schelm, oder Wolfgang Goethe, der junge Brausewind, gescherzt oder gesprudelt haben, ist einer, der fingert mittels eines Scherleins in schwarzem Papier herum, und nun der Vorleser Schluß macht, reicht er der schönen Nachbarin oder dem begeisterten Vorleser selber mit zierlicher Verneigung das Schattenbild. Wie oft mag sich zu Urgroßvaters Zeiten dergleichen zugetragen haben? Fast alle alten Stammbücher (und jeder besaß eins) haben Schattenrisse, manches ist ganz voll davon, und vielleicht wären Zeiterscheinungen wie Lavater gar nicht zu denken, wenn nicht die Kunst des Profilschneidens in allen Straßen gewohnt hätte. Freilich, sie schien eben nur Bildnisse à la Silhouette zu geben, nach Art jenes Finanzministers, der alles aufs denkbar sparsame einrichtete, dafür brauchte es aber keines besonders seltenen Talentes, um dieses Künstlein immerhin nütz- und amüsierlich auszuüben. Wer die Profillinie richtig sehn und sicher nachschneiden konnte, der taugte zum Silhouettierer, und die Erfahrung beweist: das konnte mancher. Erst Daguerres Erfindung und ihre Tochtererfindungen haben den Schattenriß als allgemein übliche, als volkstümliche Bildniskunst abgesetzt. Nun kam die Schattenrißkunst überhaupt aus der Mode.

Wenn dieses „Schneiden" nur eine Mode wie andre gewesen wäre, so wär's damit ausgewesen. Aber merkwürdig: als Kunst verkümmerte das Silhouettenmachen unter dem ungünstigen Launenwechsel der Nachfrage nicht. Geschweige denn, daß es daran starb, im Gegenteil: nicht der Masse, aber der Güte nach gedieh es jetzt erst recht. Ja: gerade in den Zeiten völliger Vernachlässigung durch die Mode entwickelte sich der Schattenriß als Kunst viel weiter, als er sich zur Zeit seiner allgemeinen Beliebtheit entwickelt hatte. Publikus war gegen ihn so gleichgültig, daß dies jeden Schwarzschneidemann nur abschrecken konnte, nicht einmal Konewkas Sachen wurden gekauft, geschweige denn die seiner Vorgänger und Nachfolger. Aber Künstlersonderlinge beschäftigten sich trotzdem mit ihm weiter. Warum nur? War es d o c h mehr als die „Billigkeit", was zu ihm lockte, lebten irgendwelche Werte in ihm, die nach besondern Möglichkeiten künstlerischer Wirksamkeit hindeuteten? Vielleicht sogar nach einem Neuland hin, mochte es auch nur ein schönes, stilles Inselchen sein?

Ich behaupte mehr: die ständige Weiterentwicklung der Schattenrißkunst aller Gleichgültigkeit der Zeit zum Trotz bewies, daß eine erstaunliche natürliche Kraft in ihr wohnte. Und noch mehr: ich glaube, daß der Schattenriß als Kunst gerade heute, wo ich diese Zeilen schreibe, ganz im stillen eine Höhe erreicht hat, wie nie zuvor. Drittens: daß seine Wiedereinführung ins Volk von außerordentlicher Bedeutung für dessen künstlerische Erziehung sein könnte. Und viertens: daß diese Wiedereinführung kommen wird.

Der ästhetische Wert des stilreinen Schattenrisses ist mit einem

Digitized by Google

Satz klargelegt: er bedeutet die höchsterreichbare Vereinfachung eines Augeneindrucks nach körperhaften Gebilden, ohne daß sehr empfindliche Feinheiten verloren gehen müßten. Zunächst wird der Körper auf die Fläche projiziert, dann aber wird noch jede Linie weggetilgt, die innerhalb des Umrisses steht, besser gesagt: es wird alles, was zum Eindruck wesentlich ist, aus der innern Zeichnung in die Kontur gelegt. Nur die Abgrenzung von Schwarz und Weiß unterstützt noch den Umriß, indem sie Flächen bildet, und regt die Phantasie zu unbewußter Ergänzungsarbeit innerhalb der umrissenen Fläche an. Ist es also überhaupt wahr, daß etwas je stärker künstlerisch ist, mit je bescheideneren Mitteln es gleich starke Wirkungen erreicht, so steht der gute stilreine Schattenriß an ästhetischer Bedeutung hoch. Eine einzige Linie und der Ausdruck eines Kopfes, das Besondre einer Gestalt, die Schönheit oder die Eigentümlichkeit einer Körperbewegung lebt in dem umränderten Flecken Schwarz. Und die Flecken können zu Kompositionen aneinandertreten. Die Ausdruckskraft kann sich ohne jede Stilverwirrung mit ähnlichen Mitteln der Symbolik verbünden, wie die Griffelkunst sie benutzt. Oder nach der andern Seite hin: es können Wirkungen mehr ornamentaler Art erstrebt werden, sei es mit schöner Linienbewegung als Selbstzweck, sei es mit wohlabgewogen in sich ausgeglichenen Raumfüllungen, die einer Fläche in sich selber bewegte Ruhe geben.

Gilt all das schon von dem gezeichneten oder getuschten Schattenbild, so kommt bei der echten, der geschnittenen Silhouette noch der besondre technische Reiz hinzu. Wir erkennen, wir empfinden den Scherenschnitt, und die ästhetische Einfühlung beim Genießen läßt uns des Könnens mit froh werden, das hier mit so leichter Hand das zierliche Instrument zur Dienerin der Anschauung beseelte. Vor dem Original gilt das freilich in weit höherem Grade, weil sogar bei dem leicht angeklebten Schwarzkunstwerkchen immer ein zart bewegliches Schattenleben auf dem weißen Untergrunde spielt. Es gilt aber auch noch vor der Reproduktion in Holzschnitt oder Strichätzung, denn wer erst darauf achtet, erkennt den Scherenschnitt als solchen doch, und der Scherenkünstler, der einer ist, verschleiert seine Technik ebensowenig wie etwa der Holzschnitzer, im Gegenteil, er freut sich ihrer und läßt das fühlen. Übrigens haben durchaus nicht alle hervorragenden Schattenkünstler eine Meisterschaft auch mit der Schere erstrebt.

Hoffentlich irr ich mich, wenn ich glaube, daß unsre Kunstwissenschaft, die doch jeden alten Meister wenigstens mit einer Doktorarbeit beehrt, noch keine ordentliche Geschichte der deutschen Schattenbildkunst geschrieben hat. Aber ich weiß von keiner und muß mich so nur auf meine paar zufälligen Kenntnisse stützen. Als die Bildnissilhouette abkam, gab es nur noch ein Gebiet, auf dem der Schattenriß eine Weile lang ein breiteres Publikum sich warm hielt, ein Publikum der schlichten Schichten, vor allem eins der Jugend, der Kinderwelt — es war das Schattentheater. Auch etwas Gutes, das zu Unrecht von „feineren", das heißt verwickelteren, deshalb aber nicht künstlerisch gehaltvolleren Gebilden aus dem Volksleben und schließlich auch aus den Familien fast verdrängt worden ist, und auch

Digitized by Google

etwas, das sich jetzt da und dort zur Auferstehung zu rüsten scheint! Man kann vor allem an den Hauptvertreter der Silhouette für eine ziemlich lange Zeit, an Franz von Pocci kaum denken, ohne auch an das Silhouettentheater zu denken: alles, was er gibt, ist auf „dramatische“ Wirkung geschnitten, ohne „Lyrik“ und „Epik“, ohne viel Grazie oder sonstige „Finesse“, aber von ganz einheitlichem, von höchst schlagendem Ausdruck, derb, gesund, volkstümlich im allerbesten Sinn; Kasperle steht hinter der nächsten Ecke. Das ist der Stil, der nun in die „Fliegenden“ übergeht. Er bleibt auch bei vielen der Schattenrisse eines Großen, von welchen wir bisher nur aus einer Briefstelle wußten, da die Originale bis jetzt in privatem Besitz verborgen sind, bei den köstlichen Schattenrissen Moritzens von Schwind — mitunter aber lassen diese auch die intimen Feinheiten Schwindschen Humors erblühn. Was in Süddeutschland ferner von Silhouetten veröffentlicht worden ist, zeigt, soweit ich es kenne, immer den uns bekannten und lieben Fliegenden-Blätter-Geist. Die eigentliche Entwicklung der Technik jedoch geschah, seltsamerweise, wesentlich im deutschen Norden.

Ganz im Anfang des vorigen Jahrhunderts schon hatte dort der Hamburger Otto Philipp Runge besonders mit Tier- und Pflanzengestalten eine Weiterbildung des Schattenrisses versucht, aber erst in den vierziger Jahren wurden seine Schnitte veröffentlicht. Das Modeinteresse der Silhouette war schon im Sinken, sie fanden kein Publikum. Allmählich begann nun die Zeit, die man als die der Familienblattsilhouette bezeichnen könnte: „Dilettant heißt der kuriose Mann, der gerne macht, was er nicht kann“, Dilettantin das entsprechende Fräulein (als welches die Schere sozusagen von Natur näher zur Hand hatte), die Silhouetten schienen ja „so leicht“, und so lieferte Männ- und Weibchen fortan allerhand Schmuck- und Rahmenstücke für Gedichte, Karten usw., die wie geronnener Zucker schmecken — das gab, so viel ich sehen kann, lange, lange fast ausschließlich „die Silhouette der Gegenwart“. Ernst nahm man die ganze Gattung nicht mehr. Der erste Künstler, der im Norden wieder zu ihr gezogen wurde, war (ich betone immer: so viel ich weiß) Karl Fröhlich in Berlin. „Eigentlich“ war er zwar kein Künstler. Er verdiente sein Brot zeitweise als Schriftsetzer, und in einer Geschäftskarte empfiehlt er sich für „Gelegenheitsgedichte zu allen festlichen Vorkommnissen“, „auch hat derselbe“, heißt es dort, „stets eine Auswahl seiner, mit der Schere geschnittenen Bildchen vorrätig“. Ganz eigentlich aber war er durchaus ein Künstler. Fröhlich war der feinfingerigste Techniker der Schere, der je gelebt hat, er zeichnete mit ihr wie mit dem Stift, zeichnete in den Gesichtsumrissen oft winzigster Figürchen sogar wie unter der Lupe mit ihr. Es hängt wohl mit diesem Virtuosen-Können zusammen, daß er sich zu einer Erweiterung der Silhouettenkunst weit über das Übliche hinaus gedrängt fühlte: er gab nicht nur Gestalten oder Gruppen, er gab ganze Bilder in Schattenrissen, Interieurs mit allem Zubehör und Landschaften mit reicher Staffage, Häusern, Bäumen, ja Glitzergewässern. Mitunter tritt da der Fehler seiner Tugend hervor: sein Können verführt ihn, der Silhouette abzufordern, was außer-

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

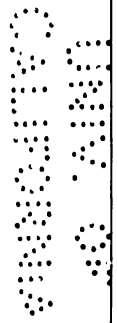
Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: ZUR WIEDERBELEBUNG DER SCHATTENRISSKUNST



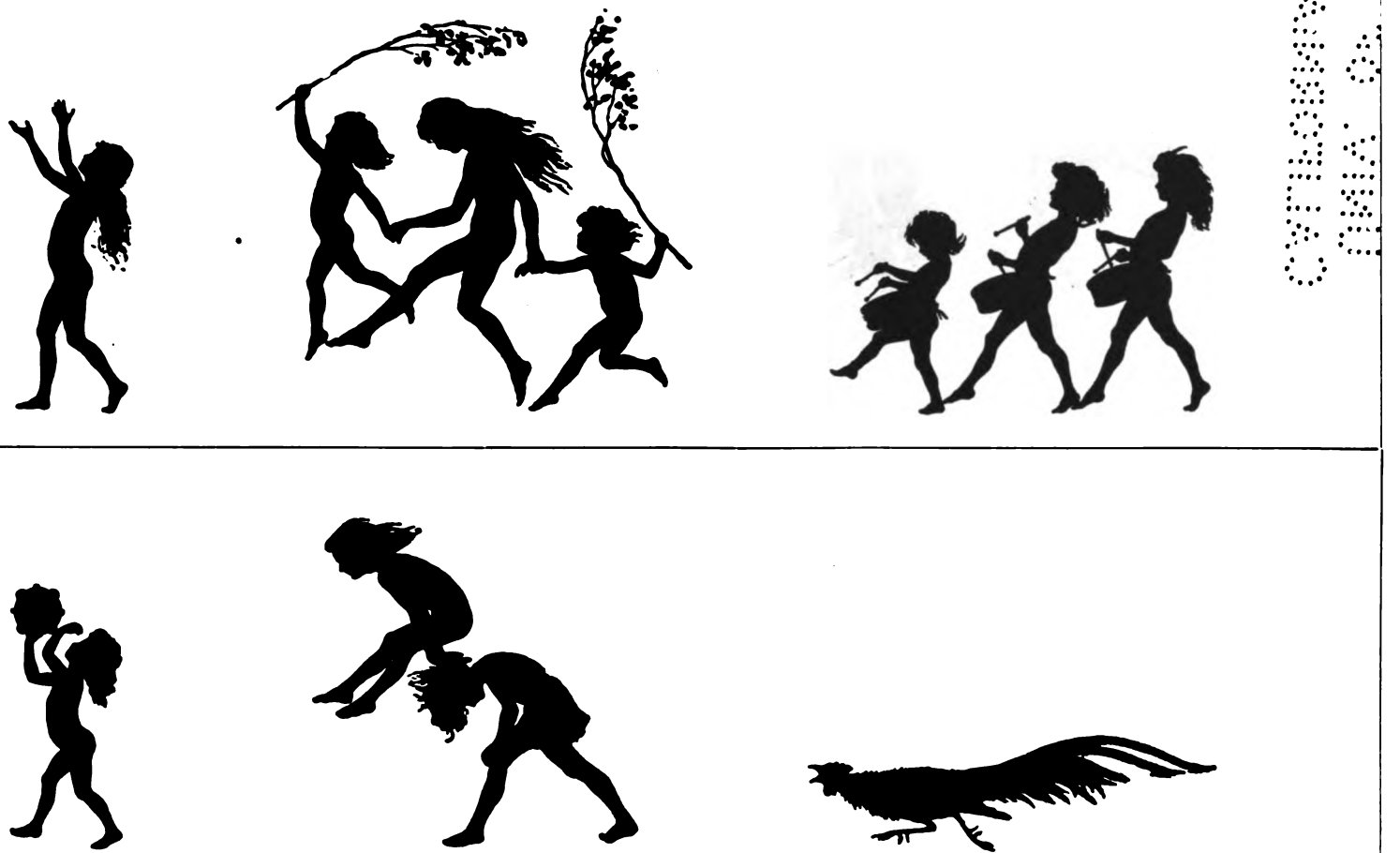
AUS DEM KUNSTWART

AUS DEM „FRÖHLICHEN BUCH"

OBEN: FRANZ VON POCCI
UNTEN: WILH. DIEFENBACH

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: ZUR WIEDERBELEBUNG DER SCHATTENRISSKUNST



AUS DEM KUNSTWART

AUS DEM „FRÖHLICHEN BUCH“

WILHELM DIEFENBACH

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: ZUR WIEDERBELEBUNG DER SCHATTENRISSKUNST

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: ZUR WIEDERBELEBUNG DER SCHATTENRISSKUNST

AUS DEM KUNSTWART

ERSTE VEROFFENTLICHUNG

GERTRUD STAMM

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: ZUR WIEDERBELEBUNG DER SCHATTENRISSKUNST

HEINRICH WOLFF

Digitized by Google

halb ihrer Stilbedingtheit liegt. Wenn er zum Beispiele Tierfelle mit der Schere sprenkelt oder streift, so künstelt er. Manchmal merkt man auch ein wenig die allzu „idealistische“ Zeit. Und schließlich: Fröhlich beherrschte den Menschenkörper zeichnerisch nicht sicher. Im allgemeinen sind seine Gaben trotzdem erfreulich. Er zeigt in seinen Kompositionen sehr viel natürliches Künstlergefühl für Raumverteilung, manche kleine Sachen von ihm sind geradezu Meisterstücke darin. Auch hatte er einen besonderen persönlichen Schönheitsinn, der beispielsweise in Kindergestalten nach ihm „stehenden“ kleinen Leuten fein charakterisieren konnte. Vor allem aber hatte er ein gutes Teil naiv volkstümlicher, bildnerischer Erzählkunst. Die meisten seiner Sachen sind in den Formen weniger formal schön, als sozusagen quicklebendig und naiv realistisch frisch. Übrigens ist auch von ihm bei weitem das künstlerisch Beste noch gar nicht bekannt, weil noch nicht publiziert.

Fröhlich nun war der Lehrer des jung verstorbenen Konewka, den er lange überlebt hat. Sein Verhältnis zu diesem ist uns nicht ganz klar. Es gibt eine ganze Anzahl von Blättern, bei denen man fragt: ist das Konewka nach Fröhlich oder Fröhlich nach Konewka? Es scheint, als hätten beide in der Art aufeinander gewirkt, daß Konewka vielfach Fröhlichsche Kompositionen unter Zustimmung seines Lehrers verwendete, während dieser durch die Überlegenheit seines Schülers an natürlicher Grazie später vielleicht verleitet ward, von seinem eignen angeborenen Realismus öfter abzugehn, als ihm lag. Es scheint so, ich behaupte nicht, daß es so war. Wer auf unsrer Gegenüberstellung die Mädchengestalt vergleicht, die dem Motiv nach Konewka mit Fröhlich gemeinsam hat, wird gerade bei längerem Beschaun zweifeln, bei wem von beiden sie schöner sei.

Daß Paul Konewka einen Höhepunkt der Schattenrißkunst bezeichnet, weiß unter unsern Lesern jeder. Wir haben die schönsten Sachen von ihm, die ihre Verleger nach der ersten Auflage ob der geringen Nachfrage liegen ließen, ja schon wieder herausgegeben: die Kinderbücher „Schattenbilder“ und „Kinder und Tiere“ und die Sachen für „Große“: „Osterspaziergang“, „Sommernachtstraum“, „Falstaff und seine Gesellen“. Man darf aber Konewka auch nur nach seinen besten Gaben bewerten, denn beispielsweise seine Bilder zu „Faust“ und manch andres zeigen erst in Andeutungen das Talent, das ohnehin so bedauerlich früh vom Tode gebrochen ward. Holde Anmut im Körperlichen wie Seelischen der meisten Gestalten, eine liebenswürdige Charakteristik vom Künstler her ohne jeden Einschlag von Satire, dazu eine erstaunliche Fähigkeit, die Bewegung zu „fangen“, das ist es, was an Konewka immer wieder entzückt. Er hat Heiterkeit und Schönheit in einem Bunde, der an antike Spiele erinnert.

Seine Grazie ist auch nur einmal wieder erreicht und vielleicht sogar übertroffen worden: in der Zusammenarbeit von Wilhelm Diefenbach, dem Erfinder, mit seinem Schüler Höppener-Fidus als dem Ausführer, einem erstaunlich glücklichen Zusammenwirken, dem wir eines der formenschönsten Werke verdanken, die der deutschen Kunst je gelungen sind, den langen Fries „Per aspera ad astra“. Nach Fidus' eigenen Angaben darf jetzt als der eigent-

Digitized by Google

liche Autor Diefenbach angesehen werden. Obgleich in dieses Werk auch der Humor spielt, ist seine Grundstimmung doch ganz anders als die Konewkas, sie ist eine Art Anbetung der Schönheit in der Natur, eine Feierstimmung, die sich vom Heut in ein ersehntes Erdenparadies hinüberträumt. Auch die Fülle an Motiven nackter Körperbewegung, die doch sämtlich im Profil bleiben, erregt Bewunderung. Wenn man mitunter geneigt ist, die natürliche Fülle an Grazie als Vorzug romanischen Erbes anzusehen oder höchstens noch, im Angesicht Konewkas des „Polen", slawischen Erbes, so wird solche Meinung mit „Per aspera ad astra" endgültig widerlegt.

Aber Konewka sowohl wie Diefenbach-Fidus sind keine Silhouettenschneider mehr. Konewka gab die Technik, an der sein Lehrer Fröhlich bis lange über des Schülers Tod hinaus festhielt, früh auf: Alle die vorhin genannten Werke schon sind gezeichnet. Und ebenso hat bei dem „Per aspera ad astra"-Fries, der so groß wie ein Wandfries ausgeführt wurde, die Schere gar nicht mitgewirkt. Wer darauf achtet, merkt das schon bei Konewka nicht nur an der Art der Umrißlinien, denen das „Schnittliche" fehlt, sondern auch an den Kompositionen als solchen, die darauf verzichten, ein spitzenartiges Gewebe herzustellen, das unter sich verbunden ist und sich so ineinanderhält. Fröhlich hatte Möglichkeiten der „echten Silhouette" vorgebildet, denen zuerst der Königsberger Heinrich Wolff wieder nachging. Seine „Erzählungen einer kleinen Schere" zeigen allerhand Phantasien, sein bestes Schattenrißwerk, der große „Schattenspiel"-Fries, den der Kunstwart herausgegeben hat, zeigt Bilder aus der Wirklichkeit von heute in humorvoller lebensechter Charakteristik mit meisterlicher Zeichnung und doch im reinsten Schnittstil.

Auch ein begabter Allerneuester, Willy Repsold, der beispielsweise zu Andersen und Till Eulenspiegel schöne (auch noch nicht veröffentlichte) Schattenbilder gestaltet hat, schneidet wieder Silhouetten.

Es ist bezeichnend für das Wiedererwachen des Sinnes für Technik und für das Entwickeln von künstlerischen Werten aus der Technik, daß die jüngsten beiden Talente der Schattenrißkunst gleich Wolff resolut wieder zur Schere gegriffen haben. Die beiden sind Frauen, aber obgleich sehr viele Damen Silhouetten machen, von diesen beiden kennt der Leser noch keine. Höchstens kennt er die Breslauerin Elisabeth Müller, wenn er nämlich die leider eingegangenen Hirschberger „Schlesischen Heimatblätter" gelesen hat, denn die haben sie „entdeckt". Elisabeth Müller ist eine Künstlerin, deren Auge gleich gut auf Schönheit wie auf Wahrheit eingestellt ist, sie gibt reizvolle Natur, schminkt aber nicht und bildet ihre geschmackvollen Gaben sehr sorgsam durch. Man achte besonders auf die feine Ausführung ihrer Gesichter. Vielleicht dürfen wir insbesondere gute Kinderbücher von ihr erhoffen. Mehr läßt sich von ihr noch nicht sagen.

Die andre Dame, die ich hiermit einem großen Publikum vorstelle, ist die junge Norddeutsche Gertrud Stamm. „Dame", das Wort paßt einem für ihren „Fall" nicht recht, es hat was Höfisches, was Konventionelles, Gertrud Stamm aber ist ein so ursprüngliches Wesen, daß ich sie weit lieber ein Frauenzimmer nennen möchte, und zwar eins mit einem Genieteufelchen im Leibe. Sie ist ein so verwogenes

Digitized by Google

Talent, daß man vor mancher ihrer Schnitzeleien den Eindruck hat, ihr erst sei diese Technik ganz frei, sei sie ein so natürliches Ausdrucksmittel geworden wie Reden, Singen und Lachen, meinetwegen auch wie Tanzen oder lange-Nasen-drehn. Wohlabgewogene Kompositionen, Raumfüllungen in ein Rechteck oder sonst einen Rahmen hinein, das sind nicht ihre Sachen, sie geht nicht aufs Ornament, sondern auf Vermittlung innerlich oder äußerlich geschauten Lebens. Ist das dabei, so ist ihr als Vorwurf so ziemlich alles recht, was sie sieht oder was ihr einfällt, vom „naturalistischen" Straßenbildchen bis zum phantastischen Jux oder zur phantastischen Melancholie. Dabei ist sie keck genug, sogar das zu ignorieren, was der Silhouette bis auf den heutigen Tag ununterbrochen „heilig" geblieben war: das Profil — sie gibt uns ganz, „wie's trifft", Menschen von der Seite, von vorn oder von hinten, Menschen „mit oder ohne Gesicht". Eine kühne Neuerung! Aber wir sind sicher: fehlt das Profil des Gesichtes, so spricht der Umriß der Gestalt so drastisch, daß wir nichts vermissen.

Und nun: dieses reiche Leben der Schattenkunst das ganze vorige Jahrhundert hindurch hat niemals lebhaften Widerhall im Volke gefunden. Materiell ausgedrückt: keine einzige deutsche Silhouettenveröffentlichung irgendwelcher Art hat jemals buchhändlerischen Erfolg gehabt. An Lobern, sogar an begeisterten Propheten hat es den bessern Schattenrißkünstlern nie gefehlt, an Käufern ausnahmelos ihnen allen. Zugegeben, daß über vielen dieser Publikationen ein besondres Mißgeschick, auch wohl ein Ungeschick gewaltet hat. Aber die Allgemeinheit der Erscheinung läßt sich doch wohl nur dadurch erklären, daß unser Volk zum Würdigen der Schattenrißkunst noch nicht oder nicht mehr fähig ist. Dieser Kunst, die mit einem Mindestmaß von Mitteln so entzückend lebendige Eindrücke erzielen kann. Dieser Kunst, die kaum wie eine zweite das Auge im Lesen der Linie bilden kann. Dieser Kunst schließlich, die wegen der Bescheidenheit ihrer äußerlichen Anforderungen sowohl wie wegen der Sammlung aller Aufmerksamkeit auf eine Seite der Erscheinung sich sehr viel besser zu einem wirklich feinen Dilettantismus eignet, als die meisten andern Techniken.

Wir vom Kunstwart haben beschlossen, der Wiederbelebung des Schattenrisses ein ordentliches Stück praktischer Arbeit zu widmen. Die besten Schattenrisse von Konewka und Heinrich Wolff haben wir ja schon längst herausgegeben, auf Diefenbach-Fidus' „Per aspera ad astra" hat das „Fröhliche Buch" durch zahlreiche „Bilderzitate" wieder aufmerksam gemacht. Teils haben uns dann glückliche Funde beim Suchen, teils Angebote solcher Männer und Frauen geholfen, die wußten, daß der Kunstwart für Schattenrisse „ein Herz" hat. Das Ergebnis ist: wir werden das Beste, was uns von deutscher Schattenrißkunst bekannt geworden, nach und nach von Kunstwarts wegen herausgeben können. Beispielsweise: alles Beste aus dem Nachlasse Karl Fröhlichs, Diefenbachs „Per aspera ad astra", Elisabeth Müllers schönste Sachen und schließlich die von Gertrud Stamm. Die Rechte haben wir uns gesichert. Die Sachen sollen sich in möglichst billigen Ausgaben zu einer Folge von Kunstwart-Unternehmungen vereinigen,

Digitized by Google

die beinahe den Gesamttitel „Die deutsche Silhouette“ verdienen dürfte. Vielleicht, daß es auf unsre Weise gelingen wird, dieser intimen Kunst endlich die rechte Teilnahme der Gebildeten im deutschen Volk zu erwerben. Es ist aber noch eines dazu nötig: daß wir uns gewöhnen, an die Gaben der Schattenrißkunst hohe Ansprüche zu stellen. Gerade das „ernst nehmen“, das ihr so lange gefehlt hat, muß ihr endlich werden, man darf nicht, wie in weiten Kreisen jetzt noch, mit einem wie „niedlich“ und wie „reizend“ zugleich am dilettantischen Nichts und an dem künstlerischen Etwas oder Viel vorbeigehn, in dem feinste Kräfte sich zu eigenartigen Gestaltungen verdichtet haben. Wir müssen auch hier Unterschiede zu machen und Abstände zu halten lernen. Verständnisloses Nörgeln hilft freilich nie etwas. Aber von einer aus Sachkenntnis und ernster Liebe zum Dinge gewachsenen kritischen Strenge hat die deutsche Schattenrißkunst nicht das Mindeste zu fürchten, denn kein Volk hat in der Silhouette so Schönes geleistet, wie nunmehr wir. A

Lose Blätter

Aus Helene Böhlaus „Isebies“

[Wenige neuere Bücher haben so entgegengesetzte ästhetische Beurteilungen erfahren wie die jüngste Dichtung von Helene Böhlau. Die ablehnenden haben sich vor allem auf die sogenannten Formmängel berufen, die zustimmenden auf einzelne schöne Abschnitte darin. Nun ist aber „Isebies“ nicht durchaus und allein ein Romankunstwerk wie die „Wahlverwandtschaften“ oder Björnsons „Mary“, sondern ganz unverkennbar stellt sich diese Dichtung zu jenen Persönlichkeitkundgebungen unsres Schrifttums, deren Charakter etwa von „Wahrheit und Dichtung“ und dem „Grünen Heinrich“ für unsre Betrachtung bestimmt wird. Darum glaube ich, daß die ästhetischen Bedenken und Einzelurteile hier im wesentlichen fehl am Ort sind. Und bin wohl doppelt berechtigt es zu glauben, weil Helene Böhlau mit dem „Rangierbahnhof“ und anderen Dichtungen längst bewiesen hat, wie stark und sicher ihre Formkraft ist, wo sie sie einmal anspannt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht auch rein ästhetisch betrachtet wundervoll geschlossene und einheitlich gestaltete Stellen in dem Werke ständen, in seinem Ganzen nur wird man die Persönlichkeit, die sich darin machtvoll und stolz kundgibt, sich nahen lassen oder sich fern halten müssen, wenn man nicht zu einer zwiedeutigen, unfruchtbaren Haltung ihm gegenüber verurteilt sein will.

Es begreift sich leicht, daß hergebrachte ästhetische Normen und Formeln vor einem solchen Werk versagen — lange ist keines geschrieben worden, das so bis ins kleinste Aderchen von warmem Blut und Leben durchpulst war. Und dieses Leben spricht eine eigne eindruckstarke Sprache, die einmal ganz wie Alltagrede eines tüchtigen Menschen, dann wie die sinnende Betrachtung eines einsamen Herzens, wie Klage eines süßen Vogels und wiederum wie der Schrei des brandenden Meeres klingt, immer aber ganz von sich selbst erfüllt ist und sich ausgeben will tief hinein in Herz und Sinn der andern Menschen. Es spricht ein Mensch-

Digitized by Google

wesen da, das die überwältigende, nie ruhende Fülle der Welt nicht allein tragen und allein schauen kann, das teilen, mitteilen und mitteilend lieben muß. Und immer bleibt doch ein großer Rest von lebendiger Kraft, da sich nie das innere Leben ganz erschöpft, nie die letzten Tiefen sich aussprechen. Das Wissen um dieses Ungenügen vereint sich im Angesicht der Dichtung als ein leiser Zug unruhigen Bittens um Verstehen mit dem Ausdruck seliger Befriedigung im Geben. Und es bleibt dieser Anblick dem Empfangenden als Letztes zurück, ein Bild von Menschtum unsrer Tage, in großen Linien und tiefen Farben. „So bietet Isebies Sibylle eine Handvoll Wasser aus dem unerschöpflichen Meere ihres Lebens und aus dem Meere ihres Leides und aus dem Meere ihrer Liebe und ihrer Seligkeiten, das bis hinauf in die Ewigkeit rauscht", — das Buch endet so mit einem Wort, das seinen tiefsten Sinn umfassen will.

Sibylle Eigenbrodt, die sich Isebies nennt, wächst langsam in das Leben hinein. Viel Frohes und Heiteres erzählt Helene Böhlau von dem Märchenland, aus dem ihr alle Kräfte erwuchsen, in das über Zeit und Raum hin die Wurzeln noch der greisen Menschenkinder reichen, das wir Jugend nennen und Kindheit. Im „Hause der kindlichen Starken" wächst sie auf zwischen frohen Geschwistern, unter dem liebevollen Blick ernster Eltern von alter Zucht und Sitte, bestimmt zu einem Lebenslauf herkömmlichen Frauenglücks voll Ergebung und Hingabe. Aber wie das Kind anders die Welt sieht, sie an andern Stellen innerlich ergreift als die Geschwister, wie es Tränen hat, wo jene Gleichmut, und erschütterte Freude, wo andre ein flüchtig Lächeln, so ist auch ihr ferneres Schicksal uranfänglich anders bestimmt. Halb fremd bleibt sie den Liebevollsten und vertraut ohne Rückhalt wird sie den fremden Kindern aus dem „Hause der Mutterlosen", Ottomar Rauchfuß und Lilly Rauchfuß. Freundschaft wächst da heran, — das Ur- und Vorbild einer innigsten Gemeinschaft der Seelen. All das weiß sie, sieht, ein „wissendes Kind", die Schmerzen der Eltern und die eignen, die daraus hervorgehen, weil sie dennoch in tiefstem und alltäglich befestigtem Zusammenhang mit deren Welt lebt, und vermag doch in keinem Zuge das eigne Ich aufzugeben. Wie aus weiter Ferne her geht sie auf das Leben mit seinem schreckhafteren Grauen und seiner lauter jauchzenden Lust zu. Sie sträubt sich und verfängt sich doch allmählich tiefer und unrettbarer hinein als jene, die den Übergang leichter und mit weniger Bedacht tun. Im „Hause der Fremden" gewinnt Alexander Dohrn das innerlich so namenlos reiche, nach außen stille, zage Mädchen lieb, die unter seinen Augen, seiner Beihülfe zur Dichterin wird. Er lebt mit Frau und Kindern in schweren Umständen, die seine große, nach Ruhe und Schauen drängende Natur fast zerbrechen. Er wird zerbrechen, wenn Isebies, seine „Erde", ihm nicht neuen Boden zum Wachsen und Vollenden suchen helfen wird. Was immer Heiligstes in großer Liebe war, wirkt hier zwei Menschenherzen ineinander. Frau Dohrn willigt in die Scheidung, Isebies aber muß schmerzvoll ihre Wurzeln reißen aus dem heimischen Garten, muß den Sinn der Eltern im Kern verletzen, ihren Weltbegriff und Glauben zerstören; denn ein Nachgeben ist nicht da, nur Zwingen und Gewalt. Die Liebe will Menschenopfer unerhört. Aber Isebiesens „Jugend war wie ein Rausch und ihre Seele wie eine Flamme". Sie zwingt alles

Digitized by Google

zum notwendigen Ende. Ganz kostbare Tage, angefüllt mit fremdartig rauschendem Glück, werden denen, die nun ein gemeinsames Sichvollenden beginnen, im Orient. Ruhe, Erhebung über alltägliche Begebnisse, Selbstgewißheit, eine vornehme Kunst des Lebens und die überlegne Weise der Genügsamkeit bieten sich Isebies und Alexander Dohrn, dessen Mutter Orientalin war, dar als wunderhafter Besitz eines Kulturvolkes, das ihnen viel zu geben hat, weit mehr, weit Wertigeres als unser europäischer, überheblicher Unfehlbarkeitdünkel glauben mag. Und wie sie dieses Volkes Wesen tief, liebend, verstehend nacherleben, gibt es ihrem ferneren Dasein milde Kraft des Begreifens und Verstehens, ein erweitertes Wissen vom Menschlichen. Isebies gewinnt den Freund ihrer Kindheit — ihr Liebeglück hatte ihm Entsagung auferlegt — ganz sich und Alexander Dohrn wieder zu eigen, sie rettet Lilly Rauchfuß, die an enttäuschter Liebe dahinkrankt, das Leben mit ihrer Stärke und ihrem Zutrauen, sie gewinnt, als Dohrns nach Deutschland zurückkehren, Heimat und Eltern wieder. Weit, weit dehnt sich der Horizont ihres inneren Auges so, über unermeßliche Höhen und Tiefen der Menschlichkeit. Selbst was sonst wohl sonderliche Ekstasen bringt, ist darin nur Teil eines einzigen großen Lebensstromes, — daß sie Mutter wird. Ein Ziel fühlt sie größer und tiefer in sich Erfüllung fordern, und ihr Erfolg als Dichterin erlaubt ihr die Gewährung: selbst ein Stück Erde zu besitzen. Sie gewinnt ein Heim, und Jahre werden nun aus Reihen reicher, gesättigter Tage. Alexander Dohrn versinkt ganz in Schauen, endet sein Lebenswerk, das ein Weltbegreifen durch Schauen umschließt. Er stirbt und hinterläßt Isebies den Glauben an Unsterblichkeit und das Gottgewolltsein unsres Daseins, Isebies, die in Leiden zittert und aufschreit und allmählich erst Ruhe findet.

Es braucht nicht betont zu werden, daß Helene Böhlau die Geschichte dieses Lebens durchaus in Gestalten kräftiger Zeichnung und Begebenheiten ureigner Erfindung wiedergibt. Man fühlt wieder einmal, als ob man es nicht schon aus hundert großen Dichtungen wüßte, was es überhaupt heißt: gestalten. Wo in einer Handlung ein Mensch hereintritt, uns ansieht, Worte spricht, einen Erfolg hat oder still übergangen wird, so, daß wir gedrängt sind hinzugehen und ihm die Hand zu drücken, ihn über unser Glück zu befragen oder sein Leid zu mildern, bis wir aufschauend uns sehen, nur ein Buch in der Hand, — da ist Gestaltung. Wo eine Begebenheit sich vollzieht, die uns gleicherweise neu, noch unerlebt anmutet und doch als ob wir sogleich mit vollem Herzen dabei sein könnten und, mögen die Beteiligten sich noch so heftig gegenüberstehen, doch Allen unser warmes Mitfühlen schenken möchten, — da ist Gestaltung. Und wo das Leben vor unserm Auge strömt und die Dichterin ein Wort dazu spricht, das seinen Sinn tief herausgehoben uns dartut, empfangen eben und geboren aus ergriffenem Herzen, — auch da ist Gestaltung, denn lebendig und vertraut tritt da der Schaffende selbst in unser Leben ein. Bei Eigenbrodts wird am Frühstücktisch gebetet. Isebies, schon dem fremden, formloseren Sein der Dohrns halb angehörig, vermag innerlich nicht voll dabei zu sein. Der Sinn, so sagt die Mutter, sei, daß dabei ein jeder zu Tagbeginn still an Gott denke, „»Wenn das so einfach wäre, an Gott zu denken«, antwortete Isebies herb.

»Ja, wo ist die Einfachheit unseres Kindes hin?« Heinrich Eigenbrodt —

Digitized by Google

der Vater — schüttelte schwermütig den Kopf. Mächtiger sagte er: »Wer wagt es, in unser Haus einzugreifen? Wer wagt es, das Wesen unseres Kindes anzutasten!«

Heinrich Eigenbrodt stand erregt auf und verließ das Zimmer.

Isebies saß schuldbewußt vor ihrer Tasse."

Dichter und volltöniger kann Leben nicht ge — dichtet werden als hier, wo jedes Wort aus Herztiefen kommt, unter Zwang und Drang, verletzt, befreit und weitertreibt. Oder man betrachte und suche mitzuerleben die Szene (im zweiten weiter unten abgedruckten Teil ist sie zu finden), wo Isebies sich in törichter Laune geschminkt hat, Ottomar sie ableckt und sie zuletzt durch die Selbstüberwindung mit dem schmutzigen Dorn Ottomars und ihre eigne Achtung wieder erringt. Ganz kurz ist das gegeben, aber wie sehr lebt in diesen „symbolischen" Handlungen, die sich da wie Alltägliches vollziehen, alle tiefe Innigkeit der Befreundeten, ihre Naturstärke, ihre junge Weltfrohheit und ihr Kraftvertrauen, so, daß jeder einzelne Zug sich eindeutig und tief einprägt und doch das Ganze e i n Bild, ein Menschliches bleibt. Das ist gestaltet, um das Wort zum letztenmal zu wiederholen. Und über die Gestaltung hinaus liegt das Letztbestimmende jeder Dichtung in der Größe und Gewalt dessen, was da gestaltet ist. Gehalt mag man es nennen, Wesen, Persönlichkeit, Lebensglaube, Verinnerlichung oder wie. Es will gefühlt und erkannt sein, nicht genannt; und gleicht darin dem Menschenwesen, als welches ebenso geliebt, gekost, ergriffen, geduldet, bewegt und erhoben sein will, nicht mit Worten umspielt und von Formen umgeben werden. So ist es wieder die Persönlichkeit, die aus dem voll überschauten Dichtwerk sich heraushebt. Und daß eine Frau in unsern Tagen, da man so sehr auf Formen und Worte gerichtet ist, ganz ihren Glauben an des Lebens Urkräfte bekundet, mit geglühten Worten sagt, daß Fühlen und Wollen und Denken der einen großen, Allen gemeinen Natur sich weit ausgreifend vollenden müssen, wo Sieg und Herrlichkeit sein soll, das hebt dieses Werk in gewisser Richtung hinaus über alle Frauendichtung die wir kennen. Sie war überfüllt, helleuchtend oft von Sehnsucht und tief erfüllt von Liebe zu allen Möglichkeiten des Seins. Hier aber spricht die Erfüllung selbst sich aus, sich bejahend indem sie sich gestaltet.

Ich sagte eingangs, ästhetische Bedenken müßten da schweigen. Man wird nun wissen, wie ich das meinte. Kein abstraktes Denken kann das ausmessen, was sich als lebendige Einheit durchsetzt. Diese Einheit zu erleben mag mehr, mag weniger sein als ästhetischer Genuß. Sie ist aber das Erlebnis, das Helene Böhlau hier in seiner größten Stärke vermittelt. Jedem vermittelt, der mit bereitem Sinn und offnem Herzen ihre „Handvoll Wassers" entgegennimmt. W o l f g a n g S c h u m a n n]

[Wir versuchen im folgenden, durch Proben einige der wichtigsten Abschnitte im Leben der Isebies zu charakterisieren, die in der Besprechung angeführt sind. Die Überschriften, mit Ausnahme der letzten, sind nicht aus dem Roman, sondern hier nur zur Orientierung beigefügt. Das Buch ist im Verlag A. Langen in München erschienen.]

Digitized by Google

(Aus der Kindheit)

An einem Winterabend saß Sibylle Eigenbrodt, Frau Mutter und die beiden Mädchen in dem Arbeits- und Kinderzimmer, dessen Fenster zum weiten Hof hinausblickten. Die Schnellpressen im alten Geschäftshaus, aus dem mancherlei Geräusche herüberdrangen, sausten, ohne beachtet zu werden. Und doch gehörte ihr Geräusch zum Behagen, denn Sonntags, wenn es wegfiel, vermißten alle gewissermaßen einen Rhythmus bei ihren Beschäftigungen und Spielen. Es war auch angenehm zu denken, daß so viel hellerleuchtete Fenster in den großen Hof auf die schöne junge Tanne blickten, so viel wachsame, freundliche Augen. Zu dieser Abendstunde wurde die Zeitung in den großen Maschinensälen fertiggestellt und gefalzt, und in der weiten Torfahrt stand eine ganze Rotte alter und junger Frauen, Kinder trugen mächtige Taschen, und alle warteten darauf, die Zeitung auszutragen. — Einen Tag wie den andern war es so. Immer hatte die Phantasie der drei Eigenbrodts etwas zu tun. Nie war es langweilig da drüben. Die Zeitungsmädchen, die die leeren Druckbogen den Schnellpressen in den Rachen schoben, spielten eine große Rolle, so gut wie der dicke Faktor und die Herren im Kontor mit den vielen Siegellackstangen und Federkasten, in denen die Federn wie neugeprägtes Silber in Menge lagen; und auch die Rotstifte und Blaustifte und die hohen Drehstühle hatten ihre ernste Bedeutung und die tiefe Würde der Herren und deren herablassendes Lächeln.

Auch heute war alles im schönsten Gang, kein Geräusch fehlte. Wenn die Kinder hinüberdachten, war alles in Ordnung. Sie selbst arbeiteten Weihnachtsarbeiten und sangen „Stille Nacht, heilige Nacht“ mit der Mutter; aber sie wußten, daß sie vor dem Abendessen noch ein wenig bei dem Zeitungsfalzen drüben zuschauen durften oder vor dem Hause Schlitten fahren konnten. Sie hatten die Wahl. Beides war verlockend.

„Isebies,“ sagte die Mutter, „du bist nicht bei der Sache, was machst du für abscheuliche Stiche. Du siehst gar nicht hin. Du nähst ja unter dem Tisch!“

„Ei der Tausend,“ meinte die Frau Mutter, „das ist ja ganz meschant, was du da machst! Lange Faden, faule Maden.“ Die Frau Mutter trennte Isebiesens Näherei wieder auf, die schaute ihr dabei traumverloren zu, und als sie die Näherei, die gewissermaßen vom Können und Wissen der alten Frau durchdrungen und lebendig erwärmt war, wieder in ihre dünnen, gedankenlosen Finger bekam, ging's eine Weile, bis die Lebenswärme der Frau Mutter aus dem leblosen Stückchen Leinen verflogen war.

Als die Frau Mutter sich erhob, um sich fürs Theater zurecht zu machen, denn es war heute ihr Abonnement, bekamen auch die Kinder ihre Freiheit.

Das Kinderzimmer lag bald ruhig im Scheine der Hängelampe, die Arbeiten waren unter den Augen der Mutter verpackt, die Stühle unter den Tisch gerückt. Eine geordnete Feierabendstimmung lag über dem Raum.

Sibylle Eigenbrodt ging, nachdem um sie her Frieden geworden, in das Wohnzimmer, zündete sich die beiden Lichter am Flügel an und spielte.

Welches Leben in dem eigentümlichen, klugen Gesicht der Frau. Sie spielte mit einem weichen, perlenden Anschlag der zarten, festen Finger,

Digitized by Google

ihre eignen Gefühle in Töne übertragend, eine seltene Gabe bei Frauen. Und was sie spielte war klar, melodiös, voll süßer Poesie durchdrungen. Wunderlicherweise lag Wehmut und Sehnsucht in allen Weisen, die ihr durch die Seele gingen, und etwas feierlich Volkstümliches; etwas künstlerisch Vollkommenes war das einsame Spiel der pflichttreuen, zierlichen Hausfrau. Eigentümlich, daß sie so einsam spielte, daß sie dieses wunderschöne Können nicht Mann und Kindern mitgenießen ließ. Isebies war manchmal ihre Zuhörerin und hockte dann ganz versunken in einer Zimmerecke.

Sibylle war dabei einmal durch Isebies erschreckt: — als sie sich beim Spiel umwandte, kniete das Kind hinter ihrem Stuhl und küßte das Kleid der Mutter unter Tränen auf eine leidenschaftliche, ungezügelte Weise. Sibylle hätte gern ihr Kind in die Arme geschlossen und geküßt, aber das Herbe, Gefühlskeusche, Scheue in ihr ließ diese Überwallung des Herzens nicht zu. Sie sagte damals halb verlegen, halb unwillig: „Aber Isebies", worauf Isebies sie mit einem traurigen, fremden Blick angeschaut hatte.

Die Frau Mutter ging an diesem Abend wohlgemut und voller Behagen dem alten, gemütlichen Theater zu, in dem sie von Kindesbeinen an alle schönen Eindrücke ihres Lebens genossen hatte. Es war für die alte Frau überhaupt kein Theater, sondern die Quelle des Lebens, eines erhöhten Lebens, etwa eine zweite Kirche, in der man aber behaglich auf seinem Balkon sitzen konnte, bequem zurückgelehnt, alten Bekannten zunickend, die auf dem tiefroten Seidendamast der Wandbekleidung sich vorteilhaft und erfreulich abhoben. Frau Mutter teilte dieses Gefühl wohl mit jedem alten, gebildeten Weimaraner.

Die Schauspieler waren von ihnen allen geachtet wie die Pfarrer in der Stadt- und Hofkirche. Nur hatten die Weimaraner mehr teil an ihnen wie an den Pfarrern. Sie gehörten ihnen gewissermaßen wie nahe Verwandte an. Sie freuten sich über den vortrefflichen Ruf und die tadellose Lebensführung der hochangesehenen, tief in das Leben der Stadt eingewurzelten Künstler, die so bürgerlich wie die besten Bürger waren und ihre Sache so gut verstanden, ohne deshalb leichtsinnig und übermütig zu sein.

Es war also kein gewöhnliches kaltes, herzloses Theater, dem die Frau Mutter zustrebte, sondern eine Heimat, eine Ofenecke, eine Spinnstube, in der es Köstliches zu hören gab, ein Heimgarten. Die alten Weimaraner hätten darin sitzen und vor Wohlergehen wie die Katzen schnurren können. Es war ihnen einfach erdenwohl, wenn die Logentüren sich hinter ihnen geschlossen hatten. Alles Unbehagen, alle Sorgen blieben dann draußen.

Frau Mutter liebte auch den Weg zum Theater. Man war doch eigentlich ganz jung. Was wollten denn die Leute mit dem Alter? Wie gern man doch so am Abend seinem Ziele zuging, — immer gleich gern, von erster Jugend an. Etwas würdiger wohl, und ach!, — die guten Kameraden fehlten. Viele waren schlafen gegangen, die trautesten gerade, die herrlichsten; aber ihre lieben Bilder, ihre geistigen Naturen waren nicht abgehalten, die liebe Frau zu begleiten, so ging sie nie allein.

Am Wielandschen Garten kam sie an einer kleinen Gestalt vorüber, die, ein Schaltuch über dem Kopf, vermummt an die Mauer gedrängt stand.

Ein Bettelmädchen in Weimar, das wäre —!, dachte Frau Mutter, das kann nicht sein! Sie wendete sich deshalb nach dem kleinen Wesen

Digitized by Google

um, — und wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie in die erschreckten und verwirrten Augen ihrer eignen Enkelin Isebies blickte. „Ja, du meine Güte, wo kommst du denn her, was willst du denn hier? Machst du, daß du nach Hause kommst! Und weshalb hast du dir denn Reginen ihr Umschlagetuch um den Kopf gesteckt wie ein Bettelmädchen?“

Soviel Frau Mutter auch fragen mochte, sie erhielt keine Antwort. Mit geschlossenen Lippen und großen Augen, mit zarten, festen Zügen im weichen Gesicht stand Isebies vor ihr, schweigsam und unnahbar wie ein kleiner gefangener Siouxindianer. Frau Mutter wurde etwas ungeduldig, denn zu spät kommen und alle inkommodieren, bis sie glücklich an ihrem lieben Platz angelangt war, das wollte sie nicht, das hielt sie für eine der größten Rücksichtslosigkeiten; die Enkelin auf der Straße stehen lassen, ging aber ebensowenig. So war Frau Mutter in großen Schwulitäten und Isebies hatte den Bock. Sie stand wie ein Pfahl, und keine Miene veränderte sich.

„Sei nicht so meschant, Isebies!“

Frau Mutter wurde etwas heftig, aber mehr bittend wie heftig. „Ich komm ja zu spät!“ Keine Änderung in Isebiesens Betragen. „Ei du liebe Güte!“ Frau Mutters Seele rüstete sich, ein Opfer zu bringen. Sie kannte Isebies. Isebies hatte etwas pexiert und hatte nun Reue und irgendeinen Seelenkampf, der sie zwang, die Lippen fest aufeinander zu drücken. Endlich gelang es Frau Mutter, das Kind weiter zu bringen. Mit der ersten Bewegung aber rannen auch die Tränen herab, eine ganze Sintflut, und die zarte Gestalt bebte vor Schluchzen.

Ach du lieber Gott! dachte Frau Mutter. Nun ist's aus.

Und es war auch aus. Sie ging nicht ins Theater, schob Billett und Zettel in ihre Tasche und nahm das zitternde kalte Händchen der Enkelin in ihre warme, weiche und ging mit ihr über den Theaterplatz der Schillerstraße zu, denn nach Hause konnte sie Isebies jetzt nicht wohl bringen; erst mußte der Sturm sich legen.

„Was hast du denn da in der Hand?“ fragte Frau Mutter.

„Ein Paketchen“, schluchzte es.

„Was willste denn damit?“

Schweigen.

„Na, sei nicht so dumm!“

„Ich hab so Paketchen gelegt.“

Die kleine Stimme war ganz zermalmt und bebend.

„Paketchen hast du gelegt?“ Frau Mutter wußte nicht recht, was sie davon halten sollte.

„J, wieso denn, meine Alte?“

Isebies gab in einer Aufwallung völliger Hingebung ihr Paketchen der Großmutter, die es bescheiden ohne jedes Zeichen der Genugtuung an sich nahm.

„Was ist denn drin?“ fragte sie.

Sie standen gerade unter einer Laterne. Isebies griff nach dem Paketchen, nahm es der Frau Mutter aus der Hand, knüpfte das rosa Leinenbändchen auf, tat das weiße Papier auseinander. Und es fand sich, daß auf dem Papier ein Häufchen Asche lag und ein langer Zettel.

Isebies hielt der kleinen alten Frau die ganze Bescherung auf der flachen Hand hin, ohne ein Wort zu sagen. Diese schob ihre Brille, die

Digitized by Google

sie sonst immer trug, auf die Stirne, denn sie war kurzsichtig, beschaute die ganze Angelegenheit aufmerksam und sagte, den Blick auf das Kind gerichtet, verwundert: „Asche und ein Zettelchen.“ Das Zettelchen nahm sie, führte es nah an die Augen unter dem vollen Licht der Laterne und las: „Du läsesd sie dahin farn wie einen Stromm und sind wie ein Schlaff; gleich wie ein Graß, das doch bald welg werd.

Das da früe blühd und bald welg werd, und das Abents abgehaun werd und vertohrret.

Lehre uns bedengen, das wir sterm müßen, auf das wir klug werten.“

„Was soll denn dieser traurige Psalm — und diese Fehler. Isebies?“

„Ich habe so Paketchen gelegt“, wiederholte das Kind leise und beschämt.

„Wieso denn?“

„Ich habe so eins auf die Straße gelegt,“ sagte das Kind leise, „und gewartet, bis es wer fand. Dann hab ich mir gedacht, wie er's aufmachen wird! Es war auch noch eins mit einer toten Maus.“

„Pfui Tausend“, sagte Frau Mutter und schüttelte den Kopf, schüttete die Asche aus dem weißen Papierbogen und faltete diesen sorglich zusammen.

Isebies griff in ihre Tasche und gab der Frau Mutter eine ganze Handvoll Zettelchen, an denen krumme Stecknadeln steckten.

„Was soll nun das?“

Isebiesens Stimme zitterte wieder. „Solche habe ich den Leuten an die Mäntel gesteckt.“

Frau Mutter nahm eins und las. Da stand ganz einfach „Esel“ darauf; wieder auf einem: „Du's Maul nich auf, denn was du sprichsd is dumm.“ Und wieder auf einem: „Gott hat mich nich allein gemachd, da muß noch was Andres mit dabei gewesen sein.“ Dann fand die Großmutter noch eins und las es mit der Brille auf der Stirn: „Du mußt nicht liben, was Beine hat. Alles läufd fort.“

„Nu sag mir nur, Isebies, wie du auf all das Zeug kommst?“

Frau Mutter hielt jetzt wieder die Hand der Enkelin in der ihrigen. Sie standen gerade vor einem Konditorladen. Ohne ein Wort zu sagen, ging die liebe Frau hinein, ließ Isebies draußen warten und kaufte einiges ein. Das Kind blieb diesen Abend oben bei der Großmutter. Regine, die alte Köchin, holte die Erlaubnis dazu.

Isebies durfte die Tüte vom Konditor auspacken, durfte den Tisch decken, das Teemaschinchen anstecken, und dann, nachdem es herrlich geschmeckt hatte, spielte das große Mädchen Katze, schmiegte sich an die liebe Frau fest an, spielte dann mit den Füßen der Frau Mutter, die in schneeweißen Strümpfen steckten und kleinwinzig waren und weiße Mäuse vorzustellen hatten. Dann schnurrte und spann Isebies, daß es eine Art hatte.

„Solche Zettel solltest du den Leuten nicht mehr anstecken“, meinte die liebe Frau mitten in das Spiel hinein. „Ich finde das nicht schön. Was stellst du dir denn dabei vor?“

„Mir gefallen die Menschen nicht!“ sagte Isebies. „Einem Tier würde ich nie einen Zettel anstecken.“

„Weil du weißt, daß ein Tier ihn nicht lesen kann.“

„Nein, deshalb nicht“, sagte das Kind kurz. „Weil ein Tier viel solider und lieber ist.“

Digitized by Google

„Ach was, das ist dummes Zeug. Ein Tier geht uns gar nichts an."

„Sehr viel", meinte Isebies.

„Du versprichst mir, daß du keine Zettel mehr ansteckst und keine Paketchen legst. Mach gar keine Geschichten, versprich es mir ganz einfach. Ich weiß, weshalb ich es von dir verlange."

„Ich verspreche es dir", sagte Isebies.

„Aber auch halten."

„Auch halten. — Weißt du, Großmutter, ich kann die würdigen, dicken Leute nicht leiden. Ich denke immer, daß sie was tot treten, wenn sie gehen."

„Was denn?"

„Ameisen."

„Geh, Isebies, du bist eine kleine Gans. Schlaf wohl."

Isebies küßte die Frau Mutter, und die feinen, weichen Hände flatterten zärtlich wie Schmetterlinge um die Wangen des wunderlichen Kindes.

Am anderen Tag erzählte Frau Mutter ihre Begegnung mit der Enkelin der Tochter, nahm ihr aber das Versprechen ab, gegen Isebies nichts zu erwähnen. Sie zeigte ihr auch die Zettelchen.

Als Sibylle las: „Gott hat mich nicht allein gemacht", fuhr sie mit beiden Händen sich an den Kopf und sagte heftig: „Das schreckliche Kind! Und diese Fehler, Herr du meine Seele!"

„»Schrecklich«, das ist zu viel gesagt," meinte die Frau Mutter, „aber seltsam. Ich weiß nicht, mir kommt es eigentlich nicht passend vor, den Kindern die traurigen Psalmverse lernen zu lassen. Isebies muß man sehr behüten, besonders seit ihrer Krankheit. Es macht alles so großen Eindruck auf sie. Ich habe sie mir gestern gezähmt wie ein kleines wildes Tier. Man muß sehr still und sanft mit ihr sein, um sie an sich zu gewöhnen, herzugewöhnen und zahm zu machen. Sag's auch Heinrich nicht. Der macht sich ganz unnötige Sorgen und würde es, Gott weiß, für seine Pflicht halten, Isebies anzudonnern. Wir hätten sie dann vielleicht für immer scheu gemacht."

„Ich bin so viel einfacher wie du", meinte Sibylle. „Ich würde ihr's ordentlich sagen, Mutterchen, du hast uns auch viel mehr über einen Kamm geschoren. Mit deinen Enkeln bist du bedenklicher."

„Da magst du recht haben. Man wacht sehr langsam auf. Du wirst auch wohl erst aufwachen, wenn du Enkel hast."

„Vielleicht aber ist das Über-einen-Kamm-scheren ganz gut. Mit vierunddreißig Jahren hoffe ich doch endlich aufgewacht zu sein."

„I bewahre", sagte Frau Mutter. „Ich hab aber ja auch mit Heinrich unrecht gehabt. Weißt du noch?"

„Mit Heinrich?"

„Vor Jahren. Ich sagte doch immer, daß Heinrich zu den Romantikern gehört!"

„Ich weiß auch, was ich dir antwortete: Heinrich ist einzig in seiner Art, und zu den Romantikern gehört er gewiß nicht. Wie sollte er denn, er, der alles Überschwängliche so haßt. Ich weiß genau, du sagtest mir oft, daß ich mich zu langweilig anziehe. Wenn Heinrichs Treue und Liebe an einer rosa Schleife hinge, würde ich dafür danken. Was heilig ist, ist heilig."

Digitized by Google

Die Frau Mutter aber dachte die sonderbaren Worte: Es gibt nichts, was es nicht gibt, und sagte: „Er liebt Eau de Cologne und verbraucht mehr als Goethe und Liszt zusammengenommen; und mich hat's immer gewundert, daß er von Karoline Schlegels Briefwechsel gar so viel hält.

Du ziehst dich auch viel zu langweilig an. Du bist noch eine junge Frau, und man ist lange genug alt. Man ist überhaupt nie so alt, um sich langweilig anzuziehen, und so lange mir Gott das Leben läßt, werd ich's auch bei dir nicht leiden. Aber angenommen, Heinrich wäre doch ein Romantiker, der nicht ausgekrochen ist, so paßt mir nur hübsch auf Isebies auf."

(Freundschaft)

Am Abend, als die Tanten sich verkrochen hatten, die Babies schliefen und die Rauchfußens mit den Gästen im Wohnzimmer saßen, da flogen die drei jungen Herzen aus. Jetzt gehörte der Garten und die ganze Welt ihnen allein.

Die Sterne funkelten, der Mond schien, der Flieder duftete zum Hinsterben. Da gingen die drei die stillen, flimmernden Wege auf und nieder.

Ach, und sie sprachen, wie man spricht, wenn man ganz jung ist, flüsternd, tief erregt, als wäre der Geist Gottes über sie gekommen. Sie sprachen so rein, so gut, so hilflos, so nichtwissend, wissend auf der Schwelle des Lebens.

„Ich glaube nicht an den Tod", sagte Isebies nach kurzem Wandeln in der duftenden Schönheit und hielt Ottomars Hand gefaßt. „Elias fuhr auch zum Himmel und starb nicht."

„Weißt du, du hast niemanden durch den Tod verloren", meinte Ottomar.

„Aber solche Kräfte!" antwortete Isebies. „Wenn du meinen kleinen Finger anfaßt, wirst du fühlen, daß er alles kann. Einen Schnellzug kann er aufhalten. Das fühlst du natürlich nicht. Du denkst, das ist einfach ein kleiner Finger. Ich fühle es aber. Aber sage mir, Ottomar, was soll ich mit diesen Kräften tun?"

„Brav sein", antwortete Ottomar.

„Das sagen sie zu Hause auch."

„Ja, es gibt nichts weiter, keinen Schritt vom Weg."

„Aber welchen Weg?"

„Den du gehen mußt", antwortete er.

„Grüne Laus, du bist ein kühler Frosch!" rief Isebies. „Das ist doch nicht alles so einfach."

„Das ist sehr einfach."

„Ich soll also zum Beispiel alle Kraft nur dazu anwenden, um mein langes Kleid mir anzugewöhnen und das Korsett?"

„Ja, wenn das sein muß, natürlich, was bleibt dir denn übrig?"

„Aber ich könnte mit meinen Kräften Wundervolles tun!"

„Fragt sich", sagte Ottomar. „Und es gibt nichts Wundervolles zu tun. Glaubst du, Latein und Griechisch lernen ist wundervoll? Es ist ekelhaft, scheußlich. Ich glaube, man hat seine Kräfte, um meist Ekelhaftes zu tun."

„Geh weg!" sagte Lilly ärgerlich.

„Nun, und wenn ich nun mein Korsett endlich mag, was dann?"

Digitized by Google

„Dann gibt es wieder etwas anderes. Ich glaube, es ist ganz gleich, was man tut."

„Du machst einen ganz traurig, grüne Laus", sagte Isebies. „Glücklich soll man doch sein."

„Was werdet ihr nun ohne mich machen?" Jetzt sagte Ottomar das Geheimnisvolle, was er und Lilly Isebies schon vordem angekündigt hatten.

Sie wollten mit Isebies das heilige Abendmahl zusammen nehmen als Bündnis fürs Leben. Sie wollten beim Abschied etwas tun, was sie für alle Zeiten miteinander verbände.

Schauer bewegten Isebies. Das heilige, geheimnisvolle Abendmahl mit Ottomar und Lilly! Es war ihr, als sollten sie alle drei miteinander Unaussprechliches erleben, die dunkeln, schweren Worte, die sie schon einmal gehört, rauschten im Geiste wie einst vor ihr auf, Worte, die auf unaussprechliche Weise mit dem Ewigen verbinden, mit sich reißen über Tod und Leben hinaus.

Und das wollten Ottomar und Lilly mit ihr zusammen erleben!

Wer in Weimar würde an so etwas gedacht haben? Wie anders waren sie wie alle andern! Wie groß war ihre Liebe zueinander!

„Und das wollt ihr mit mir?" sagte sie, nachdem sie geschwiegen und gesonnen hatte.

Ottomar antwortete ganz trocken und fest, wie es seine Art war: „Ja, das haben wir so vor. Wenn wir jetzt miteinander den Faust lesen würden, oder Homer, das wäre gar nichts. Wir würden diese Stunde vergessen. Aber weit über allem, was je die Menschen schufen, steht der Gedanke des heiligen Abendmahls, schöner ist's und größer und geheimnisvoller ist's wie alles andere. Nur das bleibt in der Todesstunde, wenn alles zu nichts geworden ist. Eins mit Gott werden. Nur das ist der Sinn des Lebens."

Die junge Lilly sagte leise: „Das Geliebtwerden ist ebenso schön, und wer wird's vergessen? Und auch in der Todesstunde nicht. Wenn du fort bist, Ottomar, werde ich hier vergehen."

„Ich bin bei dir", sagte Isebies und schlang den Arm um sie.

„Du bist unten in Weimar. Mir ist, als könnte man nur leben und sterben, wenn jemand einen an der Hand hält. Ich fürchte mich allein."

Eine wundervolle Nacht. Die jungen Herzen waren bewegt von aller Schönheit, vom Duft der Blütenwolken und des frischen Grases und des jungen Birkenlaubes. Sie gingen in den süßen Opfergerüchen der Erde, waren ganz eingehüllt in Schönheit und lebendige Reinheit der ersten Jugend.

Und wie sie es sich vorgenommen, so geschah es. Sie feierten an einem köstlichen Maienmorgen das heilige Abendmahl miteinander in der alten Dorfkirche, in der Ottomar und Lilly konfirmiert worden waren.

Eine starke Zusammengehörigkeit folgte diesem Tage. Es war, als hätten sie einen Bund fürs Leben geschlossen. Die alte Frau Rauchfuß wußte von dem Vorhaben der drei guten Kinder und schützte sie an dem geheiligten Tag vor den Einflüssen des allzu lebendigen Hauses. Isebies hatte es auch ihrer Mutter gesagt und sie gebeten, daß es nur das Gomelchen wissen dürfe, und so war es auch geschehen.

Digitized by Google

Während dieses Aufenthalts bei Rauchfußens geschah es, daß Isebies in das Schlafzimmerchen der kleinen, hübschen Schauspielerin eingedrungen war und sich darin umgeschaut hatte. Das Puder- und Schminkgerät war für sie sehr anziehend, denn Lilly und Isebies hatten längst bemerkt, daß die kleine Person gründlich ihrer Hübschheit mit allerlei nachhalf.

Isebies versuchte es auch, puderte sich mit großer Andacht und unternahm noch allerlei, und wirklich, sie fand, daß das eine lustige Sache sei. So verschönt mit einem zarten, weißen Flaum über dem Gesicht wie der Blütenstaub, der über der Mehlprimel liegt, wandelte Isebies im Bewußtsein ihrer sehr gehobenen Schönheit befriedigt unten im Hofe auf und nieder.

Da kam ihr Ottomar entgegen, es war die Zeit, wo er aus der Schule kommen mußte. Er schwenkte die Mütze und schwenkte die Büchermappe, als er sie von weitem sah. Wie er ihr aber die Hand entgegenstreckte, fuhr er zurück. „Pfui Teufel", schrie er fast auf. „Ekelhaft! Was hast du denn gemacht!" Die Büchertasche warf er zur Seite, packte Isebiesens Kopf mit beiden Händen und leckte ihr übers Gesicht, und leckte eifrig und wütend, bis kein Stäubchen mehr zu sehen war. „Ekelhaft, ekelhaft!" schrie er dazwischen.

Isebies wehrte sich.

„Pfui!" rief sie. „Du!"

Der alte Knecht hatte zugeschaut und schmunzelte und sagte: „Siehste, jetzt is die schene Malerei fortgewoschen. Siehste, Isebies, so geht's! Ne, du bist aber ä forscher Junge, Ottomar. Ich habe wohl gesehn, was se gemacht hat, die Isebies. Das konnte ja eens auf zwee Stunden sehn."

„Marsch, fort!" rief Ottomar. „Nun lauf an den Brunnen und wasch dich!"

Er selbst ging mit seiner Büchermappe, ohne Isebies mehr eines Blickes zu würdigen, dem Hause zu.

Und Isebies lief zum Brunnen und wusch sich und weinte.

Ottomar beachtete sie den ganzen Tag nicht und sagte am Abend: „Du kannst dich zusammennehmen und etwas gründlich Anständiges tun, sonst hast du verspielt."

Was aber sollte sie tun? Sie war wütend auf Ottomar und doch beschämt und grämte sich, daß er nichts mehr von ihr hielt.

Da kam eines Tages eine alte Bettlerin auf den Hof, bettelte und klagte, daß sie sich einen Dorn in die Fußsohle gestochen habe. Die Bomberl machte sich darüber und sagte: „Zeig her den Knorz." Isebies, Ottomar und Lilly kamen gerade dazu. Die Bomberl war in so was wohl geübt. „Nur stillechen, bei den Krampen kommt so was aller Nasenlang vor."

Sie arbeitete und wirtschaftete an dem armen alten schmutzigen Fuß nicht schlecht mit ihrem Taschenmesser.

„Deine Hand is nich aus Samt," meinte die Alte, „Sakrament och!"

„Dei Knorz och nich", meinte Bomberl und arbeitete und stach und arbeitete weiter. „Jetzt schau her, jetzt sieht man den Splitter schon, jetzt wenn ich ä Zängelchen hätt!"

„Bomberl, laß mich's tun!" sagte Isebies und war bleich bis in die Lippen.

Digitized by Google

„Meinetwegen", meinte Bomberl und machte Isebies Platz. „Haste a Zängelchen?"

Isebies kniete sich nieder und preßte ihren Mund an die schmutzige, schrundige Fußsohle der alten Bettlerin, und mit den Zähnen packte sie den Dorn und zog ihn heraus.

Schneeweiß stand sie auf und hielt das blutige Ding zwischen den Lippen. Einen Augenblick war sie bewegungslos, dann nahm sie den Dorn und gab ihn der alten Frau in die Hand.

„Das is d'r sauer angekommen, Kindchen," sagte die Alte, „Gott vergelt's."

„Ich hab es gern getan", antwortete die bleiche Isebies schmerzlich lächelnd.

Ottomar nahm Isebies bei der Hand und sagte, als sie niemand mehr hören konnte: „Gottlob, daß du's gekonnt hast."

Er führte sie an eine kleine Quelle im Garten, sammelte den feinen Strahl in seiner hohlen Hand und wusch ihr die Lippen rein. Und sie weinte, den Kopf vor Erregung an seiner Brust versteckt.

(Entfremdung)

Wie sehr war Heinrich Eigenbrodt eines Morgens erschreckt, als alle zur Andacht früh am Kaffeetisch versammelt waren; die Wintersonne schien freundlich zum Fenster herein, Behagen und Seelenfrieden seines Hauses umgab alle schön und sanft; die Kaffeekanne stand blitzend auf dem alten messingenen Wärmer, das Meißener Porzellan glänzte, die Butter war von zartestem Goldgelb und duftender Frische, die Gesichter der Anwesenden ruhig ausgeschlafen, gebadet und gesund, — als Isebies, eben als Heinrich Eigenbrodt einen Abschnitt aus der Bibel vorlesen wollte, die Arme auf den Tisch legte, den Kopf darauf, und schluchzte. Ihre ganze Gestalt bebte und zuckte. Heinrich Eigenbrodt blickte auf. „Was ist ihr denn?" fragte er seine Frau, denn es war nicht seine Art, in solchen Fällen direkt mit den Kindern zu verkehren. Er brauchte dazu gewissermaßen Marie Sibyllens Hilfe, wie der Herr Jesus Christus die Maria braucht, um mit seinen Sterblichen zu verkehren.

So wenig wie der Vater sich Isebiesens ungewöhnliches Benehmen erklären konnte, wußte Marie Sibylle es zu deuten, und alle waren erschrocken, als Isebies auf öfteres Fragen nur ihr verschlossenes Siouxindianergesicht zeigte und endlich sagte: „Jeden Morgen vor einem Abgrund stehen kann ich nicht, schon so vor dem Frühstück."

„Vor welchem Abgrunde?" fragte Heinrich Eigenbrodt.

„Vor der Morgenandacht", antwortete Isebies ganz hilflos.

Heinrich Eigenbrodt klappte das Buch heftig zu.

„Wie kann das möglich sein?" fragte Marie Sibylle sanft und ruhig. „Solltest du den Sinn der stillen Stunde am Morgen nicht verstehen? Wir sollen an Gott denken, wenn wir den Tag beginnen, und da das Leben zerstreut, sind wir dem guten Vater dankbar, wenn er uns dazu Zeit und Muße gibt."

„Wenn das so einfach wäre, an Gott zu denken", antwortete Isebies herb.

„Ja, wo ist die Einfachheit unsres Kindes hin?" Heinrich Eigenbrodt schüttelte schwermütig den Kopf. Mächtiger sagte er: „Wer wagt es, in

Digitized by Google

unser Haus einzugreifen? Wer wagt es, das Wesen unsres Kindes anzutasten!"

Heinrich Eigenbrodt stand erregt auf und verließ das Zimmer.

Isebies saß schuldbewußt vor ihrer Tasse. Alle schauten mit großer Befremdung auf sie, und das Frühstück wurde schweigend und bedrückt eingenommen. Mit einem tiefen, ratlosen Seufzer trat Heinrich Eigenbrodt wieder ein und vergrub sich hinter seinen Zeitungen.

(Werden)

Sibylle und Alexander Dohrn waren zwei gute Kameraden geworden, voll Vertrauens zueinander.

Frau Dohrn sagte: „Ihr steht einander gut."

Es war ihr, wie es schien, angenehm, wenn Sibylle ihre Arbeit brachte und ihn um Rat fragte und sie stundenlang miteinander berieten und plauderten.

Frau Dohrn fühlte, wie er dann Vergessen trank, wie er ein natürliches, ruhiges Leben lebte und alles Schwere für Stunden im Hause versank.

In diese Zeit fielen Sibyllens erste Erfolge, und ganz wunderliche Erfolge, an die niemand gedacht hatte. Des seltsamen Geschöpfes Art zu schreiben gefiel, ja verwunderte manchen, ihr lebendiges Herz hatte den Zauber, sich mitteilen zu können, sich begreiflich machen zu können, den unerklärlichen Zauber, der wie eine Zauberformel an den Worten haftet. Welches Erstaunen bei Eigenbrodts!

Es wurde über Isebies Sibylle in den Zeitungen geschrieben. Ganz vernünftige Männer gaben sich die Mühe, spaltenlang über das, was Isebies sich ausgedacht hatte, zu schreiben, lobten und tadelten.

Und alle daheim fragten sich: „Woher hat sie das alles? — Woher kennt sie den Tod, das Leid, die Liebe und das Alter? Wieso sind die Erfahrungen mit ihr geboren?"

Frau Mutter streichelte sie zärtlich, als sie zum ersten Male gelesen, was ein bekannter und berühmter Schriftsteller über Isebies schrieb. Tränen standen in Frau Mutters Augen, und sie sagte: „Du armes Kind. Ich kannte und liebte dich, als du ein Püppchen warst und in deinen Kissen lagst."

Marie Sibylle war es angst und bange.

Heinrich Eigenbrodt aber hatte unverhohlene Freude.

Die zarte Weltdame wußte nicht, was sie dazu sagen solle, sie rümpfte die kleine Nase. Es war ein wenig Mißachtung ihrem Befremden beigemischt. Biwi, die Verheiratete, war voller Freude.

Isebies aber erschien den Ihrigen etwas entrückt zu sein.

Sie selbst behandelte die Sache fast gleichgültig. Nur an dem Abend, als sie mit einer vorzüglichen Besprechung ihrer Arbeit zu Dohrns ging, blickte sie freudigen Herzens zum dunkeln Herbsthimmel hinauf, und der war ausgestirnt, über und über gestirnt, so schön und strahlend, zum Sterben geheimnisvoll. Da durchfuhr sie ein Schauer, und sie dachte über sich nach und dachte über alles nach, was sich mit ihr begeben hatte, und eine Andacht sondergleichen erfüllte ihr Herz; Tränen traten ihr in die Augen, und sie stand unter den noch dichtbelaubten

Digitized by Google

Bäumen vor dem Haus, die den scharf herbstlichen Duft ausströmten, ganz still . . .

Ihre Seele war so weit, und es war ihr, als wäre sie ein Königskind aus einem uralten Märchen, — ein starkes glückliches Königskind, mit einer Krone, und ein seliges Gefühl von Macht und Seligkeit bewegte sie. Niemand kannte diese heilige große Stunde. Sie konnte ins Grenzenlose hinein empfinden, niemand lächelte, und sie selbst wußte im Augenblick nichts von Vielheit, Kleinheit, Größe und Maß.

Sie stand unter dem gestirnten Himmel — eine glückliche Seele.

Dann ging sie, als berührten ihre Füße den Boden nicht, zu ihren Freunden.

Sie traf Alexander Dohrn allein daheim.

„Nun, was ist's?" fragte er und schaute groß auf, als sie eintrat. „Schön sind Sie, Isebies, heute!"

Sie reichte ihm stumm das Blatt.

Er las.

„Welche Freude!" sagte er. — „Daß sie dem guten Isebies nichts tun!"

Sein Gesicht strahlte.

„Schauen Sie! Schauen Sie, was sie da schreiben, — die Esel! Reingefallen! Verstrickt! — Na!"

Isebies lachte.

„Ich freue mich", sagte er. „Es hätte auch anders sein können. Sie hätten über die schauderhaften Sätze die liebe süße Seele eigentlich umrennen müssen, wie sich's gehört, — und die Sätze sind gar nicht so schlimm, Isebies. Ihr Wesen dringt wenigstens durch! — Auch durch Druckerschwärze! Aber, aber, wenn die meine Heimatseele kennen würden! wie ich sie kenne! wie sie jetzt die Türe öffnete und hereintrat, und alle Unruhe und Sorge und Schererei ist fort, — und das Lachen ist da, das Glück! — Isebies!"

Er war auf sie zugetreten und hielt ihre beiden Hände in den seinen — fest — fest.

Isebies sah in ihr fremde Augen, in Augen, die sie so anders anblickten wie sonst. Sie erschrak, als hätte sich der Boden vor ihr aufgetan.

„Isebies," sagte er, „ — ich weiß nicht, was ich sage — Gott verzeih mir's, Gott schütze mich und Sie! — — Isebies! —" Es war wie ein Aufschrei. — „Sie sind mir über alles lieb!"

Verwirrung überkam sie. Unmöglichkeit war möglich! Ihr Freund, ihr guter Freund, dem sie so ganz vertraute, der ihr so heimisch war, — so nah, — so gut, — den sie verehrte, dessen tiefe, ehrliche Seele sie liebte! — Entsetzlich! — Was hatte sie getan? —

Er hatte sich auf das Sofa geworfen und das Gesicht in die Hände verborgen. — Sie hörte sich jetzt selbst sprechen. — Es klang ganz, als wenn eine Stimme zu einem kranken Kind sprach.

„Seien Sie ruhig, — das vergeht, — — das vergeht. — — Sie haben so viel Sorgen. — Sie nehmen die Dinge so schwer."

Er lächelte schmerzvoll, als er aufschaute.

„Ich hab meine Heimat gefunden, was meinen Sie? Heimweh ist für den einen überwindbar, — für den andern . . . ?"

Sie schwiegen beide.

Digitized by Google

Isebies verstand diese Stunde nicht. Es war alles außerhalb ihr und erschreckte sie wie eine Geistererscheinung.

Unmöglich — unmöglich!

Es war ihr, als müsse sie ihn von diesem Unglück, diesem Bann befreien.

„Denken Sie, denken Sie", sagte sie bebend, „an alles, an Frau Dohrn, an die Kinder, wie lieb alle Sie haben."

„Ich denke an alles, — ich weiß alles", — sagte er und faßte nach ihrer Hand und küßte sie in selbstvergessener Leidenschaft.

Sie wollte ihm die Hand entreißen, wie sie es jedem andern Mann gegenüber getan hätte; aber es war etwas in ihr, was sie hinderte, schroff und empört zu sein.

Seine Seele war ihr lieb und heilig.

Sie hatte so Wundervolles in ihm erkannt.

„Weh will ich Ihnen nicht tun. Gott behüte mich davor. — Sie sehen selbst alles klar", sagte sie kaum hörbar.

„Ich sehe alles klar zum Verzweifeln", war die Antwort, und er drückte ihr einen Kuß auf die Lippen.

„Frau Dohrn kommt zurück", sagte er in einer Betonung, die Sibylle die Seele erschütterte.

(Ringen)

Als sie ihrem Freund allein gegenüberstand, nahm dieser ihre Hand in die seine und sagte: „Sie sehen zum Erbarmen aus, Sibylle. Sagen Sie, armes Herz, das hat Sie alles so sehr erschreckt? Frau Dohrn hat sich groß betragen. Was haben wir für Tage erlebt! — Und wenn Sie sich innerlich dagegen sträuben, — ich weiß es, seit jenem Abend, — ich weiß es, wir gehören zueinander. Und wenn Sie kein Wort sagten, das ich mir so deuten dürfte, — es ist so. — Sie waren Heimat — ganz Heimat — ganz Mitempfinden gegen Ihren Willen, ganz süßeste Mutter: Sie würden verkümmern, und ich würde zugrunde gehen. Wir gehören zueinander."

„Mag sein", sagte Sibylle. „Viele gehen zugrunde und verkümmern, weshalb wir nicht? Sind wir besser wie andere?"

„Frau Dohrn aber will, daß wir zueinander gehören. Es ist ihr freier, starker Wille."

Traurig blickte ihn Sibylle an.

„Geht kein froher Strom durch Ihre Seele?" fragte er erregt. „Für mich Heimat, — Erlösung! Wir führen jetzt die ganze Schererei mit der Bank mit aller Glut des Willens durch. Was sich ergibt, bleibt ihr und den Kindern, und wir beide! — Wir beide!" — Seine Stimme war wie durchleuchtet, sein Gesicht wie neu geschaffen. „Wir beide gehören zueinander! Leben wie armes Volk und arbeiten. Ach, wenn Sie wüßten, — mitten in aller Qual und allen Nöten dieser Tage kamen die wundervollsten Gedanken."

Sein Ausdruck war für Sibylle ganz neu.

Schweren Herzens sagte sie: „Sie denken nur an sich und mich. Können Sie sich das Unheil, was wir anderen bringen würden, nicht vorstellen?"

„Eigengeschaffenes legen wir den Dingen bei und nennen es der Dinge Eigenschaften. Ich erinnere nur —"

Digitized by Google

„Im tiefsten Grunde ist es so," sagte Sibylle leise, „aber . . ."

„Herr, mein Gott!" rief er aus. „Ihr schafft euch Mauern, wo keine sind! Frau Dohrn will, — wünscht es, — will frei sein! Was ist da unerhört, unmöglich?"

„Die Meinen denken nicht, wie Sie denken. Die schufen sich eine ganz andere Welt, der Ihren entgegen — "

„Dann, Sibylle, dann nehme ich dich in meine Heimat, in meine von mir geschaffene Welt und frage nach niemand!"

Sibylle lächelte schmerzlich und sah ihn fremd an. „Wer kann seiner Welt entfliehen?" sagte sie.

„Wir sind alle tief bewegt, Sibylle. Sie sind erschüttert. Gehen Sie in Ihr stilles Nest zurück zu Ihren friedlichen Menschen. Denken Sie nach; aber ohne Qual und ohne Hast. — Ich kenne einen Menschen, dem nur Sie Leben geben. Denken Sie an ihn und denken Sie, ob er es wert ist, daß . . . Geh, mein Herz, — geh."

Er reichte ihr die Hand.

Heinrich Eigenbrodt war auf einige Tage verreist, die beiden Sibyllen, Mutter und Tochter, saßen im Wohnzimmer. Die Gartentür stand offen, draußen rauschten die vollaubigen Bäume im warmen Gewitterwind.

Es war schwül. Sibylle, die Mutter, hatte Klavier gespielt, ihre süßen melodiösen Weisen, sehnsüchtig und heiter schwebend.

Weh schloß dem Mädchen den Mund, tödliches Weh.

Sibylle, die Mutter, nahm ihre Handarbeit.

Draußen rauschte es mächtiger, die ersten Donnerschläge grollten. Noch schlug kein Regen gegen die Scheiben.

Die Stunde war gekommen. — Sie war gekommen. Das dunkle, nächtliche Sommergewitter brachte diese bange, schreckliche Stunde auf breiten, schweren Flügeln. Es brachte sie Sibyllen, der Tochter, und Sibyllen, der Mutter, — endlich.

Die Schwüle war herzerstickend gewesen, atemraubend. Wenn Sibylle, die Mutter, diese Stunde gewiß nicht erwartet hatte, wenn ihre Gedanken andere Wege gingen, ahnungslos, so hatte sie doch das Weh ihres Kindes Tag für Tag eingeatmet. Ihr Blut, ihre Nerven hatten alles in sich schon aufgenommen.

Der Regen begann zu rauschen, der Donner grollte, der Wind beugte die vollaubigen Baumwipfel zueinander. Im Zimmer war es still und drückend.

In den Donner hinein sagte Sibylle: „Mutter, höre mich — " Sie saß aufrecht, die Hände lagen gefaltet auf der Tischdecke.

Sibylle, die Mutter, schaute befremdet auf.

„Mutter," sagte Sibylle, die Tochter, „ich möchte schweigen dürfen. Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll; aber ich muß reden." Es war ihr, als wenn die mächtigen Donnerschläge sie verbargen, als wenn das Gewitter, die Regenströme sie einhüllten.

Sibylle, die Mutter, schaute mit großen erschreckten Augen auf ihr Kind. Sie fragte nicht. Sie wartete mit angehaltenem Atem. Ihr Kind, das gerade und bewegungslos vor ihr saß, flößte ihr Schrecken ein.

Das wilde, sommernächtige Wetter füllte das Zimmer mit Getöse

Digitized by Google

und ließ es wie erbeben im fahlen Blitzesleuchten. Die große Hängelampe brannte im Schein der Blitze lichtlos.

Es war für Sibylle vielleicht die einzige Möglichkeit, heute zu reden. In stiller, alltäglicher Stunde, in der nur Eigenbrodts Patriziertum im Hause herrschte, dieses abgeklärte, sanfte Patriziertum, das das geheimnisvolle Menschentum seiner Geheimnisse und Unergründlichkeiten entkleidet hatte, wäre es unmöglich gewesen, in dieser Ruhe, Sicherheit und dem sanften Behagen den Mund aufzutun, um zu sagen: Ich will eine brennende Fackel in euer Haus schleudern, ich, euer wohlerzogenes, gutes Kind.

Sturm und Hochgewitter, die aufrührerischen Erinnerungen an geheimnisvoll drohende Zustände mußten eindringen, um die schweren, in diesem Hause unerhörten Worte der armen gequälten Seele von den Lippen zu lösen.

Sibylle versuchte zu sprechen, ein Mitleid aber sondergleichen, wenn sie sich dem Anblick ihrer Mutter hingab, ließ sie lange nicht zu Worte kommen.

„Mutter, Frau Dohrn will sich von ihrem Manne scheiden lassen, damit ich und Alexander Dohrn uns heiraten können.“ — Das war es, was gesagt werden mußte. Die Kraft reichte zu keinem weiteren Wort.

Die diese Worte vernommen hatte, stieß einen Schrei aus, wie ihn das blühende Haus noch nicht gehört hatte, einen Schrei des Entsetzens, einen Schrei des Untergangs alles Sicheren und Heiligen. Die Hände an den Kopf gepreßt stand Sibylle, die Mutter, mitten im Zimmer, mit einem Ausdruck hilflosen Grauens auf dem Gesicht, und wieder schrie sie auf. Kein Wort fand sich in dieser ernsten, behüteten Seele, das ausdrücken konnte, was sie bestürmte.

Bei diesem zweiten Schrei aber hatte Sibylle, die Tochter, das Empfinden, als wäre unvermutet ein Schwarm Stare mit Sturmesgeräusch in ihrer nächsten Nähe aufgeflogen, wie sie es im Herbst und Frühjahr auf dem Ettersberg erlebt hatte.

Etwas ganz Sinnverwirrtes war über sie gekommen.

„Grauenhaft“, sagte Sibylle, die Mutter. „Wie konnte so etwas Entsetzliches geschehn! Wie war das möglich bei einem meiner Kinder! Wie hast du leben können? — Mit uns lachen können, die Mahlzeiten mit uns halten können? — Hat dich unser Vertrauen, unsre Liebe nicht gebrannt? Und diese Frau! — Diese unglückselige Frau? Solch ein Opfer willst du annehmen! Bist du ein reißendes Tier?“

Sibylle schwieg in Erstarrung.

„Sie will! — Sie will, — es ist ihr Wille!“

„Unerhört!“

Sibylle, die Mutter, warf sich auf das Sofa und verbarg ihr Gesicht in den Kissen.

Niemals noch hatte das Mädchen ihre Mutter haltlos gesehen, — ja, sie hatte sie nie müde oder bequem liegen gesehen, — das machte ihr jetzt einen schrecklichen Eindruck, dies Liegen. Die Tränen brachen bei ihr aus.

„Mutter! Mutter!“ schluchzte sie laut und warf sich neben diese auf die Knie.

Sie fanden kein weiteres Wort.

Sibylle, die Mutter, zündete ihren silbernen Leuchter an und suchte ihr Schlafzimmer auf.

Digitized by Google

Ehe sie ging, wendete sie sich an ihr Kind.

„Schlafe, wenn du schlafen kannst. Ich frage mich, wie hast du es möglich gemacht, hier in unserm Haus mit solchen Gedanken überhaupt schlafen zu können?“

Verändert klang die Stimme, verändert war die Haltung der sichern, so wohlgeborgenen Frau. Tränen rannen ihr über die Wangen, der Leuchter zitterte in ihrer festen kleinen Hand, unsicher, fast tastend faßte sie nach dem Türgriff. Sibylle hätte ihr zu Füßen stürzen und rufen mögen: Laß alles! Laß alles! Vergiß!

Noch aber konnte das nicht sein. Ehrlich wollte sie ihr Wort lösen, kämpfen, so lange sie kämpfen durfte.

(Reife)

Sibyllens Leben trug Früchte und Blüten. Es war eine wundervolle Lebenszeit. Ihre Kunst trug auch Früchte und Blüten.

Schönes, Tiefbewegendes erlebte sie in diesen gesegneten Jahren. Sie lernte ihre Mutter kennen, so wunderlich das klingt, die zierliche Marie Sibylle Eigenbrodt, die im geliebten Haus unter den hohen Bäumen Zurückgebliebene, die ihren teuren Lebensgefährten verloren hatte.

Ja, sie lernte diese wortlose, klugernste und doch so kindlich heitere Frau jetzt erst kennen, deren Leben sie getrunken hatte, von der sie ein Teil Leibes und der Seele war, die aus dem Exzellenzengarten stammte, aus dem zentifolienfarbnen Haus, in dem man so gut schweigen und so tief lieben konnte, die zarte Frau, die eine andere jetzt war, als sie es zur Zeit ihrer Ehe gewesen. Nicht anders in ihrem Sein, aber in den Äußerungen ihres Wesens; die nur für die Ihrigen gelebt, lebte nun selbst, so schwer es ihr wurde.

Wenn Sibylle ruhige Tage und Wochen bei der Mutter in deren sonnigem Haus wieder daheim war, schien es ihr, daß jeder Winkel im Hause leuchtete wie die klare Seele eines geläuterten, reifen Menschen, als verbreitete sich das helle Wesen ihrer Mutter mehr noch wie sonst über ihre Umgebung. Sibylle, die Mutter, spielte am Abend, wenn sie miteinander allein waren, ihrer Tochter vor. Sie, die einst ihr schönes Können geheim gehalten hatte wie ein Gebet.

Da saß die kleine stille Frau vor ihrem Instrument im Halbdunkel allein.

Sibylle sah durch die Tür die helleuchtende Statue des Mediceers, den Michelangelo für das Grabmal des großen Fürstenhauses geschaffen hatte, den ernsten, gerüsteten Jüngling, der die Finger auf die Lippen legt. — Schweigen. —

Schweigen hat kein Künstler auf Erden so ernst und geheimnisvoll zum Ausdruck gebracht wie Michelangelo in der Gebärde dieses wundervollen Jünglings.

Es war das Kunstwerk, das Sibylle, die Mutter, von je am meisten geliebt hatte.

Schweigen — Schweigen — Schweigen.

Sibylle hörte oft tieferschauernd aus dem stillen, dämmerigen Raum das Spiel ihrer Mutter, Offenbarungen ihres Wesens, zarte, wehmütige Töne, tief traurige und suchende, kindliche Heiterkeiten einer Seele, die in der Kindheit sich erdenwohl gefühlt hatte, und wundervoll schwebende, erdentrückte Klänge, die Sibyllens Herz erschütterten.

Digitized by Google

Sie hörte große, ganz verschwiegene Kunst, die nie im Leben gesucht hatte sich bemerkbar zu machen, eine rührend-einsame Kunst, die der zarten, stillen Frau so natürlich und selbstverständlich war wie die andern Eigenschaften ihres Wesens.

Diese Stunden brachten Sibylle und die Mutter einander nahe, wie keine Worte es je vermocht hätten, und in der Freude und Bewunderung ihrer Tochter fühlte Sibylle, die Mutter, eine süße lebendige Befriedigung, etwas so Lebensvolles, das sie wohltätig durchdrang, und das sie nicht erhofft hatte.

Ja, es war eine starke, schöne Zeit für Sibylle, Jahre auf der Höhe des Lebens, wohltätige Jahre. Es gab Früchte und Blüten und Arbeit die Fülle, — Ernte und Saat.

Das Zusammenfließen der Seelen

Es kristallisiert sich um einen jeden eine Welt. Mitten darin steckt er. Wie in einem Gefängnis fühlt sich die Seele manchmal.

Alle im Hause standen im Frieden. Die Lebenssorgen waren fortgetaut, allmählich, unmerklich, so wie der Winter vergeht.

Eine Sehnsucht aber stieg auf, die Sehnsucht nach neuen Stimmen.

Wohltätiger, klarer wie die Stimme ihres Gefährten, die aus dessen Werk wie aus seiner tiefsten Seele zu ihr drang, konnte keine zweite Stimme zu ihr dringen.

Für Alexander Dohrn war Sibylle die gute Erde geblieben, wie er sie noch immer nannte. Ja, sie war das Erdreich für ihn und sein Werk. Aber wie er die Wandlung unsrer Erde in tiefer Lebensversunkenheit oft kaum wahrnahm, so geschah es auch hier: Für Alexander Dohrn war Sibylle die Isebies geblieben, die Isebies, die ihm gehörte. Die Wandlungen der Seele, die in ihr sich vollzogen hatten, mochten ihm wohl fremd sein. Sehnte sich Sibylle nach einem neuen Wiederklang ihrer selbst?

Niemand lockte sie; auch niemand, den sie sich hätte vorstellen können. Aus der Menschenwelt kamen diese Stimmen, nach denen sie sich sehnte, nicht.

Aber da mit einem Mal wußte sie, wonach sie sich sehnte, — danach, was wir alle scheinbar haben, was wir scheinbar kennen. — Sie sehnte sich nach der Natur, — nach ihrem Erbteil, — nach einem Stückchen Erde. Wir, die wir selber Erde sind, in Erde ruhen werden, wir sollen ihr auch im Leben am Herzen liegen, — — je müder wir sind, je lieber, je mehr wir von allem wissen, je sehnsüchtiger. Wir haben alle diese eine Heimat.

Sibylle wollte nicht über ihre Heimat nur hingereist sein. Sie wollte sie besitzen.

Und so geschah es, daß Sibylle sich bemühte, ein Stückchen Erde zu finden, das sie lieben konnte. Sie wandte sich dahin und dorthin, und wenn sie die Beschreibung irgendeines Besitzes las, dachte sie: Wie schön muß das sein! Aber wenn sie sich aufgemacht hatte, um es anzuschauen, kam sie enttäuscht zurück. Nein, was sie wünschte, fand sie nirgends. Nie fand sie ein wirklich gewachsenes liebes Haus, das sich jemand einst gebaut hatte in aller Unschuld und Seligkeit und in Liebe zu dem Fleckchen Erde, auf dem es stand.

Digitized by Google

So vergingen Jahr und Tag, und wenn sie etwas zu Herzen Sprechendes sah, so gehörte es schon jemandem, der es behalten wollte.

Ein Tag kam, da wanderte Sibylle auf einer Landstraße, die sich durch das allerschönste Frühlingsland zog, einem unbekannten Ziele zu. Hohe Linden zu beiden Seiten des Weges, Wiesen ganz mit Blumen durchwirkt, ein stiller See, in der Ferne Gebirgszüge, feuchte Weichheit der Luft, Hügel und Buchen, die von ihren zarten, noch nicht vollkommen entfalteten grünen Blätterschmetterlingen schon ganz überflogen waren; und Sibylle trug einen Schlüssel in der Tasche, den Schlüssel hielt sie manchmal in der Hand, wie liebkosend, den Schlüssel zur Heimat, zur Lebenszuflucht, zum Stückchen Erde. Sie hatte ihn in der Stadt bekommen von jemand, der sich seines Landhauses entäußern wollte.

Sibyllens Stimmung war eine ganz selige. Jede Biegung des Weges zeigte ihr ein seelengeliebtes Land, — ein Stück Natur mit weit offenen Armen — — und jetzt, bei dieser Wegeswindung, war es, als ob es die Arme schloß und das sehnsüchtige Menschenherz eng an sich heranzöge, — so heimisch, so heimlich, — dann auf einem Hügel, ganz waldumrauscht, Wasserblinken durch die Zweige, — verstecktes, sanftes Gehen, — dann wieder Schauen auf große Weite, Berge und See, — dann wieder ein Eingehülltsein, — Träumen, — Schauen, — Aufwachen, — Einschlummern, ein wundervoller Wechsel, und das kleine Dörfchen versteckt unter blühenden Bäumen auf der Höhe des Hügels.

Und nun! — Welches mag die Heimat sein? — Zu welcher Türe wird der Schlüssel passen? Sie ging jetzt ein wenig abwärts auf einem Wiesenpfad — und stand vor der Erfüllung ihrer Sehnsucht. — So sah diese Sehnsucht aus! Wenn es dieses wäre!

Unter zwei mächtigen lichten Walnußbäumen lag erhöht auf einem sanften grünen Wall ihre Heimat, ein weißes stilles Haus mit grünen Fensterläden, überwachsen von frühlingszartem Blattgefieder, von hohen Buchen und Tannen umgeben. Im Garten blühten die Obstbäume, und durch den Wald leuchtete der See. Zu beiden Seiten der Treppe, die zu dem kleinen Haus heraufführte, blühten große Glydrabüsche, und die zarten rosa Herzen bewegten sich im Windhauch.

Sibylle ging zaghaft die Stufen hinauf.

Es war eine ganze Woge von Zartheit und Weichheit und Grünheit, die über dem weißen Haus zusammenschlug: das durchleuchtete Buchenlaub, das noch körperlos wie grüner Nebel die Zweige umgab, die goldenen jungen Nußblätter, der Abendsonnenglanz, das Licht auf dem blühenden Rasen; Himmelschlüssel und die blauen Edelsteinflämmchen des Enzian.

Alle tausend und abertausend Ecken der Welt, hier waren sie überwunden. Ein seidenes Nest!

Sibylle wurde Besitzerin vom seidenen Nest — und hatte es von einem großen, hart schauenden Weibe erworben, die es offenbar gern aus der Hand gab. Es mochte ein Leben lang zu weich für das Weib gewesen sein, — es gehörte nicht zu ihr. — Sie hatte wohl die Sehnsucht nach Ecken in ihrer Natur und wollte deshalb in die Stadt ziehen.

Im Grunde ihres Herzens hatte Sibylle das seidene Nest für den

Digitized by Google

Gefährten, für sich und ihn erworben, sie hoffte, daß es ihn locken, daß seine einstige große Liebe zur Natur ihm keine Ruhe lassen würde.

Der trockene harte Schatten, das Weib, blieb noch im Haus, bis ihre Angelegenheiten geordnet waren. Solange Sibylle das liebliche Heim für sich und die Ihrigen herrichtete, hatte sie bei allem, was sie tat, eine Zuschauerin.

Der Schatten kochte seine wohlduftende Suppe. Der Schatten tat alles wie ein gotisches Königsbild, steif und eckig, sorgte auf das ausgiebigste für sich. Sibylle hatte den Eindruck, als wenn der Schatten sich selbst mit Ehrerbietung diente. Er tat alles, was ihm bekömmlich, und war den ganzen Tag deshalb auf den Beinen, um sich wohl zu tun.

Ohne anzuklopfen trat er ein. Wenn ihm das, was Sibylle im Hause tat, nicht gefiel, schärfte Schadenfreude die gotischen Züge, und wenn es doch etwas wurde und gelang, traten Tränen in die Trockenheit, und der Schatten lief ins Dorf und klagte, daß er das Häusel so billig weggegeben.

Er las auch in der Bibel, damit seine ewige Seligkeit nicht zu kurz käme, der Schatten kochte Kaffee und trank ihn in der Küche, den Kopf zur Wand gekehrt, die Arme breit aufgestützt wie eine Mauer. Er saß da wie ein Bollwerk und schützte sich gegen das Verlangen der Welt.

Sibylle aber war dem Schatten unendlich dankbar, daß er das seidene Nest so wohl behütet hatte, während er sich selbst vorzüglich diente.

Sie aber hatte ihr Stückchen Erde gefunden. Mitten in der Arbeit des Einräumens lief sie hinaus und blickte auf ihre Waldbäume und trank die Luft und streichelte einen glatten Buchenstamm und sah in den Sonnenschein, der auf Maienblättern lag, und legte sich ins Gras, vergrub ihr Gesicht in einem Büschel Primeln und schaute ganz versunken in die duftigen Wolken der blühenden Bäume, wußte gar nicht, wie sie ganz eins mit dem werden konnte, was sie umgab, mit dem Stück Erde, das ihr gehörte.

Mit welcher Freude sah Sibylle, wenn ihr großer Bub Samstags herauskam voller Neugier und Seligkeit, daß auch der sich verkroch und einhüllte in das, was sonst nur der Ort der Lebenshandlung ist, das, was uns stumm zu umgeben pflegt.

Aber hier sprach alles, rauschte zu Herzen, wenn in den Bäumen der Wind strich. Die blühenden Bäume und die angesetzten jungen Früchte wurden zum innigen tiefen Erlebnis, sie gingen Sibylle nah an.

Sibylle war froh, als eines schönen Morgens ein Ochsengespann vor dem Hause hielt und der trockene Schatten anhub, sein Lager abzubrechen.

Er hatte schon all seinen Besitz in eine kleine Scheuer geschafft und dort zur Abreise vorbereitet.

Alles, was zu ihm gehörte, war wert, geheiligt, behütet und aufs äußerste gepflegt zu werden. Die Tische und Stühle und Betten reisten ab wie dicke in Pelze gehüllte Bürgermeister und Standespersonen. Man erkannte vor lauter sorgenden Umhüllungen ihre wahre Gestalt nicht. Es war nicht unmöglich, daß in diesem oder jenem Riesenballen ein alter Regenschirm den Kern bildete.

Wie weich war das seidene Nest, als die Eckenkönigin auf ihrer Ochsenfuhre stumm davongefahren war!

Jede Stunde brachte eine neue Glückseligkeit, jedes Aus-der-Türe-treten

Digitized by Google

war ein Bad der Seele. Und wenn sie hinter dem Hause den Weg zwischen den hohen stillen Tannen ging, und der See heraufschimmerte, und der Abhang mit den jungen Buchen leuchtete, und die alten mächtigen Buchen ihre Zweige reckten und sich die glatten silbernen Stämme streicheln ließen, denn alle Waldbäume weit um das Haus waren jetzt Sibyllens Bäume, — dann kam eine Ruhe des Herzens über sie wie noch nie im Leben.

Isebies-Sibylle wußte genau, weshalb das Nest ein seidenes Nest war. Die Natur nahm sie so leise auf wie eine Mutter, die nichts will und nichts gibt als Ruhe.

Als Sibylle ihren Mann in das seidene Nest führte, war ihre Seele bewegt, als vollzöge sich die heiligste Handlung ihres Lebens.

Alexander Dohrn hatte seit Jahren in seinem schönen Arbeitsraum gelebt, dort floß durch ein breites hohes Bogenfenster die Sonne in Strömen ein, und der Blick schweifte über Baumwipfel. Dieser Raum war seine Welt geworden, kein Verlangen mehr hatte ihn aus dieser stillen Klause getrieben. Hier lebte er in seinem Werk, hier empfing er seine Schüler und Freunde, hier war er so ganz daheim bei sich, der Welt entrückt.

Und nun hatte Sibylle ihn hinausgelockt in die weiche säuselnde Junipracht, in ein stilles, köstliches Nest, das sein eigen war. Sie führte ihn mit Tränen in den Augen, und er ließ sich staunend führen.

Was für ein stiller Denker war er geworden, wie schien er so ganz versunken, dem großen Ziele seines Lebens hingegeben, — und wie erwachte er zur Freude an der Schönheit, der Zärtlichkeit und Weichheit der eben entfalteten Sommernatur.

„Siehst du auch alles um uns her? Sind wir dir nicht fremd? — Kennst du auch mich?“ sagte Sibylle, ihre Stimme bebte.

Sie sah in der lebendigen sommerlichen Umgebung, gleichsam zum ersten Male, sein so ganz vergeistigtes schönes Gesicht. Er erschien ihr trotz seiner Freude erdenfern, — ihr selbst sehr fern.

Es war ihr, als führte sie einen verklärten Menschen durch ihr zärtliches Sommerreich; — und wie sich in seinen Zügen die kindliche starke Freude des Besitzes, die staunende Überraschung ausbreitete, wurde es ihr weh ums Herz. Sie wußte es sich selbst nicht zu deuten.

Er ist in seine heiligen Jahre eingetreten, — fühlte sie in namenlosem Erdenweh und faßte seine Hand: „Ach, kennst du mich denn auch, — fühlst du mich?“ fragte sie wieder bang. „Du kommst mir oft so fern vor.“

Da strich er ihr über die Wange und sagte lächelnd: „Wundervoll schön ist es hier, — und mir ist, als kennte ich dich, meine liebe gute Erde, du. — Aber: wie ein Strom Ufer von Ufer trennt, so trennt sinnliche Anschauung Seele von Seele; und wie du von Ufer zu Ufer auf unsicher schwankender Fähre gelangst, so gelangt Seele zu Seele durch blind suchende Sinne.

Sinnliches Schauen ist der Blindheit als wahrem Schauen vergleichbar. — Du erinnerst dich?“

„Ja,“ sagte Sibylle, „ich weiß es. — Schmerzvoll fern ist man einander hier auf Erden, trotz aller Nähe.“

„Ja,“ sagte er, „man sieht einander nicht. Man ahnt einander

Digitized by Google

kaum, — aber man ist zufrieden, — so will es das Leben. — Später — später — vielleicht, — das höchste Erkennen will errungen sein."

Sie sah, wie er liebevoll mit der Hand über ein Tännchen strich, das die zarten hellen Triebe wie ein weiches Gewand über die harten Zweige und Nadeln gebreitet hatte.

„Aber", fragte Sibylle, „unsre so gar liebe Erscheinung hier, Haus und Wald, tut dir auch wohl?"

„Unbeschreiblich", sagte er und drückte die Hand seiner Frau. „Unbeschreiblich."

Und von nun an sah Sibylle ihn gar oft in stillem Beschauen durch die jungen Tannen streichen, sah ihn in seinen Mantel gehüllt in staunender Hingenommenheit stehen.

Rundschau

Haben wir noch ein Recht, uns „Christen" zu nennen?

Vom religiösen Leben

Die Frage ist falsch gestellt, und es ist überhaupt falsch, eine Frage nach unserm Christentum zu stellen. Sie könnte höchstens lauten: Haben wir schon ein Recht, uns nicht mehr Christen zu nennen? Denn auch Christus wollte nicht „das Christentum" bringen, sondern „das Leben".

Man braucht das Wort „Christen" in zweierlei Sinn.

Das einemal ist es mit Pathos gesprochen: ein wahrer Christ, ein Christ im idealen Sinn. In diesem Sinn ist es eine Beichtfrage: Sind wir noch stark genug für das rücksichtslose Ideal des Christentums?

Das andremal ist das Wort historisch gemeint: einer, der die Dogmen des Christentums oder wenigstens sein sogenanntes „Wesen" noch festhält: Ist das Christentum, ist sein Kult, sein Mythus, seine Ethik noch unmittelbarer Ausdruck unsres Innenlebens? In diesem Sinne hat die Frage eine wegwerfende Bedeutung: Stehen wir noch so tief? haben wir diese niedrige Stufe noch nicht überwunden?

Stellt man die Beichtfrage, so meint man die obere Grenze des Christentums, das Heroische, schlechthin Selbstlose, dazu es erziehen will. Spricht man historisch, so meint man gewöhnlich die untere Grenze, allerlei, das sich dieser Religionsauffassung angeheftet hat oder von Anfang her von ihr mitgewälzt wurde, die veraltete Naturauffassung, die veraltete Denkmethode.

Gewöhnlich mischt man beide Bedeutungen ineinander, schiebt die Beichtfrage dem Gegner ins Gewissen und hört mit der umgekehrten Bedeutung triumphierend auf.

„Ihr wagt es wohl selbst nicht, den Titel im Ernst in Anspruch zu nehmen!" fängt man an. „Und also: wir sind über diesen Unsinn hinaus!" so schließt man.

Viele tun als besondre Würze noch die so moderne Insinuation der Heuchelei hinein. Da heute noch erst wenige begreifen, wie verächtlich dieses Kampfmittel unter gewöhnlichen Umständen ist, so dient es vorläufig sogar zur Stärkung der Selbstachtung. Man sucht sich darin zu fühlen und eigne Höhe zu genießen, daß man den Gegner durchschaut habe. Noch Eduard von Hartmann hat die Frage so gewandt, und einige seiner Schüler üben das Verfahren fleißig.

Über die Sache selbst soll hier

Digitized by Google

gar kein Urteil ausgesprochen werden. Nur, man soll sich bewußt sein, daß man nicht den Beweis dafür verlangen kann, ob jemand noch Christ ist, sondern vielmehr ihn dafür führen muß, daß man selbst es nicht mehr ist. Daß man das Christentum überwunden hat, daß seine Fragen einem nichts mehr bedeuten, daß man unter dem Bann seiner Maßstäbe nicht mehr steht. Man muß den Beweis dafür führen, daß neue *größere* Erlebnisse in die inneren Bezirke des Menschseins eingetreten sind. Erlebnisse, die das Hinwerfen um des Lebens willen und die Forderung der Reinheit und Voraussetzungslosigkeit des inneren Lebens *überbieten*. Daß man auch unbewußt an diesem Ideal nicht mehr mißt.

Die Frage, ob wir ein Recht dazu haben, das Christentum für überwunden zu halten, wird also eine Frage des Geistes und der Kraft sein.

Eben aus diesem Grunde sollte man die Frage nach unserm Christentum aber überhaupt nicht stellen. Man sollte nicht mehr Christentum verkünden und fordern, sondern das starke Leben, das man dann nach seinem besten Verständnis näher bezeichnen könnte als ein Leben der Weltüberwindung und Gotteinigkeit oder wie man es sonst empfindet.

Der rechte Christ müßte gerade damit einverstanden sein, denn sein Meister hat ihm verboten, nach Herr Herr sagen und äußeren Gebärden zu urteilen. Nochmals: Christus hat nicht „das Christentum“ bringen wollen, sondern „*das Leben*“.

Und der Skeptiker müßte erst recht einverstanden sein, denn die Frage hindert die ruhige Entwicklung und bringt Unsachliches in sie. Denn das starke Leben ist auch sein Ziel und nicht der Beweis für die Behauptung, daß man es irgendwo *nicht* finde. Artur Bonus

„Trotz — dem!“

Auch in der Sprache wurzelt nichts so zähe wie gewisse Unkräuter. Trotzdem und gerade dessentwegen müssen wir immer aufs neue diese Unkräuter mit der Wurzel auszugraben suchen.

Eines der unangenehmsten von ihnen ist der verkehrt angewandte Genitiv, als dessen Wurzel schließlich nur ein ganz sonderbares Vornehmtun zu ergründen sein wird. Wenigstens scheint es (nach mundartlichen Exempeln), daß der Dativ in Verbindung mit Vorwörtern wie „wegen“ für volkstümlicher, bequemer gilt als der zweite Fall. Die Mahnungen der Sprachlehren, in manchen dieser Fälle den schriftgerechten Genitiv zu gebrauchen, wurden dann, scheint's, allmählich irrtümlicherweise auf Vorwörter übertragen, die mit dem Genitiv durchaus nichts zu tun haben, sondern vom Grund ihres Wesens her ausschließlich den Dativ regieren können.

Solche Wörter sind die zu Vorwörtern gewordenen und danach nun klein geschriebenen Hauptwörter „*trotz*“ und „*dank*“. Wie eine Seuche geht heutzutage durch die deutschen Lande die Unsitte, von diesen zwei Wörtchen inhaltsschwer den *zweiten* Fall abhängen zu lassen. Mag man in Arbeiten für die bessere Tagespresse noch so konsequent schreiben: „trotz *diesem* Hindernis“, „trotz *den* Versicherungen“, „dank *seinem* Fleiß“, „dank *ihren* Empfehlungen“ — die Redaktionen und Setzereien machen mit vereinten Kräften doch fast immer wieder Genitive daraus. Dick und fett zieht es sich quer über den Anzeigenteil: „Dank *meines* enormen Umsatzes“... Und die Kin-

Digitized by Google

der lernen es unglaublicherweise genau so verkehrt. Und wenn einem längst Erwachsenen ein altes Aufsatzheft aus den eignen Schuljahren in die Hände fällt, so kann ihm begegnen, daß er eine richtige Anwendung des „trotz“ oder „dank“, mit dem Dativ, rot angestrichen und in den zweiten Fall „verbessert“ findet!

Wer die Muttersprache nicht als eine tote Maschine, sondern als eine lebendige Macht empfindet, steht davor einem Rätsel: wie ist es möglich, daß man („man“ im allerweitesten Sinne) die Sprachteile, die man in den Mund nimmt oder zu Papier bringt, so gar nicht ein bißchen in sein Gefühl aufnimmt, so gar nicht auf ihren eigentlichen Sinn hin ansieht!

„Trutz oder Trotz (biet ich) den Feinden!“ — „Dank (sei) dem Herrn!“ Das wird auch der Unsicherste nicht mit dem zweiten Fall ausdrücken, so wenig wie „Schach dem König!“ Versuchte es einer dennoch, so würde er leicht zu der Einsicht gebracht werden, daß der „Trotz der Feinde“, der „Dank des Herrn“, das „Schach des Königs“ etwas ganz anderes bedeute. Warum nun in Teufels Namen behandelt man diese beiden lebensvollen gedrungenen Wörter, sobald sie klein geschrieben werden, wie Fremdlinge? Aus welchem Grunde wohl versetzt man sie aus dem wahrhaft angestammten dritten in einen andern Fall? Warum gerade in den zweiten, warum nicht ebenso gut — ebenso sinnlos — etwa in den vierten? (Was mundartlich immerhin denkbar wäre; zum Beispiel „trotz die villen Männekens . . .“)

Wie es richtig ist, sehen wir doch, zum Überfluß, noch deutlich genug an dem Doppelwort „trotzdem“, das den Dativ für die Nachwelt gleichsam eingeharzt hält wie der Bernstein eine uralte Fliege. Bei dem verstärkten Ausdruck „trotz dem und alledem“ müßte sich das Richtige doch auch dem Oberflächlichsten einprägen, namentlich allerdings wenn „trotz“ und „dem“, wie sich's in diesem Fall schickt, getrennt geschrieben werden; zu schreiben „trotzdem und alledem“, das ist ja wieder ein Beweis von gedankenloser und infolgedessen unlogischer Sprachbehandlung.

Unsichere sollten sich ein für allemal einprägen, daß man sich beim Gebrauch der Wörter „trotz“ und „dank“ in jedem Fall einen kleinen abgekürzten Satz vorzustellen hat, der zwischen zwei Gedankenstrichen stehend eingefügt würde. Beispielsweise: „Er hat den Weg trotz diesem Hindernis vollendet“ ist nur eine abgeschliffene, verwischte Form für: „Er hat den Weg — Trotz bietend diesem Hindernis — vollendet.“ In solchem Sätzchen sind „Trotz“ oder „Dank“ jedesmal das nähere Objekt, vierter Fall, wogegen das von „Trotz“ oder „Dank“ abhängige Wort das entferntere Objekt, also den dritten Fall bedeutet. Das beste freilich bleibt in allen derartigen Fragen, daß man gefühlsmäßig die volle Kraft und Frische der organischen Sprache erfassen lernt.

Willy Rath

„Das Problem“

Literatur

Ist ein Mensch ein Problem? Wer immer mit Menschen lebt, liebend oder gleichgültig, gewinnend und hingebend, wird sich unbehaglich fühlen, wenn ein Mensch so bezeichnet wird. Ein Problem, das man soll ernsthaft nehmen können, muß doch wohl klar gestellt werden können, lösbar sein und, wenn es gelöst ist, dem Fragenden keine Unruhe mehr schaffen. Ist ein Mensch so ein Gegenstand? Oder schaudert es einen freien Be-

Digitized by Google

trachter nicht, wenn er ihn so nennen hört?

Unsre löbliche Wissenschaft der Philologie hat darauf eine ebenso gewisse wie einfache Antwort. Ja, so lautet sie, der Mensch ist ein Problem! Der Dichter vor allem ist ein Problem. Aber schaudern kann es den Adepten dabei nur, wenn er bedenkt, wieviel Arbeit dazu gehört, um so ein Problem recht aus allen Teilen (als da sind Briefe, Selbstbiographisches, Aufsätze, Tagebuchnotizen, Verhältnis zu früheren Äußerungen, und wohl auch — „Dichtungen") recht fragwürdig und in einer einzigen Fragelinie hinzustellen. Dann aber begibt sich, ist die Stellung nur geschickt genug bewirkt, das Wunder: das Problem beweist sich als vorhanden, indem es sich löst. Wie jedes rechte Problem, ist es mit einem kleinen Schlüssel aus der Welt geschafft, wenn er nur die richtige Nummer hat. Und wenn wir erst Goethe, Schiller, Kleist, Keller und Genossen gehörig als „Probleme" gefaßt haben, dann werden wir wohl endlich auch vor ihnen und ihren Werken, diesen unzulänglichen Werkzeugen zur Fassung des Problems, unsre wohlverdiente Ruhe haben.

Ist das übertrieben? Insofern gewiß, als auch Philologen ja häufig Menschen sind und neben vielen Problemlösungen vielleicht eine Anschauung lieben. Nebenbei: das Wort „Anschauung" ist aus der Präposition „an" und dem Zeitwort, nein dem Erlebnis „schauen" gebildet. Gar nicht übertrieben jedoch ist das Gesagte, wenn es erlaubt ist, tief innerlich Charakteristisches vereinzelt herauszustellen, um eine Gesamtablehnung zu begründen.

„Heinrich von Kleist, Darstellung des Problems von Hanna Hellmann", so betitelt liegt ein Buch vor mir, das als Beispiel dienen möge. Ich habe es nicht auf dies Buch abgesehen; es ist geistreich, ohne aufdringlich zu sein, und scharfsinnig, ohne mit Scharfsinn überladen zu sein und damit zu prunken. Aber der immerhin erschütternd große Dichter Kleist tut mir denn doch leid, wie ich ihn hier als Problem serviert sehe. Auf sechsundsechzig Seiten mit einhunderteinundvierzig Anmerkungen. Gleich auf Seite 2 wird ihm das Blut und Wesen seines Lebenstages herzhaft amputiert: „Dem Reichtum eines Kunstschaffens eignet ein durchaus Gemeinsames, ein tief charakteristisch Gleiches, das, aus der Seele des Künstlers stammend, den zentralen Punkt andeutet, der sein Verhältnis zur Welt bestimmt und aus dem sein Schaffen geboren wird." Dieser Punkt mag dem Laien — er glaubt wohl, Schaffen komme aus Kraft und Schauen, nicht eben aus Punkten — mystisch genug vorkommen. Aber dieser Punkt ist gar nicht so kreißend und reißend gefährlich, er ist ja unser freundliches — „Problem". Und noch auf Seite 2 erfahren wir auch, wo er liegt. „Für Kleist glaubt sie (einzig mögliches Beziehungswort: „die hier gegebene Auffassung"; der Referent) diesen zentralen Punkt im Marionettentheater aufweisen zu können." Es klingt vielleicht zum Lachen, aber es soll erst erklärt werden. Mit unendlichen — cum grano salis — Zitaten wird „glaubhaft" gemacht, daß Kleist dichtete, um sein „Innerstes und Eigenstes", das Geist war, nicht schönes Spiel farbiger Schatten, und das er sonst nicht offenbaren konnte, zu geben. Und daß er darin einen Teil der Kunst sah, die „dem Menschengeschlecht notwendig ist, weil das, was durch sie gesagt wird, auf keine andre Weise gesagt werden

Digitized by Google

kann". Nun, man hat das wohl schon gehört, aber es ist hübsch, es auch für Kleist und dazu noch für Novalis, Schlegel und andre bestätigt zu sehen. Die Kunst ist also Symbol des Innenlebens. Und Kleists Innenleben also symbolisiert sich in dem genannten Punkt. Der Punkt wird nun bezeichnet (Seite 9): Kleists „erschütterndes Erlebnis war" — das Leben? — „der Zwiespalt". Auch das hat man von Dichtern und Nichtdichtern schon gehört. Nun hat Kleist in einer Schrift über Marionettentheater die Sicherheit und Grazie der Marionette gerühmt, die „durch einen Schwerpunkt im Innern der Figur regiert, die Glieder ohne eignes Zutun mechanisch nur bewegt, zweckmäßig, schön". So ist der urtümliche Mensch. Dann folgt die Stufe der Desorganisation, des Ringens mit dem Leben, dann, so die Götter wollen, die neue Harmonie des bewußten Genius, der sich mit der Welt in eine erneute natürliche Bindung bringt. Dieser uralte Gedanke hat Kleist berührt, als er die Marionetten sah. Das Büchlein erweist nun, daß Novalis, Schlegel, Schelling, in weiterem Leibniz, Rousseau, Schiller ähnliches gedacht haben. Wie, der Leser wird ungeduldig auf das Problem? Zugegeben, man wird es! Nachdem dies alles nachgewiesen und zitiert (Hölderlin jedoch übergangen) ist, kommen ein paar Worte davon. Kleist sei zunächst naiv gewesen (Stufe 1), habe ganz aus seinem Wesen leben wollen. „Da zerstört ihm Kants Philosophie die Naivität des Denkens, gibt ihm das Bewußtsein," und damit ist er vernichtet. Die dritte Stufe erreicht er nicht, Selbstmord bleibt allein möglich. Viele Jahre liegen dazwischen, das ändert aber an unserm schönen „Problem" nichts. Im Anfang „glaubte" eine „Auffassung", Seite 29 „weiß" „eine Darstellung": „Diese Darstellung des Kleistproblems weiß, daß sie neu ist." Was ist sie? Neu ist sie.

Bleiben noch 36 Seiten für die Werke. Acht für Amphitryon, sechs für den Kohlhaas. Dann wird Penthesilea auf vieren ins Licht des Marionettentheaters gestellt; diese Dichtung ist so durchsichtig, daß es geht. „In Penthesilea finden sich die drei Stufen vom Schema des Marionettentheaters: die Amazonen, das Volk, unterstehen dem mechanischen Gesetz von Antrieb und Bewegung, sie kämpfen sicher, zweckmäßig, schön, sie siegen; Penthesilea auf der Mittelstufe, verwirrt durch jenen Zwiespalt von Natur und Leben, aus dem alle Mißgriffe kommen; Achill, der Gott, der in vollkommener Schönheit aus seinem Wesen handelt, Freiheit und Natur vereinend."

Penthesilea also übernimmt sich und ruiniert das Ganze, bis endlich alles Vergängliche zu Boden fällt und sie sich dem Gott verbinden kann.

Fühlt man nicht, wie einfach die „Problem"-Methode ist, wie alles durchschaut und nichts mehr angeschaut wird, wenn man nur erst den richtigen Schlüssel erwischt hat? Bleiben noch 15 Seiten für das holde Käthchen (eigentlich: für das Käthchenproblem), für Hermann und den Homburger. Schluß: „Man darf nicht fürchten, daß die Monotonie des Schemas etwas hinwegnehmen, töten könnte vom lebendigen Reichtum der Kunst, dem Zauber der Dichtung. Das Schema gleicht dem Netze, in dem aller Reichtum der Welt, alle Farbenherrlichkeit sich fangen kann, trotzdem es selbst farblos und arm ist. Es gibt nichts als die Linien, wie sie immer wieder von wurzeltief bestimmter Eigenart hineingesehen

Digitized by Google

werden müssen in die bunte Welt der Dinge. Das Schema weiß, daß es nichts ist, . . als »Formel«, als »Figur«, ein Schlüssel zu den heiligen Chiffren, — nichts als ein Schlüssel zu der Wunderschrift."

Der Satz „man darf nicht fürchten" läßt noch einige Hoffnung. Die philologisch sehr gebildete Verfasserin weiß doch, so sieht man, daß einige Menschen es fürchten werden. Wäre ich ihr befreundet, so riete ich, dieser mehr als berechtigten Furcht nachzudenken. Wie, wenn dieses Netz statt der Fülle nur ein paar Brocken brächte? Wenn diese „Linien" im Kunstwerk nichts bedeuteten als einen kleinen subtilen Reiz für kurze Minuten? Wenn dieses ganze Stellen und Aufknacken von „Problemen" nichts wäre als eine aufgebauschte Spielerei, die sich vor der entbrennenden Glut des Primaners, der den „Hermann" liest, verbergen müßte? Wenn Hugo Wolfs Tondichtung und jene bekannte nächtliche Leseszene, die ihn so bewegt zeigt, mehr von Kleist gezeugtes Leben enthielte als diese ganze mühselige Arbeit? Ich brauche nicht zu sagen, daß dies meine Meinung ist.

Noch einmal: nicht die kleine fleißige und löblich stilisierte Arbeit ist es, die mir furchtbar scheint, sondern die Methode. Diese philologisch saubere Art, Lebendiges zu zerteilen in ein paar handgreifliche Assoziationen und dürftige Erlebnisfragmente, daraus ein Problem, ein Schema, eine Studie, eine Doktorarbeit und schließlich Literaturgeschichten zu brauen und nichts in Herz und Kopf zu behalten, als diese kargen Dinge. Und zu wissen, daß mit dieser Methode auf Schule und Hochschule das Collegium literarium erfüllt ist, das ist es, was immer wieder ein „Problem" stellt für den Freund des Lebens und der lebendigen Dichtung: wie werden wir all das los? Ezard Nibden

Andersen-Ausgaben

Es ist merkwürdig, zu wie verschiedenen Ergebnissen die Beschäftigung mit dem Leben desselben Mannes führen kann. Es sind jetzt zwei, jede in ihrer Art schöne, neue deutsche Ausgaben der Andersenschen Märchen erschienen, die, ihrer Ausstattung nach, besonders als Geschenke für Erwachsene mit Lob zu nennen sind. Sie entstammen dem Diederichsschen und dem Insel-Verlage. Interessant ist es, die beiden Einleitungen miteinander zu vergleichen, die beide von dänischen Verfassern herrühren, die jede ein in seiner Grundfarbe ganz anders gestimmtes Leben Andersens hinzeichnen — und die vielleicht beide nebeneinander recht haben können; die zusammen jedenfalls die Unsicherheit, ja Unmöglichkeit zeigen, das Maß an Glücksgefühl in einem fremden Leben abzuschätzen oder zu bestimmen. Die ausführlichere biographische Skizze, die Etta Federn in der Diederichsschen Ausgabe nach dem dänischen des Hans Brix bearbeitet hat, betont das viele Schwere, Trübe, recht eigentlich Glücklose in Andersens Leben. Wenn da in den letzten Zeilen von dem „einsamen liebesarmen alten Dichter" gesprochen wird, so erscheint uns das als der richtige wehmütige Ausklang eines trotz alles inneren Reichtums und aller äußeren Erfolge nicht glückgekrönten Lebens. — „Viele, viele Jahre war es Andersen vergönnt, als der berühmte Dichter zu leben, und wie nur wenige schwelgte er in seinem eigenen Ruhm." „Und so thronte er in seinen letzten Jahren als der gute alte Dichter, als der ge-

Digitized by Google

weihte Dichterpatriarch, dem alle Welt huldigte." Mit so im Grunde doch freudig und optimistisch gestimmten Sätzen schließt der kürzere Lebensabriß über den Dichter, den Sophus Bauditz schrieb und der die Inselausgabe einleitet. Und hier erscheint der behaglich beschäftigte Abendfrieden des berühmten Mannes ebenso notwendig, organisch als das Ergebnis des Lebens — wie es dort die Vereinsamung des ohne Liebe alt gewordenen Mannes war. Denn Bauditz sieht stärker das erstaunlich Sieghafte in diesem Leben, als die Niederlagen. Bei Brix nimmt Andersen Züge des alternden Grillparzer an, ein Vergleich, der bei dem Bauditzschen Aufsatz sich nie ergeben würde. Vielleicht hat Bauditz mehr das Leben des Dichters in sich nachgebildet, Brix das des Menschen. Während jener aus den dichterischen Erfüllungen, zu denen es führte, Licht über das Leben fließen sah und es vor seinem inneren Auge, ohne ein sehr starkes Gefühl für die Länge und Breite dieser vergangenen alltäglichen Gegenwart, in Höhepunkte zusammenfaßte, wurde Brix das Bewußtsein all der Mühsal und Enttäuschung, die zwischen den Erfüllungen lange Strecken bildeten, des Hinziehenden solch eines Lebens, des langsam fallenden Zeittropfens am eindrücklichsten und gab den Ton seines Aufsatzes. — Die zwei charakteristischsten und wohl auch berühmtesten der Andersenschen Märchen, die jede ein kleines Lebensbild des Dichters sind, verhalten sich ähnlich zueinander wie diese Einleitungen und scheinen Pate gestanden zu haben. Bauditz sieht den Dichter mehr als das „häßliche junge Entlein", das (in jener herrlichen Szene, die jeden Künstler aufs innigste ergreifen muß!) in den Schwanenteich kommt, sich nun als Bruder der demütig bewunderten schönen Vögel erkennt, und in einem Glücks- und Dankesgefühl, wie es nur nach langem Darben aufglüht, mit den königlichen Flügeln rauscht. In dem andern Aufsatz glaubt man Andersen mehr als den „standhaften Zinnsoldaten" zu sehen, der soviel Ungemach erduldet und zuletzt im Ofen schmelzen muß, daß nur noch ein kleines Zinnherz aus Blei übrig bleibt. —

Es ist schwer, zwischen den beiden Ausgaben zu entscheiden. Die Diederichssche umfaßt — im Zusammenhang von „Gesammelten Werken" — Andersens „Märchen und Geschichten". Es sind außer den zwei vorliegenden noch zwei weitere Bände angekündigt. Sie ist (immerhin etwas spärlich!) illustriert von Gudmund Hentze und chronologisch geordnet. Die Inselausgabe (mit einem nicht ganz glücklichen Titelblatt) ist in sehr schöner Ungertype gedruckt und etwas stattlicher als die andere. Für sie (übersetzt von Mathilde Mann) wurde die von Andersen selbst besorgte deutsche Ausgabe zugrunde gelegt. Es sei auf beide Sammlungen empfehlend hingewiesen! Der Käufer möge sich beide vorlegen lassen und nach persönlichem Geschmack wählen. —

Wilhelm von Scholz

Theater

Zur Eröffnung der Berliner Theatersaison

Längst ist den Berliner Theatern ihre Ziel- und Programmlosigkeit so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man fürchten muß, sich lächerlich zu machen, wenn man sie nach dem Woher und Wohin fragen wollte. Zu einem regelrechten Programm ist nur noch das

Digitized by Google

Königliche Schauspielhaus naiv genug einen Anlauf zu nehmen. Wirklich: nur einen Anlauf. Nachdem es zum fünften oder siebenten Male Hebbels Nibelungentrilogie angekündigt, seinen Abonnenten den Mund auf Sudermanns neue Tragödie, eine aus der Antike noch dazu, wässrig gemacht und Kleists „Penthesilea“ mit einer Bearbeitung von Paul Lindau bedroht hat, bricht es mit diskret-geheimnisvollen Andeutungen über ein „modernes Stück von leichterer heiterer Art“ und „zwei zur engeren Wahl stehende Lustspiele“ schamhaft ab. Nicht ein einziges Wort über den Shakespeare-zyklus, mit dem es sich noch vor einem Jahre anheischig machte, Reinhardt in die Schranken zu fordern; keine Silbe mehr über die „Literarischen Abende“, an denen Lindau seine Getreuen durch die Gefilde der dramatischen Weltliteratur zweier Jahrtausende führen wollte. Sie begannen — das hat der gewissenhafte Chronist noch aus der vergangenen Spielzeit nachzuholen — am 14. Mai abends acht Uhr bei Kroll mit dem blutlechzenden und doch so pedantisch-papiernen altnordischen Trauerspiel „Ein Winternachtfest“ von Charles Rann Kennedy und endeten ein für allemal desselben Abends elf Uhr mit der elften Leiche, die die Tragödienwut dieses britischen Philippi in Wikingertracht darniedergestreckt hatte — für die Gescheitern sogar noch ein Stündchen früher unter den blühenden Kastanien und den Klängen des Pariser Einzugsmarsches draußen im Krollschen Garten. Und nun „Penthesilea“! Ein wohlerzogener Kritiker hat sich aller Prophezeiungen zu enthalten. Aber vielleicht genügt es in diesem Falle auch wirklich, einfach die vier Programmworte nebeneinanderzustellen: Kleist und Lindau, Penthesilea und Königliches Schauspielhaus . . .

Den Dramatiker Sudermann hat das Königliche Schauspielhaus also nun endgültig dem Lessingtheater „abgewonnen“. Das bedeutet für dieses nur eine Klärung mehr auf seinem Wege, der freilich sowieso schon eng und eben genug war. Wie Brahm beschaffen ist, wird das seiner göttlichen Gelassenheit eher eine Erleichterung als ein Schmerz sein. Er hat jetzt unter seinen „Angestammten“ nur noch mit Georg Hirschfelds ärgerlichen Theatralitätsanwandlungen zu rechnen, die allerdings an die Gutmütigkeit seines Treugefühls von Jahr zu Jahr derbere Anforderungen stellen. Im übrigen unterstützen ihn seine Hausdichter redlich in dem Bemühen, sich immer nur enger in sich selbst einzukapseln; auch Schönherrs „Glaube und Heimat“, das ihm nach langer Fastenzeit endlich wieder mal die bekränzte 100 auf seinem Theaterzettel vergönnte, mußte sich erst einer gelinden Enttheatralisierungskur unterziehen, ehe er sich mit seinen zusammengeschmolzenen Kräften getrauen durfte, dieser erdwüchsigen, aber auch erdwuchtigen Inhaltsdramatik gerecht zu werden. Doch alles in allem: der Kritiker müßte blind sein, der verkennen wollte, daß mit der steigenden Wirrnis des Berliner Theaterlebens die charakteristischen Umrisse dieses dürftigen doch festgegründeten Eilands in dem Wirbel der Wasser sich nur desto deutlicher und kräftiger abzeichnen. Die paar Male, wo auch das Lessingtheater sich durch die Sirenenlaute der „Neuromantik“ oder der „neuen Stilkunst“ hat aus seinem norddeutsch realistischen Kurse locken lassen, rütteln kaum an dem Bilde charaktervoller Einseitigkeit, das es in der Berliner Theatergeschichte aufgerichtet hat.

Digitized by Google

Wie ich Brahms Trotz und Zähigkeit kenne, wird er sein — voraussichtlich — letztes Direktionsjahr vollends für zu schade halten, dieser allgemach historisch gewordenen Konsequenz etwas abzubröckeln. Das „ewig Gestrige" fordert Ehrfurcht.

Den andern allen ersetzt den fehlenden Stil und Charakter die Generaltugend der Geschäftigkeit. Sie rennt zeit- und ziellos durch alle Gassen und prahlt mit ihrem Ehrgeiz, sich alle Herrlichkeiten und Möglichkeiten der gesamten dramatischen Welt zu erobern; — ist das Glück ihr hold, so macht sie sich's aber auf dem ersten besten „Erfolg" bequem und steht vom Lotterbett nicht früher wieder auf, als bis keine Katze mehr ins Haus will. So machte es in der verflossenen Spielzeit das „Berliner Theater" unter Meinhardt und Bernauer, die anfangs dank einem wechselnden klassisch-modernen Spielplan so forsch ins Zeug gingen, mit den „Bummelstudenten"; so machte es das „Neue Theater" mit dem „Erlauchten Ahnherrn" seines ebenso rührigen wie charmanten Direktors Schmieden; so rettete sich in zwölfter Stunde das „Neue Schauspielhaus" auf die Planken des Kinodramas „Eine Million", als es lange genug mit den Mastbäumen der Klassiker und Nachklassiker paradiert hatte; so und nicht anders wird das Hebbeltheater, nun es mit dem „Berliner" unter einer Direktion vereinigt ist, seinen Namenspatron ehren, nachdem es ein Theatermann aus Wien ein halbes Jahr lang vergebens mit handfesteren Stücken zu sanieren versucht hat. Am anständigsten und vorteilhaftesten fährt bei dieser Hans-in-allen-Gassenpolitik noch das Kleine Theater. Gilt es schon mal zu hüpfen, so steht das einem Floh besser an als einem Bären. Auch im letzten Jahre wieder hat diese erste Wiege Reinhardtischen Ruhms mit Glück und Geschick das behende Genre einer dramatischen Kurz- und Schnellkunst gepflegt, die heiß genossen werden will, selten lange vorhält, aber auch selten langweilt. Es hat sich für diese Kleinwelt der Satiren, Grotesken, Kapricen und Impromptus, die manchmal schon dem Varieté eine Kußhand zuwerfen, aber immer noch literarische Balance halten, mittlerweile auch in Regie und Darstellung eine Art Stil gefunden, den man in dem Monsterkonzert der Berliner Theater nicht mehr missen möchte.

Kommt man von hier zu Reinhardt, so fühlt man zunächst gar keine Veranlassung, den Mund voller und den Ton höher zu nehmen. Die Kammerspiele haben im vergangenen Jahre ihre Daseinsberechtigung nur selten erwiesen; man begreift, daß sie der Herr der Häuser, ernüchtert von ihrer Resonanzlosigkeit, mehr und mehr seinen Dramaturgen als Tummelplatz für von vornherein verlorene Gefechte überläßt. Und auch was seine andern beiden Schauplätze, das Deutsche Theater und der Zirkus, an Siegen dem neuen Jahr vererben, ist bescheiden genug: Ödipus, der zweite Faust und allenfalls noch Othello. Doch bald merkt man: mit der bloßen Statistik dieser Dreizahl ist es hier nicht getan. Das Drum und Dran, die Bemühungen vorher und der Nachhall ins Weite und Ferne machen die Musik. Man kann nun mal über die Schwelle dieses unermüdlichen Experimentierers, Eroberers und Anregers nicht mit denselben Schuhen gehn, die man bei den andern trug. Es ist ungefähr das gleiche Verhältnis wie zwischen Sezession und Großer Kunstausstellung. Mag man dort noch so viel klein und verfehlt gefunden

Digitized by Google

haben, man spürt doch ein Ringen um den Ausdruck großer, starker Lebensgefühle, wie sie unser Innerstes bewegen, und man fühlt, daß man den Maßstab, den man dort gebraucht hat, hier auf dem breiten Markt der Mittelmäßigkeit kaum aus der Tasche nehmen darf. Nein, man muß trotz aller Enttäuschungen von Reinhardt immer noch in einer andern Sprache sprechen als von Halm, Schmieden, Meinhardt-Bernauer und selbst von Brahm. So verblasen vieles von dem ist, womit die Sternheim, Vollmoeller, Stucken und Freksa ihm den Tisch der Neuheiten decken, bei ihm und keinem andern in Berlin findet unser in der Gegenwart wurzelndes, in die Zukunft hinausdrängendes, mit allen Versprechungen und Möglichkeiten des Begriffs Theater erfülltes Daseinsgefühl eine Herberge, in der zu rasten sich lohnt. Doch welch falsches Bild! Gerade vom Weilen und Rasten, vom Sammeln und Bewahren weiß dieser immer Werdende, niemals Fertige ja so wenig! Die „Blätter des Deutschen Theaters", die seine Dramaturgen ihm jetzt gegründet haben, um „für sein Werk mit guten Gründen und sachlichen Argumenten einzutreten" — sie werden immer und stets nur von „neuen Wegen und neuen Zielen" zu reden haben, nie aber seine schweifende Eroberungslust zum Dauernden gewöhnen, sein Reich mit sichern Grenzen umfriedigen können. „Das Theater gehört dem Theater" verkündet dieses Pro domo mit jener kühnen Selbstverständlichkeit, die sich auf ersten Seiten einer neuen Zeitschrift so gut ausnimmt, und greift damit den Leitsatz auf, der schon durch Georg Fuchsens letzte, die Reinhardtischen Volksfestspiele propagandierende Schrift geht. Eine Absage nicht bloß an Moral und Literatur, wie die Herausgeber auftrumpfend betonen, sondern auch an jede festende, richtungweisende, zielsetzende, aufbauende und beschließende Idee. Wir werden sehen, wohin diese autokratische Anarchie des Theaters treibt.

Um von den Worten zu den Taten überzugehen: Was die neue Hauszeitschrift zuerst aufs Podium geleitete, war recht belanglos: Freksas Tragikomödie „Der fette Cäsar". Die über Gebühr gemästete Dramatisierung einer historischen Anekdote von Didius Julianus, einem römischen Kaiser aus Gnaden der Prätorianer, dessen dicker, schwammiger Wurschtigkeit selbst Aufruhr, Mord und Totschlag nichts anzuhaben vermögen — ein Atelierspaß, an dem, wenn's ein Bild wäre, Makart und Grützner gemeinsam gearbeitet haben könnten. Solche mit Massenszenen und kostümierten Tumulten gefüllte Pastete sollte sich nicht modern erhaben vorkommen, wenn ihr auf dem Spielplan des jetzt unter einer neuen Flagge segelnden Friedrich-Wilhelmstädtischen-Schauspielhauses das nachgelassene Trauerspiel von Adolf Wilbrandt: „Siegfried der Cherusker" begegnet. Was hier Kompendienpathos des Wortes, aber auch zuweilen ehrliches, starkes, reines Pathos des Herzens und der nationalen Gesinnung, das ist dort bei Freksa Pathos der Gebärde, der Geste, der gedankenlosen Pantomime. Um dessentwillen lohnt es sich wirklich nicht, das Theater aus den Klauen der Literatur zu befreien.

Als schämten sich die Reinhardtischen Schauplätze nachträglich einer solchen würdelosen Einweihung, folgte alsbald Eduard Stuckens „Lanval", das dritte Drama der Gralstrilogie. Da waren denn nun freilich Ernst, Würde

Digitized by Google

und Erhabenheit wieder gerettet. Auf Makart-Grützner und Piloty folgte im Kunterbunt des Berliner Spielplans — Melchior Lechter. Doch fängt Stuckens hieratische Strenge allmählich an sich zum Irdischeren zu bequemen. Der Rausch seiner Ekstase ernüchtert sich zur Klarheit, die Fesseln seines Wort- und Reimprunks hindern ihn hier nicht so sehr wie im „Lanzelot“ und im „Gawan“ am geraden und ebenen Vorwärtsschreiten. Oder sind hier die Verdienste der Regie, die sich diesmal nicht mehr gescheut haben soll, auch dem Texte mit dem Schermesser zu nahen, größer als die des dramatischen Dichterwillens? Jedenfalls erfreuten sich die ersten zwei Akte in der Darstellung der Kammerspiele einer lichten Durchsichtigkeit und einer edlen Prägnanz, und auch der dritte noch, wo Lanvals Schwur, nie eines Dritten Ohr von Fingula hören zu lassen, der entzauberten Schwanenjungfrau, nun seinem heimlichen Ehegemahl, die heiße Probe der verletzten Ritterehre zu bestehen hat, bringt es zu einer Bildkraft und zu einer Wucht des greifbaren Geschehens, wie sie der deklamatorischen Begabung Stuckens bisher kaum beschert waren. Schon schmeichelt man sich mit der Hoffnung, daß dieser Dichter, der sich aus einer nervösen, zersplitterten Zeit mit traumwandlerischer Sicherheit zu der Tiefsinnigkeit der alten Mythen hingefunden hat, ihnen auch die geläuterte, von allen Zufälligkeiten und Ausflüchten reingebadete Konsequenz ethischer Notwendigkeit zurückgeben werde, da ergießt sich plötzlich ein ganzer Sturzregen peinlichster und haltlosester Willkür über unsre erstaunten Häupter. Der Dichter fühlte offenbar, daß jetzt, wo Schuld sich rächen und Sühne sich vollziehen soll, der Fluß epischen Geschehens nicht mehr reicht, daß ein bewußter Wille den Fluten Dämme bauen und Ziele setzen muß. Aber was er findet, dem Drama den Schluß zu geben, sind ebenso billige wie vage Schnörkel einer von Wahrheit und Logik verlassenen Phantastik, die sich endlich mit Haut und Haaren dem mystischen Apparat der Geister und Erscheinungen verkauft. Dennoch ist dies das Werk eines echten Poeten, der sich mit so hingebungsvoller Seele und so glühender Andacht in die Märchen- und Wunderwelt einer erhabenen Vorzeit versenkt hat, daß er ihre feinen wie starken Linien mit reiner Hand nachzeichnet wie kein andrer heute, und daß es, solange das Richtschwert der dramatischen Logik noch in der Scheide ruhen darf, ein Kulturgenuß erlesener Art ist, den langhinhallenden Rhythmen seiner bilder- und reimschweren Verse zu lauschen. Die Szene scheint geweiht und wohlbereitet für alle edlen Gaben feiertäglicher Kunst, von der eine Dichtung wie „Lanval“ zuerst im neuen Spieljahr den Vorhang hob.

Friedrich Düsel

Die „Orestie“ als Reinhardt-Schau in München

Wenn die kunstsinnigen Londoner das neueste deutsche Theater meinen, so sagen sie: ah indeed! the Reinhardt-show! Wenn Max Reinhardt, der völkerbeglückende, seine internationalen Zurüstungen betreibt, so spricht er weihevoll wie ein Erzpriester von „Volksfestspielen“. Wenn wir nachstehend von ihm und seiner neuesten Geisterbeschwörung in München sprechen wollen, so schlage ich unbedingt den englischen Gruß vor: die Reinhardt-Schau. In diesem Zeichen werden wir uns schnell verstehen.

Digitized by Google

Denn Reinhardt ist groß und Aschylus ist sein Prophet. Der alte Grieche, der das Glück hatte, vor reichlich zwei Jahrtausenden für Max Reinhardt einen Festspieltext zu schreiben, marschierte unsichtbar zum Beschluß seiner Trilogie im großen Festzuge mit. Freilich: beglückt schien er mir nicht. Sondern zerzaust und schmerzbeladen, aber dafür bunt bemalt und goldbronziert wie etwa die Zeusfigur am Hausaltar der Atriden — so sah ich die ehrwürdige Gestalt daherschlottern als einen ganz verzweifelten Leichnam. Vergeblich spornte er die Eumeniden zur Rache an. Sie waren müde von den Strapazen dieses Abends und wankten, von Max Reinhardt völlig besessen, dem elektrischen Abendlicht entgegen, dessen bunte Flammen das tausendköpfige Volk von Argos in der Arena magisch umwitterten. Unter Pauken- und Posaunenschall ging so die Orestie zurüste; man kann auch sagen: zugrunde. Und das Beste von unsern Hoffnungen auf eine volksmäßige Festspielkunst im Zeichen Reinhardts leider auch.

Diese Hoffnungen wurden geweckt durch manches, was im „König Ödipus" des Vorjahres lebendig getroffen war, bevor ihn Reinhardt durch die großstädtischen Zirkusse geschleift hatte. Seine „Orestie" aber war in theatralische Barbarei getaucht wie der Purpurmantel des Agamemnon in Blut. Reinhardt schreitet fort, grausam konsequent, bis dahin, wo er nun als theatralischer Schlachtenlenker steht, napoleonisch dämonisch, und die „Massen" unerbittlich inspiriert. Zum Heulen und Röcheln, zum Kanonsingen, zum Schreiten, Laufen, Springen und Stürzen. Also eine Art „Hohe Schule" moderner Regie. Das Parkett ist Arena geworden, wo Reinhardt mit seinen tausend Leuten schafft, was er schaffen heißt: deklamatorische Massenaufgebote mit Musik, welch letztere „symbolisch" trillern oder pauken muß, was gemeint ist; Massenwirkungen amerikanischen Stils, in denen fast rettungslos versinkt, womit der Dichter die Herzen bewegen will: „das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Aschylus hat das blutige Geschick des Atridenhauses in drei Dramen gestaltet: wir sehen Agamemnons Heimkehr und Tod, den Muttermord des Orest, und seine Entsühnung durch das Eingreifen der Götter. Die Übertragung Karl Vollmoellers klingt zwar manchmal etwas prätentiös und dunkel, ist aber dichterisch empfunden und nicht ohne gehaltene Würde. Sie beschränkt sich auf das Wesentlichste, ist also schon reichlich gekürzt. Reinhardt seinerseits hat die Kürzung fast bis auf die Stichworte fortgesetzt. Dadurch ist dem Werke sozusagen der dramatische Atem benommen, und man sieht in die schauerlichen Ereignisse hinein, ohne daß ihr tragischer Zusammenhang dem Gefühl noch irgendwie zwingend erschlossen würde. Hier soll nun die Masse dekorativ und symbolisch zugleich eingreifen: Greise und Krieger, Jungfrauen und Erinnyen. Diese Masse, die da antikisch inmitten der dreitausend modern gewandeten Zuschauer herumwimmelt, aus fünf verschiedenen Eingängen in die Arena flutet, mit Scheinwerfern abgeleuchtet wird wie eine Flotte auf hoher See und trotz aller Dressur das Verständnis, den Gang und das Schaubild der Handlung immer wieder empfindlich zerreißt.

Nein, auf diesem Wege kommen wir nicht weiter. Ich gehöre nicht

Digitized by Google

zu den philologischen Gralswächtern, die aus historischen Gewissensgründen heraus jeden Versuch einer Wiederbelebung der Antike im modernen Geiste als ein Attentat abwehren. Sobald dieser Geist mit ehrlicher Selbstbescheidung ans Werk geht und sich in den Dienst der Dichtung stellt, aus ihr die Quellen unversiegter Schönheit neu zu erschließen — dann soll er uns willkommen sein auch in mißlungenen Versuchen. Reinhardt ist ein ungewöhnlich begabter Theatermann, der uns neben manchen Spielereien auch wirklich festliche Stunden zu bereiten wußte. Seine Selbstherrlichkeit aber und die seiner Adepten, für die Theater und Literatur bereits getrennte Begriffe sind, denen das Theater Selbstzweck ist, die lehnen wir ab. Eine Stegreifkomödie haben wir gehabt und in mühsamer Arbeit überwunden. Wird sie uns als „Kunstwerk moderner Regie" neu serviert, gar als Volksfest verbrämt und auf einen eingebildeten Kothurn gesetzt, so dürfen wir dieser Theaterei getrost den Rücken kehren. Und zwar im Namen der elementarsten Daseins- und Wirkungskräfte jenes Theaters, das einzig als Träger und Vermittler geistig gesteigerten Lebens ein tieferes nationales Daseinsrecht beanspruchen kann.

Eugen Kalkschmidt

Hugo Wolfs Kritiken

In diesem Herbst werden bei Breitkopf & Härtel die gesammelten Kritiken Hugo Wolfs erscheinen, die mit den alten Blättern des Wiener „Salonblattes" schon so gut wie verschollen waren. Der Akademische Wagnerverein als Inhaber der Urheberrechte hat sich zu dieser Veröffentlichung entschlossen, um damit die bereits legendenhaft übertriebenen Gerüchte über die „grenzenlose" Heftigkeit dieser Artikel auf das rechte Maß zurückzuführen, aber auch um diese lebendigen Quellen zum Genusse der Wolfschen Persönlichkeit zu erschließen. Denn diese Persönlichkeit vor allem ist es, die den Aufsätzen noch nach fast einem Menschenalter den Wert gibt. Die Künstler und Virtuosen, über die darin geurteilt wird, sind meist lange schon vom Schauplatz abgetreten, die Kompositionen zum großen Teile vergessen, die ästhetischen Zwistigkeiten jener Tage haben an Aktualität schon sehr verloren. Und doch kann vieles darin auch den Leser von heute merkwürdig packen und anregen. Niemand wird in den Auslassungen eines Vierundzwanzigjährigen reife Erkenntnisse einer reichen Kunsterfahrung suchen, niemand einen von klarer Einsicht gelenkten Kompaß durch das wogende Meer des Musiklebens. Aber Wolfs künstlerisches Gefühl war so fein, sein Verstand so scharf, daß er vielfach mit seinem Urteil besser traf, als die meisten seiner engeren Herren Fachkollegen. Vollends der Sturm seines Enthusiasmus hat etwas so Unwiderstehliches, wie die Schneid seines Angriffs und die Wucht seiner ehrlichen Grobheit vernichtend wirkt.

Wer sich bisher den Kritiker Wolf als den jugendlich eifernden, eingeschworenen Wortführer einer Wiener Partei vorgestellt hat, wird durch das Buch nicht ungern eines andern belehrt werden. Gewiß, Wolf stand mit beiden Füßen auf dem Boden Wagnerscher Anschauungen und des Meisters „Gesammelte Schriften" bildeten den Kanon seiner Ästhetik, aber er folgte keinem Schlagwort einer Clique. Er brachte es fertig, einen Musikabend des Wiener Wagnervereins zu „verreißen". Er wagte es nach

Musik

Digitized by Google

einem Brucknerabend seiner Freunde Loewe und Schalk glatt herauszusagen, daß „der Mangel an Intelligenz es ist, was uns die Brucknerschen Symphonien bei aller Originalität, Größe, Kraft, Phantasie und Erfindung so schwer verständlich macht". Er, der in Liszt den größten damals lebenden Komponisten verehrte, scheute sich nicht, von den „witzelnden, naseweisen Jüngelchen aus der Lisztschen Schule" zu reden und ihrem Klavierakrobatentum die durchgeistigte Interpretation eines Bülow gegenüberzustellen. Man muß lesen, wie unverblümt er seine geringe Meinung von einzelnen Werken sonst verehrter Meister wie Schumann und Berlioz äußert, um die starken Stellen einzuschätzen, die er sich gegen Brahms geleistet hat. Diese darf man nun freilich nicht im buchstäblichen Verstande hinnehmen. Sie sind aus den Kriegszeiten des Wiener Musiklebens zu verstehen, aus der Zeit, da Wagner sich die gebildete Jugend eroberte und die Wiener Konservativen Brahms auf den Schild erhoben. Es wurde scharf geschossen und kein Pardon gegeben. Die Wortführer wußten nichts Klügeres zu tun als die homerischen Helden: sie schimpften. Man lese, in welchen Ausdrücken in den ersten Blättern der Kaiserstadt von Hanslick, Kalbeck, wie in der vornehmsten Gesellschaft (Briefwechsel Billroths!) von Wagner, Liszt, Bruckner damals gesprochen werden durfte. Diese Partei war im Besitz der äußeren Macht, sie vergab Stellen und Würden. Und als sie, aus Angst vor dem Verlust ihrer Popularität, das Feuer gegen Wagner allmählich einstellte, warf sie sich nur um so heftiger gegen die, welche ihm anhingen, während Wolf verwegen geradezu wider den Abgott der gegnerischen Partei, wider Brahms, loszog. Dieses Losziehn galt übrigens vor allem dem Symphoniker und war durch die eifrigen Bemühungen der Gegenseite provoziert, Brahms als den ebenbürtigen „Fortsetzer" Beethovens hinzustellen. Seine Kammermusik hat Wolf aber geschätzt und wiederholt mit Wärme gepriesen. Der Gesamtpersönlichkeit gerecht zu werden verhinderte ihn die Verschiedenheit der Stammesart, des Bildungsganges und der Ideale. Brahms seinerseits hatte Humor genug, die Artikel seines Widersachers regelmäßig zu lesen, ja bei sich zu tragen und lachend seinen Freunden zu zeigen. Daß hier kein gewöhnlicher Geist wider ihn das Wort nehme, ist ihm jedoch wenigstens damals nicht zum Bewußtsein gekommen.

Was an Wolfs Urteilen zunächst auffällt, ist die äußere Drastik seiner Bilder. Von dem Komponisten Ponchielli sagt er, seine Phantasie habe „den Gang eines störrischen Esels, der nach jedem zweiten Schritt über den erstgemachten nachgrübelt". Von einem Sänger: er habe „nicht anders gesungen als ein mäßig stimmbegabter Kater, auf dessen Schweif der Zufall das Pedal tritt". Von einem andern: daß er „das Rezitativ wie eine gereizte Henne heruntergegackert" habe. Oder über ein Klavierkonzert: „Dieses musikähnliche Geräusch mag vielleicht gut genug sein, Brillenschlangen in Träume zu lullen oder rhythmische Gefühle in abzurichtenden Bären zu erwecken." Solche und andere, keineswegs vereinzelte zoologische Vergleiche wird man voraussichtlich herausfischen und als charakteristisch für Wolfs kritische Art bezeichnen. Und doch trifft das nicht zu. Wolf hat zum größeren Teile positiv kritisiert. Ein hoher, aber keineswegs verstiegener Idealismus scheint mir das Merkmal des

Digitized by Google

Kunstschriftstellers Wolf zu sein. Was er so über Rubinstein, Liszt, Gluck, Beethoven und Wagner schreibt, ist oft von köstlicher Anschaulichkeit und hohem Schwung. Man bemerkt auch bald, daß er, als schöpferischer Musiker durchaus undramatisch veranlagt, als Kritiker einen guten dramaturgischen Blick hatte. Und ein Vollblutmusiker war er auch darin, daß er unbeeinflußt von den Doktrinen, in denen er aufgewachsen war, vom Musikdrama vor allem — Musik verlangte: „Lernt erst Musiker zu sein, ehe ihr euch den frechen Anschein gebt, den Musiker über dem Dichter zu vergessen! Was helfen euch die schönsten Operntexte, wenn ihr sie nicht in Musik setzen könnt!“ Bei aller Freude am schönen Klang betont er doch: „Ohne das richtige Motiv ist's um die schönste Instrumentation getan.“ Auch über den Mißbrauch der Häufung der Kunstmittel fällt gelegentlich ein kräftig Wörtlein. Daß er, der Deutschnationale, der Kämpfer gegen „welschen Dunst und welschen Tand“, die leere Deutschtümelei Neßlerscher und Grammanscher Operntexte brandmarkt, ist gleichfalls ein bemerkenswerter Charakterzug. Sehr energisch verurteilt er auch die Sucht der Virtuosen, ihre Instrumente über deren natürlichen Wirkungskreis hinauszutreiben. „Ist der Kunst damit gedient oder kann sich das Publikum daran erquicken, wenn zum Beispiel der Cellist X. auf seinem Instrument Effekte zu erzielen sucht, wie sie naturgemäß der Pickelflöte zukommen, daß der Violinist Y. auf der E-Saite die rauhe Stimme des Kontrabasses nachzuahmen bestrebt ist, eine Altistin das hohe C, eine Sopranistin das tiefe G kreischt?“

Was in den Artikeln aber am allermeisten interessiert, ist der Umstand, daß er darin Ästhetik von unten, Organisationskritik und Kritik der Kunstpflege, nicht bloß der Kunstübung und des Kunstschaffens trieb. Und das zu einer Zeit, wo jeder Musikrezensent seinen Ehrgeiz in die Erörterung der vier letzten Dinge der Tonkunst setzte. Da eiferte Wolf gegen die Aufführung von Spielopern in großen Opernhäusern, von Streichquartetten in Symphoniesälen. Da erörterte er, wie wenig der Chopinsche Asdurwalzer als Zugabe nach Beethovens Esdurkonzert passe. Programmkritik ist überhaupt seine Stärke. Alle Waffen der pathetischen Anklage, der bissigsten Satire und witzigsten Ironie wendet er an, um den Philharmonikern zu zeigen, daß das blinde Vertrauen des Publikums sie verpflichtet, daß es schmählich ist, wenn sie in gesicherter materieller Lage dem Publikum nach dem Munde musizieren, daß sie berufen sind „allem was einen Fortschritt in der Kunst bezeichnet, was als wahrhaftig, neu, gehaltvoll und bahnbrechend sich ankündigt, was sich über das Gemeine, Mittelmäßige erhebt und dem Höchsten zustrebt, ihr tönendes Organ zu leihen, vor keiner Schwierigkeit zurückzuschrecken und bis auf den letzten Mann auszuharren, wenn es gilt, eine gute Sache zu fördern“. Er schreckt aber auch davor nicht zurück, das Publikum selbst und sein Verhalten zum Gegenstande der Kritik zu machen. Namentlich darüber, wo der Applaus störend wirkt und wo er am Platze ist, stellt er sehr lesenswerte Betrachtungen an. Er benützt einen abgesagten Don Juan, um seinen Lesern das Wohlgefühl auseinanderzusetzen, nicht auf dem vielbeneideten Rezensentensitz in der Hofoper Platz nehmen zu müssen. Er rezensiert geistreich eine Vorstel-

Digitized by Google

lung, die er eingestandenermaßen nicht besucht hat, wie sie sich vermutlich abgespielt haben dürfte und dergleichen. Kurz, man wird sich fast auf jeder Seite durch die sprühende Phantasie des Schreibers angeregt oder gefesselt fühlen. Es ist eben alles durch ein Temperament gesehen, und durch was für ein prachtvolles überschwängliches Temperament! Niemand kann diese Artikel gleichmütig lesen. Und immer wieder stellt sich der törichte Wunsch post festum ein: hätten doch die Künstler jener Zeit diesen damals so wenig beachteten Rezensionen mehr Beachtung geschenkt, als all den „espritvollen" und „glänzenden" Feuilletons der gleichzeitigen kritischen Berühmtheiten Wiens! Richard Batka

Berlin als Musikstadt

Seit Jahrzehnten herrscht Berlin als die musikalische Metropole Deutschlands. Hier sind allen Zweigen des Musiklebens die weitesten Entwicklungmöglichkeiten geboten, hier strömt zusammen, was sich an produzierenden und reproduzierenden Künstlern hören lassen und zur Geltung kommen will, denn das Machtwort der Berliner Kritik hat Einfluß und Bedeutung in der ganzen Welt. Wie das so gekommen ist, mag wohl schon manchen zum Nachdenken gereizt haben; aber erst Adolf Weißmann hat in seinem bei Schuster & Löffler in Berlin erschienenen Buche „Berlin als Musikstadt" es unternommen, den Anfängen dieser Entwicklung und ihren treibenden Ursachen nachzuspüren und ein zusammenhängendes historisches Bild vor uns aufzurollen. Das war gewiß ein zeitgemäßer Gedanke. Denn der Stoff ist reich und bedeutsam genug, um zu interessieren, und die Dokumente lagen bisher so verstreut, daß man dem Sammler schon um ihrer Erhaltung willen nur dankbar sein kann, wenngleich eine Vollständigkeit natürlich weder erreicht noch beansprucht wird.

Weißmann sieht die Größe Berlins als Musikstadt aus dem spezifisch norddeutschen Geiste seiner Bewohner hervorgehen. Dieser Geist atmet nicht die leichtsinnige und sinnliche Lebensfreudigkeit des Südens, die dem produktiven Genie in der Kunst die rechte Atmosphäre schafft; er ist eher kunstfeindlich als -freundlich. Aber mit seiner Tendenz zu ernster Arbeit, kritischer Betrachtung und planvollem Aufbau hat er sich fähig gezeigt, die Früchte des Südens zu ernten, gleichsam unter Dach und Fach zu bringen. Berlin ist nicht die Stadt der Begeisterung und der Initiative; nur widerwillig und unter Kämpfen läßt es sich von Persönlichkeiten und Richtungen erobern, und großen Männern als Ausgangsstätte gedient zu haben, kann es sich, wenn man vom Fall Karl Maria von Weber absieht, nicht rühmen. Dafür haben alle bedeutenderen Erscheinungen um so tiefer ihre Spuren zurückgelassen, und jener kühl bedächtige Geist hat, in neuerer Zeit im Bunde mit dem einreißenden Amerikanismus, schließlich ein Milieu geschaffen, dessen Anziehungkraft sich so leicht nichts mehr zu entziehen vermag. Mit Recht wird von „vielen materiellen und manchen geistigen Strömungen" gesprochen, die da zusammenflossen. Im weiteren Verlaufe der Darstellung werden auch die Schattenseiten des Berliner Musiklebens aus dieser seiner Genesis folgerichtig abgeleitet.

Der Verfasser beginnt etwas willkürlich mit dem Jahre 1740 und Friedrich dem Großen. Doch will er uns ja kein historisches Quel-

Digitized by Google

lenwerk bieten! Er beginnt eben da, wo er auf unser Interesse rechnen kann. Das steigert sich von Kapitel zu Kapitel. Eine Fülle von Wissensstoff ist verarbeitet, aber in so leichter graziöser Form, daß man das Rüstzeug der Gelehrsamkeit kaum gewahr wird. Nach der italienischen Primadonnen- und Kastratenzeit zieht die Übergangsepoche an dem Leser vorüber, in der das Deutschtum in der preußischen Residenz zu Wort und Geltung kommt. Glanzvolle Tage steigen vor uns auf. Mozart, dann Gluck halten ihren Einzug, auch die Episode Dittersdorf ist nicht vergessen. Es folgt die Blütezeit der Berliner Oper unter dem kunstsinnigen Grafen Brühl; die Persönlichkeiten Spontinis, Mendelssohns und Meyerbeers und ihr Wirken nehmen den ihnen gebührenden Raum ein, und die ersten Anfänge eines öffentlichen Konzertlebens treten in die Erscheinung. Die Geschichte der Singakademie, als des wichtigsten Gliedes dieses Organismus, zweigt sich ab. Und wie erst das alte Nationaltheater, dann die Königstädter Oper mit ihren aufsehenerregenden Gastspielen zur Hofoper einen interessanten Parallelismus bilden, so gesellen sich der alteingesessenen Konzertgesellschaft mit dem Auftreten Julius Sterns in dessen Gesangverein und Orchesterunternehmungen bedeutungsvolle Faktoren des musikalischen Lebens, die bald zu Trägern einer neuen Bewegung werden. Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise alle Phasen der hier behandelten Entwicklung anzuführen. Nur so viel sei bemerkt, daß die um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Wagnerbewegung, das heißt: das Verhältnis Berlins zu Richard Wagner, nicht nur ausführlichst besprochen, sondern auch vielfach in neue Beleuchtung gerückt wird. In gedrängter Kürze läßt schließlich der Autor die Ausstrahlungen der modernen Musik, deren keine ihren Reflex auf das Berliner Musikleben verfehlt hat, vorüberziehn. Je mehr wir uns der Gegenwart nähern — die Darstellung reicht bis in das Jahr 1911 hinein — um so mehr nimmt naturgemäß die Betrachtung einen kritischen Charakter an und weitet sich der Kreis der in sie aufgenommenen Namen schaffender und ausübender Künstler. Ob manches Polemische am Schlusse nicht im Interesse der Einheitlichkeit des Werkes besser fortgeblieben wäre, mag allerdings fraglich erscheinen.

Man darf den Plan des Buches nicht außer acht lassen, will man der Leistung gerecht werden. Dem Kenner einzelner Epochen und an der Hand der Spezialliteratur wird es natürlich nicht schwer fallen, Lücken nachzuweisen. Schließlich ist, was wichtig oder unwichtig scheint, zum Teil auch Sache persönlicher Ansicht. Geringer dürfte schon die Ausbeute an kleinen Berichtigungen sein. Man wird zugestehen müssen, daß hier ein zutreffendes Bild der Entwicklung entworfen ist. Oft skizzenhaft, aber immer lebendig und von plastischer Wirkung. Und das scheint mir das wesentliche zu sein: diese elegante, durchaus subjektive Art ist innerhalb historischer Darstellung etwas Neues. Weißmann gibt sich nicht als trockener Wissenschaftler, sondern als bildender, temperamentvoller Künstler. Er erweckt Zeit und Menschen, die er schildert, zu wirklichem Leben, und es gibt da Kapitel, die geradezu glänzend geschrieben sind. Die Mittel, durch die er das erreicht, sind, es ist wahr, nicht immer frei von Manier. Die Person des Erzählers begleitet einen beständig, und

Digitized by Google

von mancher stilistischen Technik, wie zum Beispiel der rhetorischen Frage, wird ein reichlicher, oft allzu reichlicher Gebrauch gemacht. Dafür verfällt Weißmann nie ins Reizlose und behält seinen Zweck, den Leser künstlerisch anzuregen, fest im Auge. So gehört das Buch zu denen, die man nach dem Lesen der ersten Seiten nicht wieder aus der Hand legt. Es ist ein erster Versuch auf einem wichtigen, noch unbebauten Gebiete, und das Zeugnis einer starken persönlichen Begabung.

Leopold Schmid

Konzertkleider

Ich weiß nicht, ob es andern auch so geht, aber nichts ernüchtert mich bei den Aufführungen unsrer Chorvereine, zumal bei Oratorien, so sehr, wie der Anblick des Gesangskörpers im Gesellschaftsanzug, an dem alle Vorstellungen steifer Förmlichkeit und mancher Lebenstrivialitäten haften. Besonders die Herren im Frack, mit weißer Krawatte, wie zum Ball oder zur Soiree hergerichtet, bringen uns die ödeste Lebensprosa vor Augen. Warum entwirft nicht ein Maler eine würdige Konzerttoilette, ein talarartiges Gewand, das zeigt, daß sein Träger zu einer besonderen Aufgabe berufen ist, ohne darum theatralisch, als Kostüm zu wirken? Dieses Kleidungsstück müßte wohl über dem gewöhnlichen Anzug getragen werden und ebenso leicht abzulegen als anzulegen sein. Das soll keiner Veräußerlichung des Konzerteindrucks dienen, sondern etwas vom Wesen aussprechen, nämlich, daß die Sänger dort auf dem Podium einen einheitlichen Verband darstellen und durch ihr ideales Ziel hinausgehoben sind aus ihrer Umwelt. Vielleicht schreibt irgendein großer Verein auf diese Anregung hin einen Preis oder deren mehrere aus auf die beste Lösung der Frage, wie ein solches Gewand etwa auszusehen hätte. Und wenn deren mehrere gefunden werden, um so besser! So käme in das Bild unsrer Konzerte doch etwas Farbe und Abwechslung, wenn jeder Gesangverein nach seinem Geschmack eine andere in Gebrauch nähme.

Von einem höhern Luxus durch die Anschaffung solcher Kleidung darf natürlich keine Rede sein. Unsre Juristen haben durch ihre Talare auch nicht Mehr-, sondern Minderkosten gegenüber der Zeit, da sie im Frack zu erscheinen hatten. Die Konzertkleider sollten so einfach wie nur möglich sein, sie wirken in der Masse ohnehin nicht durch Eleganz und Schmuck, sondern durch geschmackvollen Schnitt und schöne ruhige Farbe.

Bildende Kunst

Denkmalsetzerei und Denkmalsetzen

Die Regierung läßt ein Denkmal machen, sie bietet es Schöneberg an. Schöneberg sagt in seinem Magistratsteil: her, ich spendiere 50 000 Mark fürs Aufmachen, in seinem Stadtverordnetenteil: weg, timeo Danaos et monumenta ferentes, wenn ich nicht weiß, wie's aussehen wird. Ist diese ganze Art von Denkmalsetzerei würdig?

Entweder: der Staat seinerseits will unsern braven Toten ein Monument errichten. Dann hat er Plätze genug zur Verfügung. Hat gute Plätze, wenn er nur von dem üblichen Systeme abweicht (wo's leer ist, muß was hin), auch in der Hauptstadt selbst. Außerdem aber, was für unsre Kolonialkämpfer vielleicht besser paßte, in Kiel, Bremen und an den Mündungen unsrer großen Ströme, wo Meerluft weht. Auf Vorrat ange-

Digitized by Google

fertigt werden kann aber kein Denkmal: es muß gebildet werden für seinen Standplatz.

Oder: die Städte als solche errichten Denkmäler. Die müssen dann natürlich bescheidner ausfallen, um je mehr Fälle sich's handelt. Das können sie aber auch. Nützliche Dinge, die man vielleicht sonst gar nicht oder doch eben nur als Nutzdinge nüchtern ausführen würde, lasse man von Künstlern gestalten und widme sie dann dem Zweck. Eine Brücke, eine Ruhehalle, einen Spielplatz mit Bäumen, einen Brunnen, einen Kandelaber, eine Bank nur, je nach den Mitteln, etwas, das mit Dank gebraucht wird als ein Zeugnis freundlicher Kultur, und darauf ein widmendes Relief, ein Bild, oder eine durchdachte Inschrift allein, — das wirkt zum mindesten ebenso wie die Einquartierung immer wieder eines neuen Stein- oder Bronzesoldaten. Dem Kinde schon, das hier ruht, spielt, trinkt, prägt sich die Inschrift ein. Es hätte aber auch noch den großen Vorzug, daß solche Ehrung hundertfältig geschehen könnte, immer anders und ohne zu überladen. Ferner ließen sich dem Geld nach billige kleine Denkmäler zum Beispiel in Gestalt guter Plaketten an Rathäuser, Schulen, Kirchen anbringen — der Himmel weiß, weshalb wir insbesondre das Einfügen von Reliefs an die äußern Kirchenmauern nicht mehr üben. Standbilder sind nicht nur eine teure, sie sind immer auch eine sehr „gefährliche" Sache, während nach unsern Vorschlägen sich jeder kleinere Ort ein paar Erinnerungszeichen gönnen könnte. Die würden dann ebenso von dem Denken und Fühlen seiner Einwohner zeugen, wie sie seine behagliche Kultur und die äußere Mannigfaltigkeit und Schönheit seiner Erscheinung heben, wie sie dem ganzen Ort „Farbe" geben würden. Bei größeren Mitteln käme auch das in Frage: irgendeinen schönen Bau, eine schöne Stelle, bei bescheideneren: einen schönen Baum durch Ankauf zu sichern und dies auf der Widmungsinschrift zu vermerken. Unsre offizielle Denkmalsetzerei ist bei einer Äußerlichkeit und Albernheit angelangt, daß es zur Umkehr wahrhaftig Zeit ist; wir müssen vom toten Schema weg zur lebendigen Mannigfaltigkeit. A

Mona Lisa

Seit diese Dame aus dem Louvre unbekannt wohin verzogen, ist sie erst das geworden, was man bisher immer behauptete, sie wär es: sie ist nun wirklich die berühmteste Dame der Welt. Man übertreibt nicht, wenn man geradezu sagt: sie ist heute beinahe so berühmt, wie vor einem Jahre in Amerika Johnson, der große Boxnigger war. Und wie dort auf der Stätte seines Sieges sich die Sinnenden sammelten, die da sagten: hier haute er, so drängen sie sich jetzt im viereckigen Saale und sagen: hier lächelte sie. Auch Zehntausende, die leider Madonna Lisa bei ihren sozusagen Lebzeiten niemals besuchen konnten, sie lassen nun, rührend zu sehn, ihre umflorten Augen auf dem Stück Tapete weiden, das die Gioconda zu schöneren Zeiten andauernd rückseits berührt hat. Dann aber gehn sie hin und kaufen je nach Geldbesitz mit Wehmut eine Postkarte oder eine Photographie von ihr. Der Kunstwart, als Herausgeber eines Meisterbildes und einer Photogravüre der „Mona Lisa", kann's bestätigen: das Verständnis für ihre Schönheit ist in diesen Wochen phänomenal gewachsen. Deutet das nicht auf eine Spur nach dem Dieb? Zur vorigen Fast-

Digitized by Google

nachtzeit hat man in der Nähe des würdigen Baus zwölf falschbärtige Männer in Verschwörertracht gesehn: das war der Desperadoausschuß, den die vereinigten Kunstverleger aller Länder für die schwarze Tat gedungen hatten, um Mona Lisa endlich einmal ganz richtig populär zu machen. Diese Männer erkannten, was nun auch wir erkennen: wenn alles Volk ein Kunstwerk lieben soll, — so muß es gestohlen werden.

Wo Mona Lisa nun hausen mag, lächeln wird sie ganz sicher jetzt erst recht. A

Bilder in einer neuen Technik

hatten wir den Lesern schon voriges Jahr in Aussicht gestellt, aber durch zwölf volle Monate hin zogen sich die Versuche, ehe die Ergebnisse uns befriedigten. Heut endlich können wir mit dem Blatte nach Oberländers Hühnerhof die erste Probe unterbreiten. Es ist ein Zufall, daß dieses Bild zuerst fertig geworden ist, Werke mit ausgesprochen malerischen Absichten zeigen die Vorzüge dieser Technik wohl noch mehr. Proben ganz ähnlicher sogenannter „Tiefdruckverfahren“ kennt der Leser schon, sie wurden zuerst wohl in England, später auch auf dem Kontinent unter verschiedenen Namen hergestellt und sind als „Mezzotint“ für den Kunstwart früher schon benutzt worden. Auch die Technik der Siegburger und Freiburger Drucke, die man jetzt herstellt, ist dem Prinzip nach ähnlich. Aber all diese Verfahren haben Mängel, sie verbürgen für den Druck so großer Auflagen, wie sie der Kunstwart braucht (bei einzelnen Heften bis zu 40 000), keinen tadellosen Ausfall. Unser Verfahren unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß es mit flachen Platten druckt, wodurch es unsrer Meinung nach für wirkliche „Qualitätsarbeit“ in hoher Auflage erst nutzbar gemacht werden kann. Unsre Maschine ist die erste und bis jetzt auch die einzige ihrer Art. An der Vervollkommnung ihrer Leistungen wird dauernd weitergearbeitet, die Leser werden bald weitere Ergebnisse davon sehn.

Vom Plakatkleben

Daß die moderne Plakatkunst recht gute Fortschritte gemacht hat, ist nicht zu leugnen. Und wenn sie auch ein wenig unter der Erwartung zurückgeblieben ist, die ihre ersten Ansätze erweckten, und wenn es jetzt auch beinah scheint, als ob ihr die originellen Gedanken etwas ausgingen und die Schwingen ihres hochkünstlerischen Wollens ein bißchen lahm würden, so bleibt doch außerordentlich erfreulich, zu sehen, wie Geschmack und Kultur hier immer breiteren Boden erobert haben.

Aber ein andres ist die Kunst des Plakats, ein andres die Kunst, die Plakate zu hängen und zu kleben. Wir haben uns einen sichern, feinen Raumsinn anerzogen, der in allem unserm Sehen ist, und der die einzelne dekorative Erscheinung stets in einem größeren architektonischen Lebenszusammenhang betrachtet. Wir dekorieren nicht, indem wir im Zusammensetzen von Einzelnem zu Einzelnem ein immer fragwürdiges, unorganisches Ganzes zu schaffen suchen, sondern wir wirken die Glieder, bis zur kleinsten Zier, aus der Idee eines Ganzen heraus. Und vielleicht ist dieser Raumsinn, dieses architektonische Grundgefühl die schönste Frucht, die unsre ästhetische Erziehung gezeitigt; und die möglicherweise den Samen zu streuen vermag, aus dem noch einmal ein einheitlicher Stil unsres ganzen Le-

Digitized by Google

bens erwächst. Wenn wir auch nur das kleinste Bild an die Wand unsres Zimmers hängen, wir fassen den ganzen Raum ins Auge und sind wohl darauf bedacht, das Bild so zu hängen, daß die Eurhythmie des Raumes darunter nicht leidet. Wenn aber ein ganzes Schock Plakate irgendwo in die Architektur gehängt werden soll, genügt natürlich der dekorative Grundsatz: wie's trefft. Und so sieht denn bisweilen etwa eine Bahnhofshalle aus wie eine Barbierstube in der Provinz, wenn ein reisender Zirkus im Ort gastiert.

Ich will mit der Berliner Hochbahn fahren, vom Bahnhof Nollendorfplatz aus, ich habe einige Minuten zu warten. Die Bahnhofshallen der Hochbahn sind nicht ohne architektonischen Reiz in dem leichten, kraftvollen Schwung ihrer Spannungslinien. Aber da hängen Plakate, alle möglichen Anschläge, Zettel und Schilder an den Wänden herum, ein lärmender Jahrmarkt. Der Blick fängt an sich zu schieben und zu stoßen, es hilft nichts, er kann nirgendwo die große architektonische Bewegung fassen, der Rhythmus des Ganzen ist gestört. Und doch mangelt's gerade den Leuten von der Berliner Hoch- und Untergrundbahn keineswegs an der Erkenntnis, daß die Plakatkleberei durchaus nicht immer den Raum zu zerstören braucht, sondern daß sie sehr gut eingepaßt werden kann in den räumlichen Rhythmus, ja daß sie diesen noch steigern und betonen kann. Ich steige am Leipziger Platz aus. Ein langer, niedriger, gedrückter Tunnel, in dieser Eingeklemmtheit können keine architektonischen Reize sich entfalten. Und doch hat dieser Raum als Raum Leben gewonnen in Gliederung und Rhythmus. Wodurch? Einzig und allein durch das Plakat. Dadurch, daß man es nicht willkürlich die Wände überwuchern ließ, sondern es unter das architektonische Gesetz stellte. Möglich, daß man bei dieser Anordnung gar nicht bewußt auf die künstlerische Raumwirkung abzielte, sondern nur durch den Umstand, daß hier der Beschauer durch das zwischenliegende Gleis in eine größere Entfernung von der Wandfläche und den Plakatbildern gesetzt eine andere Perspektive forderte, man sich gezwungen sah, eine klarere Bildwirkung zu erzielen. Das bleibt sich gleich. Das Ergebnis ist: Raumwirkung, nicht bloß gestützt, sondern geradezu geschaffen durch das Plakat. Und aus diesem Ergebnis sollte man lernen. Gerade in Bahnhofshallen (das fühlt jeder Reisende, auch wenn er nicht von einer besondern ästhetischen Empfindlichkeit ist) ist die klare, durch nichts gestörte Ruhe und Sicherheit im Rhythmus des räumlichen Rahmens ein doppeltes Bedürfnis als Gegengewicht gegen die unruhige Bewegung der Menschen, das Stampfen der Maschinen und etwa noch den wallenden Qualm. In diesem Gegenspiel liegt zugleich ein feiner ästhetischer Reiz.

Natürlich wird es nicht überall geradeso zu machen gehen, wie auf den Berliner Untergrundbahnhöfen. Es kommt ja auch nur darauf an, daß auch den Plakatdekorationen gegenüber das Raumgesetz als das höhere erkannt und befolgt wird. Sollte jemand übrigens meinen, daß es für ein Reklameplakat praktisch vorteilhafter sei, wenn es aus dem Rahmen fällt, wenn es störend wird, weil es ja dadurch mehr auffällt — so möchte ich doch dagegenhalten: reizt denn jedes Auffallen zugleich auch zur Betrachtung? Und als ein persönliches Argument hinzufügen: daß ich wohl alle Reklamebilder auf dem Unter-

Digitized by Google

grundbahnhof Leipziger Platz genau im Gedächtnis, dagegen vom Nollendorfplatz nur ein Tohuwabohu im Kopfe habe, in dem nicht eine einzige Erscheinung klar heraustritt.

Und noch eins. Vielleicht kann diese Architektonisierung der Plakatkleberei auch auf das Plakat selbst von neubefruchtender Wirkung sein und seine künstlerische Entwicklung über den toten Punkt hinwegbringen. Der Alfreskozug, der doch in jedem Plakat stecken muß, kam bisher über ein ungewisses Balancieren nie recht hinaus, ihm fehlten die sichern architektonischen Richtungslinien. Und da er von vornherein keine Hoffnung haben konnte, jemals mit an einer architektonischen Raumwirkung teilzunehmen, so resignierte er, oder er verkrampfte sich zu selbstherrlichen Gewaltsamkeiten. Ihm kann hier Hilfe gebracht werden. Und wir erleben in dieser neuen Entwicklung der Plakatkunst vielleicht wieder Höhenpunkte, wo wir uns jetzt nur an dem tüchtigen Durchschnittsstande erfreuen können. Erich Vogeler

Volkswirtschaft und Städtebau

Wenn wir auch wissen, weshalb gerade in unsern Zeiten der Städtebau auf die Tagesordnung gesetzt wird und wie wir seinen Bestrebungen politischen Halt geben, wird es immer noch eines Nützlichkeitsbeweises bedürfen, um die Menge des Volkes dafür zu interessieren.

Wie wichtig ein gutes und sparsames Wirtschaften ist, weiß jede Hausfrau aus ihrem kleinen Haushalt. Daß es auch für ganze Völker ein solches Haushalten gibt, haben zuerst die Fürsten empfunden. Wenn sie ihr Volk zur Arbeit zwangen, auf Obstbau und Viehzucht Prämien setzten, dem Luxus steuerten, so war das kein besonderes ideales Kulturverdienst, sondern ihr eigenstes persönliches Interesse, das mit dem des Volkes zusammenfiel, dessen Wohlstand auch die Steuererträge vermehrte. Es gab damals eine Volkswirtschaft in nuce. Seitdem aber die Bürger selbst ihre Steuern beraten und verwalten helfen, beginnt bei uns eine Lehre von der Volkswirtschaft zu entstehen, und es bildet sich ein haushälterisches Gewissen aus, das sich nicht nur auf die Geldtasche des einzelnen, sondern auch auf die der Mitmenschen und der Gesamtheit erstreckt. Wir fühlen als Volk, wann wir sparen müssen, wann wir ausgeben dürfen, wo die Quellen unseres Wohlstandes liegen und wo die schadhaften Löcher sind, aus denen er nutzlos verrinnt. Durch geistige Arbeit erzielen wir bedeutende Ersparnisse, und mit Technik und Kunst verzehnfachen wir den Wert der Materie. Bald aber erkennen wir, daß die Volkswirtschaft auch Höheres zu verwalten hat, als Geld und Gut. Das Gefühl für Volksgesundheit wird wach, und weit darüber hinaus fühlen wir uns verantwortlich für die Verwaltung und Verwertung unserer geistigen Güter. Eine solche Volkswirtschaft, die das Volksvermögen, die Volksgesundheit und die Volksseele pflegt, bildet die Grundlage des Städtebaus.

Wie ein Theaterunternehmen (konkrete Beispiele liegen vor) auch durch einen guten Architekten blühen und durch einen schlechten völlig unmöglich gemacht werden kann, so kann auch ein Stadtwesen durch schlechte Bebauungspläne, ungünstig geführte Straßen und daraus folgende Verkehrs- und Kanalisationsschwierigkeiten, durch Einschnürung und Zertrennung infolge schlechter Eisenbahnanlagen in seiner Entwicklung schwer gehemmt

Digitized by Google

und um Hunderte von Millionen und Hunderte — von Jahren geschädigt werden.

Mit der Wirtschaftlichkeit einer Stadtanlage hängt ihre Gesundheit eng zusammen. Eine ungesunde Stadt, ein ungesundes Haus ist trotz unserer heutigen Mietkasernenpolitik im höchsten Grade unwirtschaftlich. Was nützt einem Lande sein Reichtum, wenn seine Wehr- und Volkskraft erwiesenermaßen in den Großstädten zugrunde geht? Verbessern wir unsre Städte und ihre Umgebung zu spät, so wird uns das Milliarden kosten.

Schließlich: wie kann ein Volk bestehen, wenn es nicht durch seine geistigen, idealen Güter seine Spannkraft, seinen nationalen Stolz, seine verjüngenden Quellen sich bewahrt? Eine schöne, harmonisch gebildete Stadt ist ein sicherer Hort der Künste und Wissenschaften, ist eine fruchtbare Oase, die Blüte eines Landes. Hier wohnen Arbeit, Freude und gute Sitte. Eine schlechte Stadt beherbergt und erzeugt das Schlechte. Die Wohnverhältnisse im späteren Rom waren die allertraurigsten.

Gustav Langen

Zwei Naturschutzgebiete

möchten wir besonders empfehlen, weil sich hier außerordentlich Wertvolles, ja Einzigartiges mit verhältnismäßig ganz geringen Mitteln noch eben vor der Zerstörung retten läßt.

Das eine umfaßt das Hünengräbergebiet und das Kliff von Morsum auf Sylt, ein unter den Freunden landschaftlicher Schönheit wie den Altertums- und den Naturforschern gleich berühmtes sehr kleines Stückchen Land, das ganz leicht abzugrenzen und wirtschaftlich, Gott sei Dank, als Sand- und Heideboden so gut wie wertlos ist. Auf drei Seiten vom Meer umspült, erhebt sich auf einem hohen Heiderücken ein Kranz von Hünengräbern, wie Deutschland kaum einen zweiten kennt, in geradezu einzig schöner, feierlich großer Landschaft. Auf einer Seite aber bricht die Heide mit jenem Kliff ins Meer, das jeder Geologe kennt, das aber zugleich durch die wunderbare Farbigkeit seiner Schichten und die wilden Formen seiner Brüche die Herrlichkeit dieser Landschaft bis zum Überirdischen steigert. Dazu der Blick übers Watt mit dem rastlosen Wandel seiner Farben- und Lichtspiele, dem immer bewegten Leben seiner Vogelscharen und dem Zauber seiner fernen Küsten. Nun ist zwar auf die Heide schon ein häßliches neues Gasthaus gesetzt, und man hat die Heide auf Stücke hin zum Urbarmachen auch schon umgebrochen, aber das kleine Gebäude, von ganz geringem Wert, ist leicht zu entfernen, und die Heide kommt von selbst wieder, wenn man den Boden sich selbst überläßt. Der Telegraph, der als Fortsetzung des Kabels über die Heide läuft, läßt sich leicht unsichtbar machen, wenn man zwei, drei Kilometer Kabel mehr verwendet. Die Stelle hat aber insofern eine „Zukunft", als über kurz oder lang doch wohl hier der Damm von Sylt aufs Festland gehen muß und über ihn die Bahnstrecke. Das könnte jedoch geschehn, ohne daß diese Schönheit verderbt würde, denn man könnte die Strecke bequem vertieft durch den Heiderücken leiten, so daß sie nur wenig stören würde. Hauptsache wäre dann: die Sylter Bahnstation erst weiter weg von der Nösser Landspitze auf Morsumer, Archsumer oder gar erst Keitumer Gebiet zu legen. Nochmals: hier kann mit ganz geringem Aufwande einzigartig Großes gerettet werden. Das Morsumer Ge-

Naturschutz

Digitized by Google

biet scheint mir noch viel wichtiger, als sogar die Lister und Hörnumer Dünenwelt, obgleich auch von diesen zum mindesten Stücke als Naturschutzgebiete gesichert werden sollten.

Nur ein Gedanke muß bei etwaigem Dammbau von vornherein als eine unmögliche Brutalität ausgeschaltet bleiben: etwa dieses wunderreiche Landstück selber, etwa Kliff und Heide Morsums selber zur Auffüllung für den Damm zu benutzen. Denn das wäre der ungeheuerlichste Schildbürgerstreich, der überhaupt geleistet werden könnte.

Mit meinem zweiten Vorschlage wage ich mich nur schüchtern heraus, weil ich die Einwendungen voraushöre. Er geht auf die Wanderdünen der Kurischen Nehrung. Ist es wirklich notwendig, sie alle festzulegen, beispielsweise auch die lang hingestreckte „große Düne" westlich von Nidden, soviel ich weiß, die höchste Düne Europas? Auch hier treffen sich die Wünsche der Schönheitsfreunde mit denen der Forscher, auch hier handelt sich's um einen einzigartigen Wert. Einmal „festgelegt", einmal bewachsen, sind auch die Riesendünen Hügelrücken gleich andern und ästhetisch wie wissenschaftlich von keinem höheren Interesse mehr, als die tausende bewaldeter Dünenleichen sonst. Die größten Kurischen Dünen sind Wüste und leben doch. So hat auch die Schönheit dieser scheinbar erstarrten ungeheuren Wüstenwoge, die wie alle in der Bewegung unbehinderte Natur von den mächtigen großen Linien ihrer Ganzheit bis zu den kleinsten Einzelheiten ihrer reinen Sandgebilde überall die feinsten und edelsten Formen annimmt, nichts ihresgleichen. Ist es nun wirklich unerläßlich, auch die Niddener Düne festzulegen? Unsereiner kann ja da nicht mitsprechen, aber er möchte wissen, was auf der andern Wagschale liegt. Sonst meint er: was die Jahrtausende her so gewesen ist, wird wohl auch noch eine Weile so bleiben können. Und kosten würde dieses Naturschutzgebiet ja gar nichts, im Gegenteil, es würde die gewaltigen Summen fürs „Festlegen" sparen. Man brauchte nichts zu tun, als die Hände wegzulassen. Daß in der Nähe die letzten deutschen Elche hausen, gäbe vielleicht (ich kann's nicht beurteilen) die Möglichkeit, ein größeres Stück des sehr schönen und eigenartigen Geländes in der Nähe der Düne zu einer größeren „Reservation" mit ihr zusammenzufassen. Vielleicht könnte man sogar das benachbarte Gebiet der Rossitener Vogelwarte mit angliedern — nennenswerten materiellen Preis haben die Strecken auf der Kurischen Nehrung ja nicht. A

Handel und Gewerbe

Zwiespalt in der Kulturentwicklung

Platte Verständigkeit begeistert sich leicht am Siegeslauf der Technik, es steht vielen fest: die Technik beschleunigt den Fortschritt der Menschheit und ermöglicht Wohlstand, Behaglichkeit, Reinlichkeit. Solchen Beurteilern erscheinen Not, Elend und Schmutz oft nur als zufällige Mängel. Ungenügende Ernährung, ungesunde Wohnungen und unreinliche Lebensweise sind für sie Folgen abnehmender Religiosität und Sittlichkeit, mangelnder Sparsamkeit, unzureichenden Fleißes, des Trunks usw. Damit scheint ihnen die Sache genügend geklärt. Die wenigen, die wirklich ohne eigne Schuld ins Unglück gerieten, würden, so meinen sie, in den zahlreichen Wohltätigkeitsanstalten leicht Unterkunft finden, wenn deren Hilfe nicht so oft Unwürdigen zuteil würde. Die Unzufriedenheit der ärmeren Klassen

Digitized by Google

mit ihrem Lose werde nur künstlich durch Nörgler erzeugt. Eine derartige Anschauungsweise übersieht grundsätzliche Mängel unsrer Gesellschaftsordnung, welche notwendigerweise jenem oben angedeuteten Fortschritt entgegenwirken. Mängel, welche die Ursache davon sind, daß gerade in Zeiten technischen Fortschrittes die allgemeinen Lebensverhältnisse, die hygienischen Zustände sich verschlimmern können.

Wir hören so oft von der Technik unsrer Zeit reden, das heißt von der Menge der Erfindungen, welche ihr zu Gebote stehen, wir hören aber nur selten von der Technizität unsres Zeitalters sprechen, das heißt davon, in welchem Maße denn die vorhandenen Erfindungen benützt werden. Wer die kulturelle Reife eines Menschen, einer Nation beurteilen will, wird aber vor allem wissen müssen, wie es um ihre Technizität bestellt ist, wie sie ihre Kenntnisse zum eignen Vorteil sinngemäß verwertet und sich ein erfreuliches, veredeltes Dasein schafft. Nun sind gerade wir besonders reich an ausgezeichneten hygienischen Erfindungen, an Schutzmaßregeln aller Art, an Hilfsmitteln, die das Leben wahrhaft genußreich gestalten könnten, ohne all das, wo es irgend möglich ist, zu benützen. Im Gegenteil, wir wissen, daß zeitweilig geradezu Schaudern erregende Mißstände in den Großstädten aufgedeckt werden. Wir hören von Massenquartieren, von Unterernährung der Säuglinge, wir hören von ungenügender Unterkunft der Landarbeiter. Wir lassen Menschen in Reihen geordnet Straßen stampfen, wir verwenden menschliche Muskelarbeit bei den meisten Möbeltransporten und bei einem erheblichen Teil aller Warentransporte, obgleich wir wissen, daß die Lastträger vielen schweren Erkrankungen ausgesetzt sind. Bei zahllosen Bauten werden noch die Ziegel durch Menschenhände in die Höhe gebracht. Vielen Orts können wir schwangere Frauen beobachten, die, Mörtelgefäße auf dem Kopf, Leitern emporsteigen. Wie brutal erfolgt noch vielfach die Straßenreinigung, den Reinigenden und vielen Vorübergehenden eine Gefährdung. Wenn die Verwendung der Menschenkraft dem Privatunternehmer mehr Geldgewinn bringt, wird er eben sehr selten eine Maschine anwenden, auch wenn letztere weit gesünder ist. Die Nichtverwendung von Maschinen ist aber ein Hindernis für die Verbesserung der Volksgesundheit, für die Beseitigung von Schmutz, für die Entlastung der Menschen von niedriger Tätigkeit.

Leider hat aber die Einführung der Maschinen infolge recht verwickelter gesellschaftlicher Zusammenhänge in unsrer Kulturgemeinschaft zunächst ebenfalls sehr traurige Folgen. Wer ihre Wirkungen ganz klar vor sich sehen will, muß einen Blick auf die Wirtschaftsgeschichte Englands werfen.* Die Maschine, welche Arbeit ersparte, hat nicht etwa den Arbeitstag verkürzt, sondern zuerst einen Teil der Arbeiter brotlos gemacht. Diese brotlos gewordenen Arbeiter haben nun um jeden Preis Arbeit gesucht und so noch weiter die Arbeitsbedingungen verschlechtert.

* Ausgezeichnete Darstellungen bei A. Held: „Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands“ und bei K. Marx im ersten Bande seines Hauptwerkes „Das Kapital“. Die betreffenden Abschnitte: 8. Kap. „Der Arbeitstag“ und 13. Kap. „Maschinerie und große Industrie“ sind abgesondert lesbar.

Digitized by Google

Keine Sklaverei weist solche Bilder des Schreckens auf, wie die Industriearbeit zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Der Sklavenbesitzer hat ja noch ein Geldinteresse an der Gesundheit und am Leben des arbeitenden Sklaven, das beim Unternehmer fehlt. Das wußte schon jener alte Römer, der in aller Klarheit den Rat gab, in fieberschwangeren Sumpfgegenden freie Arbeiter, aber ja keine Sklaven zu verwenden. Die Maschine ermöglichte es, Frauen und Kinder, sowie Greise und Schwächlinge zu verwenden, da oft die Ausführung weniger Handgriffe genügte, um die Maschine in Betrieb zu versetzen. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hinein arbeiteten Kinder von acht Jahren fünfzehn Stunden lang, oft kam es vor, daß zweimal wöchentlich Nachtarbeit geleistet werden mußte. In den Bergwerken wurden Kinder verwendet, die dauernd unter der Erde blieben, darunter solche von vier Jahren. In der Maschinenspitzenindustrie traf man vierjährige Kinder mit zwölfstündiger Arbeitszeit an, und es ist sogar ein Fall regelmäßiger Beschäftigung eines zweijährigen Kindes nachgewiesen. Die Beherrschung der Natur durch den Menschen erzeugte gesundheitlichen Verfall, wachsende Sterblichkeit, kulturellen Niedergang und seelische Verrohung. Es erforderte fast revolutionäre Bewegungen, um die ärgsten Übel zu beseitigen, die auch auf dem Festlande in ähnlicher Weise bestanden. Die einen leugneten, daß überhaupt Mißstände vorhanden seien, andre meinten, die Arbeiter seien selbst an ihnen schuld. Viele vertraten sogar die Meinung, daß eine kürzere Arbeitszeit den Arbeitern nur Veranlassung zu einem unmoralischen Lebenswandel geben würde. Und als man schließlich all die entsetzlichen Übelstände zugeben mußte, suchten hervorragende Nationalökonomen mit dem ganzen Apparat der Wissenschaft nachzuweisen, daß das Glück und der Wohlstand der Nation zugrunde gehen müßte, wenn man die Arbeitszeit verkürze und die Lebensbedingungen der Arbeiter verbessere. Man sage nicht, daß unser Zeitalter nicht ist, wie jenes. Auch bei uns sind dieselben Kräfte, wie damals wirksam, und wenn manches besser wurde, so ist dies eine Folge der Arbeiterorganisationen und der durch sie zum Teil mitbestimmten öffentlichen Meinung. Aber solange jede einzelne Verbesserung der Volkshygiene gesetzgeberisch erzwungen werden muß, ist es mit uns schlecht bestellt. Auch heute noch bedeutet die Einführung neuer Maschinen einen schweren Schlag für die Arbeiterschaft. Auch heute noch wird nicht der Arbeitstag gekürzt, wenn neue Maschinen erfunden werden, sondern es wird an Arbeitern gespart. Wir sehen noch überall die hohe Sterblichkeit der Arbeiterbevölkerung vor uns, wir sehen, wie schwangere Mütter die ungeborene Frucht gefährden müssen, wir sehen, wie nur ungenügend die Vorrichtungen verwendet werden, welche die Arbeitsräume mit frischer Luft versorgen. Und all das wird uns verständlich, wenn wir uns vor Augen halten, daß ja nicht Gründe des allgemeinen Wohls für die Einrichtungen unsrer Fabriken in erster Reihe maßgebend sind, sondern der Geldgewinn der Unternehmer. Wir sehen, wie die Maschine geradezu ein Hindernis für die Verbesserung der Volksgesundheit werden kann.

Es klingt sehr dunkel, wenn wir sagen: die zeitersparenden Einrichtungen sind die Ursache, daß wir

Digitized by Google

in ihrem Dienste selbst keine Zeit mehr haben; die kraftsparenden Maschinen sind es, die dem Menschen alle Kraft, alle Lebensfreude aus den Gliedern saugen. Aber es ist Tatsache, daß wir schließlich so viel Zeit und so viel Kraft aufs Produzieren verwenden, daß wir fürs Konsumieren nicht genug mehr übrig behalten. Der einzelne, der die Tollheit eines solchen Verfahrens begreift, kann es nicht ändern, und eine Organisation, welche sich damit beschäftigen würde, es zu ändern, fehlt. Die wichtigsten Zweige der Produktion sind der öffentlichen Kontrolle und Regelung völlig entzogen. Dem Getriebe des Marktes ist die Gesundheit, das Glück, die Bildung der Nation ausgeliefert. Wir übersehen fast nie die gesamte Wohlfahrt, immer haben wir nur Stücke im Auge; was wir auf der einen Seite verbessern, verschlechtern wir oft gleichzeitig an andrer Stelle. Das gilt im großen wie im kleinen. Wir sahen, wie die Wirkungen der Maschine ein doppeltes Gesicht haben, wir sehen, wie allenthalben Fabriken, welche Artikel der Krankenpflege erzeugen, oft selbst Schmutz produzieren, Arbeiter krank machen. Wir sehen oft das Produkt überaus reinlich und sauber dargeboten, während die Produktion besonders schmutzig und unappetitlich vor sich geht. Die letzten Erörterungen im deutschen Parlament über die Bäckereigesetzgebung haben wohl in manchen die Erinnerung an die ekelerregenden Enthüllungen wachgerufen, welche vor Jahren gemacht wurden. Wir wissen alle, daß Lärm, üble Gerüche und viele andre Übel die Folgen der modernen Entwicklung sind. Und wir nehmen diese Übel sehr oft geduldig in Kauf, statt darüber nachzudenken, ob denn die Vorteile für die Gesamtheit all diese Nachteile auch immer aufwiegen und ob denn nicht diese Übel überhaupt vermeidbar wären, wenn man das öffentliche Wohl an die erste Stelle setzte. Freilich, wir wissen auch, daß seit einigen Jahren manches besser geworden ist. Vorläufig aber gehört es noch zu den Anforderungen, die man an einen Kulturmenschen stellen muß, daß er nicht zu empfindlich sein darf. Er muß es ertragen können, daß ihn üble Gerüche umgeben, daß der Kellner mit einer Serviette alle möglichen Dinge gleichzeitig „reinigt", er muß es ertragen können, daß die Speisebereitung in Gasthäusern oft an Sauberkeit zu wünschen läßt. Er muß froh sein, daß wir in Deutschland und Österreich in der industriellen Entwicklung noch nicht so weit sind, wie in Amerika, wo höchst widerwärtige Verhältnisse in der Konservenfabrikation nachgewiesen wurden.

Und welche Folgen hat die Entfaltung des Verkehrs auf die Volksernährung gehabt? Statt überall die Güter besser zu verteilen, führt das schrankenlose private Gewinnstreben in manchen Landbezirken dazu, die guten Nahrungsmittel zu versenden und den eignen Kindern statt wie früher Milch, Brot und Butter nun Schnaps und Zichorienkaffee des Morgens zur „Stärkung" zu geben. Die Knechte im Salzburgischen und Bayerischen wissen recht gut, warum sie nicht gerne zu einem Bauern gehen, der Lebensmittel in die Stadt verkauft. Auch hier greifen keine Gemeindeorganisationen ein, alles ist der Willkür einzelner überlassen.

So sehen wir überall, wie die Zersplitterung unsres Tuns, wie die Willkür der einzelnen dem Wohl der Gesamtheit schwere Schäden zuzufügen vermögen, wie die bedeutsamsten Erfindungen, die einzig

Digitized by Google

und allein dem Wohle der Menschheit dienen könnten, oft gleichzeitig schwere Schäden erzeugen. Wir sehen aber auch, daß der einzelne nur in sehr geringem Ausmaß bessernd eingreifen kann, daß vielmehr alles darauf ankommt, *das allgemeine Bewußtsein zu wecken und es so zu organisieren, daß es wirksam werden kann.* Karl Wilhelm

Großbetrieb und Persönlichkeit

Wie in den großen Betrieben der Industrie nicht besser als in der Staatsverwaltung das Bureau aus einem *Werkzeug* des Unternehmers zu einem *Beherrscher* des ganzen Unternehmens wird, das zeigt in einem Aufsatz in der Sozialen Praxis (XX, 48) Paul Wölbling. Die persönliche Fühlung zwischen der Leitung und den unteren Angestellten oder Arbeitern geht verloren. Es bildet sich ein umständliches Instanzenwesen heraus, das ursprünglich den Gang der Geschäfte mechanisch, mit Kraftersparnis und Arbeitsteilung, zu regeln bestimmt ist, dann aber allzuoft nur dazu dient, ihn aufzuhalten. Ein vor allem für den Arbeiter unübersehbarer Papier- und Schreibbetrieb führt zu Formalitäten, die, weil unverstanden, Mißtrauen erwecken. Der Arbeiter erhält eine Menge Verträge, Ordnungen, Vorschriften zum Unterschreiben, ohne daß man sie ihm gründlich erklärt. Die Beamten im Bureau tun nur, was ihre festumschriebene Pflicht ist, sind auch in ihrer Initiative sehr gebunden, so daß der Arbeiter den Eindruck der „Feigheit“ empfängt und seine Mißachtung schließlich auf den Unternehmer überträgt, von dessen Persönlichkeit er sich ja selten ein unmittelbares und richtiges Bild verschaffen kann. Unwägbare Einflüsse der Art spielen bei den Streitigkeiten, den Streiks, Aussperrungen, eine bedeutende Rolle um so mehr, als die sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen sie nicht aufzuwiegen vermögen. „Wirken kann hier nur ein kühner Unternehmungsgeist, bei dem der Arbeiter sieht, daß sein Arbeitgeber unter Einsetzung seiner ganzen Person und seines Vermögens neue Werte schafft, die immer der Allgemeinheit zugute kommen“, und „ein mutiges Hervortreten mit seiner Person auch gegenüber den Arbeitern —“ Dazu eine Unterleitung durch sorgfältig ausgebildete Beamte mit weitgehenden Vollmachten und starker Verantwortung.

Was hier vom industriellen Großbetrieb gesagt ist, gilt von den modernen Riesenunternehmungen im allgemeinen: sie *verlangen* in viel stärkerem Maße, als man das für gewöhnlich praktisch und theoretisch anerkennt, eine persönliche Hingabe. Sie verlangen immer wieder an unendlich vielen Stellen *Verantwortung*. So brauchen sie die Persönlichkeit durchaus nicht so vollkommen auszuschalten, wie man in der Zeit des Übergangs von den Klein- zu den Großbetrieben und des Untergangs mittlerer Existenzen fürchtete und da und dort noch immer fürchtet.

Gesellschaft

Die Künste blühen

Eine Anzeige aus einer auch und gerade in den vornehmen Kreisen gern gelesenen großen Zeitung einer unsrer größten Städte:

Handlesekunst
für Damen Ixstraße 32, II.

Das steht wohl jeden Tag „drin“, die Chiromantie muß sich also lohnen. „Wissenschaftliche“ Astro-

Digitized by Google

logie blüht neben weiteren Arten, die Zukunft mystisch auszubaldowern, auch. Somnambulismus und Geisterseherei desgleichen, und was Hexen und Behexte anbetrifft, so waren neulich in einer Gerichtsverhandlung Kläger, Beklagte und sämtliche Zeugen darüber einig, wie brav viel heutzutage gehext werde. Von dem Rhein bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt glaubt man immer wieder irgendwo und irgendwie bran, so weit die deutsche Zunge die Erleuchtung unsrer Zeiten preist. Diese sind ja bekanntlich so blitzblank aufgeklärt, daß man eigentlich überhaupt keine weiteren Aufwendungen für dergleichen nötig hat.

Umkehr beim Urheberrecht?

Durch die Tagesblätter ging folgende Notiz:

„Das Urheberrecht der Komponisten in Italien soll auf zehn Jahre heruntergesetzt werden. Rosadi brachte einen dahingehenden, von 70 Parlamentariern unterschriebenen Antrag in der Kammer ein. Man ist der Ansicht, daß in der Praxis der Verleger die Rechte des Verfassers nur zu geschäftlichem Zwecke, nicht aus künstlerischem Interesse wahre, zum Schaden der italienischen intellektuellen Gesamtheit und des Theaterpublikums. Ein paar Komponisten genössen Vorteil davon, während die andern leer ausgehen; dadurch, daß einzelne für sich und den Verleger Millionen herausschlagen, würde die freie Entwicklung der Oper in Italien unterdrückt. Durch die neue Maßregel soll nicht der Gewinn der Verfasser und Verleger verringert werden, man will nur durch Gesetz verhindern, daß das vom Verleger ausgeübte Verfasserrecht zu dem in ganz Italien beklagten Mißbrauch führe. Gegen diese der Kammer vorgelegte Abänderung protestieren natürlich die Komponisten, die von dem bisherigen Zustande den ausschließlichen Vorteil hatten."

Diese Nachricht ist im höchsten Maße überraschend, weil sie der bisherigen Entwicklung des Urheberschutzgedankens schnurstracks entgegenläuft. Wird der Vorschlag Gesetz, so bedeutet das nichts Geringeres, als eine erste Umkehr. Bei den Komponisten wird sie schwerlich halt machen, die Werke der Schriftsteller und die bildenden Künstler kämen mit der Zeit auch daran.

Unsre Leser wissen, daß der Kunstwart vorläufig noch „allein auf weiter Flur" seit lange und mit vielen Aufsätzen versucht hat und immer wieder versucht, die Teilnahme für eine Reform des Urheberrechtes in den weiten Kreisen der Urheber wie überhaupt der Gebildeten zu wecken. Geht doch die Sache uns alle an, und zwar hundert- und tausendmal mehr, als die meisten ahnen. Die gegenwärtige Urhebergesetzgebung ist für den Kulturfortschritt nicht nur wertlos, sondern sehr hinderlich, und außerdem ist sie den Urhebern gegenüber schwer ungerecht, weil sie nur nach dem Tagesmarktwerte entschädigt. Mit einem einfachen Beschneiden der Rechte, wie man's in Italien zu planen scheint, ist freilich auch nichts getan; eine Reform des Urheberrechtes hat nicht nur dem Volke einen rascheren und allgemeineren Umsatz der neuen geistigen Güter zu verschaffen, sondern zugleich den wirklich schöpferischen Urhebern eine gerechtere Entlohnung. Einige unsrer Vorschläge darüber faßt die Dürerbundflugschrift „Urheberschutz und Urheberschatz" zusammen, die

Digitized by Google

für 30 Pf. vom Geschäftsführer des Dürerbundes, Georg D. W. Callwey in München, zu beziehen ist.

Zu den Tagesereignissen

Vetobill

Ein Kampf um wichtige Fragen der Verfassung endete eben in England mit dem Sieg der Demokratie, ein Kampf, der etwa anderthalb Jahre lang jetzt aktuell, politisch-historisch jedoch weit länger schon vorbereitet war. Geht das uns Deutsche etwas an?

Von zahlreichen unvernünftigen Standpunkten abgesehen, kann man meines Erachtens zwei verschiedene vernünftige einnehmen gegenüber dieser Frage. Der Politiker, der seine Aufgabe vielleicht etwas kurzsichtig betreibt, was die Zeit seiner Berechnung, aber umfassend, was die Gegenstände seiner Aufmerksamkeit betrifft, wird mit viel Recht sagen: hüten wir uns vor Verallgemeinerungen! Wir deutschen Leute mit unsrer partikularistischen Entwicklung, mit unserm monarchischen Gefühl, mit unsrer Eingeschränktheit auf das Sechzigmillionenvaterland, mit unsrer „unsicheren" Sozialdemokratie, wir haben von dem demokratischen Weltreich England, dessen fünfzig Arbeitparteiler im Parlament wenig besagen, so gut wie nichts unmittelbar zu lernen. Wir haben mit der Erkenntnis der eignen Zustände in ihrer ungeheuren Breite und Tiefe reichlich zu tun, ehe wir fremde so mir nichts dir nichts zum fruchtbaren Vergleich, gar zum wirksamen Vorbild heranziehen können. Fügt man noch bei, daß ein sehr ungewöhnlicher Kopf und eine überaus reiche Erfahrung dazu gehören, fremde Verhältnisse einigermaßen zu durchschauen und so die zu jeder tieferen Vergleichung nötige Kritik zu bewähren, beides natürlich recht seltne Eigenschaften, so fühlt man sich wohl versucht, das Ganze dieser oder jener unsrer lautliberalen Zeitungen ins Stammbuch zu praktizieren.

Und doch berücksichtigt, wer so denkt, wohl nicht alle Beweggründe, die in der Politik von jeher mitgesprochen haben und weiter mitsprechen werden. Man mag noch so vorsichtig sich auf gegebene Realitäten einschränken und mit allen Änderungen noch so zurückhaltend vorzugehen trachten, irgendwo spürt auch der Beharrungslustigste einen Bewegungantrieb, und der kommt nicht bloß aus den Realitäten, sondern aus geistigen Zielen. Es leuchtet ein, daß, so weit der Weg sein mag vom Ziele zu seiner Verwirklichung und so verschieden er sich durch nationale Eigentümlichkeiten bestimmen mag, daß davon unberührt die Politik im geistigsten Sinne von Land zu Land dennoch verglichen werden kann und daß dies nicht ohne einigen Nutzen geschehen wird. Wie weit, beispielweise, eine gewisse Kronmacht sich gut mit dem konstitutionellen Parlamentarismus vereinigen lasse, diese Frage wird an Englands Beispiel wesentlich leichter zu fassen sein als irgendwo sonst, weil kein Land hierüber die Erfahrungen gemacht hat, wie Großbritannien, das sie nunmehr gerade hier noch so wesentlich erweitern wird. Auch über die Formen der Referendumverfassung wird dieses Land ja bald bedeutsames Material darbieten.

Wichtiger aber als diese stets etwas zweifelhaften Erwägungen erscheint für uns das andre: Politik ist nicht nur eine Betätigung, sondern eine Kunst. Sie hat nicht nur Ziele, sondern auch Formen. In den Formfragen aber wäre auch nur eine geringe Menge von Chauvinismus unsres Erachtens vom Übel. Wenn also heute den

Digitized by Google

deutschen Konservativen andauernd die schreckenden Spuren des Jochweges vorgezeichnet werden, welchen die Unionisten des Oberhauses auf sich nehmen mußten, so dürfen sie getrost darüber lächeln. Wenn man aber den mecklenburgischen Rittern vorhielte, welches bittere Schicksal den Konservativen Englands — obgleich sie die letzten Konsequenzen zuletzt immer noch einlenkend vermieden — die Halsstarrigkeit gebracht hat, so wäre dieser Hinweis auf die falsche Form ihres Widerstandes wohl eher angebracht; die letzte Rede des Großherzogs an die Abordnung der Ritterschaft (12. August 1911) deutet doch eigentlich schon auf einen Punkt der Entwicklung, wo Politik in Vergewaltigung übergehen muß. In solcher und ähnlicher Weise bildete die letzte Entwicklung der englischen Politik geradezu so etwas wie eine hohe Schule in den allgemeinen Formen politischen Kampfes überhaupt. Vor allem, weil man hier einmal wirklich die von rein subjektivem Ermessen abhängige Vergewaltigung nach Menschenmöglichkeit vermieden hat. Wir in Deutschland erlebten es, daß eine Regierung mit einer parlamentarischen Mehrheit, die sehr wenig homogen war, eine Finanzreform so schnell abmachte, daß sachliche Prüfung kaum den dazu Fähigsten möglich war, obwohl es sich um tiefstens eingreifende Neuerungen für das ganze Volk handelte. In England wurde in ähnlicher Angelegenheit zweimal das Volk befragt; in breitester Form sprachen sich die Parteien aus, so erschöpfend, daß zuletzt das Interesse allmählich erlahmte; alle beteiligten Kräfte wirkten sich bis zum Äußersten aus, man einigte sich jedoch auch soweit wie dies nach sorgsamster Diskussion der Grundsätze unter beiderseitiger Toleranz und Prinzipientreue möglich war. Alles in jener Ruhe und Stetigkeit, die das britische Parlament auszeichnet. Daraus endlich ward mit voller Bestimmtheit das Ergebnis gezogen. Die Anhänger des Proporzes mögen die nunmehr notwendig entstandene Überwältigung der starken Minderheit bedauern. — in Verfassung- und ähnlichen zentralen Fragen käme jedoch anders wohl überhaupt kaum je etwas Bemerkenswertes zutage —: politisch formell und wenn man so will ästhetisch war dieser Kampf ein so prachtvolles Schauspiel, wie etwa eine Meisterpartie für den Schachspielfreund.

Freilich muß man solche Entwicklungen stetig verfolgen, um Freude und Gewinn daran zu haben. Da erhebt sich sofort die Frage, wie man das macht, und dem Hinweis auf die Zeitungen begegnet der Einwand, daß deren Berichte nicht vollständig oder nicht parteilos seien. Daran ist jedoch nur so viel richtig, daß die Lokalblätter meist ungenügend, die radikalen Blätter einseitig unterrichten. Gegen jene gibt es das Mittel, sie nicht zu abonnieren, gegen das zweite Übel hilft sehr gut das Lesen zweier Blätter entgegengesetzter Richtung nebeneinander; wenn von diesen eins ein ausländisches ist, wird man noch besondern Gewinn davon haben. Daß es nicht leicht ist, durch die camerae obscurae von Redaktionen die Welt zu beobachten, sei zugegeben; es erfordert Übung, Zeitungen mit Nutzen zu lesen, Übung und Geduld. Aber wer sich über den engen Kreis der nichtigen Ortsinteressen und den Gesichtkreis der Partei- oder Landespolitik erheben will, wer am Werden der Welt teilnehmen will, die unsern Kindergenerationen Arbeitfeld sein wird, der wird diese Ge-

Digitized by Google

duld aufbringen müssen und sie nach einigen Monaten schon nicht mehr bereuen. H. H.

Vom Ausland

Neue Kulturbestrebungen im deutschen Österreich

Nationale Arbeit leistet jeder, der an seiner Stelle, in seinem Berufe seine Kräfte rein entfaltet. Kommt doch jede so geartete Leistung dem Besten des ganzen Volkes zugute. In den Grenzlanden Österreichs aber haben sich, seit etwa dreißig Jahren deutlicher bewußt, besondere nationale Pflichten, Notwendigkeiten des nationalen Kampfes ergeben, die im großen deutschen Sprachgebiet, im Reiche „draußen" noch immer nicht nach ihrer vollen Wichtigkeit erkannt worden sind. Neben der wirtschaftlichen, der Erwerbs-, Verwaltungs- und allgemeinen Kulturarbeit galt es, die Übermacht der fremden Völkerschaften abzuwehren, die, zunächst durch die deutsche Kraft genährt und auf deren Kosten, jäh emporwuchsen und sich nun feindlich ihren Erziehern gegenüberstellten. Die friedliche unbekümmerte Arbeit allein tat's nicht mehr, Verteidigung des alten Rechts nach außen hin mußte dazukommen. Noch heute zahlen die Deutschen, die ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, zwei Drittel der österreichischen Steuern: ihre wirtschaftliche Mehrleistung fließt in die Taschen der Gegner. So wird die Entwicklung der österreichischen Deutschen, in früheren Jahrhunderten gewaltsam zurückgehalten, auch in diesen neueren Zeiten allgemein deutschen wirtschaftlichen Aufschwunges gehemmt.

Die Mittel, mit denen sich die Deutschen Österreichs zu helfen suchten, waren zunächst politischer Art. Über die schweren Enttäuschungen, Scheinsiege, Niederlagen, die der politische Kampf den Deutschösterreichern nicht ohne eigne Schuld gebracht hat, ist man im Reiche noch verhältnismäßig am besten unterrichtet. Gut auch nicht. Diese Dinge spielten sich laut und allen sichtbar, an der Oberfläche eines bis zur Karikatur verworrenen parlamentarischen Treibens ab, und oft wurde, was Anzeichen einer Krankheit am äußeren Staatskörper war, als Wesensmerkmal der österreichischen Völkerentwicklung gewertet.

Neben dem mehr lärmenden und phrasenreichen als förderlichen Nationalismus der Wählerversammlungen und Parlamentskandale hatte sich frühzeitig ein wertvollerer der stillen Arbeit entwickelt: die Schutzvereine, wie etwa der „Deutsche Schulverein", die „Südmark", „Nordmark", der „Bund der Deutschen in Böhmen", in „Niederösterreich" stellten sich die Aufgabe, das Deutschtum an den Sprachengrenzen möglichst unabhängig vom politischen Parteiengewirr zu stützen. Sie gründeten und erhielten vor allem Schulen, um die deutsche Jugend in den gefährdeten Gegenden der Muttersprache zu erhalten. Sie unterstützten Grundbesitz, vor allem kleinbäuerlichen, der in fremde Hände überzugehen drohte; sie sandten Wanderredner und -lehrer ins Land, die die Bevölkerung über ihre völkischen Rechte und Pflichten aufklärten, schufen Büchereien, gaben dem gesellschaftlichen Leben im entlegensten Grenzstädtchen Halt und Inhalt, Beziehung zur Volksgemeinschaft und zu größeren Aufgaben. Ihre Leistung ist um so bedeutungvoller, als sie vor allem aus dem kleineren Mittelstande erwuchs. Die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit ihren Massenmitteln, in der Hauptsache auch das Großkapital, in vielen Kronländern die Bauernschaft, vom Großgrundbesitz völlig zu schweigen, hielten

Digitized by Google

und halten sich fern, sind sogar feindlich gesinnt. Die Arbeit der Schutzvereine allein könnte in dem reichsdeutschen Beobachter, der sich die Mühe nähme, hinter die äußeren politischen Vorgänge tiefer ins deutschösterreichische Leben zu blicken, einen stärkeren und wärmeren Anteil an diesem erwecken als üblich ist.*

Eine Gefahr freilich drohte bei der Schutzvereinsarbeit, und die Gedanken, die in ihr wirkten, hatten nicht die Macht, sie zu bannen: die Pflichten gegen die Volksgemeinschaft konnten leicht zu äußerlich aufgefaßt und erledigt werden. So viele tüchtige Männer mit schweren Opfern an persönlicher Arbeit, an Zeit und Geld bei der Schutzvereinssache beteiligt sein mußten, wenn sie gedeihen sollte — sie bedeutete doch für recht viele auch eine Möglichkeit, durch bloßes Geldspenden und -sammeln sich tieferen und weniger leichten Aufgaben zu entziehn. Die Schutzvereinsarbeit an und für sich mußte zunächst zu sehr mit breiten Organisationsaufgaben sich beschäftigen, als daß sie immer und überall das Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit in jedem einzelnen hätte wecken und erhalten können. Es ist deshalb von höchstem Werte für sie wie für den ganzen Nationalismus in Österreich, daß sich ihr eine Bewegung zur Ergänzung an die Seite gestellt hat, die sich die Einwirkung auf den einzelnen, auf sein Verantwortlichkeitsgefühl zum Ziele setzt.

Seit einigen Jahren fordern immer mehr Stimmen in Deutschösterreich nationale Arbeit nach innen, Steigerung der Volkskräfte, Volkserziehung im eigentlichen Sinne. Es wird gelegentlich auf die Gegner, namentlich die Tschechen hingewiesen, die einseitig, aber kraftvoll ähnlichen Idealen nachzustreben scheinen. Aus solchem Streben nach geistiger und körperlicher Zucht ergeben sich immer deutlicher Teilforderungen ethischer und rassenhygienischer Art (Abstinenz, erhöhtes Verantwortlichkeitsbewußtsein in geschlechtlichen Dingen) und sozialpädagogische Bestrebungen, die vor allem die Einwirkung auf die Jugend suchen. Auf die akademische nicht zuletzt, die gerade in Österreich ein kräftiges und an und für sich gesundes, nur vielfach unklares Bedürfnis nach öffentlicher und gemeinnütziger Tätigkeit zum großen Teile noch immer in unfruchtbarer Daueropposition, in Parteien- und Winkelpolitik und in veraltetem „Couleur"betrieb verpufft. Aber auch gerade hier im Studententum wie anderwärts in aufstrebenden Kreisen beginnt es sich zu regen. Als am deutlichsten erkennbarer Mittelpunkt hat sich bis jetzt der Neudeutsche Kulturbund, begründet von dem abstinenten Arzt Rösler in Reichenberg, herausgebildet. Jedenfalls ist für den aufmerksamen Beobachter längst kein Zweifel mehr: es weht ein neuer frischer Hauch von Gesundheit und Mut gerade durch die Kreise Deutschösterreichs, die gewiß nicht die schlechtesten, von dem fruchtlosverzehrenden politischen Treiben bis zum Überdruß ermüdet, bisher vielfach in bitterer Vereinsamung abseits standen; und er beginnt auch schon in jene Kreise der allzu leicht Befriedigten oder allzu fidel Resignierenden einzudringen, die, als die allezeit sichtbaren und lauten, bis dahin dem auswärtigen Beobachter als das ganze Österreich erschienen. Die neu ausgegebene Losung: Selbsthilfe von innen heraus —

* Einen guten Einblick gewährt die Zeitschrift des Deutschen Schulvereins „Der getreue Eckart".

Digitized by Google

bedeutet über sich selbst hinaus noch einen besondern Gewinn: das deutschösterreichische Geistesleben, das so lange in der von Grillparzer beklagten, bis auf unsre Tage von den besten Österreichern als Fluch empfundenen Vereinsamung verharrt hat, ist wieder mit allgemein deutschen Kulturbestrebungen verbunden. Die Gedanken Fichtes und Steins, die allenthalben in „neuen" pädagogischen Forderungen aufleben, werden auch in den besonderen österreichischen Verhältnissen fruchtbar, und mit ihnen müssen, sollen sie tiefer dringen, auch alle jene sozialreformerischen Bestrebungen einziehn, die daran sind, ein „neues" Deutschland zu formen. Zeigt sich ja immer und überall bald, wie eine solche an den einzelnen gerichtete, persönlich-ethische Propaganda nicht es umgehen kann, auch auf notwendige Änderungen der äußeren Umwelt hinzuarbeiten.

Heer und Flotte

Damit sind die wichtigsten Aufgaben der neuen Bewegung angedeutet: sie wird zunächst allenthalben das neu erwachte Verantwortlichkeitsgefühl nähren und klären; sie wird ihm aber auch Ziele und Formen geben müssen. Man wird trachten müssen, eine allgemeine Teilnahme auch im Volk für die praktischen Reformgedanken auf sozialem, pädagogischem, künstlerischem Gebiete zu erwecken, die in Österreich bis jetzt immer nur durch Einzelne, höchstens durch fachliche oder sonstwie begrenzte Kreise aufgenommen wurden; um nur Beispiele zu nennen: für Arbeitschule, Jugendpflege, „staatsbürgerliche Erziehung", Bodenreform. Man wird sie den besonderen österreichischen Verhältnissen von einer volkstümlichen Praxis, nicht vom grünen Tische aus, wie's bis jetzt immer im besten Falle geschah, anzupassen, wird zur Mitwirkung an diesen Aufgaben genau wie im Reich anzuregen versuchen. Und was das Wichtigste ist: man wird danach streben müssen, die Ansätze, die ja in Österreich niemals, auch heute nicht mangeln, aber bis jetzt zu sehr durch den politischen Parteienzwist voneinander getrennt sind, durch Zusammenschluß, soweit er irgend möglich ist, zu stärken. Alle Hoffnung wird davon abhängen, in welchem Maße man, von den Fraktionen und Fraktiönchen unabhängig, deutsche Kulturarbeiter *jeder* politischen Gesinnung zu *gemeinsamer* Arbeit zusammenzuführen imstande ist. Wenn das auch nur zu einem geringen Teile und nur für ganz bestimmte Fragen gelingt, wird in den schwierigen Verhältnissen Österreichs schon viel gewonnen sein.

Hermann Ullmann

Religion und Heer

Der Fall Kraatz ist deshalb zu allgemeinen Erörterungen schlecht geeignet, weil schon über die Deutung des *Tatbestandes* die Meinungen weit auseinandergehn. Was Kraatz von der Charlottenburger Kanzel sprach, war das eine gottesdienstliche Handlung oder eine kirchenpolitische Erörterung? Was die Offiziere taten, war das eine Störung oder ein einfaches Verlassen der Kirche? Je nachdem man den Tatbestand so oder so auffaßt, wird man über Kraatzens und der Offiziere Verhalten in *rechtlicher* Beziehung verschieden denken. Etwas andres ist die *moralische* Beurteilung. Die dürfte besagen: es ist nicht der geringste Grund zu bezweifeln, daß sowohl Kraatz wie die Offiziere taten, wozu sie sich in ihrem Gewissen gedrängt fühlten. War das aber

Digitized by Google

der Fall, so war Kraatz ebensowenig zu rügen wie jene. Und etwas drittes ist die politische Beurteilung des Falls. Die wird den Vorfall deshalb bedauern, weil hier der Schein entstanden ist, daß man Offizieren mit ihren Soldaten nachsieht, was man andern Leuten kaum nachsehen würde. Man wird sich fragen, ob man etwa einem Lehrer mit seinen Schülern (es können Schüler im gleichen Alter wie die Soldaten sein) ein vielleicht nicht strafbares, aber doch wohl demonstratives Verlassen des Gottesdienstes nicht übler genommen hätte.

Aber der Vorfall gibt Ausblicke noch andrer Art. Es ward jetzt viel betont, daß sich die Offiziere verantwortlich fühlen müßten für das Seelenheil ihrer Untergebenen. Trifft dies zu, dann sind sie das doch wohl nicht nur, wenn Besuch des Gottesdienstes „kommandiert" ist und nicht nur im Hinblick auf Glaubenssätze, sondern auf die ganze Lebensführung ihrer Untergebenen. Ist das Zusammenleben des deutschen Offiziers mit seinen Soldaten zu solchem Einfluß überhaupt intim genug, und kann es intim genug dazu sein? Die Frage der Religionspflege im Heer wäre sehr ernster Untersuchung wert, und wir — fürchten, es ließe sich eine Menge darüber sagen. Auch über den Fahneneid nicht nur als eine dem Staatsinteresse notwendige Suggestion, sondern als eine Handlung von religiöser Bedeutung. Ist das überhaupt eine religiöse, nicht nur eine scheinreligiöse Handlung, was erzwungen wird? Wir treffen auf Probleme über Probleme und halten es nicht für ausgeschlossen, daß der Christ hier durch mancherlei sein Gewissen beschwert fühlen könnte, wenn er über Postulate einer vielleicht allzusehr nur „praktischen" Vernunft hinaus will.

Die Frau und die Volksgesundheit

Mann und Weib

Wenn irgendwo durch unsre heutige Kulturbewegung schöpferische Kräfte geweckt werden, nicht nur im Kreise der Berufsgenossen und Zünftler, sondern überall dort, wo gesunder Menschenverstand auf dem Grunde des Erlebnisses und der Erfahrung Neues aufbauen kann, so in der Volksgesundheitspflege. Wen geht das aber mehr an, als das weibliche Geschlecht in seiner Gesamtheit? Ist doch die Frau in ihrer Eigenschaft als Mutter und Erzieherin die eigentliche Trägerin der Volksgesundheit. Sie ist als Mutter mit ihrem Körper der Gesamtheit verantwortlich. Und von ihren Fähigkeiten als Erzieherin hängt die Generation ab.

Und doch: Wenn man früher „das Volk" für große Aufgaben tüchtig, das heißt „wehrhaft" machen wollte, so dachte man daran nur selten. Man versäumte nicht allein, das weibliche Geschlecht für seine natürlichen Aufgaben körperlich zu kräftigen, man ließ es sogar geschehen, daß die Frauen durch Verschnüren und Ummodeln ihres Körpers seine Bewegungen und Funktionen aufs äußerste einschränkten. Zahllose Frauenkrankheiten, die Unfähigkeit normaler Geburten und eine allgemein körperliche Minderwertigkeit waren die Folge; auch ist die mangelnde Stillfähigkeit der Frau besonders auf die unnatürliche Behandlung des weiblichen Körpers zurückzuführen. Zeigen doch manche Gegenden, in welchen eine schlechte Volkstracht die Brust verkümmern ließ, sogar ein vollständiges Erlöschen der Stillfähigkeit!

Gegen alle diese Schäden hat nun eine lebhafte Bewegung eingesetzt,

Digitized by Google

die dem weiblichen Geschlecht seine natürlichen Lebensbedingungen zurückgeben will, um es für seine wichtigsten Aufgaben im Volks- und Kulturleben von neuem auszurüsten. Es ist dies die Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung, die, indem sie zunächst alles wegräumen hilft, was einer gesunden Entwicklung des Frauenkörpers entgegensteht, eine physiologische Kultur des weiblichen Körpers anstrebt. Erst wenn die Frau die widernatürliche Verbildung ihres Körpers für immer abgelehnt und die konventionellen Anforderungen der Mode überwinden gelernt hat, wenn sie in ihrer äußern Erscheinung das eigne natürliche Wesen zum Ausdruck bringt, erst dann hat sie ein volles Recht, mit dem körperlichen Freiwerden auch ihre geistige Freiheit als erwiesen zu betrachten. Das weibliche Geschlecht kann vom Mann kaum ernst genommen werden, solange es, genau wie die Kinder, in seiner Lebensführung rein spielerische Elemente beibehält. So darf die Bewegung für Verbesserung der Frauenkleidung wohl in gewissem Sinne als Wegbereiterin innerhalb der Frauenbewegung gelten.

Die richtige Auffassung ihres eigenen Körpers wird der Frau auch erst das Gebiet erschließen, das ihren Neigungen, ihrer Betätigung als Mutter und Erzieherin am nächsten liegt: die vorbeugende Gesundheitspflege. Wem fallen mehr als der Frau die üblen Folgen aller in der Gesundheitspflege begangenen Fehler zur Last? Welches Feld schöpferischen Wirkens läge hier vor ihr, wenn in Zukunft das weibliche Geschlecht neben seiner allgemeinen Ausbildung noch besonders für seine weiblichen Aufgaben vorbereitet würde! Müßte nicht die Mutter vor allem an einer Schulreform mitwirken, die auf den harmonischen Einklang der Haus- und der Schulerziehung hinzielt und der körperlichen neben der geistigen zu ihrem vollen Rechte verhilft? Muß gerade die Frau nicht verstehen lernen, daß der oberste Grundsatz aller Erziehung lauten muß: „Gebt euren Kindern Sonne“? Ist es nicht die Mutter, die durch eine natürliche, von falscher Prüderie freie gemeinsame Erziehung der Geschwister die innere Gesundheit der Kinder gründen muß? Eine ganz besondre Stellung ist der Mutter gegenüber der ärztlichen Wissenschaft vorbehalten: in ihrer Hand ruht eine Art Regulativ gegenüber den manchmal sich überstürzenden Mitteln der Laboratoriumshygiene. Die Frau hat einen instinktiven Widerwillen gegen alle scharf eingreifenden Mittel; wenn sie diese ihre Neigung zu einer mehr naturgemäßen Behandlungsweise durch wissenschaftliche und praktische Kenntnisse ergänzt, wird sie zu wertvollen Gesundungsmöglichkeiten viel beitragen können, zu Heilungen mit dauernder Wirkung bis auf die Nachkommenschaft. Ich denke hier vor allem an die Förderung von Gymnastik, insbesondere von Heil- und Atmungsgymnastik, an Massage, Wasserbehandlung, richtige Diät.

Ähnliche Aufgaben fallen der Frau aber nicht nur im engen Wirkungskreis der Familie zu, sondern auch in der öffentlichen Gesundheitspflege. Wird sie hier nun wirklich jene schöpferische Kraft entfalten, die ihr von männlicher Seite vielfach abgesprochen wird? In den ersten Zeiten der Frauenbewegung ist oft die Meinung ausgesprochen worden, die weibliche Auffassung und Erfahrung müsse neue Werte

Digitized by Google

für die Allgemeinheit ergeben. Die Entwicklung der modernen Volksgesundheitspflege scheint Anzeichen dafür zu bieten. Was hier bisher durch die Frauen geleistet wurde, alles was zur eigentlich charitativen Betätigung zählt, das wird wohl niemals ganz überflüssig werden. Aber heute scheint doch die Zeit gekommen, wo die Frau, nachdem sie „dienen gelernt nach ihrer Bestimmung", auch endlich zur Mitarbeit gelangt, im Sinne eigenen Schaffens aus ihrem besonderen Wesen heraus. Auf unserm Gebiete könnten wir uns dies etwa so vorstellen: nachdem die ärztliche Wissenschaft in der Bakteriologie, in der Behandlung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten, also in der durch das Laboratorium und durch unmittelbar medizinisches Eingreifen bewirkten Bekämpfung der Volkskrankheiten gewaltige Fortschritte gemacht hat, gelangt mehr und mehr die Meinung zur Herrschaft, man müsse von innen heraus diesen Übeln zuvorkommen, sie gar nicht zur Entwicklung kommen lassen. Man wird sich immer mehr darüber einig, daß mit der außerordentlichen Vervollkommnung des Heilwesens die vorbeugende Hygiene nicht gleichen Schritt gehalten hat. Hier wird die Wirksamkeit der Frau einsetzen müssen. So zum Beispiel in der für die künftige Gesundung unseres Volkes so notwendigen Wohnungsreform. Viele Theorien sind hierfür aufgestellt, viele gute Vorschläge und Ansätze sind gemacht worden. Soll aber allgemein die Anschauung von der Notwendigkeit der Wohnungsreform durchdringen, will man ernstlich Taten sehen, so kommt man ohne umfassende Mitarbeit der Frauen nicht vorwärts. Denn ihr Auge ist für viele Unzuträglichkeiten weit mehr geschärft als das des Mannes, auch ist ihr Mitgefühl, einmal geweckt, stärker. Wie segensreich die weibliche Auffassung in der öffentlichen Gesundheitspflege heute schon wirkt, das beweisen uns ja auch der Kampf gegen den Alkohol und gegen die Geschlechtskrankheiten. Aus diesem Grunde ist auch die Mitwirkung der Frau in den Schul- und Stadtverwaltungen anzustreben. Hier würde ihr mütterliches Empfinden immer wieder für die Besserung der Lebensverhältnisse des einzelnen wie der Gesamtheit eintreten und dadurch oftmals dem nur wirtschaftlichen Nützlichkeitsprinzip entgegenwirken.

Eine allgemeine Volksgesundheitspflege stellt eben keineswegs allein eine Reihe von praktisch anwendbaren äußeren Maßregeln und Verordnungen dar. Sie muß sich mit sittlichen Beweggründen verbinden, muß als eine von innen heraus wirkende Kraft unser ganzes Volk durchdringen. Die Förderung der körperlichen Gesundheit muß Hand in Hand gehen mit der Förderung innerer geistig-ethischer Gesundheit. Und so erblicken wir als das Endziel aller Volksgesundheitspflege die Hebung, die Aufwärtsentwicklung der Rasse. Wäre dieses große Endziel überhaupt anzustreben ohne Mitwirkung der einen Menschheitshälfte? Ohne Mitwirkung der Frau, von der so häufig gesagt wird, sie stehe der Natur näher, als der Mann? Nur in gemeinsamem Schaffen, durch die gegenseitige Ergänzung männlicher und weiblicher Fähigkeiten und Kräfte ist eine Volksgesundheitspflege im höchsten Sinne überhaupt denkbar. Eine, die darauf hinzielt, uns zugleich gesünder und sittlicher zu machen.

Else Wirminghaus

Digitized by Google

Weg mit dem Worte „Hysterie“!

Namen haben ihre Geschicke, aber selten so wunderbare, wie der Name Hysterie. Der Gedanke, daß die unbefriedigte Liebessehnsucht gleich einem wilden Tiere im Körper des Weibes rase, hat einst das törichte Wort geboren. Hysterie heißt Mutterweh, und ein Jahrtausende langer Kampf war nötig, um den blöden Aberglauben zu zerstören, daß die Hystera dabei mitspiele. Allein viel weiter hat uns das Ringen der Geister nicht gebracht. Was die Hysterie nicht ist, wissen wir nun endlich, aber was sie ist, weiß kein Mensch, und wenn sich heute sechs Ärzte über das seltsame Übel streiten, so können leicht sechs grundverschiedene Meinungen aufeinanderprallen. Der eine spricht nur da von Hysterie, wo die klassischen von Charcot aufgestellten Stigmata — unempfindliche Stellen der Haut, krampferzeugende Punkte, Neigung zu Lähmungen und ähnlichem — vorhanden sind, der zweite nennt, mit Möbius, alles das hysterisch, was durch Einbildung entsteht, der dritte hält wie Bernheim, den Krampf für das A und das O des ganzen Übels, der vierte glaubt, nach Sigmund Freud, daß die Erinnerung an ein früher erlebtes, nur halb vergessenes geschlechtliches Abenteuer die quälenden Molesten schaffe, der fünfte möchte den vielumstrittenen Begriff, so wie Babinski lehrt, für solche Veränderungen aufbewahren, die sich nach Belieben auf- und absuggerieren lassen, und der sechste endlich sieht, durch Paul Solliers Darstellung verlockt, im Somnambulismus das Wesen der Hysterie. Ein so vielgestaltiges und leicht zu mißdeutendes Wort sollte aus der Zunftsprache der Ärzte mit Stumpf und Stiel getilgt werden, zumal es sich in jedem einzelnen Falle durch ein anderes unschwer ersetzen läßt. Was wir Hysterie nennen, ist keine Krankheit für sich, sondern eine ganze Schar verschiedener Leiden. Der Ausspruch stammt schon von Galenus und trotz seines ehrwürdigen Alters muß er noch heute um Anerkennung ringen. Der angeborene Schwachsinn auf der einen und die erworbene Nervenschwäche auf der anderen Seite: das ist es, was wir „Hysterie“ nennen. Ein selbständiges Leiden „die Hysterie“ gibt es gar nicht, es gibt nur „hysterische Zeichen“, Stigmata genannt, und diese sind nicht ausschlaggebend für ein bestimmtes wohlcharakterisiertes Übel, sondern sie finden sich im ganzen Bereiche der menschlichen Schwäche und können nicht anders denn als Ermüdungs- und Erschöpfungszeichen gedeutet werden.

Aus der Medizinersprache ließe sich der Ausdruck Hysterie mit einem einzigen Federzuge streichen, ohne daß die geringste Lücke bliebe, und es ist hoffentlich die Zeit nicht mehr fern, daß jeder Arzt es für unfair halten wird, ein solches Wort in den Mund zu nehmen. Und wie steht es sonst? In unsern Büchern, Theaterstücken, Zeitschriften, Zeitungen, Gesprächen wimmelt es noch von „Hysterie“ und „hysterisch“, als von Ausdrücken, die nach etwas klingen und nichts sagen. Nichts? Doch, sie sagen etwas, und zwar etwas, das der Kranke als verletzend empfindet. Sie deuten zum mindesten in eine Richtung, in die sein Leiden durchaus nicht zu deuten braucht.

Armin Steyerthal-Kleinen

Digitized by Google

Doppelte Psychologie in der Schule

Wer einen jugendlichen Menschen bilden und erziehen will, der muß die Gesetze der seelischen Entwicklung kennen. Es darf ihm nicht fremd sein, wie Empfindungen und Gefühle sich zu äußern pflegen, wie Vorstellungen entstehen, welche Rolle Affekte und Willensvorgänge spielen, was Assoziationen und Apperzeptionen im menschlichen Seelenleben zu bedeuten haben. Mit andern Worten: er muß psychologisch geschult sein, wenn er pädagogisch gerecht verfahren, wenn er sich vor Fehlgriffen und unsicher tastenden Versuchen bewahrt sehen möchte. Psychologie gilt darum mit Recht als pädagogische Grundwissenschaft.

Bei allem, was der Erzieher unternimmt, kann sie ihn beraten. Sie ist die eigentliche Wissenschaft vom Bildungssubjekt, vom werdenden Menschen. Sie weist hin auf die seelischen Tatsachen. Sie fordert, alles der jeweiligen Entwicklungsstufe anzupassen, Rücksicht zu nehmen auf den seelischen Prozeß der Stoffaufnahme und Gestaltung, kurzum: dem Kinde nichts zuzumuten, was ihm zu schwierig, zu verwickelt, zu hoch erscheinen müßte. Die Psychologie hat das Geschäft der Erziehung dem Dilettantismus entrissen und ihr den Charakter der Wissenschaft und Kunst zugleich gegeben. Kein denkender Erzieher kann sie entbehren.

Aber der psychologische Drang kann auch übers Ziel hinausschießen. Dann nämlich, wenn er in seinem Bestreben, der kindlichen Fassungskraft völlig gerecht zu werden, die innere Struktur der Bildungsstoffe, die Natur des Bildungsgehaltes, derart umgestaltet, daß er diesen Bildungsstoffen selbst Gewalt antut.

Ich verweise auf ein paar Beispiele:

Wer unmündigen Knaben den Geist des Hellenentums, die Ideenwelt eines Plato, die Tiefe eines Äschylus begreiflich zu machen sucht, der muß, um der jugendlichen Fassungskraft entgegenzukommen, modeln: Unwesentliches in den Vordergrund schieben, Wesentliches vorenthalten, mit anderen Worten: fälschen. Das ist eine Sünde gegen die Psychologie des Stoffes. Eine Sünde, die dadurch nicht geringer wird, daß sie psychologischen Erwägungen entspringt.

Oder: die Psychologie fordert, daß der Zögling sich alles selbst erarbeite. Sie verurteilt das bloße Wortemachen des Lehrers und das passive Verhalten des Schülers. Alles soll aus dem Schüler herausentwickelt werden. Im Auftrag dieser Forderung sucht nun mancher Pädagoge im psychologischen Übereifer aus der kindlichen Seele *alles* herauszuholen. Dinge, die gar nicht darin sein können. Er vergißt, daß manche Stoffe, wenn sie tiefere Wirkungen ausüben sollen, ohne Unterbrechung vorgetragen werden müssen, daß ein ewiges Hineinfragen den geschlossenen Eindruck stören und vernichten kann.

Wer wahrhaft psychologisch verfahren will, der muß eine doppelte Psychologie berücksichtigen: jene der zu erziehenden Menschen und jene der zu gestaltenden oder schon gestalteten Bildungsstoffe. Denn jeder Bildungsstoff hat ein Innenleben, das ureigenen seelischen Gesetzen folgt, die nicht unbeachtet bleiben dürfen, wenn der Stoff selbst nicht seines Charakters, seiner Würde und damit seines tieferen Bildungswertes verlustig gehen soll.

Es gehört zu den heikelsten Auf-

Digitized by Google

gaben der Pädagogik, die zu vermittelnden Stoffe mit der aufzunehmenden Kraft allezeit in Einklang zu bringen. Eine Art Kongenialität muß zwischen beiden bestehen, wenn nach der zwiefachen Seite hin psychologisch und damit im tieferen Sinne wahrhaft pädagogisch verfahren werden soll.

Ernst Weber-München

Alte und neue Formen im Studentenleben

Daß im Universitätenwesen heute etwas faul ist, dies Gefühl verbreitet sich trotz vieler Hurras und Ordenverleihungen doch immer weiter. Die „Affären" beim Berliner Jubiläum, der Fall Bernhard, die Halleschen und Leipziger Streite, die Auflösung der Freien Studentenschaft, der scharfe Ton gewisser auf den Hochschullehrertagen eingebrachter Resolutionen und so manche andern Vorkommnisse haben es genährt. Das „Ende des Freistudententums" an seiner Geburtstätte Leipzig hat die Aufmerksamkeit wiederum besonders auf jene Bestrebungen gelenkt, die wohl viel unnützes und überlautes Streiten und Zeitvergeuden mit sich brachten, aber doch fast allein versuchten, dem tiefbegründeten Drang nach neuen Organisationen und Formen im akademischen Leben Geltung zu verschaffen. Je klarer man einsieht, daß der Betrieb unsrer vornehmsten Bildungstätten in seinen wichtigsten Punkten an schweren Schäden krankt, an so schweren, daß er heute statt durchgebildeter Menschen in großer Zahl wissenschaftlich gedrillte aber sozial untüchtige Männer und (auch schon) Frauen entläßt, um so mehr Sympathie verdiente alles Bemühen, aus der Universität als einem losen Gefüge von heterogenen Elementen, eine Einheit, einen irgendwie zur Selbstentwicklung fähigen Organismus zu schaffen. Von seiten der Lehrerschaft ist der Hochschullehrerverband dabei, seine nach der Verfassung der Universitäten so uneinheitlichen einzelnen Glieder zu organisieren, Ziele zu setzen und mit der Kraft der Gemeinschaft an ihrer Verwirklichung zu arbeiten. Auf der andern Seite setzt sich die Masse der Studierenden noch immer aus einer Menge von einzelnen Vereinigungen nach Gemeinschaft der Konfession, der Rasse, der politischen Überzeugung und der sozialen Lebensstellung (des Geldbeutels) zusammen, der die große Zahl der ganz unabhängigen „freien Studenten" gegenübersteht. Möge nun die Wahrung alter akademischer Rechte, möge ungerechtfertigtes Vorgehen der Behörden in einzelnen Fällen oder eine festliche Gelegenheit sich dem Tatendrang der akademischen Jugend darbieten; oder mögen die ernsteren Fragen einer gesetzlichen Regelung der Rechtstellung der Studenten oder gar die bedeutungvollsten Fragen von Neuorganisation der Bildungformen die Gemüter bewegen: immer scheitert alles Streben daran, daß die unmittelbar leidend und tätig Beteiligten, daß die Jugend selbst in der Zeit, wo sich ihre geistige Eigenart bildet und festigt und ihre sozialen Fähigkeiten der Bildung bedürftig wären, in keinerlei Organisation zusammengefaßt ist, und daß daher alle Einzelaktionen ohne Gewicht und lebendige Bedeutung bleiben. Korporierte und Nichtinkorporierte können sich kaum verständigen, die Korporationen selbst sind zu uneinheitlich dazu, und die große Zahl der „Wilden" ist völlig recht- und stimmelos. Es mußte wohl zugegeben werden, daß die lockere und willkürliche Organisation der Freistudentenschaft diesen Zuständen, auf

Digitized by Google

die sie immer wieder die Aufmerksamkeit lenkte, keine Abhilfe verschaffte; und doch war ihre Auflösung nicht willkommen, denn sie bedeutete die Rückkehr in den Zustand völliger Stagnation und damit zur Alleinherrschaft der allein festgefügten Instanz, der staatlichen Behörde. Daß aber deren Interessen schlechtweg mit den Interessen von Wissenschaft, Vernunft und Bildung identisch seien, wird wohl niemand ohne weiteres behaupten wollen.

Nun aber kommt von Leipzig die Nachricht, daß zwar nicht die Freie Studentenschaft wieder erstanden sei, jedoch eine ganz neue Form der Organisation geplant werde. Ein Studentenausschuß! Endlich nach langem und vergeblichem Klopfen und Drängen hat sich hier die akademische Behörde selbst entschlossen, der Gesamtheit der Studierenden eine Vertretung zu schaffen. Frühere Erfahrungen haben gezeigt, daß völlig freie („Reichstag"-)Wahlen für die Studenten nicht das Richtige sind; sie brachten Wahlhetzen und üble Streitigkeiten mit sich. Und obwohl theoretisch den Korporationen natürlich in unsrer Zeit kein Sonderrecht mehr zugestanden werden sollte, wird man das in Leipzig geplante Zweikammersystem — eine korporative und eine freistudentische mit je gleichen Rechten — doch fürs erste gutheißen müssen. Ein Anfang ist hier gemacht, mögen es die Studenten nun verstehen, ein tatkräftiges und zielsicheres Gebilde zu entwickeln. Noch weiß man nicht, welche Rechte dem Ausschuß zukommen und wie sich beide Kammern verständigen sollen. Man sieht aber bereits, daß beiden eine ernste Verpflichtung zu sachlicher und rühriger Arbeit auferlegt sein wird. Kommt es zu dieser, so wird die neue Organisation einstmals, das darf man hoffen, zu einer Reform der deutschen Bildung das ihrige beitragen. Hans Herter

Kunstwartleserschmerzen

Unter uns

An einem der schönsten unter den kleinen Seen Nordtirols vertrauten mir ein Maler und ein Ästhetiker ihre Kunstwartschmerzen an. Allgemein: „Schulmeisterei!" Das versteht sich, das sagt man immer, wo was ernst genommen wird. Im besonderen, erstens der Maler: „Wie kann der Kunstwart Bilder von dem und dem bringen! Und warum bringt er keine von dem und dem?" Zweitens der Ästhetiker: „Das Unterfangen des Kunstwarts, vom Gegenständlichen der Bilder zum Malerischen zu leiten, ist verfehlt! Er müßte vielmehr .."

Da wußt ich's also wieder mal. Aber wie dem so ist: als Mitarbeiter an diesem Kunstwart... statt in mich zu gehen und es zu lassen... kam ich vom Besonderen zum Allgemeinen ... und schulmeisterte wie folgt:

Daß Sie als Maler und Sie als Ästhetiker, als Spezialisten also und noch dazu als junge Spezialisten, jeder auf seinem Sondergebiet, sehr viel mehr verstehen als der Kunstwart — wer wollte Ihnen verübeln, daß Sie diese Meinung für richtig halten? Aber, mein Herr Maler, wer heißt Sie auf die Bilder im Kunstwart, und wer Sie, mein Herr Ästhetiker, auf seine Einführungen in Bilder das Hauptaugenmerk richten? Die Bilder bringt er doch für die, die selber nicht malen, und die Einführungen für die, die ihrer zu bedürfen glauben. Für Sie aber, mein Herr Maler und mein Herr Ästhetiker, bringt er Noten und Ausschnitte aus Dichtwerken und Aufsätze über Musik, Dichtung, Religion, Schule, Gesellschaft, Wirtschaft, Recht usw.

Digitized by Google

Daher empfiehlt sich: Jeder Fachmann auf einem der Gebiete, die der Kunstwart behandelt, und da es kaum ein Lebensgebiet gibt, das er nicht behandelt, so ist jeder Leser auf irgendeinem seiner Gebiete Fachmann — jeder Fachmann überschlage also die ein bis zehn vom Hundert, die der Kunstwart jedesmal aus seinem Fach bringt, wenigstens zunächst einmal, und vertiefe sich in die übrigen neunzig bis neunundneunzig vom Hundert! Hat er nun Augen, zu sehen, so wird er bald allenthalben den Versuch finden, ihn auf dem Wege der Ausdruckskulturbetrachtung in die besonderen Gebiete, auf denen er Laie ist, zu führen, auf dem einzigen Wege, den man uns als Laien führen kann, ohne uns zu nichtigen Nachschwätzern von Fachwissen zu machen.

Der Fachmann, der sein Sach versteht, interessiert sich meist nur für die Formen seiner Sache, und er darf es auch, denn er beherrscht die ganze Formenlehre, und das Sachliche ist ihm selbstverständlich. Dem Laien hingegen hilft die Kenntnis von Erscheinungen eines Lebensgebietes gar nichts. Wer uns nur mit ihnen kommt, der macht uns entweder zum schnellfertigen Banausen von der Art, deren massenhaftes Vorkommen den Rückblick ins neunzehnte Jahrhundert so trostlos macht, oder wir wenden uns von ihm ab mit dem Wörtlein: Phrase!

Um dem zu begegnen, hat es sich der Kunstwart zur Aufgabe gemacht, jegliche Erscheinung des Lebens, von der er handelt, in ihrem Verhältnis zu dem Inhalt darzustellen, den sie birgt. Auf diesem Wege lassen sich Wert und Unwert der verschiedensten menschlichen Lebenserscheinungen auf eine sowohl einleuchtende als, wie mir scheint, auch möglichst fehlerfreie Weise dartun. Für wertvoll halten wir jede Form, die ihren Inhalt wahr zum Ausdruck bringt, und solche Formen pflegen, heißt Ausdruckskultur treiben. Jedoch mit zwei Einschränkungen — denn wir Menschen leben nicht jeder für sich, sondern in Gemeinschaft miteinander. Soll also der Ausdruck eines menschlichen Willens für die Gemeinschaft in Betracht kommen, so muß er auch klar für die andern ausgedrückt sein. Es ist aber auch nicht jeder Wille ausdrückswürdig, sondern nur derjenige, der die Gemeinschaft fördert oder doch nicht schädigt: Soziale, nicht individuelle Ausdruckskultur! Ausdruckskultur ist die Pflege wahren und klaren Ausdrucks jeglichen menschlichen Triebes, der sozial gerechtfertigt ist. Karl Polenske

Aus dem Goethe-Haus

Der Kunstwart hat von dem Stremelschen Bilde, das in kleiner Vervielfältigung diesem Hefte vorgesetzt ist, aus den Gründen, die Avenarius im Bilderbegleittext bespricht, einen größeren Farbendruck in einem steindruckähnlichen Verfahren herstellen lassen. Er ist als Vorzugsdruck im Kunstwartverlage Georg D. W. Callwey in München erschienen, hat eine Bildfläche von 30×37 cm und kostet unaufgezogen M. 2.—, auf weißen Karton im Formate 49½×62½ cm aufgezogen M. 2.50.

Lebende Worte

Wirken!

„Nur in der Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns."

▣

„Mir ist alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben."

▣

„Wer nichts für andre tut, tut nichts für sich." Goethe

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

In Goethes Namen beginnen wir auch diesen Jahrgang. Und wer den Zauber des Goetheschen Hauses in Weimar kennt, der weiß, warum wir unsre Freunde bitten, heut wie zu einer Andacht auf ein Viertelstündchen hier einzutreten. Alles darin ist geformt nach unsres Größten Sinn, und so spricht nicht nur alles darin von ihm, es spricht auch aus allem er. Der überwältigend Überlegene, der in die Jahrtausende zurückgreift und in die Jahrtausende vorwärts weist, aber auch der Mensch wie wir, der sich immerhin fügen und einrichten mußte, der Begrenzte, der auch wohl befangen war und sich irren konnte. Keine zweite Stätte im deutschen Land ist so vollkommen beseelt vom Geist, von einem Geist, wie unter unsern Nationalheiligtümern dieses. Darum wage sich nur ein Meister daran, es als Künstler darzustellen; der Genius des Orts flieht den Vernüchterer und flieht den erst recht, der wähnt, ihn mit Phrase und Theaterei einzufangen. Max Artur Stremel hat sich als ein Meister bewiesen, indem er dieses Werk hier schuf. Daß er unter den modernen Malern einer der allerbesten ist, weiß jeder lange, der seine Bilder kennt. Daß er auch ein Künstler im hohen Sinn ist, muß schnell empfinden, wer sich in dieses Bild hier vertieft. Wie klar und rein die oft fast ungebrochenen Töne zueinander stehn, wie die Flächen, wie die Räume sich bilden, das erweist modernstes malerisches Können. Aber alles Wie des Technischen zieht sich wie in Ehrfurcht vor dem Großen, der hier Herr im Hause ist, zurück. Nicht Goethe soll hier dem Maler dienen, wie in so vielen bengalisch angeleuchteten Sentimentalitäten, sondern der Maler dient bescheiden ihm. Er tut nichts hinzu, er arrangiert nichts panoptikumgemäß um. Aber: ins Ganze wie in jedes Einzelne vertieft er sich mit aller Innigkeit, indem er jedem dieser Gegenstände von Goethes Liebe auch seine ganze Liebe gibt. Man betrachte sich Einzelheiten daraufhin, beispielsweise die Bilder an der schräg gesehenen Wand rechts, oder die Tür in ihr. So erwuchs dem künstlerischen Zusammenleben mit dem, womit Goethe zusammengelebt hat, dieses Werk einer edelsten Intimität.

Wir wollten zu Beginn des 25. Jahrgangs den Lesern ein Angebinde zur Verfügung stellen, wie wir für die Zeit seines Verlaufs noch andre Gaben vorbereitet haben, auf welche wir besonderes Gewicht legen. Deshalb haben wir dieses Werk als großen farbigen Vorzugsdruck in einer Art Steindruck ausführen lassen. Unter all unsern Veröffentlichungen sind nicht viele, die uns gleiche Freude machen, wie dieses fast seltsam gut gelungene große Blatt, das die Werte des Stremelschen Originals natürlich ganz anders als unsre kleine Beilage zeigen kann.

Digitized by Google

Mit der winterlichen Landstraße von Karl Thiemann geben wir den Lesern einen Farbenholzschnitt wieder. Wir erinnern an die verschiedenen illustrierten Beiträge über Holzschnitz- und Holzschneidekunst, die wir in letzterer Zeit gebracht haben, um unsre Freunde zunächst an einer Gruppe von Techniken auf den Zusammenhang der künstlerischen und technischen Werte aufmerksam zu machen. Hier ist durch den Übereinanderdruck von zwei Platten eine farbige Wirkung erreicht, welche die Menge der Naturfarben auf nur drei vereinfacht: schwarz, graublau und den Papierton weiß. Das Graublau ist auch über das Schwarz gedruckt, harmonisiert es ein und gibt ihm Duft, aber auf dem ganzen Blatte ist kein einziger Übergangston. Die Zeichnung der Bäume und des Landschaftlichen überhaupt ist mit scharfen Umrissen aus dem Holz geschnitten, besonders deutlich zeigt sich das Holzschnittmäßige darin, wie mit dem Messer das feine Gezweig gegen den Himmel abgesetzt, abgeschnitten ist. Lassen wir nun das Technische beiseit, blicken wir, als sei das Papier ein Rahmen und das Bild Wirklichkeit, in dieses Stück Winter hinaus. Wie die alten Bäume frieren, wie die Sonne schräg und kraftlos scheint, wie der Himmel voller Schnee hängt! Aber der Gedanke ans Technische, man könnte sagen: das Gefühl des Holzschnitts kommt wieder. Es ist für den Einzelnen nur eine Frage der Zeit, wann es sich mit dem Natureindruck ganz verbinden wird. Erst wenn das geschieht, ist wie mit plötzlicher Offenbarung der Vollgenuß des kleinen Werkes da.

Auf Adolf Oberländers „Hühnerhof" ist, wie uns der Künstler ausdrücklich bezeugte, jede brave Hennengestalt ein Porträt. Daß Oberländer einer der allerersten Humoristen und Karikaturisten der deutschen Kunst ist, wissen alle. Hier ist vom Karikaturisten gar nichts, vom Humoristen aber sehr wohl etwas zu merken, nur daß er sich mit der größten Zurückhaltung der leisesten Sprache bedient. Es ist ein geflüsterter, ein vielleicht sogar unbewußt geflüsterter Humor in dem Bild, und gerade daraus erwächst ein eigener Reiz, zumal bei der Vorstellung, wie etwa derselbe Geist sich sonst in Grotesken ergeht. Diese Hennengesellschaft mit dem, wie immer, imposanten Gatten und Haupt, sie hat gespeist, ist gesättigt und verdaut, und höchstens Laute jener Hühnergespräche voll Würde und Weisheit mögen dann und wann auftönen, die den unbeachteten Belauscher mitunter so wundersam an manche Menschenstimmen an Kaffee- und Biertisch erinnern. Man ist zufrieden, überprüft und beurteilt die Welt. Oberländers Bild ist aber nicht allein auf den Tierhumor gestimmt. Es hat auch die behagliche Poesie der Idylle. Es ist in anderm als dem üblichen Wortsinn, aber in noch höher berechtigtem ein Stilleben.

Dieses Bild ist in einem ganz neuen „Tiefdruckverfahren" hergestellt,

Digitized by Google

das bis jetzt allein unserm Verlag zur Verfügung steht. Einiges Nähere darüber findet der Leser in der heutigen „Rundschau".

Zu der Beilage mit den Schattenrissen, die hier großenteils zum ersten Male veröffentlicht werden, wolle der Leser den Aufsatz über Schattenrißkunst vergleichen. An dieser Stelle möchten wir nur noch einmal darum bitten, den Silhouetten gegenüber streng zu sein, aber streng erst nach genauestem Betrachten der einzelnen Gabe. Schattenrisse zu schneiden oder gar nur zu zeichnen, auch solche, die „nach was aussehn" und den Unkundigen verblüffen, ist gar keine Kunst. Wenn die Photographie die Bildnisrisse aus der Mode, so hat das die Schattenrisse überhaupt in Verruf gebracht: daß man ihnen gegenüber zu bescheiden war. Jeder Backfisch, der ein paar Ränkchen und ein Mädchen und ein Schäfchen sogenannt gemütvoll ausschnitzelte, ward ja jahrzehntelang mit einem „reizend!" bedacht, weil anspruchsvollere Leute sich abwandten, ohne erst zu sprechen. Was wir heute zeigen, ist keine Dilettantenspielerei, ist ohne jede Ausnahme Kunstwerk. Ein jedes dieser Stücke kann, ein jedes will aber auch mit ruhigem Verweilen, will in seinen Umrissen mit nachtastendem Gefühl für die kleinste Einzelheit genossen werden. Ich glaube, mancher wird staunen darüber, wieviel sich dann wohl aus einem unmerklichen Abbeugen des Konturs, aus einem winzigen Höckerchen des Schattens ergibt. A

Unsre Notenbeilage gibt diesmal drei Lieder und ein Klavierstück. Schon oft hat der Kunstwart in den letzten Jahrgängen auf die eigentümliche lyrische Begabung des Jungwieners Friedrich Mayer, als auf den Martin Greif-Komponisten par excellence hingewiesen und hat die ersten Gaben seiner Muse veröffentlicht. Er weist nun wieder auf ihn hin, um so lieber und nachdrücklicher, als sich jetzt in der Universaledition ein großer Musikverlag gefunden hat, der künftig alle neuen Schöpfungen dieses kräftigen Talentes herausgibt. Die „Werkeluhr" deklamiert über ein durchgehendes, kurzes, harmonisch mannigfach gewendetes Motiv, welches das Ticken der Uhr versinnlicht. Daran schließt sich refrainartig, als Zwischen- oder Nachspiel der elegische Walzer des Spielwerks. Das Ganze muß natürlich mit feinstfühligem Anschlag, mit genauester Beachtung der dynamischen Abschattungen wiedergegeben werden. Die Finger sollen die Poesie der Spieluhr aus den Tasten holen. — Die Note der Empfindung selbst wird am stärksten in „Ort der Liebe" angeschlagen. Die Verbindung gesunder, diatonischer Melodik mit einer reich und charakteristisch wechselnden, reizsamen Harmonie geben diesem Liede das Gepräge. Es ist, als wollte der Komponist die verwickelten Seelenvorgänge offenbaren, deren Resultante die einfache melodische Linie des Gesanges bildet. Der Eingang schlicht, volkstümlich. Dann mit der Wendung

Digitized by Google

nach E tut sich gewissermaßen ein überraschender, weiter, sonnbeglänzter Fernblick auf, bis sich unter fortwährenden harmonischen Rückungen mit der Wiederkehr der Haupttonart das schlichte Grundgefühl durchringt („wo unser Herz sich fand"). Nun fließt diese Empfindung in ruhigem Strome dahin, stockt mit einmal — zuletzt verschwebt das Bild wie eine Fata Morgana höher und höher rückend. Von der munteren und heiteren Seite zeigt sich Mayers Lyrik im „Umzug". Hier bedarf es keiner Vertiefung, keines Kommentars. Man sieht das kleine Volk, vor Lust und Übermut mit Händen und Füßen schlenkernd, in die neue Heimstätte hineinstürmen. Fast alle Mayerschen Lieder erscheinen auf den ersten Blick „leicht" zum Singen, technisch schwierige Intervalle, Führungen, Einsätze kommen nur vereinzelt vor. Und doch wird sich jeder Sänger überzeugen, daß der Vortrag keineswegs leicht ist. Das Geheimnis liegt in dem notwendigen reichen Wechsel des geistigen Ausdrucks, der in knappen Abständen, je nach dem dichterischen Inhalt, oft von Takt zu Takt, nicht bloß von Periode zu Periode oder gar von Strophe zu Strophe eintreten muß. Hierin, nicht im rein Musikalischen, liegt das eigentliche „Moderne" Mayers. Das Lied ist in der Baßlage notiert, kann aber auch von jeder mittleren Stimme (Tenor, Alt, Mezzosopran) gesungen werden. — Um auch die alte Musik zu Worte oder wenigstens zu Klange kommen zu lassen, bringen wir auf der letzten Seite ein frisches Klavierstück vom ehrenfesten Johann Joseph Fux, kaiserlichem Hofkapellmeister (1660—1741).

B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey —, Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

AUS DEM KUNSTWART

KARL THIEMANN

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF

A. OBERLÄNDER

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

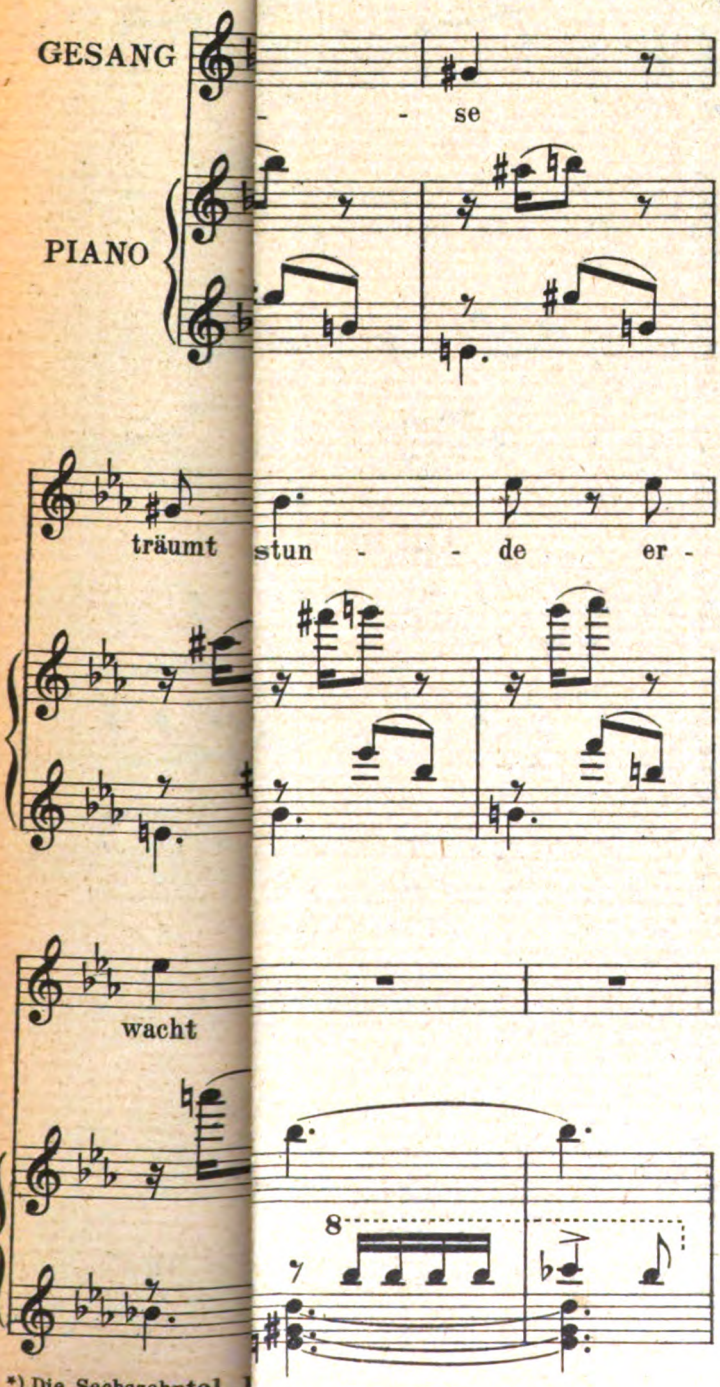
Digitized by Google

BEI

UNIV. OF CALIFORNIA

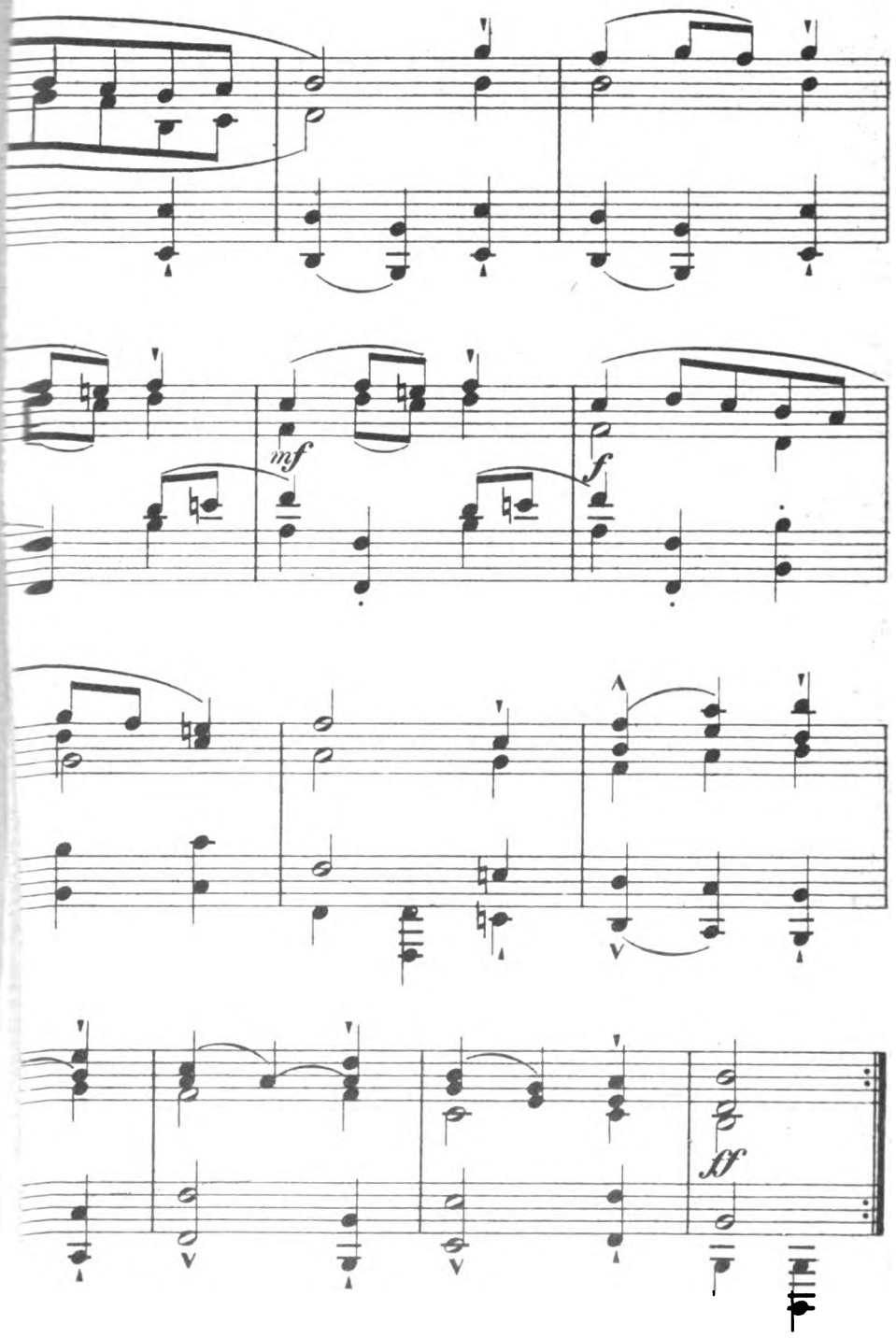
Martin Grejf:

DIE WERKELUHR



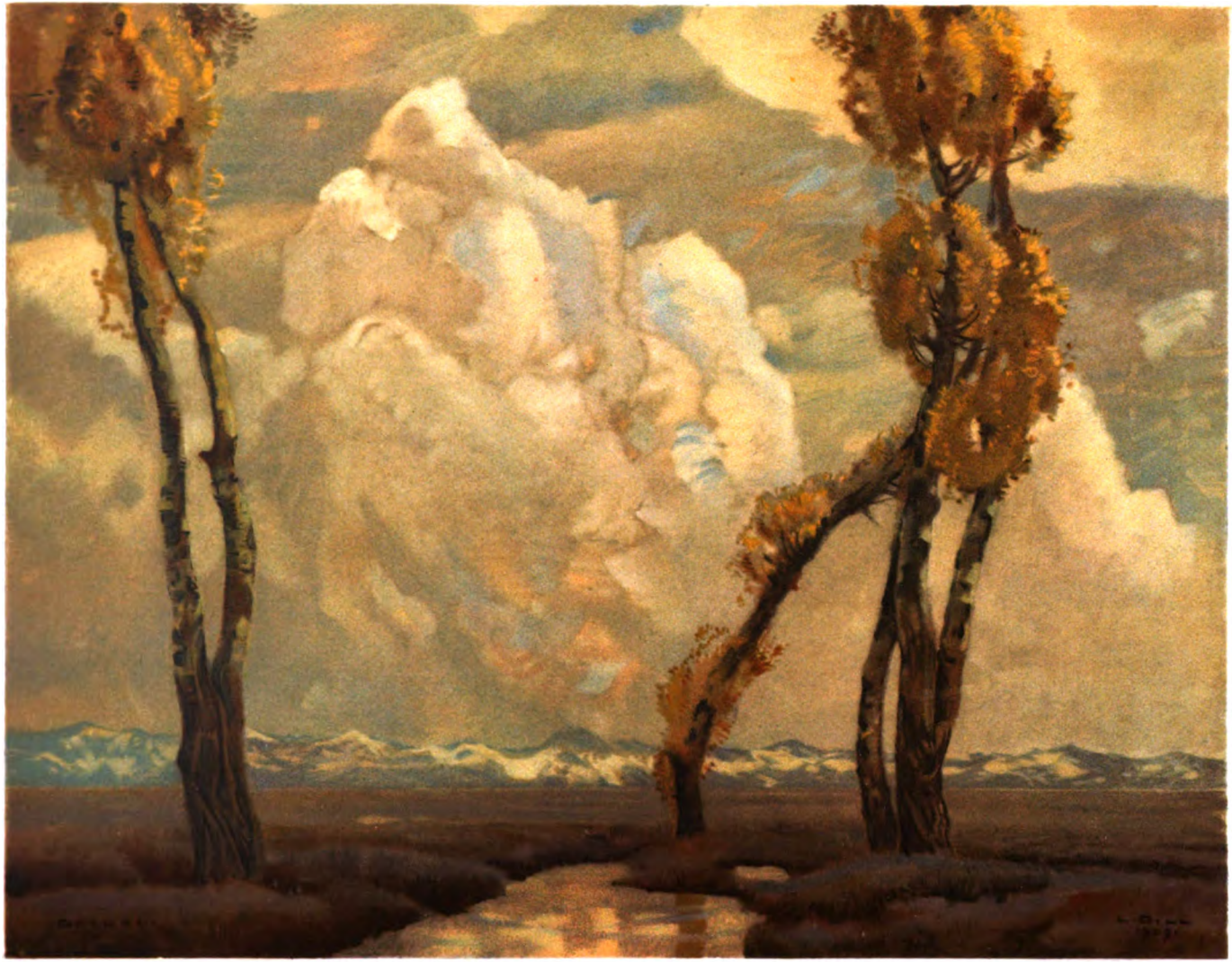
Digitized by Google

PASSEPIED „DER SCHMIED“



Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

Ludwig Dill

Jahrg. 25 Zweites Oktoberheft 1911 Heft 2

Zwischen den Kriegen

Frieden oder Krieg? Fürs Deutsche Reich dürfte die Frage nicht mehr auf der Tagesordnung stehn, wenn unsre Blätter zum Leser kommen. Und damit wäre die Zeit wohl reif dazu, auch von unserm Standpunkte aus kurz über sie zu sprechen. „Zwischen den Kriegen", das ist unser Thema dabei.

Ich schreibe diese Zeilen mit dem Blick über weites von Hünengräbern durchzogenes Heideland, an seine Küsten ebbt und flutet mit den großen langsamen Atemzügen der Nordsee das Meer, und ganz in der Ferne schimmert daraus ein feiner Streif weißer Wanderdünen wie eine Trauminsel auf. Das war seit tausend, war vielleicht seit hunderttausend Jahren in allem Wesentlichen ebenso. Das war ganz ebenso gestern. Und doch sah es mich heute am Morgen anders an, denn über Nacht hatte sich die Frage, die eben nur am Boden kroch, hoch aufgereckt. Wird Krieg? Nun schien der helle Sonnenschein falsch, schien wie aufgeschminkt auf Schatten, die man nicht erkannte, aber fühlte, wie ein Gespenst. Dann wieder ein Telegramm: jene erregende Nachricht traf nicht zu. Und mit einem Schlag ward die Welt wieder, wie sie war. Es ist schon so: Nächst dem Ja oder Nein auf die Frage nach Leben oder Tod teurer Menschen kann die Antwort kaum auf irgendeine andere uns so stark den Eindruck der ganzen Welt umformen, wie das Ja oder Nein auf die Frage: wird Krieg?

Es sind nun schon die Alten unter uns, die vom letzten noch aus eigenem Erleben wissen. Ihr Daheimgebliebenen von damals, erinnert ihr euch noch daran, wie auf dem Marktplatz aus tausendköpfiger Menge die Wacht am Rhein immer wieder aufrauschte? Es war alles ein Rauschen, und ein Rausch, es gab kein ruhiges Denken, wo immer man zusammenkam. Das Sorgen, das Fürchten machte jeder im Kämmerlein mit sich ab. Wo man sich traf, wo man sprach, wo man schrieb, half den ganzen Krieg hindurch über alles Erleiden immer wieder der Jubelrausch — es gab ja nur Sieg auf Sieg, und dazu noch die deutsche Einigung mit dem Wiedererstehen des Kaisertums. Bis zum Frieden mit der großen feierlichen Freude beim Dankgeläut. Und zur Heimkehr derer, die erzählen konnten, wie's draußen gewesen war. Wer von ihnen noch lebt, weiß es noch: Niedrigstes bis zum Tierischen und wieder bis zum Übermenschlichen Großes. Was überwog? Darauf könnte schon deshalb jetzt auch kein Mitkämpfer antworten, weil die Erinnerung das Trübe umschleiert und das Helle noch leuchtender macht.

Wenn mit der Tatsache des Krieges etwas wie Rausch verbunden ist, muß ein Schimmer davon schon bei der bloßen Vorstellung auftauchen. Wer von uns hat in den letzten Wochen die Dinge *nüchtern* besehn? War es nicht vielmehr so, daß wir aus der Nüchternheit, wenn wir ihr etwa begegneten, im Stillen oder Lauten sogar einen Vorwurf machten? Wie *wir* dachten, sollte die *Nation*

Digitized by Google

denken, mußte sie denken, dachte die Nation, wer diesen Glauben bezweifelte, „beleidigte“ sie und uns. Ich aber meine, wir sollten uns gerade in Zeiten wie diesen im guten Wortsinn: zur Nüchternheit zwingen, gerade wir, die wir keine Angstmeier sind. Und so bitte ich um die Erlaubnis, nach all den lichten ein dunkles Bild zeichnen zu dürfen. Ein dunkleres, so hoffe auch ich, als der Wirklichkeit entspricht. Trotzdem eigentlich nur: ein ernstes. Und Ernst ist ja noch lange kein Unglück, keine Trauer. Ernst bedeutet hier: Rechnen auch mit den ungünstigen Möglichkeiten. Bedeutet hier: Besonnenheit, und die hat wohl noch keinem die guten Möglichkeiten seiner Zukunft verschlechtert.

Keiner weiß, was werden kann, wenn heute die Welt entflammt wird. Die ist seit 1870 mit Millionen von neuen Drähten überspannt, die alle Blitze an sich ziehn und sie in den Boden, aber auch auf all das leiten können, was irgendeinen der Drähte berührt. Aber auch vor den Vorgängen heute stehen wir blind. Denn was man der Öffentlichkeit mitteilt (und sicherlich allein mitteilen darf), das ist ja höchstens das Wenige, worüber die Unterhändler verhandeln, von denen die Öffentlichkeit erfahren darf. Von dem eigentlich Entscheidenden sprechen selbst diese vielleicht nicht einmal miteinander, lassen sie jedenfalls nichts verlautbaren: von dem, was ihnen das Ja oder Nein auf die vorgeschobenen Fragen bestimmt. Frankreich will die Minderzahl seiner Bevölkerung durch solche Vergrößerung seines Kolonialreichs ausgleichen, daß sein Heer für den alten Wiedereroberungsplan ausreicht — können wir das verhindern? Den Krieg dadurch nicht nur jetzt, auch für später verhindern? Oder wäre es besser, bald zuzuschlagen, weil jetzt unsre Aussichten günstiger sind? Unsereiner versteht es nicht, warum statt dieser zentralen Fragen solche ob Marokko, ob Kongo, warum immer nur Fragen in den Vordergrund geschoben werden, deren allgemeine Wichtigkeit ganz gewiß sehr groß ist, aber doch nicht den hundertsten Teil so groß und dem Volk lange nicht so einleuchtend ist, wie diese in ihrer Größe so einfache: wächst der an unserm Niedergang Interessierte im Stillen zu einer Kraft, die das Gedeihen unserer Nation nach einigen Jahren in sein Belieben stellen kann?

Wir wissen nicht einmal, was ein Krieg für uns bedeuten wird, der zum Siege führt. Brachten uns die Jahre nach großen Befreiungskriegen in jeder Hinsicht einen Aufschwung? Oder die nach dem letzten Krieg mit dieser „Gründerperiode“ (deren Geist so sehr viel weiter im Volke umging, als da, wo man unmittelbar ausbeutete und betrog!), und mit so mancher bösen Folge sonst? Dagegen wissen wir: Das Schicksal hat oft die unterlegenen Völker durch ein Erstarken ihrer besten Werte entschädigt. Oft freilich auch nicht. Wir wüßten nicht einmal, ob Sieg oder Niederlage dem innersten Besten unsrer Nation mehr zum Heile gedeihen würde. Dennoch würde keiner von uns zweifeln, wo im Kriegsfall der Platz nicht nur seiner Hand sein würde, auch seines Herzens. Eben weil das Kommende dunkel ist auf jeden Fall, könnte für den schnellen Entschluß bei Kriegesausbruch auch kein überskeptischer Gedanke, könnte nur ein Gefühl entscheiden, und das würde sagen: „hier stehen wir“. Wir! Selbst wenn

Digitized by Google

von den Führern der Sozialdemokratie eine Anzahl anders dächten, wenn sie ehrlichsten Glaubens beim Krieg nur das Unheil fänden und somit von Gewissens wegen einen Widerstand gegen den Krieg für geboten hielten, falls er nur irgendwelche Aussicht auf Erfolg hätte — sie würden sich, trotz aller Bedenken, zunächst ganz sicher fügen. Denn sie müßten einsehen, daß unter den Reihen ihrer Anhänger die Suggestion von allen Seiten her viel zu mächtig, daß also die Folge ihrer Drohung mit Widerstand auch die Zersplitterung der eignen Partei wäre. Aber das Volk von 1870 oder gar das von 1813 zieht heute nicht mehr ins Feld. Und eine dunkle Frage taucht auf: ob solche Sachlage bleiben würde, auch wenn der Krieg in einem Jahrzehnte ausbräche, und sogar dann, wenn er nicht einem Siegeszug gliche. Das aber muß in der Rechnung stehn. Auch mit verlorenen Schlachten müssen wir rechnen, denn der Krieg, der käme, gliche auch in der Verteilung der Kräfte dem gewesenen nicht, er wäre, wie er auch enden möge, auf keinen Fall ein rasches Niederwerfen der schwächern Feindesgewalt durch die weit überlegene unsrige, sondern er wäre ein Ringen, dessen endlichen Erfolg vielleicht ein verhältnismäßig kleines Mehr an Kraft entschiede. Vielleicht, wie der Siebenjährige Krieg eines war, mit Wechsel von Siegen und Niederlagen und mit Zeiten des Unglücks für jeden Teil. Lebende Deutsche haben aber die moralischen Wirkungen verlorener Schlachten und der körperlichen und seelischen Leiden auf der Flucht an sich selber noch gar nicht erfahren; wir hoffen nur, unser Heer würde auch sie unbeirrt ertragen, wir wissen auch hier nichts, als daß andre Heere sie selten ohne Schaden ertragen haben. Es liegt nahe, in der Zeit des Jenaer Parteitags an die Sozialdemokratie zu denken, sprechen wir nicht, als wäre die sogenannte „rote Gefahr“ die Hauptsache, sprechen wir aber sozusagen stichprobenweise von ihr. Wohl denn: auf dieselben Massen, die wir gelegentlich als „vaterlandslose Gesellen“ und sonst mit allen Worten der Herabsetzung entwerteten, hier vertrauen wir auf einmal darauf, daß sie unsern Idealen die Treue halten. Das Vaterlandsideal! Aber wie spät erst hat man die Zusammenhänge der politischen Freiheit auch mit der Wehrhaftigkeit erkannt, vielleicht weil sie bei dem jungen Menschen, der im Heere dient, außerhalb der Arbeiterkreise noch keine große Rolle spielt — oder eine verheimlichte. Im Kriege handelt auch der ältere in Reserve und Landwehr mit. Je mehr er sich nicht nur als Untertan, sondern als Mitarbeiter und Mitverantwortlicher fühlt, je lebendiger muß ihm ja auch diese Rückenstärkung werden. Man frage den Schweizer, wie er im Dienste steht. Die Entwicklung der Dinge bringt es ja mit sich, daß in höherem Maße als zu früheren Kriegszeiten an die Stelle des Gehorchens, weil eben befohlen wird, das Gehorchen aus einer Disziplin treten muß, die der Dienende sich selber aus seiner Überzeugung heraus mitsetzt. Daß er zu solchem Sichselbermitsetzen der Disziplin fähig ist, wo er mit Überzeugung an das tua res agitur glaubt, das beweist ja die oft unwillig bestaunte Organisation der Sozialdemokraten, beweist auch ihre Opferwilligkeit für Parteizwecke, neben der die aller andern Parteien ausweislich der Kassenberichte so lächerlich dünn fließt.

Digitized by Google

Etwaige Hemmungen des guten Willens der Dienenden würden also nicht bloß so Minderwertiges stärken, wie es dem „Verräter"-Geschrei der Franzosen von 1870 entspräche, sondern auch eine Idee. Eine Idee sogar, die, ob richtig oder falsch, alle suggestive Kraft starker Ideen hat, man hat ja bis weit in die Rechte hinein die sozialdemokratische Idee als eine Art Religion der Proletarier bezeichnet. Bei der annähernden Gleichheit der Kräfte und dem langen Auf- und Abringen wäre aber nicht nur ein Aufruhr, nicht nur ein Widerstreben, wäre schon Unlust und Gleichgültigkeit eine schwere Gefährdung, wenn da und dort der Gedanke aufkäme: woran liegt mir mehr, am Retten der deutschen Gegenwartsmonarchie oder am Vorbereiten des Zukunftstaates? Und es würde nicht viel dazu gehören, beim Vergleichen der heutigen politischen Entwicklung in Deutschland und in den Weststaaten einen Fortschritt nach dem Zukunftstaate hin beim Siege Frankreichs und Englands selbst in aller Aufrichtigkeit für wahrscheinlicher zu halten und das dem „kleineren Manne" wahrscheinlich zu machen. Nicht einmal dazu: ihm glaubhaft zu machen, daß er kein Vaterlandsverräter, sondern im letzten Grunde ein Vaterlandsretter wäre, wenn er den Sieg der alten Idee über die herrlichere neue zum mindesten — sagen wir: nicht nach all seinen Kräften förderte. An Hochverrat, an Aufruhr, an offene Widersetzlichkeit, selbst an Generalstreik und dergleichen braucht dabei gar nicht gedacht zu werden. Da annähernd gleiche Mächte unter unberechenbaren Wechselfällen stritten, könnte schon ein lässiges Erlahmen an irgendeiner Stelle verhängnisvoll werden, ein Nichteinsetzen der Vollkraft an jeder. Und glaubt man, daß der Feind unterlassen würde, wo er die leiseste Unsicherheit spürt, goldne Brücken zu sich als dem Bringer der neuen Freiheitsideen zu bauen?

Es wäre erbärmlich, aus Furcht vor der Sozialdemokratie keinen Krieg zu wollen, den das Wohl der Nation verlangt — wäre erbärmlich schon deshalb: weil es eben den sozialdemokratischen und damit einen sehr großen Teil der Nation als Feind hinstellte. Da nach verwandter Auffassung zum mindesten auch noch Zentrum, Polen, Dänen und Elsässer Feinde der Nation wären, so bestände die Nation danach eigentlich aus ihrer Minderheit. Dächte die Regierung so, müßte man's machen wie am längsten die Türken: nur der herrschende Stamm, nur der Mohammedaner zog in den Krieg. Früher, auch sie haben's aufgeben müssen. Der Staat der allgemeinen Wehrpflicht aber kann seine Vollkraft im Kriege nur dann entfalten: wenn jeder Mitkämpfer das Bewußtsein hat, auch für eigne Güter mitzukämpfen. Und ob erfreulich oder nicht, es ist eben harte Tatsache, daß der Begriff „König", auf den der Eid geleistet wird, für Millionen Deutsche heute kein ideales Gut mehr ist, und daß sehr viele auch den Fahneneid, als einen erzwungenen, selbst dann nicht mehr als starkes Band fühlen würden, wenn sie noch religiös genug wären, das zu tun.

Das sind schreckſam ernste Gedanken. Ich deutete schon darauf: sie fassen auch nicht die Verhältnisse von heut ins Auge. Aber man denke an die Entwicklung seit zwanzig Jahren, und frage sich, wie in der Zukunft die Dinge sich gestalten könnten, falls die innerpoliti-

Digitized by Google

schen weitergingen wie bisher, — mit diesem Ergebnis stelle man dann in der Rechnung zusammen, wie etwa Kriegsunglück wirken könnte auf die, welche im heutigen deutschen Staat nun einmal keines ihrer höchsten Güter sehn.

Unser Volk ist aber auch in mancher andern Hinsicht nicht das von 1870 mehr. Es ist industrialisiert worden und industrialisiert sich weiter, und gerade um reich und mächtig zu sein, gerade wegen seines Wettbewerbs auf dem Weltmarkt muß es sich noch mehr industrialisieren. Das heißt: muß es seine Landbevölkerung immer noch mehr von der Scholle lösen. Das starke Gefühl, für die eigne Scholle zu fechten, wird also in den nächsten Krieg im Verhältnis zur Gesamtzahl viel weniger Menschen begleiten, als in irgendeinen früheren. Was ist mit gleicher Anschauungskraft begabt, um es zu ersetzen? „Das Heimatgefühl!“ Aber was tun wir denn, um wenigstens das zu wahren, zu entwickeln? Jahrzehntelang jedenfalls haben wir uns auf gereimte und ungereimte schöne Worte beschränkt, und wie unser Gesetz als berechtigte Interessen fast nur solche des Geldbeutels anerkennt, und nur des eignen, so haben wir Jahrzehnt auf Jahrzehnt alle Schönheit der Heimaten unbedenklich ruinieren lassen und ruiniert, wenn dabei Geld zu sparen oder zu verdienen war. Beim Geldbeutel hörten für uns in wieviel Fällen auch die in Festreden und Leitartikeln gepriesenen Ideale mit promptem Abschnappen auf. Jede Stadt und jedes Dorf zeugt davon, tausend Wälder, die parzelliert, tausend andre, die gesperrt, hundert Flüsse und Seen, deren Ufer, tausend Fahrstraßen, deren Ränder entgrünt, unzählige Baumstreifen, Baumgruppen und Vogelhecken, die wegen weniger Mark Privatvorteils niedergelegt wurden, und nicht minder wird dasselbe System idealistischer Reden und kurzsichtig nüchterner Handlungen durch alles bezeugt, was an Häßlichkeiten in diesen Zeiten entstand. Bei der Tat, in der Praxis kamen „wirtschaftliche Gründe“ immer vor der gepriesenen „Pietät“. Als wären wir geradezu darauf aus gewesen, erstens: die Freude an der Heimat wegzubringen, zweitens: unsre eignen Festreden zu diskreditieren. Es ist ja meistens auch geglückt, der kleine Mann sieht die Werte nicht mehr, die sein Großvater noch mit Liebe hegte, und nimmt's nicht mehr ernst, wenn wir sie loben. Dazu das Schwelgen in Ge- und Verbietereien, das dem „Untertan“ so allmählich das Gefühl anzüchtete, er dürfe eigentlich kaum auf der eignen Scholle noch ohne obrigkeitliche Genehmigung schalten. Unsre Polizeiwirtschaft und Bevormunderei überhaupt. Unser Kampf gegen alte Sitten, unsre Bauverordnungen, unsre rein kapitalistische Fiskuswirtschaft. Ein seltsames Nicht-Rechnen mit Imponderabilien in einem „Zeitalter des Verkehrs“, da sich auch Ideen und Gefühle aus den Großstädten ungefähr um so viel schneller verbreiten, wie der Eisenbahnwagen Postkutsche und Botenfrau überholt!

So hat man es „zwischen den Kriegen“ bisher gehalten, wie sollen wir's weiter halten?

Es wäre blöd und blind, wer leugnete, daß sich in all diesen Dingen und in manchen mehr schon eine Besserung eingeleitet hat. Auf

Digitized by Google

manchen Gebieten ist es ja sogar recht schnell gegangen damit, aber langsam geht's überall dort, wo große Gruppen was ablassen und abzahlen sollten, die bis jetzt bevorzugt sind und nun nach allgemein menschlicher Weise die Menschenrechte und die Ideale bei ihren eignen Interessen in warmem, die bei den anderen aber im kalten Lichte oder in gar keinem sehn. Und doch handelt sich's bei solchen „Abgaben" etwa an die staatliche Wohlfahrtspflege nur um Versicherungszahlungen für den Einzelnen wie für die Nation als Ganzes. Drei Aufgaben hat ja klärlich auch mit dem Ziel der Vaterlandsverteidigung jede Politik: Beschaffung von Schutzmitteln samt Übung in ihrem Gebrauch, Stärkung der Kräfte, die sie verwenden, und Stärkung, ganz banal gesprochen: des Interesses der Beteiligten am Sieg. Thema eins ist militärischer, Thema zwei und drei sind allgemeinster Art.

Unsre Kulturpolitik muß unmöglich machen, daß man weiter vom Vaterlande singen kann: „wir sollen drum kämpfen und morden und haben es nie gekannt". Der Staatsbürger, und sei er der geringste, muß wieder mit ihm verwachsen, und wenn das auf die alten Weisen nicht geht, auf neue, er muß im Kriegsfall das „Deine Sache wird geführt" bis ins innerste Mark verspüren. Wir haben kürzlich im Kunstwart (XXIV, 14) von einer konservativen Stimme berichtet, die das bei der Politik gegenüber der Sozialdemokratie mit aller Entschiedenheit hervorhob, natürlich gilt es aber stets. Alles, was die Kultur eines Landes gesünder, schöner, freudiger macht, dient letzten Endes auch der Tüchtigung zum Krieg. Je klarer das bewußt wird, je fester wird unsre Arbeit sein. Regen tut sich's ja schon lange. Auch vor Aufgaben, die wir gar nicht berührt haben, weil ihre Wichtigkeit am Tage liegt, zum Beispiel den für die Wehrkraft so wichtigen der körperlichen Tüchtigung. Von Sport und Hygiene zu schweigen: endlich dämmert ja auch in Deutschland ein Verstehen nicht nur von der beispiellosen Geldverschwendung, sondern auch von der Vergeudung und Vergiftung von Kraft lebender und kommender Geschlechter, die das Kapitel „Alkohol" umschreibt. Wo bisher die gegenwärtig oder künftig Führenden der großen Massen, die Studenten und die Offiziere sich den Trinksitten auslieferten, auch da sinkt die Spiritusbegeisterung in der Schätzung, und weithin gewinnt die Abstinenz an Boden, deren Bedeutung als sicherste Form der volkstümlichen Alkoholbekämpfung noch vor wenigen Jahren nur wenige „Intellektuelle" begriffen. Die Aushebungslisten Skandinaviens sprechen ja von der erhöhten Kriegstauglichkeit der Abstinenten mit klaren Zahlen auch zu dem, der sich das Selbstverständliche nicht selbst sagen kann. Ein weiteres Kapitel von höchster Wichtigkeit nenne ich nur eben: das der Bodenreform, die in unzählige Gebiete segensreich eingreifen könnte auch bei der Festigung unsres Geschlechts für den Krieg. Wir haben schon oft von den Lebenswerten der Freude gesprochen, wir wollen in diesem Zusammenhange nicht nochmals von der Veredlung des volkstümlichen Genießens aus Vergnügungen zu Freuden reden, von der Befähigung der Genußfähigen im Volke dazu: im Genusse sich seelisch und geistig zu nähren. Alle unsre Leser wissen ja da Bescheid. Und ferner: alle unsre Leser

Digitized by Google

wissen Bescheid auch darüber, wie eng verbunden wir mit diesen Fragen die allerwichtigsten Aufgaben sehn, die auch als Stärkung der Volkskraft für den Kriegsfall in Betracht kommen: die im engeren Sinne sozialen Aufgaben. Wie munter waren bei Beginn der „sozialpolitischen Ära" die Unken, die unsrer Industrie von den neuen Kulturgesetzen das Siechtum prophezeiten — und wie muskelig hat sie sich seitdem entwickelt! Kein Wort mehr über Zusammenhänge, die sich für uns alle von selbst verstehn! Und nur ein hindeutendes noch auf die Wichtigkeit der Ausdruckskultur in ihrer, sagen wir: diagnostischen Bedeutung. Wer unser Volkstum in den regierenden und regierten Schichten gestärkt wünscht, der muß seine Schwächen sehn. Und eben dafür muß er lesen lernen, auch was sich nicht klar sagt, auch, was sich verheimlichen will, er muß aus dem Schein auf das Sein zu schließen lernen. Eine Fähigkeit, die offensichtlich auf vielen Gebieten jahrzehntelang nur von verblüffend wenigen geübt sein kann. Sonst würden die unbewußten Vormacher von allerhand Schein sich selber etwas besser erkennen und würden die bewußten nicht so gut auf ihre Kosten kommen.

Nun dürfte auf Jahre der Friede wieder gesichert sein. Vielleicht auf Jahrzehnte, vielleicht auf eine Kette von Jahrzehnten. Ich bleibe dabei: jeden Tadel gescheiter Fremder gegen uns sollten wir unterm peinlichen Verfahren höchster Selbstkritik befragen, ob er uns was zu lernen gibt — denn gescheiter können wir uns ja auch für Neid und Nörgelsucht gar nicht rächen. Nur um so vergnügter können wir uns dann über die offne oder verhüllte Verblüfftheit des Auslands angesichts unsrer Kraftentwicklung freuen. Aber wir dürfen nie vergessen, daß alle Kanonen, Wasser- und Luftkreuzer, hämmernden und spinnenden Fabriken, warentragenden Züge und Schiffe, nie vergessen, daß Heer, Flotte, Industrie und Handel doch nur Mittel sind zur Betätigung nationaler Kraft. Daß unsre Zentralkraft selber in dem sitzt, was all das braucht und all das lenkt: in der Beschaffenheit unsrer Leiber und unsrer Seelen. Daß es neben der Körpertüchtigkeit geistige und seelische Werte sind, die uns erhalten und schaffen lassen. Und ebenso in einem langen Kriege zwischen annähernd gleichstarken Gegnern auch Werte von dieser Art, die siegen lassen. Bleibt aus dieser Zeit der Unsicherheit das Bewußtsein einer ständigen Gefährdung in uns zurück, so wird das kein Unheil sein, wenn es uns zur unablässigen Selbstkräftigung drängt. Gott behüt uns vor Verweichlichung im Schlaraffenleben, im ästhetelnden, wie in jedem. Auch unsre Mittel zu Schutz und Angriff müssen stark und brauchbar sein, gewiß. Aber wahrhaftig nicht minder jene Kräfte, welche durch diese Mittel geschützt werden sollen und die anderseits diesen Mitteln befehlen. Die stärkt nichts, was hohl ist, keine Aufmachung, Auftrumpfung, Parade, Schwadroniererei, keine Außerlichkeit irgendwelcher Art, es ekelt nur, wenn derlei „patriotisch" daherkommt. Zu deutschen Wehr und Waffen, zu deutschem Arbeits- und deutschem Geistesleben ein Volk, das sich gesund und stark, aber auch frei und mitbestimmend fühlt, es hat schwerlich Feinde ringsum zu fürchten. Wir können nach unsrer produktiven Kraft das erste Volk der Welt werden, wenn wir das tun, was wir in den letzten Jahrzehnten mit so glänzendem Erfolge

Digitized by Google

getan haben: arbeiten, und zwar unter Überwindung von allem, was uns hemmt, überall die beste Arbeitskraft an die Stelle zu setzen, wo sie dem Ganzen am besten dienen kann. Dann ist die bestmögliche Ausnutzung unserer Kräfte so ziemlich verbürgt. Sind wir schon jetzt, wo wir stehn, was können wir bewältigen, wenn das erst erreicht ist! Es ist unsre Kultur, was uns letzten Endes auch sichert. A

Franz Liszt

Wie ein altes Märchen klingt uns heute die Kunde von den beiden wunderbaren Virtuosen der dreißiger Jahre, die gleich feurigen Kometen am musikalischen Firmament aufleuchteten: Paganini und Liszt. Der Geiger war der Vormann. Ein unheimlicher, schwarzhaariger Gesell mit Vampirblicken, ein Satan auf dem Instrument, freilich ganz auf seine eigenen Hexenstücke angewiesen, ein geiziger Patron, ein kalter Spekulant, der an einem unheilbaren Leiden bald ins Grab siechte. Und hinwieder Liszt mit dem Dantegesicht, mit dem blonden Gelock, mit den bezwingenden Augen, die lachen, träumen und blitzen konnten, der durch allen Flitter des Virtuosentums hindurch nach dem Golde der echten Kunst schürfte, ein Mann, der durch den Glanz seines Namens, den Zauber seiner Persönlichkeit, durch sein ritterliches Wesen, seinen bescheidenen Stolz und nicht zuletzt durch eine mehr als königliche Freigebigkeit die gesellschaftliche Stellung des Musikers unsäglich gehoben hat. Wo es Not und Unglück zu lindern galt, wo zu idealen Zwecken die Mittel fehlten, wo hochgesinnte Künstler mit der Drangsal des Lebens rangen: da sprang Liszt helfend ein und niemand hat seine Großmut vergebens angerufen. Mit Fürsten verkehrte er als Weltmann wie mit seinesgleichen. Leute von Geist überraschte er, der als Deutschungar geboren, in Frankreich herangewachsen war, durch eine auf der Kultur beider Nationen fußende, kosmopolitische Bildung. Sensation lief ihm voraus, Sensation heftete sich an seine Fersen. Die Frauen vergötterten ihn. Eine der glänzendsten Erscheinungen der Pariser hochadeligen Salons, die Gräfin d'Agoult, ließ Mann und Kind und eine große soziale Stellung im Stich, um ihm zu folgen. Die Künstler machte er toll vor Neid und Bewunderung, die Studenten berauschten sich an ihm, dem Stürmischen, Hinreißenden, Liebenswürdigen, Einzigen, an Franz Liszt.

Und dieser Mann schneidet auf der Höhe seiner Triumphe seine glänzende Laufbahn mit einem Male ab, um sich auf den Posten eines Hofkapellmeisters in eine kleine deutsche Residenz zurückzuziehen. Nie wieder hat er mehr zu eigenen Gunsten Konzerte gegeben, nur zuweilen und im Dienste der Wohltätigkeit übte er seine unvergleichliche Kunst aus. Dafür begann ein reiches, schöpferisches Wirken. Neue künstlerische Ziele wurden gestellt und erreicht. Und was nach neuen Zielen in der Tonkunst rang, sammelte sich um seine Fahne. Dabei herrschte durchaus kein engherziges Regiment. Förderte man doch auch Schumann und Robert Franz, erschienen doch Bach, Beethoven, Schubert hier in neuer Beleuchtung. Weimar wurde die Hochburg der neudeutschen Musikbewegung, hier wurde Richard Wagner

Digitized by Google

gewissermaßen entdeckt, hier wurzelte die Musik eines Raff, Cornelius, Smetana, Draeseke, hier fand Berlioz eine Pflegestätte, hier legten Joachim, Bülow, Tausig den Grund zu einer neuen Vortragskunst, hier sollte auch das Festspielhaus für Wagners Nibelungenring erstehen, hier verkehrte alles, was in Deutschland, was in der gebildeten Welt Namen und Geltung hatte. Und wie in der ersten Lebensperiode die schöne, eitle Gräfin d'Agoult das Leben des Meisters geteilt hatte, so war es hier die nicht schöne, aber exzessiv geistvolle polnische Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein, die ihrer Familie entflohen, an die Seite Liszts getreten war und auf der Altenburg ihren Musenhof hielt. Aber diesem leuchtenden Künstlertraum folgte ein jähes Erwachen. Die Trivialität der Welt rüttelte die Altenburger auf. Das Philisterium erhob sein Haupt, es fiel Liszt in den Arm und zerstörte seine stolzen Illusionen. Er mußte einsehen, daß die kleine Stadt weder die geistigen noch die materiellen Mittel besaß, um seine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen. Der Fall des von ihm beschützten „Barbiers von Bagdad", den die Gegenpartei im Theater auszischte, war nur der äußere Anlaß für Liszt, um seine Hoffnungen völlig zu begraben und Weimar den Rücken zu kehren.

Er ging nach Rom, die Verheiratung mit der Fürstin zu betreiben. Schon war die Kirche zur Trauung geschmückt, als Intrigen den Bund in letzter Stunde vereitelten. Und nun reift im Herzen der Fürstin ein neuer Gedanke. Sie, um deretwillen er sich lautlos von Wagner getrennt hatte, entsagt ihren eigenen Ansprüchen auf Liszt, um ihn für eine höhere Aufgabe zu weihen, für die sie ihn bestimmt glaubt. Er soll der Reformator der katholischen Kirchenmusik werden. Indem sie an die schon in der Jugend des Künstlers heftig hervorgebrochenen religiösen Triebe seiner Natur, an seine stets treu bekundete katholische Weltanschauung anknüpft, weiß sie ihm seine neue Sendung zu suggerieren. Liszt nimmt die Weihen und wird Abbé. Der Papst sieht in ihm einen zweiten Palestrina. Aber die hohe konservative, im italienischen Empfinden befangene Geistlichkeit Roms ist Neuerungen abhold, und das Reformwerk kommt nicht zustande . . .

Hatte die Kirche seine Dienste verschmäht, so rief ihn nun das Vaterland. Fast mit Gewalt hatte sich Liszt schon als Virtuose in einen ungarischen Patriotismus hineinphantasiert, der ihn, wie Chopin, national farbig drapierte. Aber es blieb doch immer Kostüm. Bald mußte er, der die Sprache des Landes, wo er den musikalischen Nationalheros spielen sollte, nicht verstand, empfinden, daß man die Echtheit und Urwüchsigkeit seines Kolorits, seiner Volkszugehörigkeit bezweifelte. Und so fühlte er sich doch recht daheim erst wieder in Deutschland, wo ihn Weimar wiederum gastlich aufnahm, wo etwas von den Idealen der Altenburg wieder in ihm auflebte, wo er seinen Frieden mit dem ihm nun auch durch Familienbande nahe getretenen Richard Wagner machte, wo die „edle Leidenschaft" für die Kunst seines großen Freundes in reiner Flamme neu entbrannte, wo er den Mittelpunkt eines Schülerkreises bildete, der seine Langmut und — Schwäche freilich oft mißbrauchte. Es ist der Geist einer milden Resignation, eines gütigen Gewährenlassens, der die letzten Jahre

Digitized by Google

des alten Mannes, des einstigen Trotz- und Feuerkopfes, kennzeichnet. Schließlich stirbt er während der Bayreuther Festspiele, wie ein Soldat im Dienste der Idee, der sein regster Herzensanteil von Anbeginn gehört hatte. Und so darf man über sein Erdenwallen ein bei anderem Anlaß gesprochenes Wort Friedrich Nietzsches wiederholen, es sei „ein fruchtbares, reiches, erschütterndes Leben" gewesen, „ganz abweichend und unerhört unter mittleren Sterblichen".

Es ziehen sich manche drastische Widersprüche durch Liszts künstlerisches Wesen. Sie erklären sich zum Teil aus seiner nationalen Zwiespältigkeit. Er, der größte Virtuose, ist in gewissem Sinne der letzte gewesen, da er selbst die Berechtigung des Nurvirtuosentums ausdrücklich verneint hat. Und doch haftete ihm zeitlebens etwas von diesem Virtuosen in gutem oder nachteiligem Sinne an. Im guten, weil der Musiker hinter der blendenden Persönlichkeit immer etwas zurücktrat. Im nachteiligen, weil die Lebhaftigkeit und geniale Treffsicherheit der Intuition sich nicht mit einem gleichen Maß von Vertiefung und Sammlung paarte, wie das bei seinem hundertfach zersplitterten Leben nur allzu begreiflich ist. Mir scheint Louis den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, als er schrieb: „Es gibt kaum eine Lisztsche Originalkomposition, die in der Idee und in dem spezifisch Schöpferischen der Erfindung nicht den Stempel höchster Genialität an sich trüge. Aber es gibt auch nur sehr wenige, bei denen diese Idee vollkommen und in schlackenloser Reinheit »Erscheinung« geworden, die nicht irgendwie sozusagen in der »Skizze« steckengeblieben wären und ein volles Ausnützen und Ausbeuten ihrer gewaltigen Eingebungen vermissen ließen. Man hat es ja öfter gesagt, daß auch Liszts Partituren meist noch der Charakter höchst genialer, aber flüchtiger Klavierimprovisationen anhafte, und so gewaltig die Macht des Genius ist, die sich in ihnen offenbart, objektiv als Kunstwerke betrachtet und gewertet, müssen sie durch diesen ihren Impromptucharakter verlieren." Hat doch auch Richard Wagner zu Liszts symphonischen Dichtungen ein Verhältnis am besten dadurch zu finden geglaubt, daß er sie als Monumentalisierungen des Klavierspielers Liszt auffaßte.

In der Musikgeschichte wird Liszt vor allem als einer der reichsten Ideenbringer und Anreger fortleben. Er wirkte sowohl durch sein bahnbrechendes ästhetisches Programm wie durch die Fülle seiner einzelnen technischen Neuerungen. Das Band, das die Musik mit der Poesie, mit den übrigen Künsten, mit der Gesamtkultur des Zeitalters verknüpft, wurde bei ihm deutlicher sichtbar als bei einem andern Tonkünstler vor ihm. Kein Wunder, daß die spezifischen, in ihr Tonreich eingesponnenen Musikanten seinem Denken und Schaffen nicht zu folgen vermochten, das überall Ausblicke und Zusammenhänge mit dem gesamten geistigen Leben aufwies. Gewiß lag die Neigung zur poetisierenden Musik in der allgemeinen Tendenz der Epoche. Aber Liszt war es, der die letzten Folgerungen zog, und die Programmusik nach der groben, formlosen, jungfranzösischen Illustrative eines Berlioz wieder sozusagen musikalisch machte, indem er die Idee vergeistigte, verdeutschte. Wobei man es immer als einen Anschauungsrest seines Virtuosentums hinnehmen mag, daß ihm alle Konflikte mit einem

Digitized by Google

glänzenden „Trionfo“ schließen, womit er seinen Helden gleichsam auf das Podium der Weltgeschichte hervorapplaudiert. Obwohl man ihm Innerlichkeit nicht schlechthin absprechen darf. Dem selbstlosen Menschen, der in seinen Briefen alles Leid, alle Betrübnis seines Lebens in sich hineinschweigt, dem Künstler, dem die Kraft des seelischen Erlebens für das Erfassen der Musik wichtiger dünkte als die Vollendung des Technischen, dem Frommen, der seine geistliche Musik „mehr gebetet als komponiert“ hat, dürfen wir ein starkes Innenleben nicht absprechen. Im übrigen ist es natürlich verfehlt, immer nur den schwachen Greis seiner letzten Daseinsperiode als den eigentlichen Liszt hinzustellen, ein Bild, das die noch lebenden Schüler des Altmeisters natürlich begünstigen. Das ist der Liszt, den *sie* kannten, den kraftvollen Liszt, den kühnen, über den Strang Schlagenden, Reizbaren, Ausfälligen der fünfziger Jahre muß man sich aus den Erinnerungen der Zeitgenossen und aus seinen Briefen wieder aufleben lassen.

„Ich kann warten“, pflegte er zu sagen, wenn das Bedauern über die Vernachlässigung seiner Komposition in der Öffentlichkeit laut wurde. Er, der mit dem Vollgewicht seines Namens und Wesens allzeit bereit für andere einzutreten pflegte, hat für sich so gut wie nichts getan und hat auch bei Lebzeiten keinen gefunden, der sich seiner Werke angenommen hätte. Manche Umstände standen ihnen freilich im Wege. Zunächst hielt man sie, in Unkenntnis ihrer zeitlichen Priorität, für Nachklänge der Schöpfungen Wagners. Dann kam ihr homophoner Charakter unserem auf das polyphone Hören eingestellten Zeitgeschmack zu wenig entgegen, wußte man — in der Idee des nach einem vorgefaßten Plane aufgebauten, bis in jedes Winkelchen sorgfältigst ausgearbeiteten Kunstwerkes befangen — das Impressionistische Liszts nicht recht zu genießen. Zwar haben sich die Hauptwerke des Meisters im Konzertleben allgemach durchgesetzt. Aber noch fehlt trotz allen Briefausgaben, Erinnerungsfeuilletons, ästhetischen Streitschriften usw. eine wissenschaftlich gegründete Biographie, eine umfassende Charakteristik, eine mehr als skizzenhafte Feststellung seiner Verdienste und Errungenschaften. Liszts Wirken auf dem Gebiete des Liedes, der Klavier-, der Chormusik bedarf einer neuen vorurteilslosen Untersuchung. Wir wissen, daß sein Stil auf den Wagnerschen vom Nibelungenring an eingewirkt hat, ohne daß man bisher über die Hindeutung auf einige Reminiszenzen hinausgekommen wäre. Wir wissen, daß die moderne Musik ihm in harmonischer Hinsicht sehr vieles zu verdanken hat, ohne daß sich unsere dissertationsselige Zeit mit der Darlegung dieses Verhältnisses näher beschäftigt hätte. Kurzum, Liszts künstlerische Erscheinung, so vertraut sie jedem in ihren Umrissen sein mag, gibt uns noch immer viele Rätsel auf, die sein Charakterbild in der Geschichte schwanken lassen.

Was aber ehern und unantastbar dasteht, ist die Persönlichkeit, die in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist. Sie bildet kein Problem, sie bleibt ein Wunder. Den König der Künstler haben sie ihn genannt. Und es hat keiner vor ihm und keiner nach ihm gelebt, der mit einer so fortreißenden reformatorischen Tapferkeit einen so neidlosen, edlen Altruismus verbunden hätte. Das Phä-

Digitized by Google

nomen ist einzig. Er hat als junger Mann, als Virtuose staunen gemacht, er ist in der Weimarer Zeit ein begeisternder Fahnenträger gewesen, und er zwang im Alter zur Ehrfurcht vor dem Menschen. So, dreifach verankert, lebt sein Andenken fort in der verehrenden Bewunderung der Nachwelt. Richard Batka

Vogelausrottung für Frauenputz

Die Sache, die Professor C. G. Schillings im folgenden verficht, hat ihre eignen Organisationen, noch aber sind diese zu genügend erfolgreichem Wirken in der Öffentlichkeit zu schwach. Anders ausgedrückt: noch ist die Unwissenheit und Indolenz unter unsern Frauen zu groß und das Geschäftsinteresse und die Kapitalmacht der beteiligten „Branchen" zu stark, als daß diejenigen siegen könnten, die bis jetzt schon die geradezu ungeheuerliche Brutalität bekämpfen, von der im folgenden die Rede ist. So mögen Kunstwart und Dürerbund mithelfen. Daß Frauen, daß gebildete Frauen, daß Frauen, die nach einer Erweiterung der Frauenrechte streben, durch ihre Putzerei Scheußlichkeiten ermöglichen, die man nicht viehisch nennen kann, weil dem Vieh die Möglichkeiten zum Teuflischen fehlen, das hat nur eine Entschuldigung: Unwissenheit. Die Unwissenheit unserer Frauenwelt ist hier eine. Aber mit der Unwissenheit hört die Entschuldigung auch auf. Wer das Folgende gelesen hat und sich noch weiter Reiherfedern und dergleichen über den Kopf steckt, der hat keine mehr. Er muß es schon hinnehmen, wenn er künftig statt von „Damenschmuck" von Weiberputz reden hört und in den Verdacht kommt, seinem inneren Wesen nach der „Damen"-Gruppe nahezustehn, welche die eifrigste Förderin auch dieser Mode ist: den Dirnen.

Die Ausführungen von Professor Schillings sind schon im vorigen Jahre unter der Überschrift „Vogelausrottung und Damenhüte" in den „Süddeutschen Monatsheften" erschienen. Der Herr Verfasser hat sie aber für unsern Druck noch einmal durchgearbeitet und ergänzt. A

Naturschutz wird immer mehr die Forderung unsrer Tage. Ein Raubbau ohnegleichen wird in bezug auf manche Schätze der Natur in den letzten Jahrzehnten getrieben, muß getrieben werden unter dem Zwange internationalen Wettbewerbs, solange nicht eine mit eiserner Notwendigkeit eintretende Reaktion die gesetzgebenden Mächte der zivilisierten Länder zu zweckentsprechenden durchführbaren und — auch tatsächlich durchgeführten Abwehrmaßregeln veranlaßt. Fraglich ist nur, ob diese Abwehrmaßregeln in vielen Fällen nicht zu spät erfolgen ... Für kommende Geschlechter gilt es, das ist sittliches Gebot, möglichst alle uns von den Ahnen überkommenen Schönheiten und Schätze der Natur — die, einmal vernichtet, nie wieder durch Menschenhand erschaffen werden können — zu erhalten. Dies ist eine Pflicht der Völker, ein nobile officium in der ganzen Welt! Das Schicksal des nach ungezählten Millionen zählenden nordamerikanischen Bisons, die Vernichtung der afrikanischen Fauna, das Verschwinden der Pelztiere, der Trantiere in hohen Breiten, die Aus-

Digitized by Google

rottung des Elches, des Wisents, des Auerochsen, des Bibers, des Bären, Wolfes, Luchses, Steinbocks und andrer Mitglieder der heimischen Tierwelt, nannte ich bereits an andrer Stelle eine Tragödie der Zivilisation.

Verschwunden sind auch bereits oder nahezu verschwunden und ausgerottet mehrere unsrer das kostbarste Pelzwerk liefernden Säugetiere. Auch dem Laien ist es mehr oder weniger bekannt, daß ein Seeotterpelz, ein Zobelpelz oder Blaufuchs heute schon nahezu unerschwinglich ist, daß Chinchillafellchen, Nerzfelle und vieles andere Rauhwerk immer teurer und seltener werden. In absehbarer Zeit werden alle unsere wertvollsten Pelztiere infolge der uneingeschränkten Nachstellungen verschwunden sein. Und das nicht nur im Auslande! Bälge von Füchsen, Fischottern, Stein- und Edelmardern aus deutschen Wäldern werten heute bereits das Mehrfache der Preise, mit denen sie noch vor 20 Jahren bezahlt wurden. Auch diese Tiere stehen auf der Liste der Aussterbenden.

Aber ganz besonders auch die Ornis, die Vogelwelt des ganzen Erdkreises, bedarf endlich eines wirksamen, starken Schutzes! An diesem Schutz haben alle Nationen, haben die weitesten Kreise Interesse. Die Volkskraft, die Volksgesundheit — um es mit kurzen Worten zu sagen — können nur erhalten werden, wenn wir uns die Wälder, diese Jungbronnen aller Kräfte, bewahren. Aus ihnen müssen wir neue Spannkraft, neue Lebenskraft schöpfen. Die Wälder aber hängen ab von ihrer natürlichen Sanitätspolizei: der Vogelwelt.

Eine junge Wissenschaft sucht rastlos die Zusammenhänge zwischen den Lebensfunktionen der einzelnen Organismen, den Pflanzen und Tieren zu ergründen. Nicht ungestraft, so künden es fast täglich neue Entdeckungen — nicht ungestraft darf der Mensch in den großen, gesetzlichen Lauf der Dinge auf die Dauer allzu einschneidend eingreifen. Aber auch einer Rückkehr zur Natur bedürfen wir heute — Theodor Roosevelt ist hier ein starker, noch vielfach nicht verstandener Vorkämpfer neuer, schöner Ideale —, einer Rückkehr zu einfachen und natürlichen Freuden und Genüssen. In romanischen Ländern mordet man rücksichtslos die Sängerkönigin, die Nachtigall, vernichtet man auch alle andern Singvögel. Tausenden von Menschen aber kann eine einzige unscheinbare, singende Nachtigall reinen und lange wiederkehrenden Genuß gewähren, der Anblick und die Beobachtung einer durch Vögel belebten Landschaft vermag unzähligen Naturfreunden Freude zu spenden. „Aufessen kann einen Vogel nur einer, einmal, an seinem Anblick und seinem Gesang können sich Ungezählte und immer wieder erfreuen.“ Diese kurze Sentenz sagt in wenigen Worten, was wir Naturschützer wollen und beabsichtigen! Sie sagt es besser als lange Ausführungen. Unsre Dichter preisen den Lerchengesang und den Nachtigallenschlag; tief in der deutschen Volksseele wurzelt die Liebe zur heimischen Vogelwelt. Altüberkommene, tiefsinnige, liebe Sagen und Märchen verketten den Menschen mit der Vogelwelt und mit der Heimat. Wer es in manchen Gegenden Deutschlands wagen wollte, ein Storchennest, ein Schwalbennest zu zerstören, dem würde es auch heute noch übel ergehen.

Aber unsre Damen vernichten neuerdings gleichwohl die Vogel-

Digitized by Google

welt! Man müßte sagen: erbarmungslos, wenn sie sich über das klar wären, was sie tun.

Aus aller Herren Ländern kamen vor Jahresfrist Männer vieler Nationen, Vertreter zahlreicher Regierungen in Berlin zusammen, um unter anderm Stellung zu nehmen, auf Abhilfe zu sinnen gegenüber einem schon von Goethe gegeißelten Schandflecke moderner Zivilisation. Der gewerbsmäßigen Ausrottung vieler schöner und hervorragender Arten der Vogelwelt unsres Erdballs galt es endlich, in später Stunde, Einhalt zu tun. Früher oder später wird und muß sich allenthalben zielbewußte und wissende Energie auflehnen gegen die Vernichtung bunten, prächtigen, lebensfrohen, unsern Planeten verschönernden Vogellebens, die, seit wenigen Jahren in immer steigendem Maße, vor allem durch die modernen, zum Teil so unsagbar geschmacklosen und lächerlichen, mit Vogelleichen verunstalteten Damenhüte bedingt ist. Man sollte es in der Tat nicht glauben, daß eine vernichtende und ausrottende geschäftliche Organisation in derartig in die Augen springender Weise die Vogelwelt vernichten darf. Auch dem gleichgültigsten und krassesten Laien muß es doch auffallen, wie sehr die Mode bestrebt ist, in immer neuen Variationen den naturliebenden Menschen zuzurufen: Seht! Hier habe ich wieder ein Opfer gefunden, dessen klägliche Reste auf diesem Hute hier öffentlich Zeugnis dafür ablegen sollen, daß die gewerbsmäßigen Vogelvernichter Tag und Nacht an der Arbeit sind, um die gewaltigen Massen von Vogelfedern und Vogelleichen zu liefern, die dem Großhandel erlauben, immer mehr seltene, schöne Arten von Schmuckvögeln in den Handel zu bringen und so in absehbarer Zeit auszurotten.

Ein Vortrag, den ich gelegentlich des ersten deutschen Vogelschutztages in Berlin hielt, auch meine Ausführungen gelegentlich des fünften internationalen Ornithologenkongresses, kamen zum Teil in einer mißverstandenen Form in die Presse. Die Folge waren heftige Angriffe einiger Putzfederhändler. Ich versage es mir, auf diese Angriffe hier näher einzugehen, dazu werde ich an anderer Stelle in ausführlicher Weise Gelegenheit haben. Es ist ja ohne weiteres klar, daß die Ausführungen der Putzfederhändler pro domo geschriebene Ansichten einer Interessentengruppe sind. Den Verfechtern des „Weltnaturschutzes", wie ich ihn seit langen Jahren in meinen Büchern vertreten habe, wie ihn am 19. August 1910 Professor Sarasin auf dem internationalen Naturforschertag in Graz zum ersten Male in aufsehenerregender, meisterhafter Weise erheischte,* sind durch die von federhändlerischer, interessierter Seite bisher erfolgten Äußerungen erfreulicherweise neue, gewichtige Waffen für den Kampf um unsre große und schöne Sache geworden, sie haben uns ein wertvolles Material geliefert, und wir werden es gegebenenfalls zu verwenden wissen. Hand in Hand mit Autoritäten wie Otto Hermann, dem Verfasser der vom ungarischen Ackerbauminister herausgegebenen histori-

* Bereits vor sieben Jahren machte ich in meinem Werke „Mit Blitzlicht und Büchse" auf die erschreckend schnelle Vernichtung der Tierwelt unsrer Erde durch die Zivilisation und den Welthandel aufmerksam. Sch.

Digitized by Google

schen Darstellung der Entwicklung der Vogelschutzbewegung in Europa, Hand in Hand mit dem Präsidenten der National Association of Audubon-Societies in the United States **Mr. William Dutcher**, zusammen mit Mr. James Buckland vom Royal Colonial Institute in London, Freiherrn von Berlepsch, Graf Wilamowitz-Gadow, Professor Paul Matschie, Professor Bruno Schweder, Professor Lampert und andern Männern der verschiedensten Nationen, — nicht zu vergessen auch Hand in Hand mit einer Anzahl hochgesinnter Frauen — werden wir uns und kommenden Geschlechtern die Naturschönheiten zu erhalten suchen, die durch den nach Zahl und Ziffer sich immer unheimlicher steigernden Schmuckfederhandel aufs allerernsteste gefährdet werden.

Nicht das Tragen von Vogelfedern auf Damenhüten im allgemeinen bekämpfen wir, nein, wir verlangen nur bessere Gesetze und Verordnungen und internationale Abkommen gegen die Ausrottung vieler schöner Vögel im In- und Ausland. Die öffentliche Meinung aber muß endlich aufmerksam werden auf diesen beklagenswerten Unfug! Hier könnte die Presse sich großes Verdienst um eine edle, schöne Sache erwerben! Der Internationale Frauenbund für Vogelschutz (Geschäftsstelle Charlottenburg, Sesenheimerstr. 37) und der Bund für Vogelschutz (Stuttgart, Jägerstr. 34) werden die Redaktionen gern mit Material zur Aufklärung versorgen. Und Aufklärung ist hier dringend geboten! So ist der Begriff „schädliche Vögel" und „Raubvögel" neuerdings nicht mehr haltbar. Im großen Kreislauf der Natur kann anscheinend Schädliches nützlich und heilsam sein. Ich erwähne dieses Umstandes ausdrücklich, um einen der Einwände der Händler zu widerlegen. Ich komme nun zur Hauptsache: Wir haben nichts gegen das Tragen von *Straußenfedern* einzuwenden. In immer steigendem Maße werden Strauße als Haustiere für die Bedürfnisse des Handels gezüchtet und so vor der Ausrottung geschützt. Wir haben auch nichts einzuwenden gegen das Tragen von Federn, die von *zahmem Geflügel* und von jenen Arten von Wildgeflügel herrühren, das, durch Jagdgesetze geschützt, durch eben diese Jagdgesetze vor der Vernichtung und dem Untergang bewahrt bleibt.

Wer die ungeheuern Summen kennt, die alljährlich für die eben genannten Arten von Vogelfedern, für all jene die Mode ausmachenden Kombinationen und Federzusammenstellungen, die sich aus ihnen gewinnen lassen, ausgegeben werden, dem ist es bekannt, daß diese Summen den allergrößten Teil jener Werte ausmachen, die überhaupt im Federhandel bisher investiert und umgesetzt werden. Aber immer in stärkerm Maße bemächtigt sich die Schmuckfederindustrie in den letzten Jahren auch gewisser *andrer* Arten von farbenprächtigen, schönen Vögeln und führt so auf die schnellste und schonungsloseste Weise ihre Ausrottung herbei. Das ist es, was wir bekämpfen! Es ist hier nicht die Stelle, genaue Zahlen und Daten anzugeben. Aber es muß versucht werden, dem Publikum Aufklärung zu schaffen über die Dinge, die hier vorgehen. Ein Beispiel für viele: Manche Arten von Schmuckvögeln, so alle die wundervollen schneeweißen *Edel- und Schmuckreiher* der verschiedenen Erdteile, tragen ihre Schmuckfedern nur und ausschließlich zur Brutzeit. Sie nisten

Digitized by Google

ausnahmslos in Kolonien. Mit kluger Berechnung läßt der gewerbsmäßige „Federjäger“ die Jungen eine gewisse beträchtliche Größe erreichen. Die Elternliebe siegt zu dieser Zeit bei dem sonst scheuen Vogel völlig über die Furcht. Mittels der geräuschlosen kleinen Waffen der Neuzeit schießt nun der Federjäger die alten Reiher Stück für Stück von den Nestern, wenn sie die hungrigen Jungen füttern. Ein Schnitt mit dem Messer trennt ein Stück der Haut des Vogels mit den anheftenden Schmuckfedern vom Leibe des Vogels. Wenige Tage darauf verwesen ringsumher Tausende von Kadavern der um ihre Brut so rührend besorgt gewesenen Schmuckreiher. Schwächer und schwächer wird das Geschrei der hungrigen Jungen. *Sie alle sterben eines langsamen, qualvollen Todes.* Kaum ein einziger „Reiherhut“ unsrer Frauen und Mädchen verdankt seine weißen (oder bunt- wie auch schwarzgefärbten) Reiherfedern einer andern Gewinnungsmethode: fast stets war qualvollstes, langsames Verhungern der jungen Reiher damit verknüpft. Ich möchte das jeder Frau, jedem Mädchen aufs eindringlichste in die Seele prägen und mit meiner Person verbürgen! Man darf, im Bilde gesprochen, sagen: Ein Fluch lastet auf jedem Reiherhut, muß darauf lasten. Ich gebe ein einziges Zahlenbeispiel: allein im Jahre 1898 wurden nach behördlichen Feststellungen allein in Venezuela 1 538 738 Schmuckreiher ihrer Federn halber getötet. Im Jahre 1908 konnten in Venezuela nur noch 257 916 Edelreiher erbeutet werden! Man bedenke, wie viele armselige junge Vögel, außer den Alten, auf die qualvollste Weise dem Hungertod überliefert, so ihr Leben lassen mußten. Als man den Schmuckreiherkolonien in Florida Wächter stellte, fand man nach einiger Zeit die Reiher dennoch alle getötet, aber auch die Wächter erschossen vor! In England werden Reiherfedern vielfach unter dem Namen „Osprey“ verkauft. „Osprey“ bedeutet aber Fischadler und ist nur eine der vielen falschen Handelsbezeichnungen. (So habe ich in Ostafrika nur von „Pembe“ [= Elfenbein], niemals aber von Elefanten an den Handelsplätzen und unter Elefantenjägern sprechen hören.) Das Schicksal des Schmuckreihers, jener wundervollen ornithologischen Staffage einer Wasser- und Sumpflandschaft, die ich in Amerika, Asien und Australien kenne, wird bald besiegelt sein. In Südeuropa haben ihn die Nachstellungen der Schmuckfederhändler bereits bis auf ganz wenige Exemplare ausgerottet. Ihm werden die *Paradiesvögel*, die unsre Damen in verrenkten Stellungen auf ihren Hüten zu befestigen für gut befinden, folgen. Eine ganze Reihe andrer seltener Vögel werden sich ihnen anschließen, — das in einer Zeit, da die Worte „Humanität“ und „Kultur“ täglich wieder und wieder als Kennzeichen unsrer modernen Gesittung gebraucht werden. Die Schmuckreiher, die Trogone, die Kolibris, Tukane, Tanagras, Emus, Paradiesvögel, Marabustörche, Krontauben, Glanzstare, Kakadus, Sittiche, Eisvögel, Albatrosse, Seeschwalben, Leyervögel, Taucher, Adler, Kondore, Eulen, Möwen und verschiedene Kuckucksarten bilden eine lange, traurige Liste von Vögeln, die, in teilweise nur verhältnismäßig kleiner Anzahl unsern Erdball belebend und verschönernd, dem unerbittlichen Federjäger und seinem konsequenten Massenmord — bis zur völligen Streichung aus der Liste der Lebendigen — erliegen. Sieht man doch

Digitized by Google

nicht selten nicht nur eine, sondern in geschmacklosester Weise sogar mehrere Vogelleichen nebeneinander auf Damenhüten festgeheftet!

Schon schwanden an den Seeküsten der Vereinigten Staaten die See- und Strandvögel dahin, ein gleiches Schicksal droht ihnen an unsern Meerküsten, wo herz- und gefühllose Badegäste sich nicht scheuen, die herrlichen Schmuckvögel des Ozeans, die Möwen und Seeschwalben, herunterzuknallen. Vor mir liegen die Schutzbestimmungen aller Kolonien und Besitztümer des großen britischen Weltreiches von Indien bis Queensland, von Kanada bis zu den Fidschi-Inseln, von Zentralafrika bis Ceylon und St. Helena. Alle diese Länder haben ihre Vogelschutzgesetze; aus Indien zum Beispiel dürfen Vogelbälge und Federn mit Ausnahme von Straußenfedern nach dem Reglement vom Jahre 1903 nur dann ausgeführt werden, wenn sie von zahmem Geflügel stammen. Und dennoch erreichen den Londoner Federmarkt riesige Sendungen von Federn und Vogelbälgen auch aus Ländern, aus denen der Export nicht erlaubt ist! Auf Umwegen über unverdächtige Häfen erfolgen nach den Feststellungen englischer Sachverständiger solche Schmuggelsendungen, deklariert als Stoffe, deren Export erlaubt ist. So wird es weitergehen, wenn nicht bald Einhalt geboten wird. Die Veranstalter der Hutmoden werden eine seltene und schöne Vogelart nach der andern ausrotten. Denn nur das Seltene und Schöne wird hoch bezahlt, und die führenden Firmen in London und Paris müssen eben lange vor der „Lancierung" einer bestimmten Mode im Besitz gewaltiger Quantitäten von Federn oder Vogelbälgen sein, damit sie zur gegebenen Stunde einmal den Bedürfnissen ihrer Abnehmer entgegenkommen können, anderseits aber die Preise zu diktieren vermögen. Heute trägt keine Dame die „lebenden Juwelen" der Vogelwelt, die Kolibris. Nichtsdestoweniger werden sie im Handel aufgesammelt und aufgespeichert. Denn ein so schöner Schmuckvogel wie der Kolibri wird mit Bestimmtheit eines Tages wiederum „Mode", wie auch andauernd neue Arten von Vögeln für die „Mode vorbereitet" — also vernichtet und im Handel aufgespeichert werden!

Einige Zahlenbeispiele seien hier gegeben. Vor kurzem erbeuteten japanische Raubjäger innerhalb der von Theodore Roosevelt errichteten „Hawaian Islands Reservation" in wenigen Tagen eine Viertelmillion brütende Albatrosse, um sie über Japan auf den Londoner Vogelmarkt zu bringen. Zu spät wurde dies leider von den amerikanischen Behörden entdeckt. Im Osten von den Vereinigten Staaten lebt der prächtige rubinkehlige Kolibri, eine der vielen Kolibriarten, die für die Hutmoden vernichtet werden. Dort wird er geschützt. Im Winter aber wandert er nach dem nördlichen Südamerika, wo er nicht geschützt wird, und so konnten im Februar 1910 große Quantitäten dieses Vogels in Bälgen auf dem Londoner Markt verhandelt werden. Ungeheure Mengen von Bälgen der verschiedenen Kolibriarten sind in Europa vorhanden — eines Tages werden sie wieder auf unsern Damenhüten erscheinen. Drei Millionen von Edelreihern besaß schätzungsweise noch vor 25 Jahren Nordamerika. Heute leben in diesem Lande nur noch verschwindende Mengen, und auch an allen andern bekannten Brutstätten des Schmuckreihers in Asien und Australien

Digitized by Google

wurde er außerordentlich reduziert. Wie viele Millionen dieses Vogels allein sind im Handel? Ein Blick auf unsre Damenhüte deutet das bald dem aufmerksamen Beobachter an.

So veröden unsre Damen die Natur — und eine vornehme Pflicht des Weibes sollte es doch sein, mit schützenden Händen alles zarte und schöne Leben zu beschirmen. Aber die hier behandelte Frage hat noch eine zweite tiefe, kulturhistorische und kulturästhetische Bedeutung. Es sei hier unumwunden ausgesprochen, wie häßlich und abscheulich manche der Vogelhutmoden sind. „Der Herr Professor (hier verwechselt der anonyme Vertreter des Putzfederhandels meine bescheidene Person mit der starken internationalen Bewegung gegen den Unfug des Tragens von Vogelleichen auf Damenhüten) möge sagen, was er will, wenn es die Mode befiehlt, tragen die Damen die Vogelhüte doch!“ So etwa las ich es fett gedruckt in einem unsre Sache bekämpfenden Artikel.

Es wäre traurig, wenn dies zuträfe! Unsre Künstler sollten an erster Stelle hier Protest erheben: „Feathers and scalps, rapine and blood are the accompaniments of savage life, but better things are expected of civilisation“, „Vogelfedern und Skalpe, Raub und Blut sind die Begleiterscheinungen barbarischen Lebens. Von der Zivilisation muß man höheres erwarten“, sagt mein verehrter Freund Mr. Dutcher, der Präsident der „National Association of Audubon Societies“. Dem Menschen unsrer Tage, dem Weibe, das gleiche Rechte mit dem Manne fordert, das um die politische Gleichberechtigung kämpft, steht wahrlich der Schmuck des Urmenschen nicht an. Manche der heutigen Damenhüte gleichen zum Verwechseln den „Tanzmasken“, die ich aus dem „dunkelsten“ Afrika mitbrachte. Es ist hier nicht der Ort, die sich in Urfernen der Vergangenheit verlierende Ursache der „Vogelmode“ zu beleuchten, aber eine Frau, ein Mädchen von feinem, edelm Empfinden kann, einmal über die Sachlage unterrichtet, unmöglich mit einem auf dem Kopfe befestigten toten, verrenkten Vogel, einer Vogelleiche, sich zeigen. Auf einen naturliebenden, vornehm und anständig empfindenden Menschen wirken eine große Anzahl der heutigen Vogelhüte geradezu schmerzhaft, und die Tatsache, daß Damen Hüte mit Vogelleichen oder Flügeln tragen, kann gewissermaßen als ein schlagender Beweis dafür aufgefaßt werden, daß unsre Zeit, die wissenschaftlich, insbesondere technisch, so hoch steht, in kultureller Beziehung dieses Lob nicht beanspruchen darf. Es sei mir hier noch erlaubt, im besondern die Damen jener an die Grenzen des menschlichen Lebens reichenden Altersklasse, der man allgemein hohe Verehrung und Ehrfurcht zollt, zu bitten, doch nicht ferner ihrer eigenen Würde dadurch zu schaden, daß sie auf ihren Hüten armselige, sogenannte „Reiherstutze“ tragen. Kann eine so „geschmückte“ Dame glauben, daß ihre würdeheischende Allgemeinerscheinung durch einen derartigen indianerhaften, lächerlich-grotesken Putz gewinnt? (Freilich, die Zahl der auf dem Markte befindlichen Edelreiher beläuft sich auf so viele Millionen, daß das vorhandene Material auf irgendeine Weise aufgebraucht werden muß, deshalb tut der Handel, was er nur kann, die Mode zu „halten“.) Jede einzelne Reiherfeder entstammt einem Schmuckreiher oder dem Weibchen eines Schmuckreiherpaares, das

Digitized by Google

sich seinen Jungen aufopferte, dessen hilflose Junge auf die elendeste, entsetzlichste Weise verhungern mußten. Das möge jede Frau, jede Mutter bedenken! Das Wort „Mutter“ ist ja doch das schönste Wort auf dieser Welt . . . Die Behauptung, die Reiherfedern würden „aufgelesen“, trifft — dafür verbürge ich mich — niemals und in keiner Weise zu. Die Pariser Schmuckfederhändler haben in sehr geschickter Weise die völlig unzutreffende, unwahre Behauptung in die Presse lanciert — leider sind diese unwahren Darstellungen eines Leon Laglaire und anderer „Sachverständiger“ auch in die deutsche Presse übergegangen —, die Reiherfedern des Handels würden sämtlich „aufgelesen“, ohne die alten Vögel zu töten! Diese Lügen verdienen niedriger gehängt zu werden! Ich erwidere darauf, daß ganz kürzlich erst im englischen Parlament das House of Lords in London nach umfangreichen Zeugenvernehmungen festgestellt hat, daß alle Reiherfedern des Handels ausschließlich von Reihern herstammen, die am Nest getötet worden sind und deren Junge verhungern mußten. Es wurde ausdrücklich bei dieser Gelegenheit hervorgehoben, daß keine oder nur verschwindend wenige Reiherfedern auf andere Weise gewonnen werden. Diese ganz wenigen nicht von getöteten Reihern gewonnenen Federn sind aber von schlechter Qualität und bringen nur geringe Preise! — Besonders traurig stimmt es uns Vogelkundige, die wir die Herkunft der Vogelleichen und Federn auf jedem Damenhut erkennen, daß auch die Federn der Edelreiher, namentlich die sogenannten „Reiherstutze“, schwarz gefärbt werden. Diese Schwarzfärbung der wundervollen schneeweißen Schmuckreiher, ist sie nicht ein Symbol ihrer Ausstreichung aus der Liste der Lebendigen durch unsre Frauen und Mädchen? Eine von mir hochgeschätzte Dame, der ich von der Tragödie des Edelreihers berichtete, schwieg und wurde nachdenklich. Wir sprachen von andern Dingen, des Edelreihers aber wurde nicht mehr erwähnt. Alle ihre Hüte aber wurden umgarniert, die Reiher entfernt. Und dennoch besaß gerade sie für Tausende von Mark Reihergarnituren. Wer von unsern Damen folgt ihrem und anderer edeln Frauen Beispiel und tritt dem Frauenbund für Vogelschutz Berlin-Charlottenburg, Sesenheimerstraße 37 I, unter dem Vorsitz der Frau Gräfin von der Gröben oder dem Bund für Vogelschutz, unter dem Vorsitz von Frau L. Hähnle in Stuttgart bei?

Ich komme zum Schluß noch auf einen sehr wichtigen Punkt. Die uns bekämpfenden Federhändler führen die große Zahl von Arbeitern (in Berlin allein zwischen 15- und 20000?) an, die von der Putzfederindustrie leben: „Auch in sozialer Hinsicht wird es sich kaum empfehlen, eine Branche unbeliebt zu machen, die Tausenden von jungen Mädchen anständigen Broterwerb gibt, für die heutzutage bei den immer schwieriger werdenden Erwerbsverhältnissen sonst kaum Unterkunft gefunden werden könnte.“ Auf dieses Gebiet will ich den Behauptungen des Putzfederhandels nicht folgen. Sozial handle ich, wenn ich die Natur nicht verwüsten lassen will, wenn ich Sorge trage, daß die Arbeiter der Federindustrie auf die Dauer Arbeit und Erwerb haben . . . Hier aber handelt es sich einzig und allein darum, ob auch fernerhin durch die Handelsdispositionen der amerikanischen, der Londoner, Pariser und Berliner Putzfederhändler mit rapider

Digitized by Google

Schnelligkeit eine seltene Vogelart nach der andern bis auf geringe Reste vernichtet oder sogar aus dem herrlichen Gemälde der Tierschöpfung unseres Planeten auf immerdar ausgewischt werden darf. Diese Frage ist zu untersuchen und wird in der nächsten Zeit von uns mit aller Energie in der Öffentlichkeit abgehandelt werden. In den Vereinigten Staaten hat man neuerdings eine höchst intensive Propaganda in dieser Richtung entwickelt. Die beteiligten Regierungen werden dann hoffentlich Mittel und Wege zu finden wissen, erhaltend, schützend und ausgleichend einzugreifen. Eine Industrie, die zerstörend und vernichtend in bezug auf manche der Allgemeinheit als Allgemeingut gehörige und für alle Zukunft zustehende Naturschätze wirkt, darf eben im Interesse der Allgemeinheit fernerhin nicht in der Weise verfahren, wie ich es hier schilderte. Auch die Beschäftigung zahlreicher Arbeiter ist kein Grund, eine Industrie nicht in notwendiger Weise in bezug auf ihre Mißbräuche einzuschränken, wenn diese Industrie wie im vorliegenden Falle tatsächlich die Henne schlachtet, die die goldenen Eier legt. *Gibt es keine Schmuckvögel mehr, so entläßt die Industrie eben ihre Arbeiter!* Einen Herdenbesitzer würde man entmündigen, wenn er sein Vieh mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte, ohne zu wissen, woher er neue Tiere sich beschaffen kann, die wilden Tierbestände aber werden vielfach sinn- und schonungslos vernichtet.

Nicht unsre Frauen trifft die Schuld, denn sie kennen die dem Putzfederhandel zugrunde liegenden methodisch organisierten Massenmorde und Ausrottungen nicht; nicht unsre Putzfederhändler sind bisher die Schuldigen, denn sie verfügen, soweit ich es bis heute beurteilen kann — und wer wollte ihnen daraus einen Vorwurf machen? —, nicht über diejenigen Kenntnisse der biologischen Vorgänge auf dem einen großen fachwissenschaftlichen Überblick erheischenden Gebiete der modernen Ornithologie, die ein objektives, sachliches Urteil allein ermöglichen. Dazu sind allein die ein Lebensstudium in ihrer Wissenschaft, aus ihrer Beschäftigung machenden Ornithologen, Naturforscher und Naturschützer berufen, die man nicht mit sentimentalen Schwärmern verwechseln möge! Die Putzfederhändler sind gewiß gute, nicht selten wohl außerordentlich große Summen umsetzende Kaufleute. Niemand wird es ihnen versagen, wenn sie kaufmännisch Quellen erschöpfen, die ihnen fließen. Wir aber, die Ornithologen, Zoologen und Naturschützer wissen, *daß diese Quellen in Bälde nicht mehr fließen können* und daß dies Versagen der Quellen die Menschheit schädigt, die jetzt und in alle Zukunft um herrliche und hehre Naturschönheiten gebracht wird.

Es fehlt unsrer Sache erfreulicherweise nicht an Helfern, die uns ihre tatkräftige Unterstützung leihen, und wir hoffen, daß ihr Beispiel immer stärkere Nachahmung findet. Die Königin-Witwe Alexandra von Großbritannien erlaubte und erlaubt keiner Dame, sich ihr im „Schmucke“ eines „Reiherhutes“ zu nahen. Die Königin hat in einem Schreiben auf einen Bericht der Herzogin von Portland (der Präsidentin der Royal Society for the Protection of Birds) ihre scharfe Mißbilligung im besondern der die schönen Schmuckreiher in der ganzen Welt ausrottenden „Reihermoden“ zum Ausdruck ge-

Digitized by Google

bracht und hat die Erlaubnis gegeben, diese Kundgebung zu veröffentlichen. Das im Auftrag der Königin erfolgte Schreiben verdient als ein Dokument edelster, vornehmster Gesinnung hier mitgeteilt zu werden. Es lautet: „Die Königin autorisiert Sie, ihren Namen in jeder Weise zu benutzen, die der Sache des Vogelschutzes dienlich sein kann. Sie wissen, wie sehr die Königin allen lebenden Wesen ihren Schutz angedeihen läßt, und ich möchte ausdrücklich bemerken, daß Ihre Majestät niemals Reiherfedern trägt und alles tun möchte, um die Grausamkeit, mit der diese schönen Vögel verfolgt und vernichtet werden, zu diskreditieren!“ Der schon genannte Mr. James Buckland teilt mir mit, daß unser Kaiser die Kaiserin gelegentlich eines Besuches in England gebeten habe, bei ihren Einkäufen keine Reiherhüte zu wählen. Theodore Roosevelt bekämpft seit Jahren die Ausbeutung und Vernichtung der Natur und hat in Nordamerika ganz besonders auch Schutzbezirke zur Erhaltung der Vogelwelt in größtem Umfange mit genialem Weitblick geschaffen. Noch vor kurzem hat er mir persönlich ausführliche Mitteilungen über die Notwendigkeit erweiterten Natur- und im besondern eines verstärkten Vogelschutzes gemacht. Ein von ihm in der „Reihersache“ an die „Audubon-Gesellschaft“ gerichteter Brief lautet in deutscher Übersetzung: „Erlauben Sie mir, Ihnen im Namen von Mrs. Roosevelt und in meinem eigenen Namen zum Ausdruck zu bringen, wie herzlich wir mit den Tendenzen der naturschützerischen Audubon-Gesellschaft übereinstimmen, im besondern auch was ihre Bemühungen betrifft, den Verkauf und das Tragen der sogenannten „Aigretten“, der Feder der Edelreiher, zu verbieten. Mrs. Roosevelt empfindet in dieser Sache noch stärker — wenn dies möglich ist — als ich selbst.“

Der großen Goethegemeinde gegenüber aber gestatte ich mir den Hinweis, daß unser Dichterfürst schon ein energischer Vorkämpfer unsrer Sache war. Zu seiner Zeit trugen unter den zivilisierten Völkern nur gewisse Kavallerieregimenter und der ungarische Adel die ihnen historisch zustehenden und liebgewordenen Reiherbüsche. Es handelt sich um eine historisch erworbene und in gewissem Sinne berechtigte, weil nicht schädliche Eigenart kleiner Kreise, die ja heutigestags noch zum Teil zu Recht besteht. Heute aber ist es anders geworden, heute geht der Verbrauch nach wohlüberlegten Handelsdispositionen gleich in die Millionen, bedingt er absolute Vernichtung. Im zweiten Teile des „Faust“ schlage man die Worte nach, die der „Generalissimus“ spricht und jene die Reiherhüte unsrer Tage in genial-seherischer Weise verurteilenden Worte, die Goethe den „Kranichen des Ibykus“ in den Mund legt:

„Mordgeschrei und Sterbeklagen!
Ängstlich Flügel-Flatterschlagen!
Welch ein Ächzen und Gestöhn
Dringt herauf zu unsern Höhn!
Alle sind sie schon ertötet,
See von ihrem Blut gerötet,
Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.“

Digitized by Google

„Weht sie doch schon auf dem Helme
Dieser Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genossen unsres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In so nah verwandter Sache;
Keiner spare Kraft und Blut,
Ewige Feindschaft dieser Brut!"

Führende Geister durfte ich als Anhänger und Streiter im Kampfe für Naturschutz hier nennen. Einen gigantischen Schatten durfte ich beschwören. Dem Faustdichter schien es nicht zu gering, an so hervorragender Stelle den Schutz des herrlichen Edelreihers zu predigen! Führende Geister kämpfen hier einen Kampf gegen Eigennutz, Unverstand, Gleichgültigkeit, vielfach auch ödesten, leeren Snobismus. Sie kämpfen ihn nicht für sich, sie kämpfen ihn für die Gesamtheit, für alle Bewohner unsrer Erde! Deshalb sollten alle edeln, vornehm denkenden Frauen und Männer in allen Ländern der Welt, sollte sich die Gesamtheit diesem Kampfe um die Erhaltung paradiesischer Naturschönheiten anschließen!

Die Forderungen in dieser Hinsicht mit Bezug auf die Vogelwelt sind: kein Land gestattet fürderhin den Verkauf von Vogelfedern mit Ausnahme bestimmter, genau bezeichneter Arten von Federn, die nicht in die letzte Kategorie gehören. So allein können wir uns die schöne und herrliche Vogelwelt, jene herrliche Gottesgabe der Natur, auf die Dauer erhalten. So wie die Dinge jetzt liegen, ist sie in ihren schönsten, herrlichsten Arten aufs alleräußerste bedroht.

Dreiundvierzig Mächte traten der Haager Friedenskonferenz bei, als man erkannt hatte, daß der Weltfriede angestrebt werden müsse. Sollte es nicht erreichbar sein, daß auch der für die Landwirtschaft und Forstwirtschaft der ganzen Erde unentbehrlichen, schönen, bunten, lebensfrohen Vogelwelt ein Weltfriede gesichert werde?

Das Jahr 1911 zeigt uns in erschreckendster Weise, wie wenig Anklang unsre Bestrebungen gefunden haben. Auf Schritt und Tritt erblickt man auf Damenhüten Vogelleichen oder Teile von Vogelleichen! Mit aufgesperrten Schnäbeln, verrenkten Flügeln, in den unnatürlichsten, abscheulichsten Stellungen hängen und baumeln die beschwingten Wunder der Schöpfung oft zu drei, vier oder mehreren zusammengebunden oder geheftet — ein Beweis trauriger Gefühllosigkeit ihrer Trägerinnen oder schreiender Geschmacklosigkeit! Soll das nie ein Ende haben?

Wer tritt den von mir genannten Schutzgesellschaften als Mitglied bei? Wer teilt mir seine Zustimmung mit?

Weiherhof, Gürzenich bei Düren C. G. Schillings

Digitized by Google

Lose Blätter

Liebe

Aus Elizabeth Barrett-Brownings „Portugiesischen Sonetten“ in deutschen Blankversen von Hans Boehm

Ich dacht an Theokrit, wie er gesungen
Die süßen Jahre, die ersehnten, lieben,
Die in den Gnadenhänden eine Gabe
Herniedertragen jedem Sterblichen;

Und als ich nachsann seinem alten Ton,
Erdämmerten vor mir durch meine Tränen
Die traurig süßen, schwermutvollen Jahre,
Ach *meine* Jahre, und ein jedes warf
Ein Dunkel über mich.

Und wie ich weinte,
Glitt's hinter mir geheimnisvoll heran
Und bog am Haar mich rückwärts, und es scholl
Gebietend in mein Sträuben: „Rate nun,
Wer hält dich?“ — Und ich flüsterte: „Der Tod!“
Doch silbern tönt es wider: „Tod nicht, . . . Liebe!“

Ja, geh von mir! Ich aber fühl es tief,
Daß ich hinfort in deinem Schatten steh.
Nie werd ich meiner Seele mehr gebieten
Allein auf meines eignen Lebens Schwelle,
Nie heiter mehr die Hand zur Sonne heben,
Daß ich nicht wüßte, was ich mir versagt:
Den sanften Druck von deiner Hand in meiner.

So weit uns auch das Schicksal scheiden mag,
Dein Herz bleibt doch in mir mit Doppelpulsen,
Was ich nun tu und träume, schließt dich ein,
Wie Wein nach seinen Trauben duften muß.
Und ruf ich Gott um meinetwillen an,
So hört er deinen Namen und erblickt
In meinem Aug die Tränen von uns beiden.

Doch Liebe, einfach Liebe, ist schon köstlich,
Ist wohl des Nehmens wert. Das Feuer leuchtet,
Gleichviel ob Tempel brennen oder Werg;
Unkraut und Zedern glühn mit gleichem Licht.

Digitized by Google

Und Lieb ist Feuer. Wenn ich sagen muß:
„Ich liebe dich!“ — gib acht — „ich liebe dich!“
Steh ich verklärt vor dir, verherrlicht da
Und fühl mein Antlitz leuchten wider dich.

Nichts ist gering in des Geringsten Liebe.
Wer Gott liebt, sei's ein Wurm, Gott nimmt ihn an.
Und was ich *fühle*, überstrahlt wie Blitz
Die matten Züge dessen, was ich *bin*:
So wächst Natur durchs große Werk der Liebe.

Wenn du mich lieben mußt, so sei's aus nichts
Als nur allein aus Liebe. Sage nicht:
„Ich lieb sie um ihr Lächeln, ihren Blick,
Die sanfte Rede, um die eigne Art
Zu denken, die so ganz zu meiner stimmt
Und manchen Tag mir schön und heiter machte.“

Nein, Liebster, alles dies kann in sich selbst
Sich ändern oder sich für dich verändern,
Und so geborne Liebe kann so sterben.

Lieb mich auch darum nicht, weil dein Erbarmen,
Dein innig süßes, mir die Wangen trocknet:
Wen lang du tröstest, der verlernt vielleicht
Das Weinen und verliert so deine Liebe.

Nein, lieb du mich aus Liebe, — daß du ewig
Mich liebest, durch der Liebe Ewigkeit.

Sag noch einmal und wieder noch einmal,
Daß du mich liebest: wenn es dir auch scheint,
So wiederholt, kläng's wie ein „Kuckucksruf“.
Du weißt: nie ohne seine Kuckucksweise
Naht sich den Höhn und Weiten, Tal und Wäldern
Der junge Frühling all in seinem Grün.

Und ich, Geliebter, mitten in dem Dunkel
Gegrüßt von ungewisser Geisterstimme,
Ich ruf in dieser Ungewißheit Qual:
„Sprich noch einmal, du liebst!“

Wer fürchtet wohl
Zu viele Sterne? wenn ein jeder doch
Am Himmel kreisen muß; — wer zu viel Blumen?
Da jede doch das Jahr bekränzen soll.
Sag mir, du liebst mich, liebst mich, liebst mich; läute
Das silberne Noch-einmal . . . und denk allein,
Auch schweigend mich zu lieben in dem Herzen.

Digitized by Google

Aus den „Sendlingen von Voghera“ von Ilse von Stach

[Mit dem folgenden Stücke dienen wir der Pflicht, unsre Leser auch auf die bedeutenden Erscheinungen der katholischen Literatur hinzuweisen, da wir für wichtig halten, daß wenigstens die gebildeten Protestanten mehr als üblich vom Innenleben der gebildeten Katholiken erfahren.

Man wird sagen dürfen, daß ein Werk wie dieses von vornherein der Teilnahme vieler Gebildeter sicher ist. Den Kampf zwischen Katholikentum und Protestantenwesen hat Enrika von Handel-Mazzetti zuerst dichterisch zu gestalten gesucht. Durch glühende, innige und erschütternde Gefühle hindurch leben sich die Gegensätze da aus; in der wilden Zeit der Gegenreformation ist für das Durchleben jener feineren Antagonien der Lehrgedanken und der Lebensauffassung kein Raum. Neben inbrünstiger Fühlensglut steht barbarische Gewalttat. Die Katholikin Ilse von Stach, anscheinend bei weitem nicht mächtig jener eruptiven Kräfte eines blinden und doch schauenden Herzens, führt in den „Sendlingen von Voghera“ (Verlag Kösel in Kempten) weit ruhigere Gestalten in tiefe Konflikte, Gestalten aus der Reformationzeit selbst, wo der neue Glaube nicht mit zügelloser Wut verteidigt, sondern vorerst geschaffen, innerlich umstritten wird. Nicht ererbte Selbstsicherheit ficht hier um ihr Dasein, sondern der einzelne wird mit Geist und Herz vor den Entscheid zwischen Rom und Wittenberg gestellt, denn das Neue Evangelium pocht mit Weckerfaust an die Türen selbst der ruhigsten Hütten alten Glaubens. Insofern ist das Thema der „Sendlinge“ weniger in Handlung erschüttert als das von „Jesse und Maria“, doch stärker von der Gesamtkraft der Seele her bewegt, und man mag wohl mit Spannung dem Buch entgegensehen. Was wird die Katholikin über diese feineren, vergeistigteren Glaubensfragen zu sagen, zu verkünden haben? Erinnern wir uns jedoch daran, daß wir keine Glaubenslehre, sondern eine Dichtung vor uns haben! Wie Katholiken über Luther und seine Lehre denken, zu denken haben, das liest man vorteilhaft in den Werken Denifles, Grigars oder in einer umfänglichen Apologie. Ein anderes ist jedoch das Denken, ein andres das Schauen und Erleben. Wohl ist dieses von jenem her mitbestimmt. Aber warum denken wir beispielweise über Amerikaner so wie wir's tun? Nicht weil sie andre Staatlehren und Sittenbegriffe haben, sondern weil sie uns anders erscheinen als wir in jeder nur erdenklichen Beziehung der Seele und des Körpers nach außen und innen. Unser Schauen gibt uns das innere Zwiegespaltensein der Meinung. Warum kann der Prior von Voghera diesem Protestantenführer nicht nahekommen? Was treibt den abtrünnigen Mönch letztlich wieder in die Arme der allein selig machenden Romkirche? Wie schaut die Dichterin Luthers grandiose Gestalt als einen reißenden Wolf? Nicht wegen der Lehrmeinung. Aber das Leben als Ganzes will Einheit, will Selbstbestätigung, in der Gesamtheit und im Einzelnen. Da aber reißt ein Fremder tiefe Löcher, bittre Wunden in diese Einheit, ein Fremder, ein Feind, ein Räuber, Mörder, Ketzer. So erlebt der naive, so der dichtende Mensch. Jener bleibt dabei, dieser „erwacht“ vom Schauen und spricht in Ruhe: gewiß nicht, im Ernst tolerieren wir; der tiefste Lebenswille aber will hier am Ziele seiner Bahn Vernichtung.

Digitized by Google

Objektivität? Im Eis einschneidendster Abstraktion gekühlte Wissenschaft ist ihrer nicht so weit mächtig, daß katholische Männer die der evangelischen empfehlen könnten, ist ihrer innerhalb der einen Richtung so wenig mächtig, daß Skeptiker die Geschichtschreibung Geschichtedichtung genannt haben, die Katholikin aber, die glühendes Erleben in Gestalten bannt, soll objektiv sein? Zum Lächeln ist das. Soll es gar kein Gestalten, kein Symbol innerer Gewalten mehr geben, wenn sie erst aus der Kunst entschwunden, hinausgezetert sind? Das ist alles, was über die von Protestantenseite behauptete „Verunglimpfung" der erhabenen Luthergestalt zu sagen ist, die Ilse von Stach „im Staube besudle". „Lest es nicht, Protestanten, dieses Werk, euer Herz wird dran leiden", so ruft — wer? Engherzige etwa, Banausen, die Dichtung und Wirklichkeitschilderung nicht scheiden, aber nicht denkende Beurteiler. Auch Katholiken haben in ganz ähnlicher Weise die Sakrilegklage erhoben um geringerer Ausstellungen willen. Nun, ihre Lehre erlaubt in der Tat dem Künstler kein Ausleben innerer Gewalten. Er muß es der Reinheit der Lehre opfern. Darüber rechten wir nicht, obwohl unsrer bescheidentlichen Meinung nach die Angriffe nicht trafen. Ilse von Stach möge sich mit Kanonikus Meyenberg und ihrem Gewissen auseinandersetzen.

Was wir zu bemerken haben, ist eine reiche und vornehme Begabung. Da ist wirklich wieder einmal innerlich warm erblühtes Leben, trotz der oft ganz abgeschlichteten Erzählungsweise, die, wie es scheint, an Konrad Ferdinand Meyer (Rahmenpoesie!) gebildet ist. Da ist vor allem katholisches Leben in so farbenreicher und farbenstarker Darstellung, daß diese Dichtung der Konvertitin die Werke der Urkatholikin Handel-Mazzetti glücklich ergänzt. Dort das Leben im Gottinnigkeitgefühl, hier eine Welt von Gedanken und Gewohnheiten, Zielen und Wegen, die alle katholisch bestimmt sind. Ein gottgefälliger Prior, eine Reihe von Päpsten in ihrem verschiedenen Verhältnis zu Welt und Kirche, sehr tiefbohrende kurze Betrachtungen, die gelegentlich ganz überraschendes Licht auf die letzten Beweggründe katholischen Entscheidens werfen und geschicktest in den Verlauf der Handlung gewoben sind. So ist manches beisammen, was starke Kultur einer Schriftstellerin bezeugt, die nicht nur gerungen und geprüft hat, sondern auch gelernt, geschaut und entschieden. Es ist das in dem Buch, was die Kenner Niveau nennen. Keine Schiefheiten und Mattflecke, kein Sichgehenlassen. Allerdings wohl auch noch keine völlige Reife. Ganz folgerecht durchgestaltet ist nicht alles; das Erlebnis der Bekehrung zum Luthertum und der Rückbekehrung wachsen beide für mein Gefühl nicht aus genügender Tiefe, besonders auch die einer lutherischen Mutter in Rom geht etwas rasch; da sind die Motive gelegentlich mehr mitgeteilt als miterlebbar gemacht. Auch vereinzelte Wendungen der Handlung sind nicht recht innerlich vorbereitet, sind willkürlicher als nötig. Im ganzen ist diese nun aber mit Kraft und Klugheit erfunden. Ein junger italienischer Mönch deutscher Abstammung will seine apologetische Beredsamkeit in der Ketzerstadt erproben. Jenseit der Alpen findet er jedoch nicht Irrlehre, Lehrstreit, wie er gemeint, sondern eine neue Welt, welche die alte verfolgt, verachtet. Er kommt nicht zu Worte, nicht zu Gedanken; an der Persönlichkeitmacht Martin Luthers zerbricht er rasch. Für Protestanten: fühlt man nicht die Anerkennung von Macht, die so sich kundgibt? Liebe zu einer Ketzerin macht ihn

Digitized by Google

abtrünnig, wandelt den Mönch in einen verehelichten Prädikanten. Sein Weggenosse kehrt heim und erzählt die Begebenheiten dem liebevollen Prior und väterlichen Freund Benjamins. In dieser Erzählung stellt sich das neue Wesen grauenerregend, erschütternd und furchtbar den ruhigen Trägern des Kirchenglaubens dar. Aber Wittenberg soll den Raub wieder hergeben. Der Prior selbst macht sich auf den Weg. Umsonst. Erst ein Ehebruch des Prädikanten und das Erwachen aus dem neuen Rausch bringt ihm plötzlich Gewißheit, daß sein erster Gelübdebruch fortzeuge. Volles einiges Glück der Seele und Sinne ist ihm nicht geworden trotz der zwiefachen Frauenliebe, die sich ihm geschenkt hat. Stachel des Zweifels — dichterisch trefflich eingeführt durch allerlei Predigt- und Lehrszenen, worin instinktische Naivität und gelehrtes Wollen sich bekämpfen — machen ihn der Flucht nach Rom geneigt. Sie geht über Genf, wo Servets Tod und die Lehrstreitigkeiten vorher ihn tief erschüttern. Lange Jahre im Kloster festigen ihn endlich. Geistlich ist er vollendet, als Mensch muß er die Probe darauf noch bestehen. Sein Weib, sein Kind bekehren sieht er als ihm gesetzte Aufgabe. Ein drittesmal ziehen Sendlinge von Voghera in die nordische Stadt. Margarete bekehrt sich in Rom, wohin alle wandern. Der Sohn lästert und wird mit dem Tode bestraft. In namenloser Verzweiflung erfahren es Benjamin und sein einstiges Weib. Aber ihr Herz ist nun gefestigt. Gott zugewendet verbringen sie den Rest ihrer Tage.

Man sieht, das Werk spielt in starken Tönen. Liebe und Tod, Weltfreude und Gottseligkeit, Schauer der Mystik und Lachen der Sinne sind die Elemente. Dazwischen Gedankenwirbel, die tief in das irrvolle Dasein geknüpft sind und, begreiflich in dieser Zeit, auf beiden Seiten der absoluten Logik ermangeln. Erst zuletzt, da die Meere auseinandertreten, sieht man — auf beiden Seiten! — Festgefügtes. Und die Dichterin schreitet mit liebebetontem Entschluß auf die Seite, der ihr innerstes Empfinden gehört. So nur konnte Dichtung entstehen, und so ist die Dichtung entstanden und uns dargeboten. Ezard Nidden]

[Martin, der Sohn des ehemaligen lutherischen Prädikanten, der jetzt wieder Bruder Benjamin geworden ist und seiner auch zum Katholizismus zurückgekehrten Mutter Margrete, ist von den Häschern der Inquisition nach offner Hohntat gefangen genommen. Der Papst, Michele Ghislieri, hat aber dem verzweifelten Vater noch Milde zugesagt, wenn der Jüngling das Apostolikum beschwöre und mit Andacht die heilige Messe besuche. Jener Schwur steht noch aus, der hier folgende Messebesuch besiegelt das Schicksal Martins; er fällt, als Opfer der Sünden seiner Eltern, deren Seelenheil nun gerettet ist. Giorgio ist ein Mitbruder Benjamins, der sein ganzes Leben mit durchgemacht hat, Pater Juan das Haupt der Inquisition, vornehm und überlegen; er hat Benjamin zurückbekehrt; Messer Vincente eines ihrer unduldsamen, eifernden Glieder.]

Schon hob sich die frühe Sonne nach kurzer Abkehr wieder über den Horizont, da verfiel Martin, von Kampf und Angst erschöpft, in einen ruhelosen Morgenschlummer; als der Schlüssel im Schlosse knarrte und Pater Juan eintrat, fuhr er erschrocken daraus empor

Digitized by Google

und folgte dem Priester mit verwüstetem Kopf und Herzen zur Messe.

Noch lagerten Benjamin und Margrete, Lukas und Giorgio auf der Schwelle des Portals, wohin sie sich auch nachts gebettet hatten, um die Dunkelheit und Härte, davon der Sohn und Freund umgeben war, zu teilen und um ihm nah zu sein. Wie nun Martin die Treppe hinabstieg, standen sie alle wortlos auf und schlossen sich ihm und dem Priester auf dem Gang zur Kirche an — ein Häuflein Verzweifelter.

Es war die erste Messe seines Lebens, der Martin beiwohnte. Auf der Wanderschaft durch Italien war er, so oft seine Reisegesellschaft den Gottesdienst besucht hatte, unter Oliven und Feigenbäumen gewandelt und hatte im Anblick des schimmernden Himmelszeltes zu seinem deutschen Gotte gebetet.

Jetzt stand er blöde staunend in der Kapelle des Santissimo Sacramento der Peterskirche inmitten der Gläubigen, die des stillen Meßopfers harrten. Die Augen heftete er auf den bronzenen Papst, der da begraben lag und dessen harte, alttestamentliche Züge ihn mit heimlicher Furcht erfüllten. Bald aber wich die Furcht der Neugierde, die heidnischen Gebräuche der Katholischen, die er zu tief verachtete, als daß er freiwillig die Sinne an ihnen geärgert hätte, mit eigenen Augen anschauen zu sollen; denn eben trat der Priester zum Altar.

War es möglich? Es geschah nichts, allem Warten und Aufmerken zum Trotz geschah nichts, mit Ausnahme einer lächerlichen Abwechslung von Stehen und Knien, Murmeln und Küssen und Vertauschen der Seiten des Altars. Wie konnte ein Mann, und für den Augenschein ein wohlgebildeter an Leib und Seele, sich zu so viel Torheit hergeben? Fast dünkte Martin die Würdelosigkeit solchen Gebarens größer als das Verbrechen!

Und aus welchem Brunnen des Aberglaubens schöpfte das Volk die Geduld, solch geistverlassenes Treiben mit ehrfürchtiger Miene teils auf den Priester, teils in sich selbst blickend anzuhören? Kopfschüttelnd und endlich gelangweilt kehrte Martin die Augen von dem Schauspiel ab und sah zur Erde nieder. Da zwang eine Bewegung unter den Gläubigen und ein gleichzeitig tönendes helles Glockenklingen seine Blicke wieder aufwärts zum Altar, vor dem der Priester die Hostie hochhielt. Und was taten die Gläubigen? Galt wirklich ihre Bewegung diesem Stücklein Brot? Sie lagen auf den Knien, schlugen sich die Brust, und Benjamin, auf dessen Antlitz Martins Auge rastete — Benjamin rannen die Tränen, und wenn sein Anblick nicht täuschte, so war der betende Mönch nicht länger von dieser Welt . . .

Martin schüttelte sich vor heftigem innern Widerstreben — aber nicht lange blieb ihm Zeit, allem Teil an dem hier dargebrachten Opfer im Herzen abzusagen; ein flacher Lanzenschlag, den ein Schweizer geführt hatte, traf ihn mit solcher Wucht in die Kniekehlen, daß er gezwungen war, für die Dauer eines Augenblicks auf die Knie hinzufallen; von denen raffte er sich freilich sogleich wieder auf, kehrte das zornige Gesicht dem Schweizer zu und rief:

„Knie wer mag, ich bin lutherisch."

Da ließ Pater Juan ihn binden und führte ihn hinaus, während der Priester am Altar das heilige Blut aufhob und dem Himmel vorstellte.

Digitized by Google

Somit hatte Martin die Gnade des Papstes verachtet, durch andächtiges Mitfeiern der heiligen Messe und durch Beschwören des Apostolikums sein Dasein als Ketzer, aber Christ bewahren zu dürfen, und Michele Ghislieri beschied den unglücklichen Benjamin zu sich, um mit ihm gemeinsam der väterlichen Liebe das Opfer abzuringen, das die Heiligkeit der Kirche zu fordern schien.

Wankend näherte sich Benjamin dem an seinem Arbeitstische in Betrachtung versunkenen Papst, kniete nieder und bückte den grauen Kopf bis zur Erde.

„Heiligkeit," stammelte er, „nehmt dies unselige Haupt an meines Sohnes Stelle . . ."

Der Papst stand auf, hob Benjamin von seinen Knien in die Höhe und sagte langsam:

„Gott hat seinen einzigen, makellosen Sohn nicht geschont —"

Aber Benjamin stotterte von Tränen halb erstickt:

„Gott! — aber ein Mensch, aus Fleisch und Blut und Sterblichkeit geboren, kann nicht — kann nicht . . . den geliebten Sohn . . . hingeben —"

„Der Mensch ist das Ebenbild Gottes", entgegnete der Papst, „nicht im Angesicht allein, sondern auch in der Stärke der Seele."

„Ich nicht, ich nicht," stöhnte Benjamin, „mich hat Gott . . . verlassen; aber erbarmt Ihr Euch meiner Schwachheit und gebt meinem Sohn Gnade."

„Was forderst du von mir?" antwortete der Papst. „Ich habe ihm Gnade geboten, und er hat sie verworfen; glaubst du, wenn ich einem unter seinen Mitgefangenen gnädig wäre wie ihm, daß er nicht an seine Brust schlagen würde und reuig bekennen: Vater, ich habe gesündigt, im Himmel und vor dir —? Ja, müßte ich nicht, wenn ich ihn frei und los ließe, alle Türen öffnen? . . ."

„Öffnet alle Türen, Herr der Christenheit, laßt alle Gefangenen los, denn sie sind alle Menschenkinder."

Der Papst runzelte die Stirn. „Es hat Heiden gegeben, die also ihre Gerechtigkeit nicht im Glauben an den Erlöser begründen und die dennoch von göttlicher Kraft beseelt, aus Ehrfurcht vor dem Gesetz ihre irdische Liebe verleugnen konnten; erinnere dich der spartanischen Mütter, die ihre Söhne dem Vaterland mit Freuden opferten, gedenke auch des Römers Manlius Torquatus, der seinen aufrührerischen Sohn gerecht richtete — — —, du aber, ein Christ, gespeist mit himmlischer Kraft und Nahrung, du trägst dem Nachfolger Petri, der Jesu Lämmer weiden soll, an: öffne alle Türen, sprich zu den Wölfen, die in deine Hand gegeben waren: Stürzt hinaus und zerreißt meine Schafe, lästert den dreieinigen Gott, flucht der heiligen Kirche, verlacht das Sanktissimum, höhnt die Heiligen . . . Benjamin, Benjamin, das kann nicht deines Herzens Meinung sein!"

„Herr! —" schrie Benjamin verzweifelt, „spottet meiner nicht! Ich weiß nicht, welcher Geist jenen Römer beseelte — das aber weiß ich, daß Ihr keines Menschen Vater geworden seid."

Da senkte der Papst das Haupt und schwieg lange. Nein, er kannte die schmerzlich süßen Empfindungen menschlicher Liebe nicht; nie hatte ein geliebtes Weib sein Kind im Schoße getragen und in Schmerzen

Digitized by Google

zur Welt geboren; niemals hatte er im Antlitz eines Sohnes sein eignes Bildnis erkannt, nie im Herzschlag einer Tochter des eignen Blutes Wallung empfunden; — wohl hatte er bis in die reifen Mannesjahre Eltern besessen, die mit Zärtlichkeit des Herzens um sein Schicksal bangten, das keines Menschen Schicksal war; aber zu völlig hatte die Sehnsucht nach Vollkommenheit seine Seele erfüllt, als daß Vater oder Mutter darin Raum gefunden hätten.

Michele Ghislieri seufzte, denn die Liebe der Menschen steigt glutvoll nieder von Geschlecht zu Geschlecht, und was hinaufsteigt, ist nur ihr Abglanz, der vor strahlenderen Gestirnen bald verbleicht.

Kummervoll erkannte der Papst, daß er von Benjamin ein Opfer forderte, dessen Tiefe und Furchtbarkeit er selbst nicht ermessen konnte.

Mit müden, schlürfenden Schritten näherte sich Michele Ghislieri seinem Betschemel, kniete seufzend nieder und begann zu beten, — anfangs leise und mit gesenkten Lidern, nachmals laut und eindringlich und die Augen zu dem Kruzifix erhoben — zu dem schwarzen Kreuz aus Ebenholz und dem schimmernden elfenbeinernen Leibe des Gekreuzigten.

„Du, der du die Schmerzen des Menschengeschlechtes gefühlt hast, wiewohl du Gott warst, du, der du den Kelch des Leidens trinken konntest, ohne unsre Schwachheit zu teilen, du, der du die Schrecken des Todes duldetest, wiewohl du König bist über Leben und Tod, — Jesus Christus, bei deinen heiligen fünf Wunden beschwöre ich dich — verleihe meinem abgestorbenen Herzen die Liebe des Vaters zu jenem gefangenen Jüngling und den Schmerz des Vaters und die hundertfältige Qual des Vaters in seinem Gericht. Laß mich nicht in Schmach erglühen vor den Leiden dessen, der dem Knaben leiblich ein Vater ist, laß mich aus Kraft und Fülle der Gottesliebe jenen einen lieben, wie nur Blut das eigne Blut zu lieben vermag, — dann sieh, Vater im Himmel, ob ich richten, ob ich verdammen kann um deines heiligen Namens willen.

O Gott, du Schöpfer alles Irdischen und Himmlischen, — zeuge mir in Geiste, — im Abgrund des Schmerzes bilde mir einen Sohn, den mein Herz lieb hat; und der Sohn steht auf wider dich und verführt deine Auserwählten, — mich aber hast du zum Hirten der Herde bestellt, — Gott der Barmherzigkeit, der Hirtenstab wankt in meinen Händen, — ich fühle meine Seele in der Tiefe ihrer Menschlichkeit erbeben."

Schwer sank Micheles Haupt auf die Kante des Schemels; Benjamin aber glaubte seinem Schmerz, ging hinaus und weinte bitterlich.

Ein schwüler, vom heißen Dunst des Schirokko verhüllter Morgen dämmerte auf. Benjamin und Margrete hockten auf der Schwelle des Inquisitionspalastes zu beiden Seiten des Portals, die Häupter gegen den Stein gedrückt, daß das Blut von den Schläfen tropfte, die Nägel in die Mauer gekrallt, daß Haut und Fleisch zerrissen. So harrten sie des Sohnes, um ihm die Füße zu küssen, die auf diesen Stufen den Marterweg antreten sollten.

Aber während sie noch warteten, führten Pater Juan und Giorgio den Gefangenen durch eine hintere verborgene Tür des Palastes hinaus.

Giorgio, dessen kriegerisches Herz wohl ehrlichen Soldatentod durch Schwert oder Lanze zu fassen vermochte, dem aber das Gedankenbild eines gemeinen Ketzertodes in den Flammen die Eingeweide zerfleischte, hatte durch hinreißende, kniefällige Bitten vor dem Papste Martins Begnadigung

Digitized by Google

vom Feuer zum Schwert erwirkt; auch hatte Michele ihn ermächtigt, noch im letzten Augenblick den Lutherchristen zum Widerruf aufzufordern und ihn in die Arme seiner Eltern, in des Papstes Arme zu führen, sofern er angesichts des Todes das Kredo beschwören würde.

Martin ging mit erhobenem Haupte, aber bleich, wie aus Marmor gemeißelt, seinen Weg. Giorgios inbrünstige Vorstellungen schienen nicht bis zu seiner Seele durchzudringen, die sich wohl schon in der Dunkelheit des Kerkers vom Leibe gelöst hatte.

Pater Juan schritt ihm zur andern Seite; das todbringende Urteil hielt er gegen die Brust gepreßt, die Augen suchten von Zeit zu Zeit halb flehentlich, halb bewundernd den Gerichteten. Ihm folgten Messer Vincente und zwei Polizeibeamte. Die römische Bevölkerung nahm nur geringen Anteil. An das Schauspiel von Ketzergerichten gewöhnt, schien dies zu erwartende, dem sogar der Brandgeruch fehlen würde, kein sonderliches Grauen zu verheißen. Nur auf der Engelsbrücke, wo das Gerüst aufgerichtet war, sammelte sich die Menge dichter, staute sich am Brückenkopf und ließ auch das Geländer und die Statuen der Apostel Petrus und Paulus nicht unbesetzt.

Und wahrlich! wer sich trotz der spärlichen Aussicht auf ein prunkendes, schauervolles Ketzergericht dennoch aufgemacht hatte, den deutschen Lutherchristen sterben zu sehen, fand sich schon mit Martins Erscheinen auf der Brücke für seine Mühe belohnt.

Staunend bemerkte er, als der Verurteilte das Gerüst bestiegen hatte und allen Blicken preisgegeben war, daß sein edles Gesicht keine jener scheußlichen Verwüstungen verriet, die, wie man sagt, die Ketzerei in der Seele des Menschen anrichtet; auch schien der Himmel selbst für die Reinheit des Gerichteten zu zeugen, denn eben siegte die Sonne über den schweren Dunst der Atmosphäre und warf von ihrem goldnen Glanz auf Martins schimmerndes Haupthaar, das ihn wie ein Heiligenschein umkränzte.

Giorgio glaubte bei diesem Anblick verzweifeln zu müssen. „Ein Märtyrer, ein Märtyrer!“ schrie es in seiner Seele, „ein Blutzeuge, dessen Krone die Engel schon bereithalten!“ — Leidenschaftlich flüsterte er Martin zu: „Beschwöre das Kredo, — beschwöre es und richte uns nicht!“

Martin sah befremdet auf den Mönch nieder, dann sagte er inbrünstig: „Credo!“

Giorgio, der wohl wußte, daß dieses Kredo kein Zugeständnis an die katholische Kirche enthalte, schlug die Hände vor das Gesicht, als könne er den Gang der Geschehnisse dadurch aufhalten, daß er selbst die Augen davor schloß.

Indessen faltete Pater Juan das Todesurteil mit zitternden Händen auseinander und begann zu lesen; aber seine leise, bebende Stimme trug die verdammenden Worte nicht bis zu den Ohren der Aufhorchenden.

„Lauter!“ erscholl es aus der Menge, die anfing, den schönen Verurteilten mit Sympathie und seine Richter mit Mißtrauen zu betrachten.

„Wir wollen hören!“ „Wir wollen wissen!“

Da reichte Pater Juan Messer Vincente das Urteil hin, das dieser selbst verfaßt hatte, und darin die Anklage, die er jetzt scharf und schneidend gegen Martinus Eichler vorbrachte, deutlich genug ausgesprochen war.

Digitized by Google

So hörte es denn auch das Volk, das etwa nicht zugegen gewesen war, als der Deutsche die Andacht der Prozession gestört und die Erhabenheit der Peterskirche gelästert hatte, hörte, daß der Verurteilte, wenn er schon sich selbst den Heiden und der unvernünftigen Kreatur beigesellen wollte, indem er das apostolische Symbolum verwarf, sich auch nicht entblödete, seiner Mutter das Heil ihrer Seele streitig zu machen. —

Mit der Nennung von Margretes Namen kehrte Leben in Martins todesblasse, erdentrückte Züge zurück. Funkelnd sah er seinen Häscher und Richter an, der pathetisch vorlas:

„Gott hat das Herz jenes Weibes bekehrt und den lutherischen Unrat von ihrer schon der Verdammnis verfallenen Seele abgewaschen, da will sie der eigne Sohn, ein Auswurf der Menschheit, von den Pforten des Paradieses hinwegreißen und in die Hölle hinunterstoßen . . ."

Schaudernd glaubte das Volk den Kampf der guten und bösen Geister um die Seele der Mutter dieses gerecht Gerichteten vor sich zu sehen; aber damit war Martins Schuld nicht erschöpft; er hatte sich widersetzt, im feierlichsten Augenblicke der heiligen Messe, da sich Brot und Wein in den Leib des Erlösers verwandeln, seine Knie zu beugen, hatte öffentlich im hellen Schein der Sonne, verborgen im Gefängnis unter den Augen seines Inquisitors und heimlich im verschwiegenen Herzen, immer aber im Angesichte Gottes die heilige katholische und apostolische Kirche verflucht.

„Die heilige Kirche," hob Messer Vincente seine Stimme hoch auf, „die auf den Felsen gegründet und vom Heiligen Geiste geleitet ist, — die Mutter der Verirrten, die Führerin der Heiligen, die Trösterin der Unglücklichen . . ." Da umfaßte Martin das zu seinen Füßen ausgebreitete Rom mit einem Blick, der wilden, ungemessnen Schmerzes voll war.

Von dem marmornen Engel auf der Burg über die gelben Wasser des Tibers hinweg ging der Blick bis hinüber zum alten Rom jenseits des Flusses, kehrte zum Borgo San Pietro zurück und blieb auf der die Dächer der Häuser überragenden Kathedrale haften. Noch einmal drängte sich alle Verachtung für Rom und römisches Wesen — durch Messer Vincentes Anklage und durch den Anblick der verhaßten Stadt aufgereizt — in Martins letztem Herzschlag zusammen; noch einmal übermannte den scheinbar schon in der Ewigkeit Wandelnden der zeitliche Zorn seines jungen stolzen Lebens, das hier an dem Felsen scheitern mußte.

„Ich protestiere!! — —" rief er glühend zum Vatikan hinüber, dann legte ihm der Henker die schwarze Binde vor die Augen, und während noch sein Bekenntnis in der Luft nachzitterte, war schon das blonde Haupt durch einen einzigen Schwertstreich gefallen.

Somit war der Gerechtigkeit Messer Vincentes genuggetan, und das Volk, das die Blasphemie auf der Schwelle zum Gericht Gottes gehört hatte, ging in seinem religiösen Bewußtsein beruhigt und gestärkt auseinander. Nur Giorgio kniete bei der Leiche des Jünglings, liebkoste das abgeschlagene Haupt und weihte ihm heiße Tränen.

Pater Juan wandte sich indessen weg von der Richtstätte dem Inquisitionspalast zu, wo er Benjamin und Margrete immer noch in stummer Qual das Entsetzliche erwarten fand.

„Lege mir, o Gott," betete er im Herzen, „Trost auf die Lippen, gieße Balsam in meine bittre, bittre Rede . . ."

Digitized by Google

Als Margrete dem Priester ins Gesicht sah, fuhr sie mit einem gellenden Schrei von ihrem Platz auf den Stufen in die Höhe und warf sich schluchzend und halb betäubt von der Schärfe des Schmerzes Pater Juan in die ausgestreckten Arme.

Benjamin fand keinen Schrei und keine Träne. Schweigend faßte er seinen Stecken fester, schlich um die Ecke des Palastes und durch die Gassen Roms in die offne Campagna, wo er überwältigt zusammenbrach.

Aus Max Dauthendeys „Geflügelter Erde"

[Vor den folgenden Stücken wollen unsre Leser Kenntnis von Willy Raths Rundschaubeitrag „Schildernde Lyrik" nehmen. Wir unterbreiten Dauthendeys Versuche, halblyrischer Darstellung ein neues Gebiet zu gewinnen, damit ihrer eigenen Kritik.]

Anfang und Ausgang

Ich tat den Weg um die Erde wagen,
Ging Tagen entgegen, die mich weit von der Geliebten getragen,
Wanderte einsam in der Sehnsucht Gehegen,
Auf Wegen, die über Meere kamen. Sieben Meere nahmen mich mit.
Und Schritt um Schritt, auf jeder Welle, in jedem Meer,
Die helle Sehnsucht mir die Brust zerschnitt.
Ich sah des Orients kindliche Pracht und Behagen,
Des Okzidents strebendes Wagen und Allmacht.
Ich ging den reich lebenden Weg, wie über einen bebenden Steg,
Wie durch einen bunten Schacht,
Als sei ich drunten unter der Erde,
Wo sich Nacht reiht an Nacht
Mit der Verlassenheit tödlicher Gebärde.

So wie ein Herz geht und eilt
Und doch weilt und immer auf einer Stelle steht,
So wanderte ich wohl früh und spät;
Und als einzige Helle, die in die Herzzelle fällt,
Sah ich im dunkeln Getriebe,
Als Anfang und Ausgang in dieser Welt,
Der Geliebten Liebe.

Lotos und Pest

In engen Gassen weiße Tempel lagen,
Die, wie die runde Frucht von einer Riesenananas, mit Wucht zum blauen Himmel ragen.
Auf allen Kuppeln walten, gleichwie Zwerge, Gestalten kleiner Götter, auffsteigend, wie auf einem weißen Berge.
Bei jedem Tempel ist ein Tempelteich, dort badet alt und jung und reich und arm zugleich.
Sie fragen nicht: Ist dieses braune Wasser klar? Ihr Glaube wäscht sie wunderbar.
Sie tauchen ein und gehen rein aus diesen steifen Jauchen fort,
Vertrauen nicht zuviel auf alle Seifen und bauen auf der heiligen Bücher reinigend Wort.

Digitized by Google

Auch sind geheimnisvolle Zeichen an den Türen der Häuser, wo die Pest nie weicht,
Die aus den Tempelpfuhlen, als giftiger Schatten, den Reinen bis ins Haus nachschleicht.
Die Pest kann keinen hier erschrecken. Sie baden täglich, wie zum Fest,
Im Tempelteich, wo Lotoskelche weiß den schwarzen Tod mit Blüten überdecken.
Die armen Indier sind, wie die Verliebten, reich, denen das Leben und das Sterben gleich.

Die rosenrote Stadt

Die Straße hin zur Stadt lag taub voll Staub, zwei Jahre es hier nicht geregnet hat.
Mit meinem Wagen zogen Wolken aus Erde, die über Pferde und Räder flogen und mit um jede Ecke bogen.
Im Morgenschimmer stand die Stadt noch immer wie ein Geisterspuk jetzt da;
Denn wie von rosa Zucker überflossen, ich überall nur rosenrote Häuser sah,
Der Maharadja hatte sich vor kurzem für rosa Farbe hier entschlossen.
Kein Haus vom Rosa wich, und alle Häuser waren mit rosarotem Kalkanstrich begossen,
Frisch wie ein rosa Zuckertisch.
Der blaue Tag in einer himmelbreiten und rosenroten Straße lag.
Viel Fensterchen, nicht größer als die Tür von einem Taubenschlag, sahen der Straße nach,
Wie Schleppen von den Dächern fielen indigoblau die Treppen.
Ein Pfau, ein Tiger, heilige Kühe mit Lieb und Mühe grün und blau gemalt an jeder rosa Häuserwand,
Daneben stand aus rosa Kalk manch Elefant.
Die Häuser klein gebaut, wie nur von Puppenhand,
Und unten fand sich stets ein offener Laden voll mit indischem Tand.
Mitten im Fahrweg ragte aus Stein ein Heiligenschrein.
Und große grüne Bäume mit weißen Stämmen, die schläferten im Morgenlicht die Heiligen ein.
Von jedem Dache sahen weiße Türmchen in das Land,
Zierlich und fein, wie Schachfiguren und wie gedreht aus Elfenbein.
Hier ging manch Auge in der Nacht dem Monde nach,
Bis dieser an der Himmelsbucht beim Morgenstern sich Ruhe sucht.

Sonnenaufgang in den Gassen am Ganges

Gar vielberühmte Gassen führen am Uferabhang zu dem Gangesstrom hinab
Und sind gar menschenreich beim Sonnenaufgang.
Fürsten aus jedem Landestrakt und Prinzen und Prinzessinnen, der Göttermacht mit Pracht zu dienen,
Haben den Fluß entlang, die Gassen, die Tempel, breite Treppenmassen und die Paläste bauen lassen.

Digitized by Google

Es schauen zwischen tausendjährigen Tamarindenbäumen die Tempelkuppeln, die den Himmel säumen.
Es steht wie helle Wabenzellen am Strom dicht Dom gedrängt bei Dom.
Als ob aus grüner Bäume Fächer sich mächtig Becher neben Riesenbecher zwängt,
So wachsen dort am Uferspiegel gewölbte Dächer.
Wie Pilze, regellos, aus rot und weißem Stein, sind Heiligtümer aufgetürmt,
Und Tempelschrein bei Schrein, den Uferabhang wie ein Heer von Göttern stürmt.
Benares liegt an einer Gangesseite.
Am andern Ufer gehen flache, grüne Steppen und Dschungelniederungen in die Weite.
Ich ging entlang den Tempeln, die, wie die Termitenbauten, sich zwischen Ufertreppen drängten, wölbten, stauten,
Und brausend ist um Sonnenaufgang hier das Stimmgewirr.
Es laufen tausend Pilger, und abertausend drücken sich und hängen wie die Mücken dicht in Haufen.
Die Morgensonne drüben in den Gangesdschungeln beginnt sich übers graue Gras her rot zu heben,
Es rinnt ihr Leben übern Fluß, bespinnt die Stadt mit scharlachnen Geweben an allen Tempeldächern,
Und lila rauchen Morgenwolken hoch über Tamarindenkronen,
Da heben hunderttausend Arme mit funkelnd gelben Messingbechern voll Gangeswasser sich zum Gruß.
Und hunderttausend Pilger tauchen von allen Treppen niederkniend entkleidet in den Fluß.
Sie kommen hell in Schleiern an, in roten, gelben, grünen, weißen Reihen, mit dem Gesicht zum Morgenrot gewendet,
Und neigen tief sich vor dem Licht, wenn ihnen wie aus goldnem Boot der erste Sonnenstrahl, der aus dem Ganges loht,
Die erste Weihe zu den Treppen sendet.
Als liefen gelbe, rote Gärten lebend die Stufen hier hinab,
So sind die bunten Menschen, wie Blumen hin zum Licht und Wasser strebend,
Und Männer, Frauen, Kinder schauen von Dächern und von Treppenwegen
Der Sonnenankunft stumm entgegen.
Die Sonne flammt, und hunderttausend stehen in dem Wasser, als fallen ihnen Schuppen von den Augen.
Und Gruppen, dicht gedrängt, auf Flößen festgerammt an Bambusrohren,
Die horchen auf, als hören sie den Sonnenaufgang gleichwie Musik in ihren Ohren.
Und ohne Lärm ist ein Gesumm von Stimmen. Rosige Schleier in das Wasser wehen, schwimmen.
Ein Haufen Blütenblätter auf den Wellen glimmen; denn wo die Leute aus dem Bade steigen,
Sie Blüten an die Stellen streuen, um ihren heiligen Ganges zu erfreuen.
Wie gelbe, weiße, rote Inseln, heiter, leuchten im dunklen Wasser die Haufen Blumenblätter

Digitized by Google

Und ziehen mit der sanften Strömung weiter.
Es liegen oben auf haushohen Marmorquadern, die glatt behauen sind wie weiße Riesenwürfel, zwischen den Uferstiegen,
Mann, Frau und Kind, und über ihnen aufgespannt radgroße gelbe Bambusschirme sind.
Zu Tausenden auf allen Treppen, gleichwie die gelben großen Sonnenblumen,
Sind diese strohnen Schirme rund in die Höh geschossen.
In ihrem Schatten sich die Menschenhaufen zu Kurzweil und Gebet zusammentaten.
Und Tag um Tag, stets um den Sonnenaufgang, nimmt hier das Menschenleben seinen Anfang.
Nicht einer von den Frommen in der Stadt tut eine Arbeit, einen Gang, eh er nicht bei den Tempeln hier am Gangesstrand entlang,
Zum neuen Tag ein Weihebad genommen.

Himalajanacht

Im Hotel brannte ein Feuer in allen Kaminen, doch in den Billardsälen und in den Räumen,
Die dich mit Lampen, Teppichen, Musik und europäischen Speisen bedienen,
Wirst du bei keinem Blicke dir bewußt, daß draußen am Paß die Straße nach Lassa
Voll Tibetanervolk saß, klebrig und berußt.
Wunderbar schien mir der Gedanke, daß ich hier an der Straße nur ein paar Meilen von der geheimnisvollen Stadt ferne war,
Jener Stadt, in der noch die Gespensterwelt aus Zauberformeln und Verwünschungen, verfilzt wie das tibetanische Kopfhaar,
Sich auf Erden am Leben erhält. Wo das Herz nicht mit dem Verstand um das Licht reist,
Wo wollüstiger Wahnsinn blind und toll im finsteren Leib der Menschen kreist. —
Als ich am Abend beim Kaminbrand Kartentisch bei Tisch
Im Hotel, auch hier im Himalaja, aufgeschlagen fand,
Und Herren im Frack und Damen im Abendkleid, Brillant bei Brillant im Haar,
Über die Teppiche zu der Lampen Schar, zum Kamin und zu den Spieltischen kamen,
Da ging ich auf den Bergwegen zum Schneeregen hin, wo Wolken, Mondschein und Schnee in wogender Bewegung waren.
Dämpfe goren, als hätte ein tibetanischer Zauberer Gifte am Wege zu schmoren,
Laternen und Lichter glitzerten aus den Bergbuchten, als würden aus den Schluchten glänzende Städte heraufbeschworen.
Große Wolkentrichter sind aus den Abgründen in die Höhe gefahren.
Die Bäume am Weg und die Häuser verschwanden plötzlich in den Nebelschlünden.
Lautlos kamen und gingen unter dem Mond die Bergrücken mit Bäumen und allen Dingen,
Sie wanderten unhörbar den Ohren, waren bald da und bald fort,
Als hatten mächtige Mühlen Flügelschwingen aus Licht und Schatten.

Digitized by Google

Ihr Zaubertanz ging und kam verwirrend vor mein Gesicht
Und machte mich nach wenigen Schritten ermüdet und lahm,
Wie der großen Sehnsucht Dunkelheit und irrendes Licht.

Reiseromantik auf dem Weg nach Nikko

Ein altes Sprichwort sagt dir an: „Noch keiner ehrlich in Japan das Wort »prachtvoll« gebrauchte, ehe er nicht Nikko gesehn, das machtvoll erlauchte,
Und dort in den Wäldern, Bergen und in den Sälen der Nikkotempel untertauchte!“ —
Ich ließ manchen Tempelschrein deshalb in Tokio ohne Besuch sein, um nur noch die Tempel in Nikko zu sehn, und damit das Wörtlein „prachtvoll“ zu verstehn.
Denn die Buchstaben allein lassen ein Wort noch nicht zu Herzen gehn, und sind es auch ihrer zehn. —
In den Mai hinein fuhr der japanische Bahnzug; seine Wagen sind sauber und rein; und hält sich der Zug auf, bringt man schnell zum Verkauf Bier und Reiswein;
Und an den Hauptstationen man mittags zum Zug in weißen Holzkästlein verschiedene Speisen appetitlich ans Fenster trug.
Viele Leute reisen, viele japanische Herren und Damen, Männer und Frauen steigen aus und ein. Und durch die spiegelnden Fensterreihn
Springen die lauschigsten Landschaftswinkel im krausen Durcheinander zum Anschauen herein. Auch große Reklamebilder
Gemalt auf haushohe Schilder. Der Riesenkopf von Bismarck sogar in Japan am Bahndamme gemalte Reklame war.
Am Nachmittag, in weiten Bergebenen, wächst in Stufen höher die Landschaft, und von steifen Riesenkryptomerien eine Unzahl
Steht an einem steinigen Bergbach wie Maste kahl. Waschendes Schaumwasser raste. Es kommt von Körpern ferner Gebirgsmauern her, von dampfblauen;
Hat seinen Weg sich selber blitzend gehauen. Und die mächtigen Kryptomerien, glänzend vom Harze, stehen am Bachrand wie Balken, pechschwarze.
Sie dunkeln hier, wie mit Tusche gemalt auf glänzend weißes Pflanzenpapier. Und die Augen schmerzen dir vor dem neuen Gebirgslicht,
Das mit weißen Wassern und schwarzen Schattenbäumen dich anspricht. Dann wölbt sich höher der Bergdom,
Gedrängt unterm Sonnenstrom. Der Zug hält am Eingang auf der schroffen Hügelwange vor einem langen, uralten Kryptomeriengange.
Das heilige Nikko! Du siehst Holzhäuser und manch Schindeldach, hochgehängt über den Bergbach zwischen die Berge hinein, an ein breites Kluftbett aus bläulichem Stein.
Die Harzluft dringt frisch wie das Wassergezisch auf dich ein. Die Rikschawagen jagen eilig mit den Fremden auf einer Bergstraße auf die Anhöhe zwischen Budenreihn,
Wo Hotelhaus und Waldgeröll und Berggärten und rotes Ahornlaub aufwarten und die Fernsicht über schwärzliche Wasserschlucht und grünliche Gebirgsbucht.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeines

Monismus und Monistenbund

Auf dem Monistenkongreß kam Professor Fr. Jodl in einer Rede über den Monismus und die Kulturprobleme der Gegenwart u. a. auf die Frage: weshalb „trotz der Gunst der geschichtlichen Lage" der Monismus auf vielfache Antipathien treffe, „auch in weiteren Kreisen der aufgeklärten und freier denkenden Bevölkerung". Den tiefsten Grund dafür erblickte Jodl darin, „daß der Monismus für eine atheistische Denkweise gelte und daß der mit dualistischen Vorstellungen großgewordenen Mehrheit der Atheismus zugleich mit der Gottheit die ethische Bedeutsamkeit des Lebens zu leugnen scheine". Eine Auffassung, gegen die Jodl dann auftrat. Er verlangte geradezu: der Monismus solle sich an die Spitze der praktisch-ethischen und sozialen Bestrebungen unsrer Zeit stellen.

Daß sich tatsächlich viele aus den von Jodl angegebenen Gründen vom Monismus fernhalten, wird keiner bestreiten, unter den „Aufgeklärten und freier Denkenden" jedoch sehe ich eine große Gruppe, deren Verhalten hier nicht mit so kurzer Formel zu erledigen ist. Vor allem muß, scheint mir, unterschieden werden zwischen Monismus und Monistenbund. Die Anschauung, daß alles in der Welt letzten Endes auf ein Prinzip zurückgehe, „Geist", „Kraft", „Bewußtsein", „Bewegung", „Ausdehnung", „Materie" usw. wird heut von vielen Tausenden geschulter Köpfe geteilt, die doch in den Häckelschen „Welträtseln" unzulängliche, ja kindliche Versuche sehn, die von dieser monistischen Grundanschauung nunmehr gestellten Probleme zu lösen. Sie lassen die Bedeutung des Naturforschers Häckel in vollem Umfange gelten, Häckel als philosophischer Denker jedoch gilt ihnen nichts, und in den „Welträtseln" vermissen sie sogar die erste Vorbedingung jedes Problemlösens, die Logik. Gerade auf Häckel nun stützt sich aber der Monistenbund. So kommt es, daß die, sagen wir: nicht organisierten Monisten in den dort zusammengetretenen Männern und Frauen Förderer eines Halbdenkens, einer Halbbildung sehn, von der sie sich zurückhalten. Ich meine, daß bei sehr vielen Vertretern der Wissenschaft hier der letzte Grund auch für die Zurückhaltung liegt, die neulich Horneffer so frischweg „feig und gewissenlos" nannte.

Anderseits sollte man auch die Schwierigkeiten erkennen, mit denen der Monistenbund zu kämpfen hat, wenn er ins Weite wirken will. Mir scheint, es ist nicht anzunehmen, daß seine besten Köpfe nicht selbst gelegentlich über die Problemlöserei mit Konzertmalersiegigkeit im Stillen lächeln sollten. Aber Häckels Buch ist ein Massenüberreder, wie man keinen zweiten finden wird, der weniger geübte Kopf fühlt sich von ihm überzeugt, weil er ihm glaubt, er findet in ihm seine „Bibel", — und so dient es als höchst wirksames Agitationsmittel einer Vergrößerung des Bundes. Damit erfüllen die „Welträtsel" für die von der Kirche gelösten „Freidenker" letzten Endes eine politische Aufgabe. Massen braucht eine Bewegung wie diese, und bei den Mas-

Digitized by Google

sen würde nichts mit einem Predigen erreicht: wir wissen zwar, daß die Dinge anders zusammenhängen, als die Kirche sagt, aber wir wissen nicht, wie. Die Massen wollen nicht Probleme, sondern Lösungen, echte oder scheinbare. Die Massen wollen, es bleibt auch beim Monismus dabei: Glauben. Wird sich der Monistenbund noch weiter ausdehnen? Dann entwickeln sich die Dinge in ihm vielleicht wie in der Sozialdemokratie. Die hat ja auch ihre Massen auf angebliche Lösungen hin gesammelt, allmählich aber stellt sie selbst durch den Revisionismus mehrere und mehrere dieser „Lösungen" als problematisch hin, — und die gerade auf den Glauben an diese Programmsätze hin gesammelten Massen bleiben nun trotzdem bei der Fahne. Politisch also hat sich das Vorgehen bewährt.

Wir dürfen nicht nur den Monismus, wir dürfen auch den Monistenbund nicht verächtlich ansehn, obgleich der Zwang, den Massen zu Agitationszwecken Lösungen zu zeigen, wo in Wahrheit Probleme sind, in die feineren Monistenbündlergehirne eine Art von — Dualismus bringen dürfte. Das mit sich auszumachen ist Sache dieser Gehirne selbst. Ich vermute, manches von ihnen wird im Stillen erkennen, was man öffentlich der Politik wegen bestreiten muß, und ich meine: man dürfte selbst dann nicht von Heuchelei, dürfte eher von Pflichtenkonflikten sprechen. Auch der Nicht-Monistenbündler wird zum mindesten zugeben, daß der Bund in mancher Richtung kulturfördernd wirken könnte. Je mehr, je tiefer er das Weltanschauen im Vereinsbetrieb zurück und die praktische Arbeit für positive Ziele vorstellt. Mittelbar fordert das ja auch Jodl. Wo gemeinsame Kulturziele in Frage stehn, werden auch wir uns ebenso unbedenklich für diese besondern Ziele mit dem Monistenbunde verbinden können, wie mit irgendeiner Vereinigung zur Linken, Rechten oder in der Mitte sonst. Das Gebot des „Mehrheitbildens" verlangt das, und dieses Gebot darf kein Kulturpolitiker vergessen, der nicht ein Vergewaltigen irgendwelcher lebendigen Kraft, sondern eine Entwicklung der Kultur aus einem umwandelnden Miteinander der natürlichen Kräfte erstrebt. A

Redekunst

Von der Sprache

Wer vom Begriff aus die Sache darstellen will, wird leicht papieren und ohne Wirkung bleiben. Den Eindruck haben wir bei dem meisten, was wir aus alter oder neuer Zeit über Redekunst lesen. Wohl finden wir viel gelehrte Erörterung und Beachtung des bereits über Rhetorik Gesagten. Wo aber fanden wir wirklich fördernde Anweisung zu eindrucksvoller Rede?

Eine solche gibt Adolf Damaschke in seiner „Volkstümlichen Redekunst" (Gustav Fischer, Jena 1911, 88 S., 1 M.).

Erfahrungen und Ratschläge heißt der Untertitel. In anschaulicher Darstellung geht Damaschke überall von den Erfahrungen aus, die er während der letzten 25 Jahre in mehr als 2500 Reden erworben hat, und leitet aus ihnen eine Reihe von Ratschlägen ab, die sich von dem volkswirtschaftlichen Gebiet, auf dem sie gewachsen sind, ebenso zwanglos wie zwingend auf jedes andere Gebiet der öffentlichen Rede, und nicht bloß der volkstümlichen, übertragen lassen.

Vielleicht spende ich dem Büchlein ein anschaulicheres Lob, wenn ich eine persönliche Erfahrung mit-

Digitized by Google

teile, die ich mit ihm gemacht habe. Im Stegreifreden ganz ungeübt und in beständiger Angst davor, habe ich gleichwohl unter dem frischen Eindruck von Damaschkes Redekunst — vor einer sehr anspruchsvollen Versammlung von lauter redegeübten Männern — mit einer Rede, die kaum vorbereitet und ganz und gar nicht volkswirtschaftlich war, einen vollen Erfolg errungen, und ich erinnere mich deutlich, vor jedem Schlager, den ich aussprach, auf ein ganzes Akkordbündel von Damaschkeschen Ratschlägen — in für mich passender Form — gehört zu haben: Sprich nur, was du beherrschst! Beschränke dich! Hetz keinen Gedanken zu Tode! Nütze den Geist deiner Zuhörer! Laß nur dein Mienenspiel, es ist gut so! Aber halte dich aufrechter! Sprich ruhig dein gemildertes Berlinisch! usw.

K. P.

Literatur

„Blinde Unfugstifterei"

In Sachen Karl Busses

Jede Zeitschrift hat alten „stehenden Satz", Ladenhüter der Redaktion sozusagen, Aushilfe-Vorrat, der von Heft zu Heft auf den Korrekturfahnen wartet. Als ich unsern neulich wieder mal durchsah, fiel mir dieser kleine Beitrag unter die Hände:

„Gottfried Keller, der Auch-Lyriker

Auch-Lyriker ist eigentlich schon zu viel gesagt, obgleich sich ein paar Gedichte von ihm »halten«. Was? fragt der Leser. Er verstehe: wie Karl Busse denkt. Ricarda Huchs Gedichte, so meint dieser in einer Besprechung des »Literarischen Echos«, predigen in den meisten Stücken »mit tausend Zungen eins«: »den Unterschied zwischen dem geborenen Lyriker und dem Dichter, der ein paar prächtige Gedichte gemacht hat«. Und er fährt fort: »Dabei ist es sehr leicht möglich, daß im Durchschnitt die Gedichte des Lyrik schreibenden Dichters besser sind als die des Lyrikers. Gottfried Keller hat das ja bewiesen. Er hat eigentlich niemals einen lebendigen Vers machen können, und er hat trotzdem ein paar Gedichte, die sich durch ihre innere, menschliche Kraft halten.«

Von Kellers »Abendlied« schrieb mir Theodor Storm, er wüßte nicht, welches Gedicht der Weltliteratur er lieber geschaffen haben möchte, als dieses Wunderwerk von spezifischer Lyrik. Nach Vischer war Keller neben Mörike der größte eigentliche Lyriker seit Goethe. So urteilten die feinsten Köpfe schon zu Meister Gottfrieds Lebzeiten, wie die von heute urteilen, das spiegelt jede ernsthafte Literaturgeschichte wider. Gelten Busse die Literaturgelehrten nichts, mag er sich bei Raabe, Heyse, Liliencron, Spitteler, Greif erkundigen, was die Mit-Dichter meinen.

Vielleicht genügt es, über eine solche Entgleisung zu lachen, dem Stolpernden mit einem Hoppla aufzuhelfen und zu sagen: Karl Busse, solltest du die deutsche Lyrik nach deiner messen?"

Wir hatten Wichtigeres zu bringen, das Stückchen blieb ungedruckt. Aber wie Busse ähnliches schon früher geleistet hatte, so leistete und leistet er's weiter — man muß schon einmal von ihm sprechen. Nach Keller nämlich kommt jetzt Mörike daran, in einem „notgedrungenen Kapitel: Lyrische Rangordnung", das die „Neue Freie Presse" bringt. Mörike sei der größte nachgoethesche Lyriker? Welch „blinde Unfugstifterei", Heine war das! Und Busse „muß einmal aufschreien": „Herr und Himmel, unsre großen Dichter

Digitized by Google

sind doch aus etwas anderm Holze geschnitzt, als das schwäbische Pfarrerle. Sie sind nicht nur rein leuchtende Hauslampen, sie sind auch Fackeln; sie machen nicht nur schöne Gedichte, sie sind auch Kerle." Ja, Mörike hat uns ein paar Juwele gegeben, aber: „man kann Mörike aus der Entwicklung der deutschen Lyrik glatt wegstreichen: er hinterläßt keine Lücke".

Daß einer, der so schreibt, nie eins der edelsten Mörikeschen Gedichte nacherlebt haben kann, das braucht man keinem zu sagen, der besser dran ist. Wer auch nur mit dem einen „Um Mitternacht" einmal die Welt unter sich versinken fühlte, der hört Redensarten wie die von „leuchtenden Hauslampen" mit ähnlich freundlichen Gefühlen, wie wenn er einen Wachhund ernsthaft den Mond rügen hört — wir haben aber Dutzende von Schöpfungen Mörikes, die zu den Sternen heben. Es wäre zwecklos, Bussen zu fragen: von wie vielen Heines gilt das (Heines große und sicherlich noch lange bleibende Bedeutung liegt unsrer Meinung nach eben anderswo), Busse verstände auch die Frage nicht: kann einer so hoch heben, der keine Kraft hat, der kein bedeutender Mensch, der kein „Kerl" ist? Denn Busse kennt eben diese Werte nicht. Es ist sein altes Unglück, daß er die von Lyrik vermittelten Werte nicht in sich erfahren kann, weil seine Phantasie zum Nachschaffen lyrischer „Gesichte" nicht ausreicht; er versteht die Sätze, aber nicht, was zwischen und hinter den Sätzen steht. Wie soll da er, der den Gehalt nicht erfaßt, die Form begreifen können, die dieser Gehalt sich bildet? So drollig, wie sein Urteil über Kellers wundervolle Formen, ist, was er ganz überzeugt weiter sagt: Mörike fehle es an Größe der lyrischen Form. Wo die Größe der formenden Kraft ein Wunder von Verdichtung schafft, spricht Busse, als ließe sich die Größe der Form mit Bandmaß und Wage messen. Und er spricht von Mörikes „Feinheit", als sei die so etwas wie zierliche Filigranarbeit eines kleinen Meisterchens, wo uns das Kristall gewordene Wiederleuchten eines die Welt durchglühenden Naturgefühls mit einem lyrischen Beten segnet. Er spricht, kurz gesagt, über Lyrik, wie ein Unmusikalischer über Musik. Und so geschieht es ihm, daß er, was Mörike und Keller, Hebbel und die Droste an Größe und Weite, an Tiefe und Fülle durch ihre Lyrik dem Nacherlebenden schenken, nicht einmal zu ahnen vermag, während er eine Anna Ritter in hohen Tönen preist. Es ist für einen Lyriker etwas peinlich, von ihm gelobt zu werden.

Wer Busse den Kritiker einmal unhöflichen Griffes von den Gewändern entkleiden wollte, in denen ihn die Öffentlichkeit sieht, der fände in der letzten Hülle ein recht einfaches Menschenkind: den deutschen Bürger, wie er vor vierzig Jahren die Literatur durch seine Zeitung sah. Dem war Heine auch ganz „ausgemacht" der größte deutsche Lyriker nach Goethe, der ahnte auch nichts von der Größe Hebbels, Kellers, Mörikes, der Droste usw., aber die Epigonen, der tüchtige Geibel vor allem, und alles Epigonische, das gab ihm, was er aufnehmen konnte — ganz wie unserm Busse. Nun zieht er aber als Kritiker allerhand Röcke an, die ihn stattlicher aussehen lassen. Zu der Wiener Zeitung, beispielsweis, in der seine neueste Prachtleistung steht, kommt er hochfreisinnig mit der Andeutung, daß das „Ausspielen" Mörikes gegen Heine antisemitisch sei

Digitized by Google

(obgleich Mörikes glühender Verkünder Lissauer ein Jude ist), daß nur unsre „beengt reaktionäre Zeit“ so etwas leisten könne (obgleich doch Busse hier der modernen Auffassung gegenüber gerade die Reaktion vertritt). Dann: er hat immer für die, die er nicht versteht und auf die er losgeht, auch milde Worte, oft nach irgendwelchen Kritikern, welche die von ihm nun Angegriffenen ihrerseits erfaßt haben, — für den Nichteingeweihten klingt das dann, als habe auch Busse ihre Werte erfaßt, und macht so den Eindruck der abwägenden Gerechtigkeit. Ferner schreibt Busse, wo er den Punkt mal erwischt hat, also bei andern als lyrischen Sachen, auch wohl ganz treffend. Also denkt mancher gute Bürger: das ist mein Mann. Der durch Anlage oder Mangel an Übung Phantasieschwache findet bei ihm, was er in seines Herzens Kämmerlein ja immer schon „fand“, wenn er die Mörike, Keller, Hebbel usw. nun mal nicht „verstehen“ konnte. Mit netter gereimter Redekunst dagegen kann ja auch er mit, wie Busse. Er bemüht sich also auch nicht mehr um die wirklich Großen, er verzichtet und verphilistert nun guten Gewissens, denn er fühlt einen sogenannten „Fachmann“ am Arm.

Gottfried Keller, der niemals einen lebendigen Vers machen konnte, Eduard Mörike, das Pfarrerle mit der Hauslampe, und als dritter im Bunde „der schiefgewachsene Rabulist Friedrich Hebbel“ (der steht auch in Busses Neuestem), da haben wir zwar nicht Keller, Mörike und Hebbel, aber Karl Busse. Busse auch hinsichtlich der Feinheit und Bescheidenheit des Tons.

Wo ist die „blinde Unfugstifterei“? A

Schildernde Lyrik

Zu Dauthendeys „Geflügelter Erde“

Wenn einer eine Reise rund um die Erde tut, so kann er natürlich Wunders viel erzählen. Und wenn einer dabei ein Dichter ist, natürlich erst recht. Max Dauthendey ist ein Dichter, ein überaus fruchtbarer Dichter, zuweilen sogar ein allzu fruchtbarer. Da er in den letzten Jahren eine ganze Reihe lyrischer Bücher veröffentlicht hat, würde sich niemand wundern, wenn auch seine Weltreise*, die dazwischenfiel, einen Band Lyrik verursacht hätte. Überrascht wäre man weit eher, wenn es sich etwa herausstellte, Dauthendey habe, wie irgendein bloßer Schriftsteller, Aufsätze oder Feuilletons über seine Weltfahrt geschrieben. Dafür steht er viel zu unbedingt im Ruf des Lyrikers; woran vielleicht sogar das neuerliche Aufkommen des Bühnendichters Dauthendey nichts Wesentliches ändern wird.

Der literarische Ertrag, den Max Dauthendey in Wirklichkeit aus seiner großen Reise gezogen hat, verlockt zu einem kleinen Rätsel: er hat keine lyrische Dichtung geschaffen, er hat keine schildernde Übersicht geschrieben — und hat beides dennoch getan; was ist das? Hier folgt die Lösung: er hat „Die geflügelte Erde“ verfaßt, „Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere“. Das ist: eine umfängliche Sammlung von Schilderungen seiner Reiseeindrücke, in Versform gefaßt. Reine Lyrik kam dabei nicht zustande, sondern eine

* Sie ist schon im „Kürschner“ von 1909 verzeichnet, das Buch aber neuerdings erst bei Albert Langen, München, in einer überaus ansehnlichen Gestalt, mit monumentalen Buchstaben, erschienen. D. V.

Digitized by Google

Art gehobenen Feuilletons, die manche lyrische Höhepunkte mit sich bringt (wie das zuweilen ja auch im richtigen prosaischen Feuilleton geschehen kann). Und zwar geben diese rhythmischen Reisebilder in ihrer Gesamtheit einen lückenlosen Bericht.

Es mag nicht leicht sein, also pflichtgemäß an jedem irgend bemerkenswerten Fleck fremder Erde, den man betritt, den Pegasus zu satteln, — nein doch: ihn mit dem Arbeitstier der Tagesschriftstellerei zusammen vor den Pflug zu spannen. Jedenfalls aber hat Max Dauthendey zum mindesten nach einer Richtung hin erreicht, was er offenbar wollte: eine ziemlich neue Art der Reiseschriftstellerei und der Versdichtung zugleich, trotz Alfons Paquets „Auf Erden", das einem während der Betrachtung der „Geflügelten Erde" ungewollt in den Sinn kommen kann. Denn Paquet, der sein „Zeit- und Reisebuch in fünf Passionen" ein paar Jahre früher schrieb, gibt zwar außer unterschiedlichen deutschen Stimmungen auch eine Abteilung voll amerikanischer Eindrücke, strebt aber keineswegs einen zusammenhängenden Fahrtbericht von einer Reise um die Erde an, geht auch noch freier, noch nüchterner („schmucklos" nennt er selber seine Sprache) mit der Verszeile um, meidet gewöhnlich den Reim und kennzeichnet das Gesehene eindringlicher bis ins Kleinste hinein. Auch fehlt bei Paquet das Leitmotiv der andauernden Liebe zu einer Daheimgebliebenen.

Ob Dauthendey von Paquet Anregung zu der Fahrt in die Ferne und zu ihrer Schilderung empfing, weiß ich nicht; sehe auch keine Notwendigkeit, irgendeine Bezichtigung etwa unerlaubter Abhängigkeit zu erheben. Aber zusammen gehören die beiden Werke ohne Zweifel: beide versuchen, dem modernen „Weltverkehrs"-Gefühl, dem erweiterten Erdensohns-Bewußtsein dichterisch beizukommen; und beide suchen nach unverbrauchten Mitteln der Darstellung, nach neuer Form. Man vergleiche beispielsweise mit den Proben aus Dauthendeys Buch dieses Stück aus Paquets Bild „Die atlantische Stadt":

„Diese rüstigste aller Städte auf der Erde,
Ein unumspannbares Lebewesen, an den Rand seines Kontinents gekauert,
Ein einzig Gemäuer, gewachsen auf dem langgestreckten Felsengrat, an dessen Seiten
Breite Ströme einmünden in des Meeres Vorhof, besäumt von Werften, —
Ein Gebilde von Häuserschluchten, sechzigmal höher als der Mensch von Sohle zu Scheitel,
Und von Turmbauten, die vereinzelt herausragen, aufgeschossen
Über die aneinandergeschrägten Dächer wie über die Wasserfläche Schiffe mit vollen Segeln —
Steinern, unbeweglich.
Die Fremden, die auf die Kuppel des »Globus« klimmen, hinaufgeschnellt im Gitterkorb durch den senkrechten Schacht,
Diese Staunenden, oder da oben die Leute in den hellen Schreibstuben an dem Kärtchenschrank und dem Fernsprecher,
Schauen Dach an Dach (ein Zelt oder ein Gärtchen auf der platten Zinne)
Und Hochgebäude, durchsiebt von Fenstern, und aufwärtsgepuffte weiße Dampfwölkchen überall,
Und fern hinter Luft, frei stehend, Höchst zierlich das eisentorige Netz der weitgespannten Hängebrücke;
Und von Nebel zart getrübt das leise goldene Blinken beider Ströme,

Digitized by Google

Und auf beiden Strömen die Fähren, die Segel und die ankernden Ozeaner.
An einem der Ufer wölken sich Rauch und Funken eines Brandes.
Schiffe heulen fern wie mit geschlossenem Munde . . ."

Beide begabte Dichter, das sei nicht verschwiegen, wollen etwas Unmögliches. Etwas Sträfliches, müßte gesagt werden, weil Stilvermischung immer verboten ist — solange bleibende Kunstgesetze anerkannt werden. Doch kommt hier nichts aufs Strafen an, da die Absicht künstlerisch rein ist. Wie so manche, die auf Stilerneuung ausgehen, sind diese beiden sich der Vermischung offenbar nicht bewußt. Und in der Tat halten sie sich ja auch in diesen Weltreisebüchern mitunter diesseit der lyrischen Grenzen — oder an anderen Stellen, wenn man will, diesseit der journalistischen Grenzen, wobei bloß die äußeren Zeichen der Verspoesie, das Abbrechen der Zeilen beim einen und der Reime beim andern, ein stilwidriges Zuviel bedeuten. Trotz alledem: beide wollen Unmögliches; und das muß hier festgestellt werden.

Es ist nie und nirgends die Aufgabe echter Lyrik gewesen, zu beschreiben. Wenn Lyrik aufhört, ein gefühlsmäßiges Erleben zu veranschaulichen, so hört sie eben auf, zu sein. Und alle Art reiner Dichtung hört auf, zu sein, wo das Schriftwerk nicht durch Auslese des Kennzeichnend-Wesentlichen — oder Weglassen des Unwesentlichen — entstand. Für die sachliche Beschreibung mit beliebigem Sichverlieren ins einzelne ist die Prosa da. Es geht nicht an, zugleich genau sachlich und dichterisch frei, nüchtern berichtend und festlich gesteigert, wie der Vers es voraussetzt, das Wirkliche wiederzugeben. Es ist, mit einem Wort, unmöglich, Lyrik und Journalismus zu einem neuen Stil zusammenzuschweißen: es ergibt sich allemal nur ein weiteres Gemisch. Sieht man ein so beschaffenes Werk eines talentvollen Mannes kostbar ausgestattet vor sich, so mag es nicht jedem selbstverständlich scheinen, daß das nicht etwas Mögliches sein sollte. Aber die Zeit, die beispielsweise auch mit dem einst viel geübten Lehrgedicht ganz von selber fertig wurde, die Zeit, die nur kristallreine Kunst gelten läßt, vernichtet jeden Stilmischmasch bald, mit unerschütterlichem: Unmöglich!

Bleiben wir nun bei Max Dauthendey: der Grundfehler und die Einzelschwächen sind unverkennbar, und doch verdient „Die geflügelte Erde" Beachtung, weil sie den redlichen Willen zur Überwindung abgelebter Formen fühlen läßt und zuweilen denn doch ein genügendes Ausscheiden des dichterisch Belanglosen erreicht. Die bloße „Ansicht", die „Vedute" kann nicht als vollwertiges Bild angesehen werden, aber wenn sie hübsch ausgefallen und — nota bene — die wiedergegebene Örtlichkeit fesselnd ist, so mag man sie ruhig anschauen. Und wenn durch die gleichgültige, die irrtümliche Form dennoch hie und da das Empfinden eines berufenen Künstlers hervorblitzt, so darf man obendrein manche echte Bildwirkung erwarten und hat als nicht zu verachtende Beigabe noch das lehrreiche Beispiel: wie man einen großen Aufwand nicht vertun soll.

Die kleinen Schwächen sind nicht Eigentümlichkeiten des Werkes, sondern der gesamten Dauthendey-Weise: Absonderlichkeiten, die sich als Folgen seiner Neigung zu barocken Formversuchen erweisen. Es

Digitized by Google

lauten etwa zwei banale Unterteilchen, die man doch wohl Strophen nennen muß, wie folgt: der dritte (von drei japanischen Herren)

„Ist mir erschienen, als ob er kein Wort Englisch und Deutsch verstand, er saß mit ernstabeligen Mienen. Die beiden andern sprachen sich zu mir aus:

Dieser dritte sei nicht in Tokio zu Haus, sie taten ihn einen Gutsbesitzer nennen und sagten, er lasse morgen in Yokohama neun Pferde starten beim Frühlingsrennen."

Da haben wir zunächst: „als ob ... verstand" statt „verstände" (ebenso an andrer Stelle zum Beispiel: „als war die Arbeit") — eine Verleugnung des Konjunktivs, die der Dichter in mehreren seiner lyrischen Bände eigensinnig einzuführen bemüht war, oft mit noch härterem Mißklang, indem er auch die Gegenwartform nach „als (ob)" in den Indikativ setzte: „als ist er". Dann die kindlich (oder englisch?) mit Hilfe von „tun" gebildete Mitvergangenheit: „sie taten ihn nennen". Einmal könnte man sich das zur Not gefallen lassen; aber das „tat" und „taten" kehrt immer wieder, von den ersten Worten des Vorspruchs an: „Ich tat den Weg um die Erde wagen."

Daß der Verfasser trotz allem, was nach Prosa klingt, das Material der Alltagssprache gesichtet haben muß, ergibt sich auch aus dem Reim, den er durchweg (ähnlich wie in seiner übrigen neueren Lyrik) mit Hilfe von Binnenreimen erzielt. Eines oder mehrere der Reimworte stehen im Innern der unendlich langen Verse, der Zeilenstrophen. Dabei stellen zuweilen ungewollt komische Einzelwirkungen sich ein, die zum einen Teil von der Freude an fortgesetzter Reimspielerei kommen, zum andern von den allzu lang ausgesponnenen Zeilen. Die Absicht des Dichters war offenbar, für die Reiseschilderungen einen Stil zu finden, der ganz zwanglos erschiene und doch der gesamten Darstellung eine feste innere Einheit gäbe; den Reim wollte er nicht missen, aber auch nicht so betonen, daß streng geschlossene Strophen den Fluß des Berichtens unterbrächen oder ein Leiern möglich wäre. Leider nur hat die rhythmische Zwanglosigkeit und Länge der Verszeilen öfters zu einer verwünschten Ähnlichkeit mit den berühmten Versen der Jobsiade, der ungezwungene Reimzwang aber zu — Ungereimtheiten geführt. Zum Beispiel (... das gelbe kleine, niedere Bambusgemach):

„Mit seiner Leere und mit vier Menschen unter dem Dach. Es schien mir wie ein Vogelbauer zu sein und die beiden radebrechenden Herren wie zwei sich laut übende Papagein.

Ich wartete auf die Tänzerin und sah oft nach den Schiebetüren hin; diese aber sollte erst aus dem Yoshiwara geholt sein,

Und allmählich schlief die Unterhaltung beim Biertrinken ein. Bis ein Rikschawagen rasselnd vors Haus lief und die Ankunft der Tänzerin hereinrief."

Immer wieder aber vergißt man im Lesen des Werkes — und deshalb darf hier darauf hingewiesen werden — die Schwächen, die Absonderlichkeiten, weil es immer aufs neue fesselt, mit den Augen eines lyrischen Dichters die Wunder der Ferne greifbar nahe zu sehen. Die künstlich scheinende Einfalt der Sprache hängt doch wohl mit dem Empfinden des Urhebers, wenigstens mit einer Seite dieses Empfindens organisch zusammen. Und wenn das voll-poetische Ele-

Digitized by Google

ment sich in der uferlosen Breite der Chronik zu verflüchtigen droht, so wird doch einigermaßen Ersatz geboten durch die oft durchschimmernde Innigkeit. Die immer staunensfähige Andacht des Künstlers vor den Welt-Offenbarungen adelt den Bericht.

Das Motiv der treuen Sehnsucht nach der Geliebten daheim kommt dabei nicht annähernd so sehr in Betracht, wie der Dichter sichtlich gewollt hat. Diese höchst löbliche Treue ist mit einem Reisebericht, auch mit einem „empfindsamen Baedeker" schlechterdings doch nur unorganisch zu vereinigen. Sie wirkt, künstlerisch betrachtet, etwas ermüdend und führt wiederholt, an Gedicht-Schlüssen, zu verstiegenen „Sprüchen", die ihre innere Entbehrlichkeit vergeblich durch Sperrdruck wettzumachen suchen. Der Wert des „Liedes der Liebe und der Wunder um sieben Meere" liegt mehr in der halbverborgenen Liebe zu den Wundern da draußen, in der Umweltschilderung, die doch viel Schönheit und frembartigen Reiz sammelt und vermittelt. Zum Schluß des Ganzen aber schwingt die Sehnsuchtliebe zu der heimatverkörpernden Frau sich zu reiner starker Dichtung empor. Willy Rath

Theater

Pauls „Sprache der Vögel" und Ruederers „Schmied von Kochel"

Münchner Theater

Adolf Pauls Komödie „Die Sprache der Vögel" beschwört wieder einmal den weisen König Salomo: diesmal, um als Gesinnungsgenosse Strindbergs und Nietzsches über das Weib und dessen Einfluß auf die Männerwelt den Stab zu brechen. Salomo hat als Thronerbe jene Abisag, die seines Vaters schwindende Lebenskraft ein letztes Mal aufflackern machte, in seinen Harem gesteckt und persönlich vernachlässigt, weil er, obwohl nicht blind für ihre Schönheit, ihre geheime Herrschbegier erkannte. Als er dann seinem geliebten einzigen Freunde Sabud — man wird ein wenig an Kandaules und Gyges erinnert — den Harem zeigte, haben Abisags Reize Sabud dermaßen berückt, daß der König den Liebeskranken nur durch großmütige Verschenkung der Gefährlichen an ihn wieder aufrichten konnte. Zugleich befahl er ihm aber als König, noch eine weitere, größere Gnade — mit alleinigem Ausschluß der Königsherrschaft — von ihm zu verlangen, so groß und kühn, wie nur sein einziger Freund sie fordern dürfe. Er denkt dabei an die Bitte um Fortbestand seines Freundschaftsverhältnisses zu Sabud, das durch dessen klägliche Verweibsung schwer erschüttert ist; der gute Flitterwöchner aber versteht ihn nicht, ist durch die Gewinnung der Schönen vollauf befriedigt und empfindet den seltsamen Befehl Salomos nur als sinnlose Marter. Da bestimmt ihn Abisag, der er seine Qual eröffnet, Einweihung in die Vogelsprache zu verlangen, die Salomo nach dem Volksglauben erschlossen ist. Der König weiß sogleich, woher dieser Wunsch stammt, er hält Sabud heftig seine wachsende Verweichlichung vor und erklärt sich bereit, sein Wort zu halten, doch läßt er den Freund bei Verwirkung des Lebens schwören, das Geheimnis niemals einer dritten Person preisgeben zu wollen, und gebietet ihm dann, Abisag die falsche Mitteilung zu machen, daß es ihm bereits enthüllt worden sei; auf diese Art hofft er dem Freunde am schnellsten über das wahre Wesen der

Digitized by Google

kaltherzigen Streberin die Augen zu öffnen. Der wahre Charakter Abisags wird denn auch durch das Experiment drastisch zutage gefördert: allein Sabud ist schon so entnervt, daß er nach aller momentanen Ernüchterung schließlich doch den Weiterbesitz des Weibes vorzieht und sich zum Verrate bereiterklärt. Da stürmen (lauschende?) Büttel des (allwissenden?) Königs herein und schleppen die zwei gefesselt vor Salomo. Dieser wählt nun als Kenner der Höhen und Tiefen Lust und Entsetzen und grimmige Pein; er spiegelt der zuerst vernommenen Abisag nach Herauslockung ihrer geheimen Absichten auf ihn selbst und den Thron die Erhebung zur Königin vor, und Sabud, nachdem er dessen Männlichkeit mit gesteigerten Gewaltmitteln aufzustacheln suchte, den Tod von Henkershand. Schließlich soll Sabud, durch den Anblick der bräutlich geschmückten Abisag immerhin zu einem kleinen Attentatsversuch auf den König veranlaßt, auf Abisags Wink enthauptet werden; nach einiger Überlegung erklärt sie sich aber hierzu doch außerstande. Nun endet Salomo das Spiel und befiehlt einem Knechte, die Schöne auszupeitschen, Sabud entreißt in schöner Aufwallung dem Beauftragten die Nietzsche-Peitsche, um die Sache selbst zu besorgen, zieht aber sogleich wieder eine zärtliche Kußexekution vor: worauf Salomo in bitter auflachendem Weltekel die beiden laufen läßt und in einem bacchantischen Gelage Betäubung seiner zwiefältigen Enttäuschungen sucht. — Dieser Schluß, wie überhaupt die ganze Haltung des Königs im Schlußakt verwirrt durchaus die Wirkung des Stücks, indem Salomo, der erst als Weiser über der Situation zu stehen und nur die höhere Sache des Freundes zu führen scheint, selbst als erheblich passiv und persönlichst für Abisag interessiert sich herausstellt, so daß jenes einigermaßen gelöste Problem Sabud plötzlich zurücktritt gegen ein Hauptproblem Salomo und Abisag, das keine befriedigende Lösung, ja nicht einmal eine zulängliche Klarstellung findet. Außer an diesem Mangel dramatischer und gedanklicher Einheit krankt die — übrigens auch wohl zu ernsthafte — Komödie schon im zweiten Akte an gewaltsamem Überspringen von Zwischengliedern der seelischen Entwicklung zugunsten des äußeren Theateraffekts, und der Prosadialog verstimmt häufig durch schematische Anlehnung an die Bibelsprache oder durch bedenklich landläufige, mehr oder minder blumige Redensarten. Trotz alledem erweist sich Adolf Paul auch hier als nachdenklicher Geist, als phantasievoller Poet und als ein Bühnentalent, dem echtes Theaterblut, Charakterisierungsgabe und Sinn für straffe Szenenführung eigen sind: Gaben, die man zuletzt, mit ehrlichem Bedauern keine entsprechende Gesamtwirkung erzielen sieht, weil zielbewußt-klare Konzentration und überzeugende Natürlichkeit fehlen.

Hanns von Gumppenberg

Wenn der Schmied von Kochel, wie manche sagen, gar nicht gelebt hat, so ist doch leicht zu begreifen, daß die Volkspoesie ihn schuf und die Kunstpoesie ihn ausbildete als die idealisierte Verkörperung des Bauernaufstandes von 1705. Einer von ihnen, aber der stärkste, eines Sinnes mit allen, alles einsetzend für alle, „von seinen Söhnen sieben ist keiner zu Hause geblieben“ — wie ihn Hopfens große Ballade von der Sendlinger Schlacht vor uns leben läßt, so m u ß t e diese Ge-

Digitized by Google

stalt im Mythendichten der Menschen aufstehen, wenn sie das Starke und Schreckliche jener Tage mit einfachen Vorstellungen erfassen wollten. Auch den Poeten von heute, so sollte man meinen: müßt es locken, ihn so aus jener Umwelt herauswachsen zu lassen, ein Führer, wie man bei Naturvölkern einer wird: als der stärkste an Armkraft, als der feurigste an Leidenschaft, der entschlossenste an Willen. Das hätte dann vielleicht ein Stück in der Art von „Glaube und Heimat“ gegeben, alle Motive auf das Eine hin gestimmt, holzschnittmäßig klar, Volkserleben, die Sprache knapp in der Plastik und mundartlich in der Farbe.

Rueberer hat eine ganz andre Aufgabe gesehn. Gesehen hat er sie, wenn man will, als viel tiefere Tragödie, aber hat er sie auch gestaltet? Ein Bergriese, der ohne Wissen von Staat, von Land, von den Menschen, von der Zeit dem Gesichte eines „silbernen Ritters“ nachträumt, das er einmal glänzen gesehen hat, das ihm „der Churfürst“ heißt und das wiederkommen wird, um das Böse zu töten, ein halbheidnischer und halbwilder Mystiker, der von den Bauern für einen Propheten geachtet und von den andern mißbraucht wird. An und für sich ist solch eine Gestalt nichts weniger als unglaublich, und Rueberer hat seinen Balthasar auch wahrlich nicht klein erschaut. Nicht nur nach der Konzeption, auch nach mancher Einzelschönheit in der Durchbildung gibt der Uber-Urmensch-Schmied dem Werke das Beste. Aber er ist weder der Haupthandelnde noch der Hauptleidende, er trägt, er hält es nicht. Und die andern halten es erst recht nicht. Sie sind Kräfte, die mit einem Zuviel und Zuverwickelt von Motiven durcheinanderwirren. Das Ganze macht fast den Eindruck, als wären gute Konzeptionen zergrübelt und welkende Gefühle aufgestachelt, um einen in der Phantasie zurückweichenden Stoff doch noch vorzuzwingen. Reste seiner ursprünglichen Frische blinken noch wie schöne Scherben auf, dichterisch schöne, wie sie nie bei einem zu finden sind, der bloß ein Theatermann ist. Litte das Ganze nicht zu allem andern noch an dem erstaunlichen Stilzwiespalt, daß in einem sonst naturalistisch treu geschilderten Bauern-, Bürger- und Soldatenmilieu die Menschen in pathetischem Schriftdeutsch reden, so würden die Werte auch noch besser zur Geltung kommen. A

Eulenbergs „Alles um Geld“, Pentheſileaaufführungen

Berliner Theater

Es fehlte nicht viel, und Herbert Eulenbergs neues Stück „Alles um Geld“ (Buchausgabe bei Ernst Rowohlt, Leipzig) hätte bei seiner ersten Aufführung im Lessingtheater denselben Skandal entfesselt, wie vor einigen Jahren sein „Ritter Blaubart“. Zu einer Art katalaunischen Hunnenschlacht kam es auch diesmal: jedesmal, wenn der Vorhang dem wunden, qualvollen Ringen der armen Kreatur mit der kalten Welt, dem grausamen Schicksal und dem noch erbarmungsloseren eignen Selbst einen Augenblick Ruhe gönnte, hob über der dramatischen Walstatt mit Zischen und Klatschen, Pfeifen, Hohn- und Bravorufen ein Scharmützel der verneinenden und bejahenden Geister an, als handle es sich um Sieg oder Niederlage einer sittlichen Weltanschauung. Und doch kommt es zu einem solchen ethischen Bekenntnis- und

Digitized by Google

Entscheidungskonflikt hier so wenig wie in einem der früheren Stücke des rheinischen Gefühlromantikers. Auch jetzt wieder ist es nur ein Schattenspiel lyrisch-empfindsamer Phantasmagorien, das seine flüchtigen Umrisse an die bleiche Wand baufälliger Realitäten wirft. Was Eulenberg seinem Träumer und Schwärmer Vinzenz, einem Erdenpilger, der nichts ist als eine „Kreatur Gottes", an Widersachern und Gegenspielern in den Weg schickt, dieses fadenscheinige Fähnlein von Gläubigern und Wechselreitern, es sind nicht mehr als Puppen, die dem brodelnden Wirrsal seiner eignen Gefühle tief drinnen im Labyrinth der Brust die Stichworte zubringen. Es wäre ein Leichtes, diese fünf Aufzüge mit ihren viermal fünf Personen in einen einzigen großen Monolog umzuschreiben, in dem der unverbesserliche Idealist, der weichliche Selbstbetrüger, der ewig hoffnungvolle Phantast, der zärtliche Vater seiner Kinder, der souveräne Verächter seiner Gläubiger, der Märtyrer seiner Gewissensqualen schwärmt und räsoniert, philosophiert und lamentiert, flucht und wettert, sich selbst und andre mit schönen Worten liebkost, anklagt und freispricht und dies alles wiederum mit unaufhörlichen Glossen begleitet.

Was war er eigentlich, bevor er über Kopf und Kragen in diesen Wehklagebrei des tatenlosen Geschehenlassens versank? Ein Wüstling, ein Spekulant, ein Verschwender? Wir wissen es nicht. Er verliert seinen einzigen Sohn an den Tod, seine einzige Tochter an einen verheirateten Lebemann, der nicht daran denkt, ihrem Kinde einen Vater zu geben; er sieht auch dieses zweite Kind, den letzten Trost seines Alters, auf die Totenbahre sinken; er büßt seinen guten Ruf und beinahe auch seine Ehre ein, gerät ins Gefängnis und endlich in die mitleidig pflegenden Hände einer alten Dame, die sich seiner erbarmt, auch ohne daß er sie für ihr Geld heiratet, wozu er doch schon entschlossen war — und dies alles ist ihm immer nur Anlaß zu lyrischen Gefühlsergüssen, phantastischen Rodomontaden und halb gutmütig polternden, halb verzweifelt zynischen Redereien, die irre wie ein geblendetes Insekt um die glosende Flamme seines Lebensstümpfchens flattern.

Was Eulenberg noch in keinem seiner Stücke konnte, das kann er hier weniger denn je: aufbauen und zu einem Ziele leiten. Es sind edle, kostbare Elemente, mit denen er spielt; zu einer dichterischen Synthese hat er nicht Kraft noch Klarheit. Wie bei ihm das plump Alltägliche mit dem himmlisch Verklärten zusammenstößt, wie derbe Spaßhaftigkeiten mit seelischem Tiefsinn sich gatten, wie eigenst Geschautes, Erlebtes und Gestaltetes mit gänzlich Verbrauchtem, Übernommenem und Überkommenem zusammengerührt wird, dies seltsame Durcheinander von Genie und Unfertigkeit erstickt immer wieder die Hoffnung auf ein künstlerisches Gebilde, in dem sich das Vielerlei doch allein versöhnen und rechtfertigen ließe. Manchmal, wenn man selber, angesteckt von solcher Verlorenheit, die Forderungen dramatischer Architektur aus dem Auge verliert, denkt man: so ein Drama könnte Wilhelm Raabe geschrieben haben in seiner jungen lyrischen oder seiner spätern pessimistischen Periode. Dann aber sucht man nach den läuternden und tröstenden Kräften, die da hervorblühen sollen, und tut den Vergleich beschämt beiseite.

Digitized by Google

Endlich flüchtet sich in Visionen, was es bis dahin mit allen Bildern und Bildchen, die da kreisen, nicht zu einer Anschauung hat bringen können. Dem von seinem Elend an den Abgrund des Wahnsinns getriebenen Vinzenz tritt nicht nur sein eigen Selbst in den Erscheinungen des Knaben, des Jünglings und des Mannes entgegen, auch seine Gläubiger und Helfershelfer nehmen vor seinen irren Augen Gestalt an, um giftige Pfeile in sein Herz zu bohren, und schließlich weiß der Dichter, der erst neulich aller theatralischen Effekthascherei so entrüstet den Fehdehandschuh hingeschleudert hat, dem allen keine bessere Lösung, als daß der arme Kranke einen Revolver aus der Tasche seines Schlafrocks zieht, um damit sein greisenhaftes Ebenbild, alias sein körperhaftes Ich zu erschießen. Einer, der seine Belesenheit so offensichtlich zur Schau trägt wie Eulenberg, darf sich nicht wundern, wenn sich bei diesem Schuß alle Welt an Oskar Wildes Dorian Gray erinnert gefühlt hat. Doch ist es gar nicht nötig, so deutlich mit den Fingern auf die literarischen Vorbilder zu zeigen. Der Zug zum Kolportagehaften war Eulenbergs Dramen von jeher eingeboren. Wir haben — nun schon eine hübsche Weile — gehofft, er werde seiner durch eine Stählung zum Wahrhaften und Realistischen Herr werden; nun er sich mehr und mehr dem Phantastischen, dem Traum- und Spukhaften, der imaginären Welt der Romantik verschreibt, suchen seine dramatischen Anläufe von Mal zu Mal vergeblicher nach den Körpern und Seelen, die seinem ausschweifenden Gefühlslyrismus Halt und Form geben könnten....

Ich weiß nicht, ob man in diesen Sätzen über Eulenbergs jüngstes Drama trotz alledem noch die Liebe spürt, die sich durch keine neue Enttäuschung lähmen lassen möchte. Sie hat heiß und eifrig gegen jedes Wort angerungen, das wie eine Ablehnung oder Verurteilung aussieht. Aber sie fand stets nur „geniale Einzelheiten", an die sie sich klammern konnte. Ist das aber der Ankergrund für ein Schiff, das nun schon dreizehn Dramen an Bord hat und dessen Herr und Meister längst nicht mehr zu der jüngsten Generation gehört? Noch weniger möchte ich die possenhaften Schwankmotive rühmen, an denen sich andre, allzu bescheiden für die Ansprüche eines Eulenberg, redlich ergötzt haben. Wie übel stehen sie zudem den lieblich vertrauten Empfindsamkeiten zu Gesichte, mit denen der Dichter den blonden Scheitel der einsamen Susanne geschmückt hat, und wie kleinjämmerlich erscheinen sie Seite an Seite neben dem tiefsinnig-wehen Humor, mit dem der Vater, das arme große Kind, sich und die Seinen zu trösten sucht. Doch das eine ist Lyrik, das andre ist Philosophie — wo bleibt das Drama?

Die „Berliner Kämpfe", die Heinrich von Kleist zu seinen Lebzeiten am eignen Leibe durchzumachen hatte, scheinen auch vor seinem Schatten noch nicht schweigen zu wollen. Seine „Penthesilea" ruft Königliches Schauspielhaus und Deutsches Theater, alte Dramaturgenschule und neue Regiekunst in die Schranken. Dort war es Paul Lindau, der mit einer fleißigen, aufmerksamen und respektvollen Bearbeitung (bei Reclam, Leipzig) an der gärenden und brausenden Eigenwilligkeit nicht gar so unglücklich seine glättende und gliedernde Bühnengeschicklichkeit erprobte und mit der

Digitized by Google

Poppe und mit Staegemann dem Spielplan der Hofbühne die seit langer Zeit wertvollste Aufführung schenkte; hier, bei Reinhardt, bemühte sich Felix Hollaenders jedem Trotz und jeder Laune des Dichters willige Regie, das Problematische des Werkes erst recht zu entblößen. In der Eysoldt und in Moissi glaubte er dabei die berufensten und verständnisvollsten Helfer zu finden. Aber nur in der Gesamtfärbung, in allem Bildhaften gelang das kühne und verdienstvolle Experiment völlig. In der schauspielerischen Interpretation nahm die nicht bloß körperliche Schmächtigkeit der Eysoldt der rasenden Amazonenkönigin ebenso viel, wie ihre freilich nicht mehr ganz naturhafte Kindlichkeit der jungfräulichen Grazie auf der andern Seite manches Neue und echt Kleistische zu geben hatte. Und auch Moissis Achill war nicht viel mehr als ein stark mit heroischen Akzenten beladener hinreißender Sprecher; das Ironisch-Humoristische, der Anflug von reinem Torentum und knabenhaftem Übermut, der diesen hellenischen Heldenjüngling erst zu einer Kleistischen Figur macht, ließ er allzusehr verkümmern. Gemeinsam als ungemischte Freude war beiden Aufführungen nur das eine: die Wiederkehr guter Vortragskunst auch für so schwierige Verse, wie Kleist sie zu bauen liebt. Im Schauspielhaus ist es ja wohl nur wiedererweckte Tradition; bei Reinhardt aber, scheint es fast, das erste Geschenk der sonst noch immer so fragwürdigen Zirkusspielerei.

Friedrich Düsel

Zur Wagner- und zur Liszt-Literatur

Julius Kapp hat im Verlag von Schuster & Löffler in Berlin mehrere Bücher erscheinen lassen, die ernste Beachtung verdienen. Vor allem den Biographien Liszts und Wagners darf man allerlei Vorzüge nachrühmen. Für Liszt ist mit riesigem Fleiß eine Bibliographie zusammengetragen, wie sie gleich vollständig und sorgfältig noch nicht vorlag. Wagners Schriften sind zum erstenmal lückenlos chronologisch zusammengestellt und knapp erläutert, nicht minder seine künstlerischen Werke. Entscheidend aber ist ein anderes Moment. Kapp will ein wirklich objektiver Biograph sein und sich, wie Paul Moos in seinem Buch über Richard Wagner als Ästhetiker es fordert, von kritikloser Verhimmelung ebenso fernhalten wie von fanatischer Verkennung. Und freie, rückhaltlose Worte über einen großen Menschen und Künstler sollten endlich doch wirklich nicht mehr als Ketzerei erscheinen! Vielmehr ist es höchste Zeit, daß einmal ohne Voreingenommenheit geschildert wird, was bisher fast durchgehends übereinseitig beleuchtet war. Immerhin gehört dazu Mut und Takt; beides hat der Verfasser. Er darf es wagen, auch heikle Dinge beim Namen zu nennen; weil ihm andererseits niemand vorwerfen kann, daß er es an liebender Begeisterung fehlen lasse. Im Gegenteil. Er glaubt an den Komponisten Liszt so felsenfest, daß ihm nicht jedermann wird folgen können. Und ebenso hat er für Wagners Größe volles Verständnis, wenn auch manche seiner Erklärungen Widerspruch finden werden. Er steht seinem Stoffe frei und unbefangen gegenüber und erachtet seine Helden für groß genug, um sie ungefärbt und ungeschminkt vor uns treten zu lassen. Will man ermessen, was das bedeutet, so braucht man nur die neuerschienene Biographie Wagners von Ferdinand Pfohl (bei Ullstein in Ber-

Musik

Digitized by Google

lin 1911) zu vergleichen. Von allen problematischen Einzelbehauptungen abgesehen: das ganze Buch ist wiederum auf den Ton unbedingter Verherrlichung gestimmt; und wenn es Wagners Wesen stellenweise gar nicht übel schildert, so ist es doch geradezu unbegreiflich, daß der Verfasser ihm eine hervorragend altruistische Lebensauffassung zuschreibt. Wer glaubt denn das und wer *verlangt* es denn von einem, der Richard Wagner heißt? Da er doch selbst so rückhaltlos ehrlich seine Forderung ausspricht, die Welt sei ihm schuldig, was er brauche! Deswegen braucht man seinen Egoismus nicht zu schelten; denn wenn er sich selbst durchsetzt, ertrotzt er sein künstlerisches Ideal. Aber die rücksichtslose Energie, das hinreißende Temperament, die explosive Natur dieses leidenschaftlichen Menschen und Künstlers mit dem Mäntelchen des Altruismus schmücken, das heißt doch geradezu karikieren in dem Bestreben, auf ein Haupt *alle* Kronen zu stülpen. Wenn man nun noch Liszt als Egoisten brandmarken wollte, um seine gütige Schwäche zu maskieren, es wäre fast noch lächerlicher, aber um kein Haar verkehrter. Freilich, wer an dem vergötterten Meister gar keinen Schatten sehen will vor lauter Licht, der wird sich schwer ärgern. Das audiatur et altera pars wird sich aber immer mehr zu Gehör bringen; denn es stützt sich auf gute Quellen. Auch diese sind ja bisher recht einseitig geflossen und einseitig genug ausgeschöpft worden. Kapp verfügt über reicheres Material, zum Teil über unbekanntes. Wir haben allzuviel Briefe, Schriften und Äußerungen von Wagner, allzuwenig an ihn gerichtete, und wir haben sie nicht immer einwandfrei, vollständig und authentisch überliefert. Auch darin beginnt jetzt ein Wandel. Der Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt in neuer Volksausgabe (von Erich Kloß bei Breitkopf & Härtel), Kapps „Richard Wagner und Franz Liszt, eine Freundschaft“ (bei Schuster & Löffler) zeigen den Weg. Im Mai sind nun Wagners Memoiren erschienen, die er seinerzeit selbst diktiert hat. Die sind außerordentlich interessant, aber erst recht wieder einseitig, weil allerpersönlichst gehalten. Es wäre dringend zu wünschen, daß nicht nur die zahllosen Briefe von Richard Wagner fehlerfrei und lückenlos herausgegeben würden, sondern auch die an ihn gerichteten, soweit sie zu erreichen sind, vor allem die von seiner Frau Minna erhaltenen. Und was sonst dazu beitragen kann, Wagners Leben und Schaffen zu verdeutlichen, das sollte man nicht auf huldigende Gesinnung, sondern auf Zuverlässigkeit, Glaubwürdigkeit und Selbständigkeit prüfen und entsprechend verwerten. Dann erst ist eine wirklich historische Biographie möglich, nachdem eine so breite trübe Flut beinahe etwas wie eine „Rettung“ des Meisters notwendig gemacht hat; echte, nicht blinde Verehrung wird sie schreiben, und wahres, nicht halbes Verständnis wird sie fordern.

v. d. *Pfordten*

Die Eulenburgschen Liszt-Partituren

Eben recht zu den Lisztfeiern dieser Zeit kommt die Veröffentlichung sämtlicher zwölf symphonischen Dichtungen des Meisters in den bekannten Handpartituren des Verlags Eulenburg in Leipzig. Damit ist allen, die da guten Willens sind, die Möglichkeit gegeben, diese Hauptwerke Liszts sowohl daheim wie auch bei Proben und Aufführungen zu studie-

Digitized by Google

ren und sich auf Grund genauer Kenntnis, statt wie jetzt nach dem Gehörseindruck oder bestenfalls nach dem Klavierarrangement, ein Urteil zu bilden. Hierin liegt ein Verdienst, und wenn uns das Jubiläum nichts andres gebracht hätte, als diese billigen und bequemen Ausgaben, so müßte man es darum schon begrüßen, auch wenn man den geräuschvollen Säkularfesten sonst wenig Geschmack abgewinnen kann. Nicht nur die Klarheit und Sauberkeit des Notenbildes ist zu rühmen, sondern auch die literarische Aufmachung. Das Programm ist sowohl im französischen Original wie in der Verdeutschung von Peter Cornelius wiedergegeben und jedem Werk wurde eine thematische Analyse von Georg Münzer, Hermann Kretzschmar, R. v. Mojsisovics, A. Heuß voraufgeschickt. Und so ist die Eulenburgsche Sammlung berufen, so wie etwa Reclams Universalbibliothek das in literarischen Dingen getan hat, zur Hebung der musikalischen Bildung des deutschen Konzertpublikums ungemein beizutragen. Daß diese Ausgabe von Jahr zu Jahr so stattlich anwächst und bald die ganze im öffentlichen Gebrauch befindliche künstlerische Orchester-, Chor- und Kammermusik umfassen wird, deutet auf eine rege Teilnahme der kaufkräftigen Musikfreunde, stellt also unsrer musikalischen Kultur gewiß kein schlechtes Zeugnis aus. Wenn es in jedem Konzert Leute geben mag, die, diese Ausgabe in den Händen, ein wenig mit Kennerschaft renommieren wollen, so dürfen wir über dergleichen gern lächelnd hinwegsehen, da hier „der Wahn ein edler Werk“ vollbracht hat. Denn die Eitelkeit der Snobs ermöglicht wohl diese Partituren erst und ermöglicht dadurch soundso viel wahrhaft Interessierten, was ihnen sonst unerschwinglich bleiben müßte. Vor dreißig Jahren gab es viele Musiker, deren erste ihnen zu Gesicht gekommenen Partituren jene waren, die sie selber komponierten. Das wird nun anders. Und uns soll jede Maßregel herzlich willkommen sein, die den unmittelbaren Zugang zu den großen Meisterwerken eröffnet.

B

Zur Lösung schwebender „Bachfragen“

beizutragen, war eine der ersten Absichten des Eisenacher Kleinen Bachfestes unter Hermann Kretzschmars Führung. Zahlreichen Musikern aus allen Teilen Deutschlands war Gelegenheit gegeben, sich vor allem über die Frage: Cembalo oder Hammerklavier? durch vergleichende Vorführungen Klarheit zu verschaffen. Die Frage: ob Cembalo oder Hammerklavier? kann natürlich nur für die Cembalozeit gelten. An sich bedeutet das neue Klavier einen gewaltigen Fortschritt. Die Züge und Koppelungen des Cembalos ergeben interessante, aber rein äußerliche Nuancen, die den sehr fühlbaren Mangel an Anschlagunterschieden und vor allem an gebundenem Spiel nicht entfernt ausgleichen können. Der dürre, spitze Klang hat etwas Drahtnetzartiges. Die wärmsten Kompositionen erkälten sich darin. Das Instrument in alten Werken zu hören, die für Cembalo gedacht sind, wird als historische Belehrung zuweilen sehr interessant sein, besonders wenn es von einer Künstlerin wie Frau Landowska gespielt wird, zuweilen, aber nicht allzu oft. Poetenhände können dem Cembalo nicht den Gesang und die Seele geben, die sie aus dem modernen Klavier hervorzuzaubern verstehen. Ein

Digitized by Google

Werk wie die Chromatische Phantasie kommt für uns erst ganz auf dem Hammerklavier zur Geltung. Die Leitung des Bachfestes dürfte die gleiche Ansicht vertreten. Sogar die Klavierparts in den Kantaten waren nicht dem Cembalo, sondern dem modernen Flügel anvertraut. Außerordentlich belehrend war der Versuch der Originalbesetzung bei der G-dur-Sonate für Viola da gamba mit Cembalo. Hier trat die Unzulänglichkeit des alten Instrumentes am meisten hervor: seine Vorherrschaft raubte dem Streicher jede selbständige Wirkung. Sicherlich ermöglicht das moderne Klavier ein intimeres Zurücktreten und eine größere Anschmiegsamkeit. Übrigens ergab sich in diesem Falle nebenbei die Frage: Gambe oder Violoncello? Auch hier ist das neuere Instrument nach den Erfahrungen bei diesem Feste sehr im Vorteil. Vielleicht können wir die Gambe (wie auch die Viola d'amore) nicht mehr meistern; wahrscheinlicher ist es, daß das Bessere hier der Feind des Guten geworden ist. Auch in der Zephirus-Arie (des dritten Konzertes) hat sich das bemerkbar gemacht.

In der letzten Kammermusik gab es auch einige Bachische Zöpfe. Auf die Gefahr hin, für rückständig oder unverständig erklärt zu werden, getraue ich mich, zum Beispiel die Zephirus-Arie (aus dem „Zufriedengestellten Aolus") und das fast komisch wirkende, zum mindesten musikzierfreudig naive Duett „Wir eilen mit schwachen, doch emsigen Schritten" (aus der Kirchenkantate: „Jesu, der du meine Seele") für Zöpfe des unvermindert großen Sebastian zu halten. Manchmal hat eben auch das große B geschlafen. Vor allem meine ich, hüpft und klettert seine Musik nicht selten (in den zopfigen Stücken natürlich nur), wo wir Nachgeborenen ein Schwimmen erwarten. Dies In-Musik-schwimmen (Meister: Mozart und Wagner) erscheint modern. Aber Sebastian selbst hat herrliche Beispiele dafür gegeben, besonders in der Hohen Messe, in den Passionen und Brandenburgischen Konzerten. Für diesmal aber wurde er überboten durch Arcangelo Corelli, dessen Conzerto grosso Nr. 8 (Weihnachtkonzert) einer der tiefsten Eindrücke des Festes war: eine Komposition, in der Wärme der Empfindung, Sinnlichkeit des Wohllautes und Leichtigkeit spielender Gestaltung in glänzendem Wettstreit stehen. Friedrich Brandes

Bildende Kunst

Originalholzschnitte usw.

herzustellen, daran dachten vor wenigen Jahren noch höchstens ein paar „ausgefallene Außenseiter". War man denn nicht heilfroh, durch die Technik der Strichätzung der ganzen mühseligen Holzschneiderei überhoben zu sein, die dabei noch so wenig angesehen war, daß sie sich gebildeterweise Xylographie nennen mußte? Man zeichnete eben nun mit Feder und Tusche schöne scharfe Striche für rein Schwarz-Weiß, und so war's recht.

Es ist für das allermeiste auch heute noch so recht. Von Illustrationen wissenschaftlicher oder sonstwie praktischer Art abgesehn: es ist überall da recht, wo die Übertragung als solche verschwinden soll, wie ja zum Beispiel die Strichätzung sogar einen Originalschnitt selber ebenso tadellos wie eine Federzeichnung oder eine Silhouette überträgt. Die meisten Strichholzschnitte der damaligen Zeit (von den Tonschnitten reden wir heut nicht) hatten ohnehin keinen höheren Ehrgeiz, als ihre Vorlage „facsimile" zu übertragen

Digitized by Google

— auf eigene Werte verzichteten sie von vornherein. Aber der künstlerische Holzschnitt hat eigne Werte. Gerade so, wie die wirklich geschnittene Silhouette, von der wir jüngst sprachen, noch mehr (weil das Material hier das gleiche und nur der Endzweck verschieden ist): wie die Holzschnitzerei, von der uns neulich (XXIV, 21) dell' Antonio gesprochen hat.

Man sehe sich Bosserts „Kühe auf der Weide" an. Kommt nicht ein eigentümliches Behagen über uns, wenn wir erst bemerken, wie da Messer und Holz überall mitwirken? Mit der Feder ließen sich diese Striche und Flächen zur Not ja auch imitieren, aber hier fühlen wir: das ist wirklich Schnitt und Stich, und ganz leise kommt in unser Bewußtsein eine „Einfühlung", als arbeiteten wir selbst mit des Künstlers hohem Können im Material herum, als arbeiteten wir ein Bild aus dem Holze heraus, wie Michelangelo aus dem Stein herausholte, was er in ihm fühlte. Der Reiz des Materials „Messer" und der Reiz des Materials „Holz" vermischen sich in uns, verwachsen in uns mit dem Reiz der Naturwiedergabe. Man blicke auf den Kopf von Hänny, über welchen Künstler hier neulich (XXIV, 24) Oechelhäuser mit einem eignen Aufsatze sprach, dem ja noch mehr Hännysche Originalholzschnitte beigefügt waren. Man achte darauf, wie der Künstler die verschiedenen Stellen im Gesicht, Nacken, Haar dieses Mannes ganz verschiedenartig mit Messer und Holz in eines gefühlt hat. Klemms „Platzregen" läßt uns in seiner Komposition an die Japaner denken. Wie verblüffend lebendig ist da alles bei fast silhouettenmäßiger Einfachheit — und wie fühlt man doch auch hier die Holzplatte mit! Schon wer diese Blätter vergleicht, wird zugeben: von einer Einförmigkeit des Originalholzschnitts kann keiner reden, auch wenn er nur von ganz stilgerechter Schneidekunst spricht. Diese markig kraftvolle Urkunst aller Hochdrucktechniken läßt der freien Handführung die reichsten Möglichkeiten, ohne daß man deshalb im mindesten nach schlechter Weise zu versüßeln und verwitzeln brauchte. Schließlich aber vergleiche man noch einen Farbenholzschnitt, wie wir im vorigen Heft einen nach Thiemann brachten, der auch in diese Beispielreihe gehört. Der bringt wieder neue Möglichkeiten hinzu. Nicht bloß die der Farbe an sich. Wie reizvoll wirken beispielsweise bei Thiemann die Unregelmäßigkeiten des Stoffes in der Tonplatte mit! Trotzdem übernehme ich keine Bürgschaft dafür, daß sich's nicht bei Thiemann „eigentlich" um einen Linoleumschnitt handle. Aus dem Abdruck ist das mit Sicherheit nicht zu schließen, wir hätten sie erst, wenn wir die Holzmaserung erkennten. Die Japaner und nun auch manche Deutsche lassen auf der Tonplatte diese Holzmaserung bewußt und mit gutem Erfolge mitspielen.

Wer's genau nimmt, wird sich überhaupt auf diesem Gebiete vor Täuschungen hüten müssen, vor absichtlichen durch andre wie vor unwillkürlichen durch sich selbst. Die Techniken sind heut nach Materialien, Instrumenten und Anwendungsweisen so mannigfaltig und vermischen sich auch so oft, daß selbst der Fachmann sich durchaus nicht vor jedem Blatt „auskennt". Dabei sind Bezeichnungen wie „Holzschnitt" zu Sammelnamen geworden, unter die man auch die Linoleumdrucke mitunter nur einreiht, um das un-

Digitized by Google

unterrichtete Publikum unverwirrt wenigstens an die nächstverwandte Technik zu erinnern, die's einmal kennt: den Holzschnitt. Es braucht sich keiner zu ärgern, wenn er beim ersten Ansehn auch Engels' Blatt mit Don Quichotte und Sanchos Hopplaritt über Stock und Stein für einen Originalholzschnitt hält, auch dem Schreiber dieser Zeilen ist das geschehn. Man muß eben länger hinsehn. Dann stutzt man, ob es wirklich das Messer ist, was hier so lustig „turnt", und nicht etwa Feder oder Pinsel. In Wahrheit haben wir mit Engels' Blatt eine Zeichnung vor uns, die bewußt der Ätzung vorarbeitet, indem sie deren besondere technische Reize herauszulocken sucht. Das ist natürlich auch nicht bloß einwandfrei, sondern förderlich. Wir haben ja zudem schon Originalätzungen in Zink wie in Kupfer.

Es scheint, der Originalholzschnitt steht vor einem tüchtigen Aufschwung in Deutschland. Wir werden bald weitere Beweise davon zeigen, auch sehr schöne farbige. Möge den Künstlern nicht nur ein kleiner Kreis von Mitkünstlern und Kennern auf ihren Wegen folgen!

Die Blätter nach Klemm, Engels und Bossert sind dem eben erschienenen neuen Jahrgang des Kalenders „Kunst und Leben" (Verlag von Fritz Heyder in Berlin) nachgebildet, den wir wegen seiner Handzeichnungen schon wiederholt und warm empfohlen haben. Wir empfehlen ihn wiederum als den weitaus besten aller Abreißkalender ähnlicher Art für jeden, der täglich einmal etwas hübsches Bildliches in einer künstlerischen Handschrift „lesen" will.

Moderne Glasgemälde

Zu der Ausstellung bei Keller und Reiner in Berlin

Farbe ist Trübung. Goethe erkannte es (wie vor ihm Lionardo); und Faust, nach Aufklärung dürstend, empfand es qualvoll, wie „das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht". Wohl, gemalte Scheiben trüben das Licht, aber: sie trüben es göttlich, zur Zeugung, zu höherer Wiedergeburt; sie dämpfen es als physisches Licht, um es zu steigern in metaphysische Glut. In der Mystik ruhen die Wurzeln dieser Kunst, und so mußte ihre Blüte auch in der Gotik sich am herrlichsten entfalten. Aber wenn die farbigen Fenster im gotischen Dom Geist vom Geist dieser Architektur waren, so waren sie zugleich auch Fleisch von ihrem Fleisch; die Glasmosaiken waren selbst ein Stück Architektur, waren Wand, waren Raum begrenzende, Raum schaffende Mittel. Ihr dämpfendes Wesen war nötig, um diese durchbrochene Architektur räumlich zu schließen, aber ihre entzündende, ihre entrückende Macht wirkte dann doppelt, den Raum zur Unendlichkeit zu illusionieren. In solchem Zwiegefühl liegt das Wesen des Räumlichen: Raum ist Begrenzung, und Raum ist Luft. Und in Verhaltenheit und Inbrunst wird auch die Seele zum Raum. So wirkten die farbigen Fenster mit an jener Architektonik der Seele, die in Einfalt und Empfindungsweite ewig bewundernswert bleiben wird.

Wie die Kunst der Fenstermalerei in den folgenden Zeiten verfiel und entartete, braucht nicht weitläufig demonstriert zu werden. War sie mitbegriffen in der allgemeinen Desorganisation des Monumentalen, des Dekorativen, des

Digitized by Google

Geschmacks in Linie und Farbe, so waren ihr überdies noch auf der einen Seite die geistigen Quellen versandet in den Zeiten des Rationalismus und platt naturalistischer Aufklärung, und auf der andern Seite hatte die berühmte „technische Erleichterung“ das ihre getan, um den letzten Rest von Stil und Hoheit zu vernichten, der „Reichtum“ technischer Instrumentierung überwucherte und erstickte die musikalische Seele. So wurde das Glühende zur Buntheit, und die von Bleiruten gebändigte Entrücktheit wurde zur Leerheit, die aller Fesseln spottete. Bis dann das geliebte Genrebild auf die Scheibe schwebte, einfach mit dem Pinsel draufgemalt, oder, zur Krönung des Verfalls, als „Diaphanie“. Wir haben bebilderte Kirchenfenster gesehen, die nur noch ein Hohn auf alles Sakrale waren, und sahen den Trompeter von Säckingen diaphanisch aufgeklebt gefühlvoll in die deutsche Bürgerstube blasen.

Wie aus solchem Tiefstand die Glasmalerei sich wieder erheben konnte, braucht auch nicht weitläufig demonstriert zu werden. Mit dem Wiedererwachen des Geschmacks überhaupt, des dekorativen Gefühls, des architektonischen Gewissens, der technischen Ehrlichkeit mußte auch die Glasmalerei wieder den ersten Strom bekommen. Sie besann sich auf ihren Ursprung, ihre geistigen und technischen Bedingungen, auf ihr Material und ihren Zweck. Sie besann sich, daß sie weniger Malerei als Architektur, und daß sie vor allem Glas sei, in Verbleiungen gehaltene Glasmosaik. So fand sie ihr Stilgesetz wieder und die Lebenskraft, die eben nur in Begrenzungen zeugend wird. Die Besinnung war nicht nur bei den Künstlern, sondern auch bei den Technikern, sie fanden sich wieder zusammen. Der Künstler lernte wieder aus der Technik heraus zu empfinden, und der Techniker fühlte sich als der verantwortliche Träger der künstlerischen Beseeltheit. Aus dem Wesen des Glases, aus der Transparenz fand man wieder zur tiefen, leuchtenden Stimmung der Farbe, und aus dem Bleinetz und architektonischen Rahmen zur Weihe des Rhythmus. Man braucht nicht puritanisch zu sein in den Mitteln, wenn man künstlerisch gezügelt ist, und so nahm man zur Transparenz des gebrannten Farbglases auch die Opaleszenz und das Opak, Schwarzlot und Schmelzgelb, alle Dinge, die mit dem Glase eine organische Einheit eingehen nicht müssen, aber doch können. Aber alles Erregende, Schöne, Glühende und wieder den kühleren Perlmutterglanz des Grisaille, der Dämpfungen, Schattierungen, Dämmerungen, alles eingefangen in *eine* blühende Andacht. Andacht, das Wort ins Ästhetische übersetzt heißt Simplizität, Ruhe; ins Metaphysische Ewigkeit, species aeternitatis.

Die Höhe ihrer Gotik wird die Glasmalerei allerdings kaum wieder erleben. Dazu bedürfte sie der tiefen religiösen Inbrunst, die unsrer Zeit doch kaum zurückkehrt; so wird sie wenigstens als eigentliche Sakralkunst, trotz Melchior Lechter und seiner heiligen, hohen Flamme, sich bescheiden müssen. Aber als Profankunst sehen wir sie ihre Blüte schon neu und reich sich entfalten und zwar über den ganzen Umkreis dieses Gebietes. Vom höchsten Monumentalen bis zur leise blühenden Zier, vom reinen Symbol, das das Thema der Wirklichkeit nur gleichsam musikalisch paraphrasiert, bis zur beseelten

Digitized by Google

Realität, vom Höchsten des Gegenstandes bis zur Idylle. Zur Idylle mit dem Ewigkeitsdurchblick. Denn der muß in allem dieser Kunst sein, in ihrem Gehalt; wie die Ruhe in der Form. Raum wirkend, im Großen, Öffentlichen, wie im Häuslichen, Heimlichen. In der Architektur und in der Seele.

Diese Ausstellung (der Künstlerbund für Glasmalerei und die Berliner Werkstätten von Heimersdorff sind die Veranstalter) ist wie ein blühender Strauß der mannigfachsten Blumen, um die sich doch das eine Band einer im letzten Grunde gleichen Andacht und Freude schlingt. Ungers Monumentalität, Behrens' Strenge, Heinrich Vogelers Minnigkeit, die Glut der neuesten Koloristen, der Pechstein, Cesar Klein und Bengen; Lehmann-Steglitz mit der zierenden Freude seiner Blumen und Landschaften und Bernhard Jäger mit dem leisen Ewigkeitston seiner Idyllen.

Diese letzteren, die Kleinkünstler, die für den Wohnraum schaffen, deren Bilder nicht einmal eingelassen, sondern nur verständnisvoll gehängt zu werden brauchen, möchte ich doch nebenbei auch recht dringend empfohlen haben. Diese Bilder kosten keine Welt, im Gegenteil, wenn man die Kosten ihrer Herstellung bedenkt, staunt man über ihre Billigkeit. Ich verspreche mir von der Einbürgerung guter Glasmalerei sehr viel für die Kultur des Raumes. Um es noch einmal zu sagen: des Raumes sowohl im architektonischen wie im seelischen Sinne. Erich Vogeler

Heimatpflege

Für die Erhaltung der alten Stadtkerne

gab Cornelius Gurlitt auf dem Denkmalpflegetag in Salzburg wertvolle Anregungen.

Es ist, so führte er aus, in fast allen größeren Städten eine Erscheinung festgestellt, die man die Aushöhlung des Stadtkernes oder die Cityhildung nennt, nämlich ein starker Rückgang der Bevölkerung in den Stadtteilen in der Mitte, der dadurch entsteht, daß nach und nach immer mehr Wohnhäuser als Geschäftshäuser benutzt oder nach Abbruch durch solche ersetzt werden. Dieser Vorgang hat eine Begleiterscheinung, nämlich, daß in die der Bewohner beraubten Stadt am Tage um so mehr Personen zuströmen: die Angestellten der Ämter und Geschäfte, die Käufer, die Vermittler des Transportes der Waren. Während also einerseits die Zahl der im Stadtkerne Wohnenden abnimmt, steigert sich die Zahl der dort Verkehrenden. Da nun der Stadtkern zumeist jener Teil ist, der im Mittelalter angelegt wurde, und bis ins 19. Jahrhundert hinein von einer beengenden Festungsmauer umgeben war, also die „Altstadt" mit ihren für ganz andre Verkehrsverhältnisse berechneten engen Straßen und ihren, modernen Anforderungen nicht angemessenen Bauten, so zeigt sich bald der Wunsch, nicht nur alte Häuser durch neue zu ersetzen, sondern auch die Straßen zu erweitern, Durchbrüche zu schaffen usw. Die neuen Bauten, die auf besonders teurem Gelände errichtet werden, widersprechen in ihren Formen den alten Nachbarbauten, sie entstellen das Stadtbild. Durch die Straßenerweiterungen werden ganze Straßenfronten dem Abbruch geweiht. So verschwindet die alte Stadt mit ihrem Reiz mehr und mehr. Mit ihr verschwindet der Kleinbürger, der durch den kapitalstärkeren Großhandel verdrängt wird. Endlich kommt es so weit, daß die Reste der Altstadt nur als Hemmnisse

Digitized by Google

einer modernen Entwicklung erscheinen, und nun werden sie vollends beseitigt. Die Mittel, den Gang dieser auch volkswirtschaftlich nicht erfreulichen Entwicklung aufzuhalten, sind zumeist nicht wirksam genug. Nur einzelne Städte haben rechtzeitig wenigstens für gewisse Teile ihrer alten Bezirke sichere Schutzmaßregeln getroffen. Und das obgleich die deutsche Gesetzgebung den Städten eine ästhetische Polizei ermöglicht, mittels der zwar nicht gesagt werden soll, wie zu bauen ist, wohl aber, wie nicht gebaut werden darf. Diese Gesetze beziehen sich auch auf die die Stadt entstellende und dadurch ihre Zerstörung vorbereitende kaufmännische Reklame. Die Städte haben sich nur in einzelnen Teilen des Reiches der ihnen zugebilligten Rechte in ausgiebiger Weise bedient. Unter dem Drucke der geschilderten Verhältnisse fährt man also in der Umbildung der Altstädte fort. Es ist aber eine irrige Hoffnung, dadurch die Verkehrsverhältnisse zu verbessern. Man schafft nur immer neue Komplikationen. Enge Straßen vermögen sehr viel zu leisten, wenn in ihnen gute Ordnung herrscht. Durch entsprechende polizeiliche Verfügungen (deren ja selbst die verkehrsoffensten Städte nicht entbehren können), namentlich durch Ausschluß des schnellfahrenden Durchgangverkehrs, kann in vielen Fällen die Erhaltung der Altstadt erleichtert werden.

Gurlitt befürwortete deshalb, die Altstädte verkehrstechnisch aus der Gesamtstadt herauszuschälen, nicht wie bisher den Verkehr in sie hineinzuführen, sondern ihn, soweit er nicht unbedingt dorthin gehört, fernzuhalten. Besser noch als die Polizei kann das freilich der Städtebau. Namentlich in Städten, die noch eine nicht völlig ausgebaute Zone um den Kern haben, muß die Aufmerksamkeit auf die Linien gerichtet sein, die Vorstadt mit Vorstadt unter Umgehung des Kernes verbinden, nicht aber, wie bisher geschehen, die, die den Verkehr durch die Altstadt hindurchführen.

Vorläufig will der Städtebau von der konzentrischen Linienführung immer noch nicht loskommen, durch die dem Zentrum Aufgaben gestellt werden, die es nicht erfüllen kann. Wenn erst die Schäden der übertriebenen Verkehrskonzentration allgemein anerkannt sind, wenn erst das ganze System der möglichen Maßnahmen technisch durchdacht sein wird, dann darf man auf Erhaltung der Altstädte hoffen. Es sei verfehlt, in dieser bloß eine Frage der Denkmalpflege und des Heimatschutzes zu sehen: Viel wichtiger noch sei die soziale Seite, nämlich die Erhaltung der Möglichkeit auch für den kleineren Händler und Handwerker, im Handelsmittelpunkt sich anzusiedeln oder zu behaupten.

Die Bedeutung der Qualitätsarbeit

Handel und Gewerbe

Die Wissenschaft vom wirtschaftlichen Leben ist noch jung, aber ihre Kindheit ist vorüber. Man hat sie lange genug ungebunden in der freien Natur sich tummeln lassen. Die Erscheinungen der Welt mit glücklichen, immer empfangsbereiten Sinnen unmittelbar, intuitiv und naiv in sich aufnehmen lassen. Jetzt sitzt sie schon seit Jahren mit ihren älteren und ältesten Schwestern auf der Schulbank; gelehrte Herren mühen sich ab, ihre sinnlich-anschaulichen Kenntnisse durch abstrakte, begrifflich-philosophische Erkenntnisse zu ersetzen, und aus dem muntern, frischen, blühenden Naturkinde ist ein feierlich-ernstes, bleiches, müdes

Digitized by Google

Kulturwesen geworden. Man lese nacheinander je einige Seiten in Henry Georges „Fortschritt und Armut“ oder Adam Smiths „Reichtum der Nationen“ und in irgendeinem Werke eines modernen gelehrten Nationalökonomen, dann läßt sich ungefähr übersehen, einen wie weiten Weg die Wirtschaftswissenschaft bereits von der ursprünglichen sinnlichen zur wirklichkeitfremden, abstrakten Seinsauffassung zurückgelegt hat. Schon hat sie es gelernt, vom handelnden Menschen im wirtschaftlichen Leben fast ganz zu abstrahieren. Der wollende Mensch ist für jede abstrakte Wissenschaft ein unbequemes Ding, das man am besten gänzlich ignoriert, und wie mancher Mediziner die Krankheit, mancher Jurist das Verbrechen vom Träger der Erscheinung im Geiste absondert, so sondert der gelehrte Nationalökonom die Arbeit von dem Arbeiter, um sie als ein Ding für sich betrachten zu können. Man betet schließlich das Geschöpf anstatt seines Schöpfers an.

Es waren „Laien“, die der Wirtschaftswissenschaft beistanden, als sie geboren wurde, als sie gehen und sprechen und in der Welt sich zurechtfinden lernte; die Gelehrten nahmen sich ihrer erst an, als sie entwickelt genug war, daß ihre Fortbildung ohne besondere Anstrengung bewerkstelligt werden konnte; und heute sind ihre besten Förderer und Pfadfinder immer noch „Laien“. Zahlreiche abstrakte Theorien gibt es, die die mannigfaltigsten Erklärungen über den Begriff Arbeit geben, um aber wahrhaft zu verstehen, was qualifizierte Arbeit ist, muß einer Menschen des praktischen Lebens kennen, und darin weiß in der Regel wieder ein „Laie“ besser Bescheid als ein zünftiger Gelehrter. Friedrich Naumanns Buch: „Neudeutsche Wirtschaftspolitik“, das jüngst in dritter veränderter Auflage erschien, zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß es den Wert der qualifizierten Arbeit für die deutsche Volkswirtschaft in das rechte Licht setzt. „Masse ohne Steigerung der Arbeitsqualität wird zur Last, denn auch bei der Warenherstellung gibt es etwas, was dem sinkenden Bodenertrage gleicht, nämlich die Wahrheit, daß alle einfache und ungelernte Arbeit die Tendenz hat, so billig wie möglich bezahlt zu werden, da jeder sie nachmachen kann. Nur Waren, die nicht jeder nachmachen kann, erleichtern das Dasein eines Volkes. Was sich in der Welt bezahlt macht, ist stets nur die höhere Qualität. Höhere Qualität der Ware ist aber nicht möglich ohne höhere Qualität der Arbeitskräfte, und zwar aller Arbeitskräfte. Die gute Arbeit muß Volkscharakter werden.“ In dieser Hinsicht ist nach Naumann noch außerordentlich viel zu tun; denn bei der Ausdehnung der Verkehrsmittel steigt der Weltbedarf an guter hochstehender Lebensausstattung mit jedem Jahre, und wir können unsre ältere Bildungskultur in nichts so gut anlegen als in denjenigen Waren, die den größten seelischen Arbeitswert in sich zu sammeln vermögen, weil sie mit diesem Arbeitswert gleichzeitig an Geschmacks- und Marktwert gewinnen.

In diese Richtung wirtschaftlichen Strebens drängten uns übrigens auch die Grundnöte gerade der deutschen Volkswirtschaft, denn sie bestehen darin, daß wir (abgesehen von Kohle, Steinen und Erden) arm an Rohstoffen sind und deshalb bei wachsender Volkszahl einen immer größeren Teil unsres Materialbedarfs vom Auslande kaufen müssen. Dieser Kauf kann auf dreierlei Weise erfolgen:

Digitized by Google

Durch Zinsen der von Deutschland im Ausland angelegten Kapitalien, durch Vergütung internationalen Transports, durch Verkauf von Waren.

Von diesen drei Erwerbsmöglichkeiten ist die erste dadurch begrenzt, daß die Kapitalbildung bei uns zwar erfreulich fortschreitet, aber mit der Kapitalbildung von England und Nordamerika nicht gleichen Schritt halten kann. Die zweite ist ihrer Natur nach beschränkt. Unser Haupterwerb ist unsre Ware. Wir sind das geborne Land für Fertigfabrikation. Nun bleiben aber Völker, die sich auf die Herstellung solcher Waren verlegen, die überall und mit jeder Art von Arbeitskräften hergestellt werden können, im Knechtszustand. Alle Arbeiterbewegung ist im Gebiet solcher Waren grundsätzlich erfolglos, da sich jede Lohnsteigerung in Absatzverminderung umsetzt und nur die Konkurrenz bedürfnisloserer Nationen stärkt. „Diese Art von Waren müssen wir abzuschieben suchen, was aber nur in dem Maße gelingen kann, als wir die Voraussetzungen für die höhere Art von Waren bei uns herstellen. Diese Voraussetzungen sind teils ästhetischer, teils moralischer, teils volkswirtschaftlicher Natur. Wir müssen als Volk im Ganzen den Satz begreifen und uns in Fleisch und Blut übergehen lassen, daß nur der höhere Mensch höhere Waren schaffen kann. Im Wirtschaftsideal der gehobenen Fertigfabrikation liegt also gleichzeitig ein großes Willensziel für das deutsche Menschentum überhaupt."

Woher rührt das bleiche Aussehen, das die Textilbranche bei uns im ganzen hat? In ihr ist die geringste Heimarbeit, die billigste Frauenarbeit zu Hause. Calwer berechnet nach den Ausweisen der Berufsgenossenschaften für 1906 den Jahreslohn im Textilgewerbe auf durchschnittlich 765.12 Mark und in der Bekleidungsindustrie auf 899.28 Mark! Beinahe die Hälfte der arbeitenden Kräfte ist weiblich. Eine Besserung ist nur zu erwarten, wenn die Ansprüche im Inland gesteigert werden. Es ist volkswirtschaftlich eine große Torheit, ein Volk mit minderwertigen Geweben zu bekleiden, eine Vergeudung von Arbeit und Materie. Wir könnten mit weniger Ausgaben besser gekleidet sein, wenn unser Geschmack solider wäre. Dann würde das einzelne Stück mehr kosten, die Gesamtausgabe aber sich vermindern. Das gleiche gilt für die Holzindustrie. Der Durchschnittslohn für Arbeiter in Holz- und Schnitzstoffen ist kleiner als im Baufach; er beträgt 944.94 Mark im Jahre. Das ist die Folge einer grenzenlosen Verschleuderung von Material. Ein großer Teil unsrer Bevölkerung wohnt zwischen hölzernem Plunder; erst dann aber kann unser Volk auch für die Ausfuhr Großes, Mustergültiges leisten, wenn es bei sich selber alles schlechte Hausgestühl als unerträglich empfinden gelernt hat. Das bezieht sich nicht nur auf das Material, sondern auch die Form; denn es ist bei vielen Gebrauchsgegenständen unzweifelhaft, daß sie nur dann lange im Gebrauch bleiben, wenn sie mit ihrer äußeren Erscheinung einen bleibenden Gefühlswert bieten. Welcher Hausrat kommt aus allen Auktionen immer wieder in die Höhe? „Nur der, bei dem Güte der Materie und Klarheit der Form zusammentreffen!" antwortet Naumann. Welche alten Gläser und Porzellansachen existieren noch? Welcher Gold- und Silberschmuck hat festen Erbwert? Welche Häuser läßt man stehen?

Digitized by Google

Welche Gärten brauchen nicht verändert zu werden? Die Antwort ist immer dieselbe: „Die erhöhte seelische Arbeit, die in die Materie hineingetan wurde, ist der sicherste Schutz vor Vernichtung."

„Die Ausfuhr kann nur gehoben werden, wenn die heimische Sitte sich hebt und zur Verkünderin eines besseren Stils für die Kulturwelt von uns abhängiger Völker wird." Das ist es, was wir in mancher Hinsicht noch nicht begriffen haben, und worin uns oft die Engländer zum Muster dienen können. Man vergleiche auf Reisen die Ausstattung einer deutschen und einer englischen Familie in bezug auf Koffer, Schirme, Hüte, Mäntel, Kleider, Schuhe, Wäsche, Schmucksachen! Und erst die Wohnungseinrichtungen hüben und drüben! Man kann dann Studien machen, die für den Deutschen vorläufig noch unerfreulich, aber heilsam sind. „Wir stellen her, um wegzuwerfen, wir verderben uns selbst die Liebe zu Dingen, mit denen wir leben sollten, und damit verderben wir uns das Geschäft, das große volkswirtschaftliche Geschäft der deutschen Ausfuhr. Nur ein Volk, das seine Materie liebt und achtet, kann volkswirtschaftlich groß sein. Man denke doch nicht, daß über die Zukunft der deutschen Ware nur der Preiskatalog entscheidet! Jeder Deutsche, der auf Reisen geht, ist ein Stück Musterlager. Man sieht ihn und sagt: so sind die deutschen Sachen! Jedes deutsche Gasthaus, in das ein Engländer oder Amerikaner einkehrt, dient als kleine Ausstellung: so sind die Fabrikationen dieses Volkes! Und man kann keine solid ausgestatteten Reisenden und keine einfach guten Hoteleinrichtungen vor der übrigen Welt vorzeigen, wenn nicht die ganze dazu gehörige Kultur über das Stadium der Herstellung von Unwerten hinweg ist."

Otto Corbach

Bei der Mannschen Stiftung,

die Buschmann im zweiten Septemberheft mit der Mahnung zur Vorsicht, aber doch mit Anerkennung von Manns persönlichem Verhalten besprochen hat, scheint es fast, als hätte da unser Mitarbeiter in der allerbesten Gesellschaft von Autoritäten wie Schmoller an *eine* Möglichkeit nicht gedacht, an die man freilich auch nicht gut denken *konnte*. Die *Hauptlieferantin* der „Gesundheitszentrale", also der Quelle, aus welcher die Wohlfahrtsgelder fließen werden, soll nämlich mit dieser einen Vertrag auf nicht weniger als vierzig Jahre abgeschlossen haben, der die Zentrale verpflichtet, diese ganze Zeit hindurch all ihren Bedarf in den betreffenden Erzeugnissen *nur von ihr* zu beziehen. Das würde aber, wie die Dinge liegen, bedeuten: in dem Maße, wie die Wohlfahrtszentrale nach der mächtigen Reklame mit ihrer Uneigennützigkeit gedeiht, gedeiht auch das Vermögen — der Familie *Mann*.

Stimmt das? Wenn ja, so steht allerdings Herr Mann plötzlich in sehr heller, aber in wesentlich veränderter Beleuchtung da.

Gesellschaft

Öffentliche Taktlosigkeiten

Angenehm zum Anfassen sind sie ja nicht. Aber ich möchte heut doch zwei von jener großen Straße aufheben, über die so viele Leute laufen. Nur als Beispiele.

Die Leidensgeschichte des Ingenieurs Richter kennt jeder, schon aus dem Inhalt seiner wenigen ersten Telegramme war so viel zu lesen, daß ein Mensch von Takt wußte: zieh dich von dem Geretteten nun zurück. Das einzige, was

Digitized by Google

verständigerweise getan werden konnte, hat die „Frankfurter Zeitung“ getan, indem sie wiedergab, was Richter wiedergegeben wünschte. Wünschte Richter auch, für die Sensationspresse möglichst frisch nach der Entlassung photographiert zu werden? Wünschte er, als er, nach dieser Trennung, zum ersten Male wieder neben seiner Gattin im Wagen saß, so „klischiert“ zu werden? Unsre Reporter-Photographen werden nachgerade aufdringlich wie die Schmeißfliegen. Aber auch der Empfang selber und die Begleitung vom Bahnhof heimwärts durch die „begeisterte“ Menge muß, nach den Bildern, ein Muster von Taktgefühl des Publikums gezeigt haben.

Zweitens: Für nächsten Frühling sieht eine beliebte Prinzessin wieder einem „freudigen Ereignis“ entgegen, für nächsten Frühling, und jetzt schon erfahren wir's. Von jetzt bis zum nächsten Frühling wird die junge Dame den Blicken der Interessierten, als nunmehrigen Eingeweihten, schaugestellt bleiben. Um einen Thronfolger handelt sich's nicht, welches Interesse hat die Öffentlichkeit daran, „das“ zu erfahren und schon jetzt? Ist dieser Hofklatsch widerlich taktlos oder gibt es zu seiner Bezeichnung ein höflicheres Wort? A

Glaube, Heimat, Tanzvergnügen

Wir tun den Vorstadt- und Schützenhaustheatern doch unrecht, wenn wir meinen, ihr literarischer Ehrgeiz reiche über das „Weiße Rößl“, die „Ehre“ oder die „Waise von Lowood“ nicht hinaus; und doppelt, wenn wir sagen, die Herrichtung ihrer theatralischen Veranstaltungen entbehre den Reiz der Stimmung. In einem Vorort im Norden Berlins wird zurzeit Schönherrs „Glaube und Heimat“ gespielt. Und der Theaterzettel verkündet:

> **Hubertussäle.**
> Heut und die folgenden Tage
> **„Glaube und Heimat“**
> Die Tragödie eines Volkes in fünf Akten.
> Während der Pausen:
> Tanz im kleinen Saal.

Recht, Kultur, Schule

Vom Recht

„Ihr habt die Welt zerstückt, die Stücke zugeschliffen — die Welt bleibt doch was mehr als Summe von Begriffen.“

Was mehr, das eben läßt sich nicht begreifen — mit dem Verstande, aber es läßt sich anschauen — mit den Sinnen. Begreifbar ist die Welt immer nur in Teilen, aber natürlich in engeren oder weiteren, mit ärmerem oder reicherem Inhalt.

Wir sind nun der Überzeugung, daß die Begriffswelt, mit der unser Menschenverstand arbeitet, ein um so besseres Hilfsmittel für unser individuelles und soziales Leben sein wird, je weiter und je reicher sie greift.

Daher gilt auch für die Begriffswelt der Veränderungsgedanke. Sie ist nicht etwas ein für allemal Feststehendes, sondern wie der Vergröberung und der Verflachung so auch der Verfeinerung und Vertiefung fähig.

Wenn wir nun heute nach einer Veränderung (Entwicklung) in der zweiten Richtung streben, so wird es wichtig sein, daß wir von vornherein unsre Begriffsbildung, unser Begriffsleben auf diese Richtung einstellen. Tun wir das? Tut's insbesondere die Schule?

Die Erfahrungen, die ich als Dozent mit Studenten gemacht habe, belehren mich, daß von seltenen Ausnahmen abgesehen, die höhe-

Digitized by Google

ren Schulen auch heute in dieser Beziehung nicht das Nötige tun (wie es mit den Volksschulen steht, weiß ich nicht), und mein Ergebnis ist, daß die Blüte unsrer Jugend von den höheren Schulen zwar eine gewisse Neigung und Fähigkeit mitbringt, begrifflich zu denken, aber weder die Neigung noch die Fähigkeit, denkend zu begreifen. Wenigstens nicht eine wache Neigung; denn wo vorhanden, schlummert sie mangels Anregung, auch wohl gar wegen Unterdrückung.

Es ist immer derselbe Tatbestand: wenn ich ihnen fertige Rechtsbegriffe ins Gedächtnis gebe, so sind sie wohl imstande, auf die unterzuordnenden Tatbestände die gehörigen Schlüsse zu ziehen. Aber wenn ich ihnen die und die Gesetzesstellen vorlege, mit ihnen durchspreche und sie nun auffordere, aus dem Stoff den Rechtsbegriff herauszudenken, so versagen sie bis auf ganz wenige.

Diese Art und Weise ist nun aber der eigentliche Grund, aus dem — oder auch in dem — die Rechtsprechung (und weiterhin auch die Gesetzgebung) immer wieder stecken bleibt. All unser Richten besteht in einem Schließen von einem Rechtsbegriff auf einen Tatbestand. Nun mag eine oberflächliche Auffassung meinen, diese Rechtsbegriffe seien in den Gesetzesparagraphen gegeben. Das sind sie in Wahrheit nicht. Die Gesetze sind dazu zu eng oder zu weit, zu lückenhaft, auch zu widerspruchsvoll und nach einiger Zeit meist zu veraltet. Deshalb tritt an die Stelle des Paragrapheninhalts der aus ihm und den Bedürfnissen des Lebens gewonnene wissenschaftliche Begriff.

Daß sich diese wissenschaftlichen Rechtsbegriffe oft dem Zuge der Zeit folgend ändern — ganz selten leider der Zeit den Zug bestimmend — steht fest. Fest steht aber auch, daß gerade die Praktiker, das heißt die Richter, sich die fortschreitenden Ergebnisse der Rechtswissenschaft durchaus nicht immer und wenn, dann nur zögernd zunutze machen. Sie bleiben zunächst dem treu, was die Rechtswissenschaft ihrer Jugendzeit sie lehrte.

Gewiß hat diese Bedächtigkeit ihr Gutes. Sie verhindert voreilige Neuerungen. Diesen Vorteil wiegt der Nachteil auf, daß sie auch das Veraltete erhält. Wichtiger aber ist, daß die oft beobachtete Rückständigkeit der Praktiker gar nicht in diesen Erwägungen, sondern eben in der allgemeinen Abneigung und Unfähigkeit, denkend zu begreifen, und in der Zufriedenheit damit, Begriffe intus zu haben, ihre eigentliche und allgemeine Ursache hat.

Daß dem so ist, beweist die Geschichte der Wissenschaft und Praxis des gemeinen Rechts in jedem Stadium. Hier sind zu verschiedenen Malen die aus dem römischen Rechtsbuch abgezogenen Rechtsbegriffe von den Wissenschaftlern stark verändert worden, aber nur ganz ausnahmsweise scheinen die gleichzeitigen Praktiker diese Änderungen übernommen zu haben, erst die von den jeweiligen Neuerern ausgebildeten folgenden Richtergenerationen arbeiten mit den veränderten Begriffen.

Nun ist zwar meine Überzeugung, daß in jenen vergangenen Zeiten die Praktiker in den meisten Fällen besser getan hätten, wenn sie der immer mehr ins „reine römische Recht“ sich verirrenden Wissenschaft nicht gefolgt wären, sondern bei ihren guten alten lebenskundigen und durchaus lebensfähigen Begriffen geblieben wären.

Aber ebenso ist meine Überzeugung, daß für die Gegenwart und

Digitized by Google

nächste Zukunft der entgegengesetzte Rat zu erteilen ist. Denn die auf uns übertragenen Rechtsbegriffe, die die Praxis beherrschen, sind noch viel zu stark erfüllt von den romanistischen Verirrungen des neunzehnten Jahrhunderts. Die erwachende neudeutsche Rechtswissenschaft aber ist aus freier Anschauung des Rechtsstoffs und Rechtszwecks und von sozialer Warte aus schon jetzt sehr oft in der Lage, geeignetere Rechtsbegriffe anzubieten.

Zeigt sich nun aber dem gegenüber auch fürderhin die Richterschaft in alter Weise abgeneigt und unfähig, mitzugehen, das heißt aus erneuerter Anschauung neuere Begriffe zu gewinnen, bleibt nach wie vor der einzelne Praktiker in der erlernten Begriffswelt aus seiner Jugendzeit stecken, so werden wir auch hier das alte Spiel sich wiederholen sehen; daß das von der Wissenschaft für die Gegenwart Ersonnene erst mit der von ihr erzogenen jungen Generation in die Praxis kommt, also ein Menschenalter zu spät. Und auch dies nur wieder durch eine Richterschaft, die wie ihre Vorgänger abgeneigt und unfähig sein wird, zu dem dann Erforderlichen umzulernen.

Um dem zu begegnen, müssen wir schon in der Schule beginnen. Wenn wir Ausdruckspfleger richtig beobachten, kommt die Mehrzahl unsrer Kinder voller Anschauungskraft, zwar noch ohne geklärte Begriffe, aber mit herzlicher Lust, Angeschautes begreifen zu lernen, in die Schule. Was wir aber herauskommen sehen, sind Jugendliche mit einer mehr oder weniger zusammenhängenden Menge von eingepaukten Begriffen, und ihr Verhältnis zur Welt besteht nicht darin, daß ihr anschaubares Wunderleben der immer neu fließende Born einer immer mehr zu vervollkommnenden Begriffswelt wäre, sondern darin, daß sie die im Rahmen des Hergebrachten begreifbaren Teile der Welt als Belege und Beweise der erlernten Begriffe verbuchen. Dementsprechend besteht auch ihr späteres Leben darin, Fertiges in sich aufzunehmen, oder vielmehr, bloß auf sich zu nehmen, und die meisten von ihnen bleiben ohne eine Ahnung von der Möglichkeit oder gar der Seligkeit eigenen Begreifens, Steckenbleiber von vornherein.

Wer sie aber ahnt, muß sich erst immer durch die zwölf Jahresringe der anschauungfesselnden Schulzeit hindurcharbeiten, ehe er zur vollen Freiheit des Begreifens gelangt.

Mir kommt die Schulzeit im Leben des einzelnen immer vor wie im Leben unsres Volkes die Jahrhunderte, während deren wir uns abmühten, mit semitischen, lateinischen und griechischen Begriffen der Welt Herr zu werden. Wir waren ein so wunderbar anschauungreiches und schaffensfrohes Volk, wir fingen auch gerade an, aus Mythus und Bildlichkeit zu Erkenntnis und Begriff zu gelangen — da gerieten wir in die Schule der Folianten. Gewiß, sie hat uns nicht leicht untergekriegt, und in den ersten Jahrhunderten ihres Bakels waren wir auch noch lebendig und ausdrucksfreudig. Aber was wir damals noch *schufen*, haben wir — bei genauem Zusehen — doch sehr viel mehr *trotz* der antiken Bildung als *durch* sie geschaffen, gerade wie uns als Kindern trotz des Unterrichts noch lange schöpferische Eigenart bleibt. Dann aber von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer eindringend in den sehr nur so genannten „Geist der Antike", wurden wir immer willenlosere Sklaven und Nachahmer der antiken Begriffe, um schließlich allen Eigenlebens bar im neunzehnten Jahrhundert den Zu-

Digitized by Google

stand der ledernsten, schulfuchsigsten Primanerhaftigkeit zu erreichen — aber damit auch, und das ist die erfreuliche Seite der Parallele, sozusagen das Abiturium zu machen und der äußeren Fessel ledig ins freie Leben zu treten.

Zunächst freilich benahm sich da dieses neunzehnte Jahrhundert wesentlich negativ, lebensfremd und unbeholfen, ein wahrhafter Durchschnittsstudent: Es erfreut sich seiner Befreiung von der Tradition, fuchtelt mit gewaltiger Gebärde durch die Weltgeschichte, positiv Wertvolles aber leisten seine Massen kaum irgendwo. An die Stelle der klaren, feinen Antike setzt es sich wirre, grobe Götter des Augenblicks, die es eklektisch wählt, unbefriedigt verwirft, ersetzt und wieder verwirft. Wie lange noch? Nicht länger, als bis es den Kräften der Ausdruckskultur gelingen wird, an Stelle der äußerlichen Aneignung von Fertigem die Herausarbeitung von Eigenem aus dem Innern zu setzen.

So mahnt uns der Blick von jeder Warte, nicht nur von der des Rechts, den wir in unsre Zukunft tun, von unserer Schule zu fordern, den leidigen üblichen Brauch, feste Begriffe einzupauken, gar nicht erst zu üben, statt dessen aber von vornherein daran zu gewöhnen, aus der Anschauung Begriffe abzuleiten.

Von dieser Art braucht man nicht zu befürchten, daß sie unsere Begriffswelt in individualistischer Verwirrung stürzen wird, dergestalt, daß solche selbstgebackenen Begriffe allen andern unverdaulich bleiben müßten. Davor bewahren uns die Einheit der zu begreifenden Erscheinungen, die innere Übereinstimmung der begreifenden Hirne und die soziale Notwendigkeit, sich gemeinverständliche Begriffe zu entwickeln.

Womit ich hoffentlich auf niemand den Eindruck gemacht habe, als sei ich ein ebenso einseitiger Feind humanistischen Bildungsstoffs wie ein Freund des realistischen. Es kommt für die hier gestellte Forderung überhaupt nicht auf den oder den Stoff an, sondern auf die Art und Weise der Behandlung des Stoffs.

Karl Polenske

Zu den Tagesereignissen

Von der ger—ächten Gegenseitigkeit

Meinen jüngst hier niedergelegten Betrachtungen über die Manieren, die bei uns im politischen Kampfe so herrlich Gemeingut geworden sind, möchte ich heut noch ein paar Beispiele anfügen. Weniger, weil sie aktuell, als weil sie außerordentlich typisch sind. Es wäre schön und der Kultur gewiß auch förderlich, wenn der Zeitungleser, dem heut doch ein erstaunliches Maß von Gedächtnisschwund, Urteilslosigkeit und Unritterlichkeit zugetraut wird, ein wenig mehr Kritik seiner Lektüre gegenüber aufbrächte und in der Erkenntnis der journalistischen Kampfsitten für sich wenigstens eine Maxime erwürbe, die etwas mehr der von Kant geforderten entspräche. Wenn auch, meinetwegen, nur aus dem einzigen Grunde, sich als Gegenstand für den Satiriker nicht gar zu aufdringlich anzubieten.

Als die Marokkoangelegenheit und mit ihr das Krieg-oder-Frieden die politischen Gemüter am meisten erhitzte, und der übliche Zeitungswortkampf entbrannt war, konnte, wer diesem Schimpf- und Schauspiel, wie Pythagoras den olympischen Spielen nur der Betrachtung wegen zusah, manch hübsche Szene erleben. Hier sei nur eine kleine Kette aus der Fülle

Digitized by Google

der Kleinodien gegriffen. Wer der Ansicht Ausdruck gab, daß in dieser Angelegenheit Deutschland verpflichtet sei, etwas energischer aufzutreten, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, sah seine politische Meinung von der gegnerischen Presse ohne weiteres als persönliche Geschäftspolitik und sich als „Panzerplatteninteressenten" hingestellt. Ohne weiteres. Durch die ganze gegnerische Presse. Eine Methode, die mir übrigens doch der Ruhm der Neuzeit zu sein scheint. Wenigstens habe ich nirgendwo bei den Alten von einem Vorwurf gegen Demosthenes gelesen: er „hetze" nur deshalb gegen Philipp, um für einen bessern Absatz seiner Schwerter und Speere zu sorgen. Obgleich Demosthenes Waffenfabrikant war.

Doch weiter. Die also Beleumdeten antworteten, indem sie ihrerseits die gegnerische Friedensliebe mit allzu zärtlichen Börseninteressen in Verbindung brachten. Freilich, die Liberalen spekulieren ja bekanntlich ohne eine einzige Ausnahme an der Börse. Es war Antwort genau von demselben Schlage wie der Anruf. Aber eben deshalb, wie schön war dann wieder die Entrüstung links: „Die Behauptung, die liberale Presse folge bei ihrer Haltung in der Marokkofrage solchen Börsenerwägungen, zeugt doch von einer unglaublich schmutzigen Gesinnungsgemeinheit." Und die, man sei Panzerplatteninteressent? Ich glaube doch, daß wir der Ernte des Satirikers verfallen sind.

Ein anderer, nicht minder hitziger Kampf entbrannte bei Gelegenheit der Strafprozeßreform. Um die Todesstrafe. Der ruhig Betrachtende wird gestehn, es lassen sich schöne Argumente für die Aufhebung, aber gewiß auch gute Argumente für die Beibehaltung, das heißt für die Notwendigkeit dieser blutigen Exekution beibringen. Jedenfalls braucht der Vertreter des zweiten Standpunkts kaum ohne weiteres ein Trottel, ein Sadist oder ein leichtfertiger Schurke zu sein, da ja zum Beispiel auch Goethe, Bismarck — nein, ich will die Spalten nicht mit großen Namen füllen. Dem Dichter der Antigone wird niemand das tief menschliche Verständnis und Mitgefühl absprechen, aber auch er stellte die Staatsräson schließlich doch über die schöne Willkür des mitleidigen Herzens.

Meinetwegen also: zwei gleichberechtigte Standpunkte, und jeder wählt den seinen nach Gründen oder nach dem Temperament. So mag man sich auch gegenseitig bekämpfen, mit Gründen oder mit Temperamentsausbrüchen, beides ist verständlich. Aber man zog auch mit der Satire vom Leder; und vergaß dabei, daß für Handhabung dieser Waffe immerhin einiger Geist nötig ist. Ein hoher Justizbeamter hatte auf die höfliche Anfrage einer Zeitung, welche Ansicht er im Punkt der Todesstrafe vertrete, erwidert, daß er (als höflicher Mann) recht gern bereit sei, seine Ansicht ihr mitzuteilen. Wohlgemerkt: daß er recht gern bereit sei, seine Ansicht ihr mitzuteilen; also gern bereit, öffentlich auszusprechen, welchen prinzipiellen Standpunkt er in der erörterten Frage einnähme. Wohl: er hatte die Worte „recht gern" gebraucht. Braucht diese Worte nicht auch der leichtfertige, gewissenlose Prinz in der Emilia Galotti? Als er, reizvollere Dinge im Kopf, darauf brennt, von den Staatsgeschäften loszukommen? Ist er nich' „recht gern" bereit, noch rasch unbesehen ein Todesurteil

Digitized by Google

zu unterschreiben? Ha! Welche Parallele! Welche Satire!

Wenn sie übertriebe, gut. Das soll die Satire. Aber sie muß treffen. Und wie haut sie hier daneben! So wirkt die Witzlosigkeit nur peinlich auch für den, der hier zur Partei des Satirikers gehört. Aber die Zeitungen? Die Tendenz ist alles! So war diese blendende Satire denn auch in einem großen Blatte zu lesen. Und ging von hier durch 78, achtundsiebenzig weitere Zeitungen. Ich will mich nicht in die Potenzenrechnung versteigen, um die Summe von Urteilslosigkeit herauszubringen, zu der die deutschen Leserköpfe sich vereinigen.

Ach, ich fürchte, daß auch unsre Satire langsam der Ernte des Satirikers entgegenreift.

Noch ein letztes Beispiel. Ein radikales Blatt schrieb kürzlich über den „Egoismus der Herrschenden", der das Einzelinteresse über das Wohl der Allgemeinheit stelle; sprach mit höchster moralischer Entrüstung über Louis XIV. und nannte sein „L'État c'est moi!" eine „fluchwürdige und verbrecherische" Devise. Drei Tage darauf mußte das Blatt Stellung nehmen zum Generalstreik der englischen Eisenbahner. Und mit schöner Leidenschaft setzte es sich für die Streikenden ein, die, mit Recht, um ihr Einzelinteresse zu fördern, das Wohl des Staates über den Haufen würfen: „des Staates? Wer ist denn der Staat? Der Staat, das sind die Arbeiter!"

Wie sagt doch der französische Geschichtsschreiber in seinen Origines de la France contemporaine bei Behandlung des Tiers état? „Où vous voyez la majorité, là est le droit. C'est pourquoi le tiers pose son droit comme incontestable, et, à son tour, dit comme Louis XIV.: L'État, c'est moi." —

In den Charakterschilderungen des Theophrast steht dem Oligarchos ein Philoponeros (Schutzpatron schlechter Leute, übersetzt der alte Wieland) gegenüber. Wie ein Postulat der gerechten Gegenseitigkeit. Zwar haben scharfsinnige Philologen mit Bestimmtheit erwiesen, daß der letztere unecht sei. Mag er immerhin nicht von Theophrast stammen, der ihn hinzufügte, war ein Kopf von Überlegenheit und nicht ohne satirische Begabung. Erich Vogeler

„Studentenjux"

Während sich in Jena die Sozialdemokraten zu ihrem Parteitag versammelt hatten, machten die Studenten einen Ulkaufzug. Allerhand Scherze, voran das „Proletarier aller Länder beruhigt euch", hinterher als „das Ergebnis" einen Karren Mist — zwei Witze also, die leider, als nicht neu, für die Witzkraft der Demonstranten kein einwandfreies Zeugnis ablegten. Wer wird einen Studentenjux tragisch nehmen! Aber eins möchten wir bemerken: die Studenten als gebildete junge Männer wissen, daß es zum mindesten für einen sehr großen Teil der dort Versammelten keine ernsteren, keine wichtigeren, für manche Sozialisten: keine heiligeren Ideen gibt, als die, zu deren Beratung man zusammengekommen war und die jetzt von jungen Männern aus der Klasse der Gegner verspottet wurden. Trotzdem hatten sie zu ihrem Jux ein Recht. Mir wenigstens scheint es ganz in der Ordnung, daß man sich daran gewöhnt, was einem selber wert ist, von andern humoristisch genommen zu sehn. Nur meine ich: jede Satire zeugt nur so lange von Überlegenheit und das Sa-

Digitized by Google

tirischsein freut deshalb einen anspruchsvollen Kopf nur so lange, wie dem andern frei steht, sich ebenfalls satirisch zu wehren. Wie würden sich die Studenten dazu stellen, wenn ihre eigenen antisozialistischen, die nationalen, die Reichsideale von den Sozialdemokraten in solcher Weise, am Schluß als Ergebnis eine Karre Mist, lächerlich gemacht würden? Würden sie davon wirklich nicht empört sein? Wenn doch, so werden sie, glaube ich, gelegentlich bei sich bedenken, daß es vielleicht nicht ihre eigene Kraft, sondern nur der Schutz der politischen Macht ist, welche ihnen erlaubt, was sie andern verbietet. Und ich vermute: sie werden dann der Ansicht sein, daß solches Vorgehen gegen ungeschützte Andersdenkende genau so lange nicht sehr ritterlich sei, wie die Heimzahlung mit gleicher Münze durch die staatliche Gewalt verhindert wird. Und da das wohl noch lange oder immer so bleibt, so werden sie vielleicht in Zukunft bezweifeln: nicht, ob wirklich lustiger Witz, wohl aber ob geistlose Grobheiten, wie die Karre Mist als „Ergebnis", ihrer recht würdig sind.

Die Frau im Handwerk

In der Stellung der Frau im deutschen Handwerk ist eine bedeutsame Wendung zu verzeichnen. Sie wird jeden interessieren, der die Entwicklung der deutschen Werkarbeit verfolgt, für die Schwierigkeiten der Übergangszeit von der zünftlerisch-geordneten zur kapitalistisch-anarchischen Produktion einiges Verständnis und insonderheit für das Stück praktische Frauenfrage, das unser Titel zusammenpreßt, Teilnahme hat.

Dem männlichen Handwerker hat die Gesetzgebung stets Teilnahme geschenkt. Die Frau wurde übersehen. Erst 1908 ist die Forderung des kleinen Befähigungsnachweises auch auf die Handwerkerinnen ausgedehnt worden. Vom Jahre 1913 an werden mithin unsre Schneiderinnen — um uns auf dies Gewerbe zu beschränken — gewerbsmäßig lernen, durch eine Gehilfinnen- und spätere Meisterinnenprüfung ihre Befähigung nachweisen und regelrecht zum deutschen Handwerk gehören, vermutlich später auch einer Innung eingeordnet werden. Damit ist für die Ausbildung der beruflich-erwerbstätigen Frauen ein bedeutsamer Schritt getan; sie werden berufsmäßig gelernte Arbeit anzubieten haben.

Diese Wendung ist angetan, mit dem Irrtum aufzuräumen, als sei das Handwerk dem Untergange durch die Fabrik geweiht. Das Schneidergewerbe ist im Gegenteil gewachsen. Zahlenmäßig freilich ist der fabrikmäßige Betrieb noch stärker gewachsen als der handwerksmäßige, am stärksten in der Klasse derjenigen Betriebe, die über zweihundert Arbeiter beschäftigen, ihre Zahl ist im Zeitraum von zwölf Jahren von 1 auf 25 gestiegen. Aber die Zahl ist ja schlechthin ein Wesensmerkmal der Fabrik, ihr Zweck ist zentrale Produktion für viele, also Massenware (das heißt hier in unserm Falle „Konfektion"). Handwerk dagegen ist dezentralisierte, vereinzelte Herstellung. Nicht die Quantität ist ein Wesensmerkmal des Handwerks, sondern die Individualisierung der Leistung, die Qualität. Der Fabrik die Quantität, dem Handwerk die Qualität! Doch ist und bleibt das Handwerk das Primäre, nicht nur historisch, sondern praktisch genommen. Wenn eine Fabrik hundert oder tausend Anzüge oder Mäntel herzustellen unter-

Mann und Weib

Digitized by Google

nimmt, so muß doch erst ein Handwerker das Modell herstellen, ein Zuschneider das Muster schaffen, und von dem Grade ihres Könnens und ihres Geschmacks hängt es ab, wie unser äußerer Mensch dabei fährt, ob Tausend gut oder schlecht geschnittene, stilisierte oder geschmacklose Kleidung tragen.

Die süddeutschen Handwerkskammern sind auffallend voraus in der Regelung der gewerblichen Frauenarbeit. Nächstes Jahr ist aber eine Vereinheitlichung des Vorgehens für ganz Deutschland zu erwarten. Damit wird allgemein ein Aufstieg beginnen. Zwar stehen wir nach dem Ergebnis der Zollstatistik für 1910 bereits dicht hinter Großbritannien auf dem Weltmarkt. (Wir haben 1910 — um nur bei dem Schneidergewerbe zu bleiben — für 70 Millionen Konfektion exportiert.) Trotzdem dürfen wir nicht ruhen, bis auch die Millionen im Lande bleiben, die unsre oberen Zwanzigtausend nach Paris, London und Wien gehen lassen, Millionen, die nicht für die Stoffe, sondern für ihre Aufarbeitung bezahlt werden, für handwerksmäßige Qualitätsarbeit. Die Frauenarbeit wird nach menschlicher Voraussicht in unsrer Volkswirtschaft nicht abnehmen, so gilt es, sie zu heben, wie der rührige Verein für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau, Sitz Berlin, sich zum Ziel gesetzt hat.

Elisabeth Gnauck-Kühne

Bildung und Schule

Antike und Gymnasium

Wer ein humanistisches Gymnasium durchlebt hat, der erinnert sich, je nach seinen Schicksalen mit Rührung und Pietät oder mit sanft verrauschendem Groll, auch wohl an mindestens eine jener so oft bis zur Geistlosigkeit karikierten Philologengestalten. Ich meine die, so den Horaz einerseits als ausgezeichnetes Übungsmittel zwar a) für die metrischen, b) für die grammatischen Regeln, anderseits aber als sowohl ästhetisches wie auch ethisches — in gewissem Sinne, hm — Vorbild über alle Literatur aller Zeiten schätzten. Sie legten vielleicht auch Gewicht darauf, daß im Homer eine jede der Partikel — es hätte ihnen das Herz abgedrückt, auch nur eine von diesen kostbaren Antiquitäten zu opfern — „entsprechend" übersetzt würde; so daß etwa ein Vers mit: „Nun freilich wohl also" begann. Sie ließen einen Satz aus Ciceros Rede gegen Catilina wie eine edle südliche Frucht auf der Zunge verschmelzen und konnten mit schmerzlicher Mitleids- oder edler Zornesgebärde aus solcher Schwelgerei auffahren, wenn sie die mit Bänkebemalen beschäftigte Jugend ohne ausreichendes Verständnis dafür fanden. Und ihr Lieblingssprichwort war (auf griechisch natürlich): Der Mensch, der nicht geschunden ward, wird nicht gebildet. Wobei sie mit unendlichem Behagen die entzückende Derbheit des fein gebildeten Griechen genossen und wiederholten: geschunden, Meyer, ohne alle Umstände geschunden — und in solchem Behagen die Bestrafung des noch Ungeschundenen und also noch nicht Gebildeten vergaßen.

Kein Zweifel: diese weltfremden alten Herren haben mancherlei Unheil in manchem jungen Leben gestiftet. Aber man hat ihnen, glaub ich, doch vielfach Unrecht getan. Gerade diese Leute hätte man nicht für alle Schäden des Gymnasiums gleichsam persönlich und ihrer Person wegen verantwortlich machen müssen, wie es oft geschehen ist. Denn gerade sie bedeuteten (und bedeuten, wo sie noch walten) mit

Digitized by Google

ihren krausen geistigen Gewohnheiten einen grundehrlichen, den ehrlichsten Ausdruck tiefer, im System liegender Widersprüche. So gewinnen sie sogar einen besondern Wert für den, der vom Ausdruck zu den waltenden Kräften selber vordringt, vom Schein auf das Sein schließt.

Sie wirken grotesk. Wodurch? Doch nur wegen des gewaltigen Hintergrundes, vor dem sie sich bewegen. Homer und inbrünstig-eifersüchtige Liebe zu den Partikelchen; Sophokles und metrische Regeln; Horaz und pädagogische Kämpfe gegen die Flegeljahre; die Antike und ein gutmütiger älterer Herr, der auf die plumpsten stilistischen Mätzchen des windigsten Sophisten mit der gleichen Begeisterung eingeht wie auf die Rhythmen des Tragikers und in so gearteter Altertümersammelsucht die ewige Jugend der Alten und die nicht minder beachtenswerte seiner Jungens in gleicher Weise verkennt. Ist das nicht ein Bild, das alle Stufen der Komik vom harmlos-gemütlichen Spaß über die Karikatur zum tragischen Humor in sich faßt?

Der Widerspruch, aus dem diese Komik hervorquillt, ist aber nicht schlechthin der zwischen Antike und heutigem, wirklichem Leben. Wir wissen's ja, wie edel sich Vergangenheitsbildung mit Gegenwartsbedürfnissen auch heute noch mischen, und wie sie sich in den größten Persönlichkeiten unsrer Kultur gemischt haben. Die Schwierigkeit liegt hier vielmehr in einer merkwürdig zähen und merkwürdig wenig beachteten Täuschung: man verwechselt fortwährend ganz ernstlich die Antike und ihren unendlichen Lebensgehalt mit einigen viel jüngeren Bildungsgedanken.

Diese Bildungsgedanken haben sich ihrem wesentlichen Inhalte nach aus dem Humanismus des sechzehnten Jahrhunderts entwickelt. Wir wissen heute, wie sehr die Kenntnis der Antike, die damals gepflegt wurde, vom Bildungswillen aus, von praktisch-seelischen Bedürfnissen der neuen Zeit, von dem Drang nach Befreiung aus den mittelalterlichen Denk- und Lebensformen geleitet war. Wir wissen: das Bild, das jene Zeit von der Antike hatte, war kein „objektives"; gänzlich Ungleichartiges verschmolz dem so schöpferisch-unhistorischen Blick jener frühen „Neuzeit" in eins zu einem Ideal persönlicher Lebensführung und -entfaltung, und was damals als Spiegelung einer großen Vergangenheit empfunden wurde, war lebendige Schöpfung einer großen Gegenwart.

Die so entstandenen Bildungsbestrebungen stellten die Reformatoren in den Dienst der deutschen Bildungsbedürfnisse. Die neu errungene evangelische Freiheit brauchte Zucht; geistlich und weltlich Regiment, Prediger und Beamte brauchten für ihre Ausbildung eine geistige Form, die sich von der mittelalterlichen unterschied und die neuen Lebenswerte fassen konnte. So wurde der Humanismus mit seinen antiken Vorbildern für die geistige Haltung und Lebensführung ein Bildungsmittel der Schule. Daß diese Vorbilder willkürlich gewählt, vielleicht in ihrer Vorbildlichkeit erfunden, mythologisch gestaltet waren: das eben machte ihre pädagogische Kraft aus. Man empfand sich wirklich als Schüler der Antike, in großen, entscheidenden Zügen seiner geistigen Bildung, und nicht aus historischer Kenntnis heraus, sondern unmittelbar-praktisch.

Dieses Verhältnis zur Antike

Digitized by Google

änderte sich auch nicht in der Zeit Winckelmanns, Herders und Goethes. Es wurde wohl vertieft und unendlich bereichert: aber die einheitlich-mythologische Anschauung von „den Alten", unter die man Römer und Griechen, Tragiker und Sophisten, Herodot und Tacitus in gleicher Weise begriff, und die Verehrung dieser einheitlichen Kulturwelt mit allen ihren Lebensäußerungen, soweit man sie übersah, als einer vorbildlich-überlegenen, blieb bestehn. Ganz abgesehen davon, daß von dem gewaltigen Schöpfungslicht, das die deutsche Kultur in jener Zeit aus der Antike empfing, nur ein geringer Widerschein in die Schule drang.

Aber gerade zur Zeit Goethes trat eine Spaltung ein. Das unmittelbar gläubige Verhältnis zur Antike ward zum ersten Male gestört durch die historisch-kritische Forschung. Goethe wehrt sich anfangs gegen die Homerkritik Wolffs, empfindet als organische Einheit, was der Philologe trennt. Fortan vertieft und verschärft sich die Kritik: die Antike wird in ihre Entwicklungszustände zerlegt, Unterschiede werden festgestellt, man beginnt sie geschichtlich zu sehn wie andre Zeiträume, eingeordnet in die Gesamtgeschichte, ihrer absoluten Geltung beraubt. Man gewinnt Abstand zu ihr, wodurch ihr Kulturwert nicht verringert, aber weniger lebendig wird. Er liegt nun tiefer, nur für den Eingeweihten zugängig, nur dem historisch Geschulten ganz aufgeschlossen. Die naive Hingabe, die auch weniger Gebildeten, geistig Einfacheren, Schülern in jugendlichem Alter vordem möglich war, ist nun mit ihrer ganzen lebendigen Wirkung nicht mehr möglich. Seume kann noch all seine Kriegsbegeisterung und jugendliche Kampfessehnsucht mit dem Lesen des Julius Cäsar sättigen. Für unser Auge ist der Tatsachenwert jener römischen Kämpfe zu einem kleinen Reste zusammengeschmolzen, der Ausdruckswert allein aber, den die Schilderung Cäsars besitzt, kann wohl nur selten ein jugendliches Gemüt reizen. Die Herodoteischen Kämpfe gegen die Perser sind in dem ungeheuren Panorama, das unsre Geschichtskenntnis vor uns ausbreitet, winzig geworden; außerdem wissen wir, daß die griechischen Berichte gewaltig aufschneiden. Daß der machtvolle Kulturwert eben dieser Kriegserzählungen wo anders liegt, daß die Größe der Griechen überhaupt nicht in ihrer Geschichte, sondern in deren geistiger Spiegelung zum Ausdruck kam: das einem Tertianer nicht nur klar, sondern auch lebendig zu machen, wird nur in Ausnahmefällen gelingen. Jedenfalls: das alte Schülergefühl den antiken Autoren gegenüber ist nicht mehr möglich; und das neue, mehr reflektierte, durch das Feuer künstlerischer Sehnsucht oder nietzscheanisch-leidenschaftlicher Kulturkritik gegangene wird nur den Gebildeten, wird kaum den erst zu Bildenden wärmen.

Die Schule hat trotzdem ihre Anhänglichkeit an die alten Bildungsgedanken, an die Antike als unmittelbares Vorbild für die Jugendbildung bewahrt. Trotzdem unterdes die geistige Luft, in der die Schüler atmeten, sich erheblich gewandelt hat. In Leben und Elternhaus haben sich ihnen andre Bildungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten ergeben, hinter denen die Antike bis in eine dämmernde Ferne zurückgeschwunden ist. Die Lehrer selbst sind auf kritisch-historischen Wegen an die Antike herangeführt worden, sie lernten sie

Digitized by Google

nicht mehr im Sinne des alten Humanismns sehen. Vor dem doppelten Andringen: der modernen Lebenswandlungen von außen und der kritisch-philologischen Zerstörung von innen sind die alten Lebensbildungsbestrebungen zu dem ziemlich rudimentären Ideal der formalen Bildung zusammengeschmolzen. Es ist zuzugeben: die klassischen Studien gewähren für die praktischen Ansprüche des heutigen Lebens unmittelbar nichts; es ist zuzugeben: die Antike als Erziehungsmittel ist nicht mehr lebendig. Aber, so sagt der Gymnasialhumanist: mittelbar gewinnen die Schüler unersetzlichen Vorteil durch die Sprachzucht, die formale Bildung, die ihnen die alten Sprachen bieten. Wir werden später fragen, ob ihnen die Antike nicht auch heute noch ganz andre Werte bieten könnte. Zunächst muß betont werden, daß sich tatsächlich der klassische Unterricht bis auf wenige Ausnahmen auf dieses gemäßigtpädagogische Ideal vor den Angriffen aller Reform- und Kampfluft zurückgezogen hat und daß er darauf zugeschnitten ist.

Die Erlernung toter, völlig unbrauchbarer Sprachen würde angestrebt? Beileibe nicht! Nur die Sprachübung durch sie. Weshalb man, entgegen aller sonstigen Sprach- und allgemeinen Pädagogik, richtig ab ovo anfängt, — das heißt dort, wo es für den kindlichen Geist am langweiligsten und unergiebigsten ist. Die Methode des altsprachlichen Unterrichtes erzielt es denn auch glücklich, daß bessere Abiturienten mit dicken Wörterbüchern und vielem Schweiß zur Not imstande sind, ein Stück Cicero zu übersetzen. Nach einem Studium des Lateinischen, dem neun Jahre hindurch sechs bis acht Wochenstunden gewidmet sind. Die Ergebnisse im Griechischen sind noch — formaler. Weil man „nur“ etwa dreißig Wochenstunden zusammen in sieben oder sechs Jahrgängen darauf verwendet (österreichische und höchst verschiedenartige reichsdeutsche Verhältnisse im Durchschnitt genommen).

Nun ist man heute des Gymnasiums an sehr vielen Stellen müde. Die gereizten Angriffe darauf ruhen nicht. Und man gerät mit dem Haß, der ihm gilt, bis auf die Antike. Der wird er am wenigsten schaden, nach wie vor wird ihre ewige Jugend dem leuchten, der sie zu suchen vermag. Man richtet seine Anklagen gegen den Althumanismus und seine Vertreter, sieht allen Schaden in jenen älteren Herren, die zum Teil noch nicht einmal bis zum Evangelium der formalen Bildung vorgedrungen sind. Man verlangt Reformen und sieht nicht, daß man schon zuviel reformiert hat. Daß man in ein Sackgassensystem von Kompromissen hineingeraten ist, und daß aller Schaden schlechthin nicht im allzu zähen Festhalten an Veraltetem liegt, sondern in der Halbheit, mit der man zwischen Altem und Neuem in der Mitte steckenblieb.

Worauf will ich hinaus? Wünsche ich vielleicht die alte Lateinschule zurück, in der man bis zur Fertigkeit praktischen Gebrauchs die alte Sprache erlernte und neben diesem Drill nichts andres für nötig hielt? Nein. Aber zu wünschen wäre (was diese alte Lateinschule war): daß das Gymnasium als die Pflegestätte der höheren Bildung der ehrliche, klare, energische Ausdruck lebendiger Bildungsbedürfnisse unsrer Zeit sei. Man tue nicht fernerhin so, als ob man noch das alte, einfache humanistische

Digitized by Google

Bildungsideal, an das man vermöge seiner wissenschaftlich-historischen Vorbildung nicht mehr glaubt, Schülern unsrer Zeit lebendig machen könne. Und man tröste sich nicht mit dem neueren der formalen Bildung als der Attrappe oder Blendfassade, die sich prompt eingestellt hat wie überall, wo es am echten Ausdruck mangelt. Sondern man mache die Antike selbst, soweit sie dem unmittelbaren Erleben junger Menschen von heute zugängig ist, wirksam als ein menschliches, im Schillerschen Sinne ästhetisches (nicht bloß formales) Bildungsmittel. Man nütze die vertiefte wissenschaftliche Kenntnis, um zu den verborgener liegenden antiken Kulturwerten den jungen Geistern einen unmittelbaren Weg zu bahnen; um das ewig Junge am Altertum ihnen zu erschließen. Man reiße sich aus dem schwächlichen Kompromiß zwischen althumanistischen Überlieferungen und neuer philologischer Nüchternheit los und wage einen Neuhumanismus, der sich nicht scheut, Schutt wegzuräumen, und wäre er hundert, fünfhundert oder selbst zweitausend Jahre alt.

Man bedenke dann, daß dieser Neuhumanismus nur ein Bildungsziel unter andern sein kann, und nicht für alle und jedermann. Daß er besondere Fähigkeiten verlangt, die an einem zehnjährigen Kinde noch nicht erkennbar sind. Sodann brauchte man für dieses Bildungsideal eine ganz neue Lehrergeneration, von der bis jetzt nur sehr vereinzelte Vertreter zu finden sind. Die müßte ihrerseits durch eine Vorbildung an der Universität geschaffen werden, welche weder in Philologie (Wort-Liebe), noch in Sprachwissenschaften oder Literaturgeschichte aufginge, sondern von all dem nur das sich aneignete und nützte, was dem Erleben der antiken Kulturwerte diente.

Nun erst könnte man vielleicht ein neuhumanistisches Gymnasium wagen, das radikaler, wurzelhafter als das alte und doch weniger einseitig wäre. Zunächst lasse man die Kinder länger als bis jetzt mit fremden Sprachen in Ruhe. Wenn ihr Sprachgefühl an der Muttersprache selbst, im freien spielenden Gestalten, genug erstarkt ist, dann bringe man ihnen das Latein zwei oder drei Jahre lang bei, ähnlich wie man ihnen moderne Sprachen geläufig macht. Eine moderne Sprache wird neben so betriebenem altsprachlichen Unterricht noch Platz haben — jedenfalls besser als neben ihm in seiner alten, „formalen“ Methode, wie es am „Realgymnasium“ der Fall ist. Man wird auf solchem Wege in drei Jahren mehr positive Kenntnisse erzielen, als jetzt in sechs, und die Schüler werden mitgehn, wie sie bei modernen Sprachen und überall dort folgen, wo sie praktische Ergebnisse, lebendige Fertigkeiten im Werden fühlen. In diesen Jahren unmittelbaren, nicht formalen Sprachunterrichts wird sich auch zeigen, ob der Schüler die Eignung dazu hat, gerade auf dem Wege der humanistischen Bildung weitergeführt zu werden. Hat er die, dann beginnt man mit dem Griechischen zunächst ebenso lebendig, um dann in beiden alten Sprachen die energisch und auf dem geraden Wege gewonnene Kenntnis unmittelbar für den Genuß der Autoren zu nutzen, und zwar nur der besten, nicht der mittelmäßigen, die nur für die Einübung der Grammatik oder als „Stilmuster“ taugen. Wie nun überhaupt bei der Lektüre alle sprachliche Lernarbeit im engeren

Digitized by Google

Sinn (die ja schon vorher erledigt wäre, Vokabeln, Formen usw.) wegzufallen hätte. Manche der bis jetzt beliebten Schulautoren würden damit zurücktreten, wie der unbedeutende Cornelius Nepos, der schwülstige Curtius Rufus, der breite und bis zum Ekel noch breiter getretene Cicero. Desto länger dürfte man bei Tacitus, bei Plinius, bei den Dichtern, den Lyrikern vor allem, auch bei Cäsar verweilen. Ebenso wie man im Griechischen sich freier und weiter ergehn könnte, unter Dichtern, Philosophen und Geschichtschreibern.

Ich sehe schon Besorgte wider mich aufstehn: solche Art von Sprach- und Leseunterricht müsse zur Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit führen. Ich vermute das hier weniger als bei der Behandlung der klassischen Schriftsteller, wie sie durch das Ideal der „formalen Bildung" bedingt ist. Man wird vielleicht etwas schneller lesen dürfen: weil man, wenn der vorhergegangene Elementarunterricht gut war, mit den ganz äußerlichen Verständnisschwierigkeiten wird weniger zu kämpfen haben; man wird weniger an den Einzelheiten haften und mehr auf die Erfassung des Ganzen gehn; und man wird das antike Leben als großen geschlossenen Hintergrund zeigen müssen, nicht als eine Realiensammlung. Endlich: man wird immer nur einen bloßen Schatten aller antiken Kulturwerte geben können, wenn man die bildende Kunst ganz ausschaltet. Das gänzlich indifferente (um nicht zu sagen: indolente) Verhältnis des Gymnasiums zu ihr zeigt wie mit einem Schlaglicht hell: wie wenig vom Geist der Antike im üblichen Gymnasialhumanismus lebt.

Eine solche aufs Ganze gehende Vermittlung antiker Kultur wird bis auf weiteres unentbehrlich bleiben für manche Studien, die ein tieferes Verständnis der Vergangenheit erfordern. Gewisse Veranlagungen werden auch immer dieses Bildungsweges bedürfen, um zur Persönlichkeit zu kommen. Und das Wort Goethes wird seine Geltung für manche Naturen immer behalten: „Wenn wir uns dem Altertum gegenüberstellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden." Gerade solche der Antike bedürftigen Persönlichkeiten werden aber durch den heutigen Gymnasialbetrieb eher von ihr hinweg als zu ihr hingezogen. Ein neuhumanistischer Unterricht könnte ihnen die Umwege, die Kraft- und Zeitverluste sparen.

Aber: die Wege, die einer gehn kann, um „ein Mensch" zu werden, sind tausendfach. Keine Schule, auch die höhere nicht, ist imstande, eine für alle geltende breite Straße zu schaffen, die jeden zu der schmalen sehnlich erstrebten Pforte der Persönlichkeit führte. Jede Schule kann nur die Kräfte möglichst zweckmäßig, für ihren Lebenszweck passend, gleichsam in einem Übergang zwischen Spiel und Arbeit üben. Die Art der ernsten Betätigung, in der die Kräfte fruchtbar werden, die Persönlichkeit nach der Welt und die Welt nach der Persönlichkeit gestalten sollen: die muß doch jeder sich selbst suchen. Also: man sei nicht um ein zu enges Bildungsideal bekümmert, unsre Welt ist gegenwärtig zu weit dazu, und jede Beschränkung in den Bildungsmöglichkeiten kann zur Unterdrückung ungeahnter Kräfte werden. Je früher man die überlieferten Formen anpaßt, desto weniger ist Gefahr, daß sie ge-

Digitized by Google

sprengt werden und der alte Geist mit ihnen verloren geht. Den aber könnten wir schwer vermissen. Gerade den Geist, der im alten Gymnasium gelebt hat: den der Selbstzucht. Die ist die Hauptsache, nicht die Mittel, mit denen sie geübt wird. Es ist eine rein technisch-pädagogische Frage, ob ich dazu Sprachen, neuere oder alte, oder „Realia“ benutze. Sind die Anlagen nicht danach, dann übe ich nicht Zucht, sondern Zwang und zerstöre beides: die Entwicklung des Schülers und die Kulturwerte, die dem Bildungsmittel, in unserm Falle der Antike, innewohnen.

So bleibt dem Gymnasium nur eine Möglichkeit, will es bleiben, was es war, die Pflegestätte der kulturell verantwortlichen Berufe, der Ausdruck unsrer höheren allgemeinen Bildungsbedürfnisse: es muß die Antike als formales Bildungsmittel ausschalten, dafür als lebendiges Kulturerbe denen zugänglich machen, die sie zu erleben imstande sind. Für die Andersgearteten aber hat es andre Bildungsmöglichkeiten zu schaffen, an denen sie zur Entfaltung ihrer eignen Kräfte heranreifen können. Hermann Ullmann

Unter uns

Der Rembrandtdeutsche als Kunstwart-Mitarbeiter

Nach dem Tode lösen sich früher oder später alle Redaktionsgeheimnisse auf. Auch wenn man sie wahren will, wie die Mitarbeit der Schwester der deutschen Kaiserin an unserm Blatt bald nach ihrem Tode von andrer Seite als von uns selber bekanntgemacht worden ist. Und auch wenn man selber von ihr nichts weiß: Momme Nissen macht jetzt in der „Zukunft“ bekannt, daß die unter seinem Namen im Kunstwart gedruckten Aufsätze unter reger Mitarbeit des damals für die Öffentlichkeit schon längst verschollenen Rembrandtdeutschen verfaßt sind. „So ist die im Kunstwart 1905 veröffentlichte Abhandlung »Die mittlere Linie« zum großen Teil als eine Arbeit Langbehns anzusprechen, vor allem was den Duktus des Ganzen und die Verve der Polemik angeht, welche ich hier und da gemildert wünschte. Auf sein ausdrückliches Begehren und weil sonst keine Möglichkeit vorlag, diese Anschauungen bekanntzugeben, verstand ich mich dazu, sie vorläufig mit meinem Namen allein zu publizieren.“ Daß „keine Möglichkeit vorlag“, deutet natürlich nicht etwa auf eine Behinderung durch mich, sondern auf den Wunsch Langbehns, der Öffentlichkeit gegenüber vollkommen im Verborgenen zu bleiben. Nissen hat mit Langbehn bis zu seinem Tode in nahen Beziehungen gestanden und teilt jetzt aus diesen Jahren manches Kennenswerte mit. A

Der neue „Gesundbrunnen“ ist da,

der für 1912, also unter den Geschwistern der fünfte. Und wenn Sie auch ein höchst gebildeter Mann sind, Herr Leser, und der „Gesundbrunnen“ nur ein Volkskalender — wenden Sie trotzdem 60 Pfennige für ihn dran! Sie werden das nicht bloß deshalb nicht bereuen, weil Sie so einmal unmittelbar in die Dürerbundarbeit am Volke blicken, nein, auch deshalb nicht, weil Sie hier echte Poeten reden und echte Künstler bilden sehen. Denn das wäre schlechte Arbeit am Volke, die banal und trivial wäre — der Gesundbrunnenkalender hofft jedem etwas zu geben, wenn auch

Digitized by Google

dem einen mehr an Belehrung und Anregung, dem andern, der für all das zu gescheit ist, mehr an dem heiteren Behagen eines freundlichen Ausruhens von Zank und Kampf.

Streit und Kampf müssen sein, und wir streiten mit, aber sie müssen nicht überall sein. Es braucht auch Erholungsstätten im Leben, in denen man nicht nur Ruhe findet, sondern auch Nahrung zum Wiederaufbau des gesunden, fröhlichen Menschentums. Solch eine wollte der „Dürerbund“ mit dem „Gesundbrunnen“ baun. Hier können unsre Volksgenossen sich finden vom Konservativen und Strengkatholischen bis zum Sozialdemokraten, denn „hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“ — hier bleiben einmal alle die Kämpfe draußen. Ist das eine Beengung? Ach, es gibt ja so unsäglich viel, was nicht vorwärts kommt, weil es die Parteien immer bloß zwischen sich hin- und herwerfen, verbünden wir uns doch für die Güter, die wir alle hochschätzen! Wer die Bedeutung eines guten, parteilosen Volkskalenders zu würdigen weiß, der rein der Sache wegen gemacht ist, der prüfe den „Gesundbrunnen“. Damit ist alles gewonnen, denn das hoffen wir zuversichtlich: wer ihn unbefangen prüft, der wird ihn empfehlen. Nicht nur empfehlen, er wird alles Seinige tun, um ihn zu verbreiten. Wird ihn verschenken, wird auf ihn aufmerksam machen, wird bei Vereinen, Schulen, Gemeinden usw. für seine Einführung arbeiten. Der „Gesundbrunnen“ geht schon in großer Auflage über Land, soll er aber wirken, wie er wirken könnte, so müßte er Dutzende von schlechten Kalendern verdrängen und Dutzende von mittelmäßigen ergänzen und in einer Million von Abzügen verbreitet werden. Daß dies möglich sei, dafür sorgen ja seine billigen Partienpreise.

Der Redaktionsausschuß des „Gesundbrunnens“ hat natürlich Jahr für Jahr bei der Arbeit gelernt, es versteht sich von selbst, daß der Kalender jedes Jahr besser geworden ist. Freilich auch, daß er immer noch besser werden muß und will. Wenn wir sein Lob singen, singen wir überhaupt kein Selbstlob. Dem Dürerbund steht durch seine eigenen Beziehungen und Veröffentlichungen sowie durch die des Kunstwarts soviel Material zur billigen oder ganz kostenlosen Verfügung, daß ein rein geschäftliches Unternehmen gar nicht in Wettbewerb mit dem „Gesundbrunnen“ treten kann. Diesmal bringt er besonders schöne Beiträge von Raabe und Rosegger, von seinen übrigen Autoren nennen wir nach dem Abc Avenarius, Baron, Brandes, Breth, Brethfeld, Ebner-Eschenbach, Egloffstein, Ehrhardt, Grafe, Graupner, Füßer, Klopfer, Ulbricht, Ullmann. Bilder bringt er sehr schöne von Rudolf Schäfer, dann solche von Bauriedl, Busch, Diefenbach, Diez, Fidus, Giese, Kalckreuth, Kampmann, Konewka, Sieck, Schiestl, Fritz Phil. Schmidt und anderen, das muntere farbige Geleitbild hat uns Ludwig von Zumbusch gestiftet. Noten bringt er auch. Aber keine Annoncen, seine 224 Seiten sind nur wirkliche „Gaben“. Wir haben wieder einen Volkskalender, wie wir ihn brauchen, nun säe man ihn aus! Zu beziehen ist er vom Geschäftsführer des Dürerbundes, Georg D. W. Callwey in München. Der etwaige Reinertrag kommt restlos unsern gemeinnützigen Zwecken zugut.

Zum Schlusse sagen wir noch allen Dichtern, Schriftstellern, Künstlern und Verlegern den herzlichsten Dank, die durch ihre Mit-

Digitized by Google

arbeit und durch ihr Entgegenkommen irgendwelcher Art uns die Gestaltung dieses Volkskalenders ermöglicht haben.

Der Dürerbund

Kleine Ergänzungen und Berichtigungen

In dem Corbachschen Aufsatz „Besprechung schwebender Verfahren“ (XXIV, 23) ist ein Aufsatz von Kulemann zitiert. Dieser ist nicht in der „Deutschen Richterzeitung“, sondern in der „Deutschen Juristenzeitung“ erschienen. — Die „Lebenden Worte“ von Zschokke, die wir im 23. Heft des vorigen Jahrgangs zitiert haben, stammen aus Briefen, die kürzlich von den „Süddeutschen Monatsheften“ zum ersten Male veröffentlicht worden sind.

Lebende Worte

Liszt-Brevier

Vor sieben Jahren hat Göhler im Kunstwart eine 17 enggedruckte Seiten umfassende Auslese bemerkenswerter Stellen aus Liszts Schriften und Briefen dargeboten (XVIII, 23). Jetzt ließ Jul. Kapp bei Breitkopf & Härtel ein Liszt-brevier erscheinen, und ein Vergleich lehrt, daß nur sehr wenige Aussprüche in beiden Sammlungen sich vorfinden. Wir ergänzen die Göhlersche Reihe hier gern durch einige Stichproben aus der Kappschen:

Die Kunst ist nichts durchaus für sich Bestehendes: sie ist nur eine Seite des ganzen Menschentums, nicht loszulösen vom Leben der Menschheit, sondern in steter Beziehung und Wechselwirkung mit dessen gesamtem Inhalt. Sie ist nie etwas anderes als eine der Sprache gewesen, die sich der menschliche Gedanke und das menschliche Gefühl je nach Bedürfnis geschaffen haben.

Die Poesie ist die Essenz jeder Kunst.

Das wäre ein schlechter oder gar kein Künstler, der mit verständnisloser Treue bloß den ihm vorliegenden Konturen folgte, ohne diese auch mit dem aus der Auffassung der Leidenschaften oder Gefühle getränkten Leben zu durchdringen.

Für den Künstler, der dieses Namens würdig sein will, ist die Gefahr, dem Publikum zu mißfallen, eine weit geringere als die, sich durch dessen Launen bestimmen zu lassen, und dieser Gefahr bleibt jeder ausübende Künstler, insbesondere preisgegeben, wenn er nicht entschieden und grundsätzlich den Mut faßt, für seine Überzeugung ernstlich und konsequent einzustehen und die von ihm als die besseren erkannten Sachen vorzuführen, mag es den Leuten gefallen oder nicht.

Mehr als je ist es heutzutage nötig, daß der Künstler auch ein intelligenter Mensch ist und eine Menge Dinge weiß, die außerhalb seines Kunstgebietes liegen.

Mundus vult schundus.

Ohne Phantasie keine Kunst, ja nicht einmal Wissenschaft, folglich auch keine Kritik.

Nicht Fehlerlosigkeit macht den Wert eines Stückes aus, aber Schönheitslosigkeit ist sein Verdammungsurteil.

Schwierigkeiten sind notwendig — um sie zu überwinden.

Wie es auch gehen mag, laßt euch nie auf Kapitulationen ein mit den Faulen, Feigen und Falschen, so hochstehend sie sich auch gebärden.

Génie oblige.

Die Musik ist der Atem meiner Seele — sie wird gleichzeitig mein Gebet und meine Arbeit.

Der Musikunterricht soll nicht vereinzelt stehen, sondern der Gesamterziehung angehören.

Digitized by Google

Die Hauptaufgabe des Künstlers zu jeder Zeit ist das Beharren in seiner inneren Überzeugung des Guten und des Besten und die konsequente Ausbildung und Durchführung desselben.

Unsre Bilder und Noten

Wer ein Werk des Führers der Dachauer Schule, wer ein Bild von Ludwig Dill recht genießen will, braucht deshalb noch gar nicht dem nachzugehen, was die Dachauer, wenn man will: als ihre besonderen Programmpunkte pflegen. Vor einer Farbenschöpfung wie dieser jedenfalls muß auch die Rede ihrer Gegner verstummen, daß hier im Grunde nur Artistisches, nur „Teppich", nur „Gewebe" geboten würde, nur Augenschmaus, der die Seele nicht nährt. Mag das „durch ein schwarzes Glas gesehen" sein oder nicht: Hier ist mehr als eine Farbensymphonie von Violett bis zum Orange, die von Meisterhand zur Gehaltenheit des Tones gedämpft ist, und mehr als eine Massenkomposition mit senk- und wagerechten Starren, die von Meisterhand mit bewegten Diagonalen belebt ist — hier ist ein echtes Bild, aber mehr als ein nur dekoratives Bild. Hier ist auch eine große, eine mächtige Naturanschauung. Auch Dill zeigt in solchen Werken, und mit rein malerischen Mitteln ohne jede Anleihe bei der Literatur, das, was den besten Werken aller Künste gemeinsam ist: poetische Kraft.

Die Reproduktion ist einmal eine nach unserm Herzen. Mit photomechanischen Mitteln allein hätte sich so Gutes nie erreichen lassen, wer genau hinsieht, erkennt auch auf dem Blatt selbst, daß hier die Hand mitgearbeitet hat.

Bei Franz Lenbachs „Liszt" werden die Beschauer nicht durch das gestört, was oft als die Schwäche Lenbachischer Kunst bezeichnet worden ist: nicht durch ein Übertreiben der Charakteristik zur Karikatur. Hier ist kein Auftrumpfen: „so sehe Ich ihn", hier kein Theatermasken-Machen aus seinem Gesicht; Lenbach hat sich dem großen Natureindrucke durchaus untergeordnet. Nur der gerade Abschnitt der Sutane unter den Haaren ist etwas, das nicht aus der Wirklichkeit geholt ist. Er wirkt mit seinem festen Strich sehr stark im Ganzen mit, aber gerade das ist bezeichnend, daß Lenbach dazu nicht einen Teil des Menschen selber benutzt. Fielen weiße Haare über die dunkle Fläche, so würde das den Ausdruck von Kraft beeinträchtigen. Mag sein, daß des Meisters Antlitz im Alter für seine Besucher milder, „freundlicher" dreinsah. Sah es auch „milder" aus, wenn Liszt allein war? Wer ihn mehr als äußerlich kannte, weiß, daß auch dieser Liszt hier echt ist. Es gehörte ein Leben voll von starken Erfahrungen, Erstrebungen, Enttäuschungen und Ergebungen dazu, um dieses Greisenhaupt „reifen" zu lassen, das, aus der Wirklichkeit oder aus der Kunst her, zu den großen Erinnerungen gehört, die kein Mensch wieder verliert, der sie einmal aufgenommen hat. Goethe, Beethoven, Bismarck, Böcklin, Liszt, Tolstoi — soviel Namen, soviel Greisenhäupter, die uns wie monumentale Symbole unverblaßbar begleiten, und alle formten sie ihre höchste Größe erst im siebenten und achten Lebensjahrzehnt.

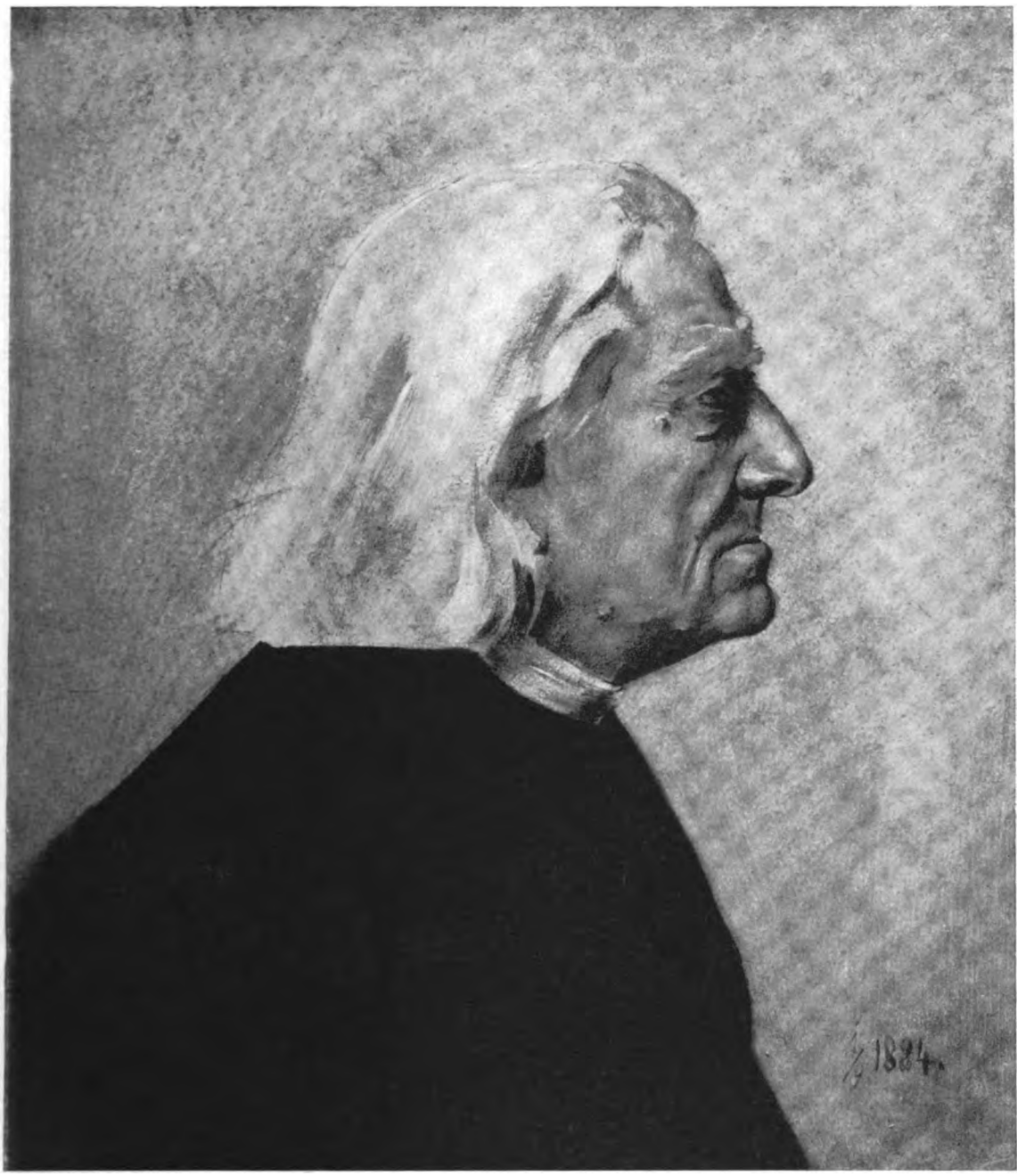
Digitized by Google

Die drei Originalholzschnitte dieses Heftes, von Otto Richard Bossert, Karl Hänny und Walter Klemm, sowie die Zeichnung von Robert Engels werden in dem Rundschaubeitrag „Originalholzschnitte usw." besprochen. A

Unsre Notenbeilage bringt anläßlich des Liszt-Jubiläums den ersten Teil der symphonischen Dichtung „Orpheus". Der Meister hat in seinem Vorwort selbst erwähnt, daß ihm die Anregung dazu von einer etruskischen Vase in der Sammlung des Louvre kam, die den mythischen Sänger darstellt „mit dem königlichen Reif um die Schläfe, von einem sternbesäten Mantel umwallt, die Lippen zu göttlichen Worten und Gesängen geöffnet, mit mächtigem Griff die Saiten der Lyra schlagend. Da scheinen die Steine gerührt zu lauschen und aus versteinten Herzen lösen sich karge, brennende Tränen. Entzückt aufhorchend stehen die Tiere des Waldes, besiegt verstummen die rohen Triebe der Menschen . . . Heute noch sproßt aus dem Herzen der Menschen der Trieb zur Wildheit, Begier, Sinnlichkeit, und es ist die Mission der Kunst, diesen Trieb zu besänftigen, zu veredeln. Heute wie ehemals und immer ist es Orpheus, ist es die Kunst, welche ihre melodischen Wogen über die widerstrebenden Elemente ergießt, die sich in der Seele jedes Menschen und im Innersten jeder Gesellschaft befehden." Man sieht, wer in der Musik nach der Fabel von Eurydice, ja selbst nach Illustration etwa der Tiere, der Tränen, der Steine suchte, würde enttäuscht werden. Es ist alles spirituell, symbolisch zu verstehen. Weiche Horntöne und präludierende Harfenakkorde verkünden den Auftritt des Gottes, der mit einer feierlichen Melodie seinen Gesang anhebt. Ein sanft elegischer Gesang, wie eine tiefe Klage der Natur. Würdevolle ernste Harmonien, die in Richard Wagners Geiste wiederklangen, als er die erste Wandererszene seines „Siegfried" in Tönen dichtete, reihen sich an. Mit der Wendung nach E wird die Harmonie in eine feine melodische Linie aufgelöst, deren süß schmerzlicher lyrischer Zauber in den zartesten Abschattungen sich ergießt und sich zu einem Preisliede auf die Macht der Töne steigert. Sie erreicht den Höhepunkt bei den heftigen Akkorden des Andante con moto. Dann ein langsames Nachlassen des Tonsturmes, ein Abklingen der Leidenschaft. Der Gott ist vorübergeschritten. Noch ein paar wundersame Harmonien seines Saitenspiels, wie aus weiter Ferne. Das Stück ist aus. . . . B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitredende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google



Aus dem Lenbachwerke der Verlagsanstalt Bruckmann

Digitized by Google

Digitized by Google

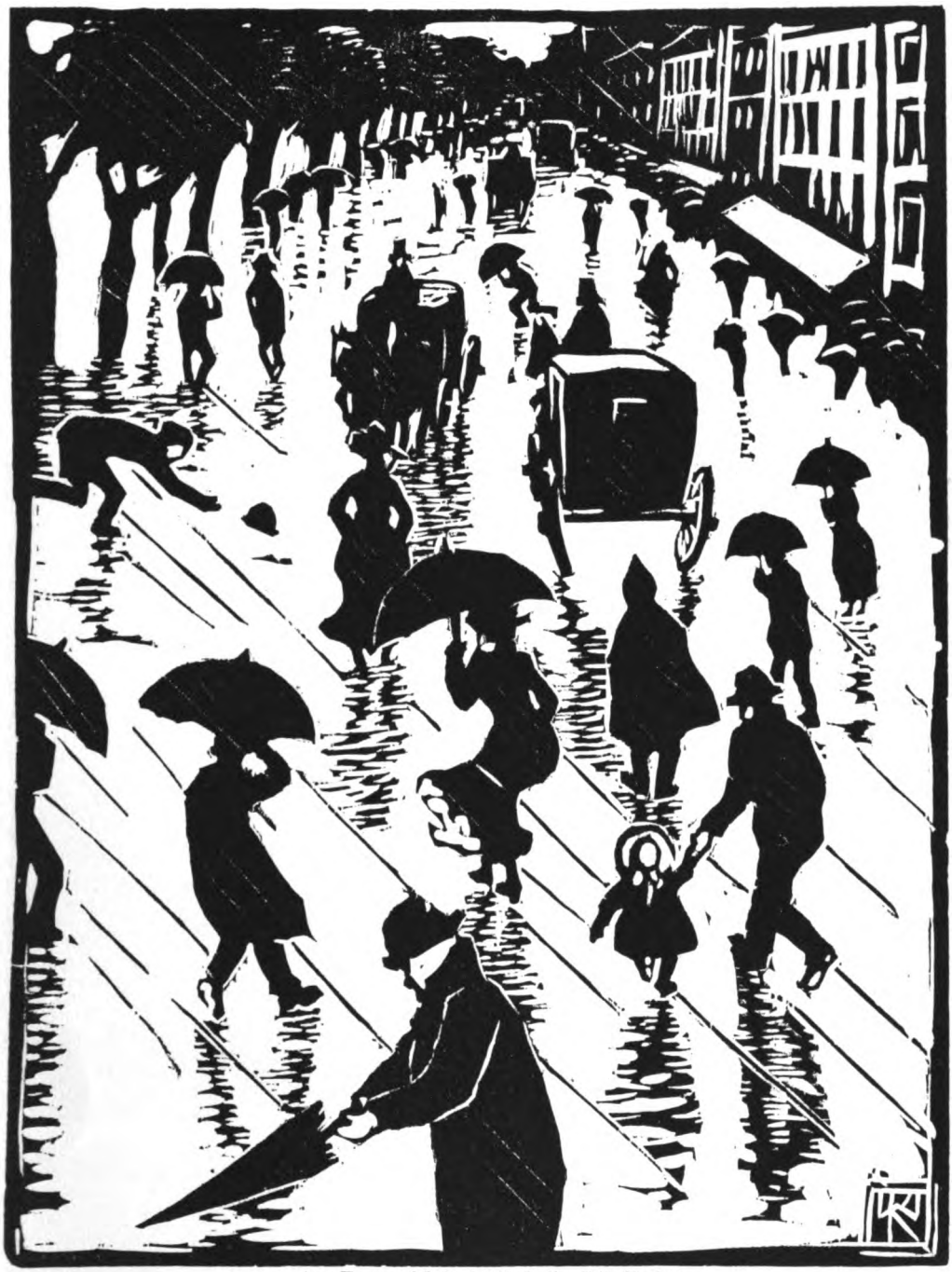
Aus „Kunst und Leben" 1912 (Berlin, Fritz Heyder)

OTTO RICHARD BOSSERT

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

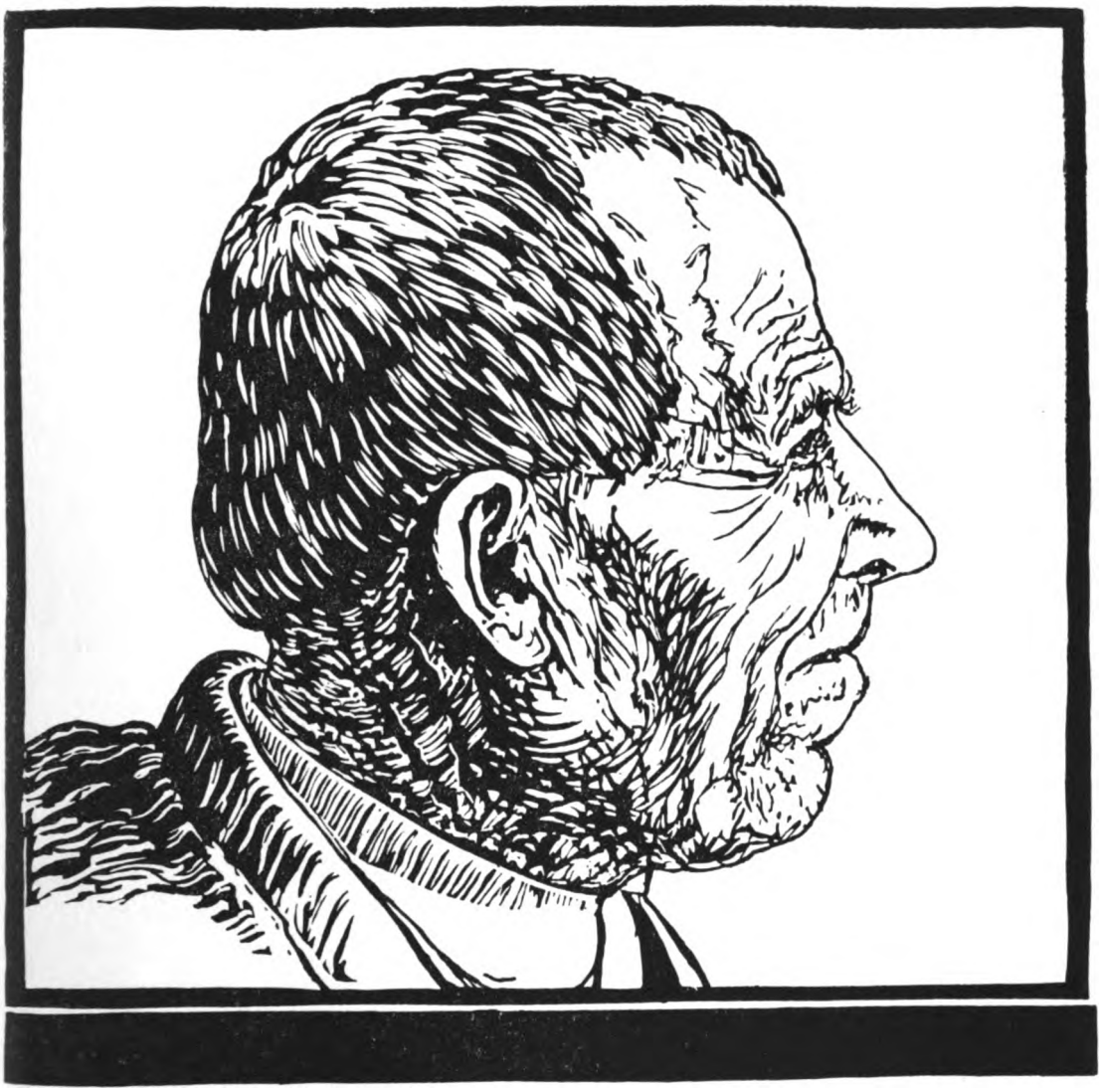


Aus „Kunst und Leben“ 1912 (Berlin, Fritz Heyder)

WALTER KLEMM

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

KARL HÄNNY

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1912 (Berlin, Fritz Heyder)

AUS DEM KUNSTWART

ROBERT ENGELS

Digitized by Google

Digitized by Google

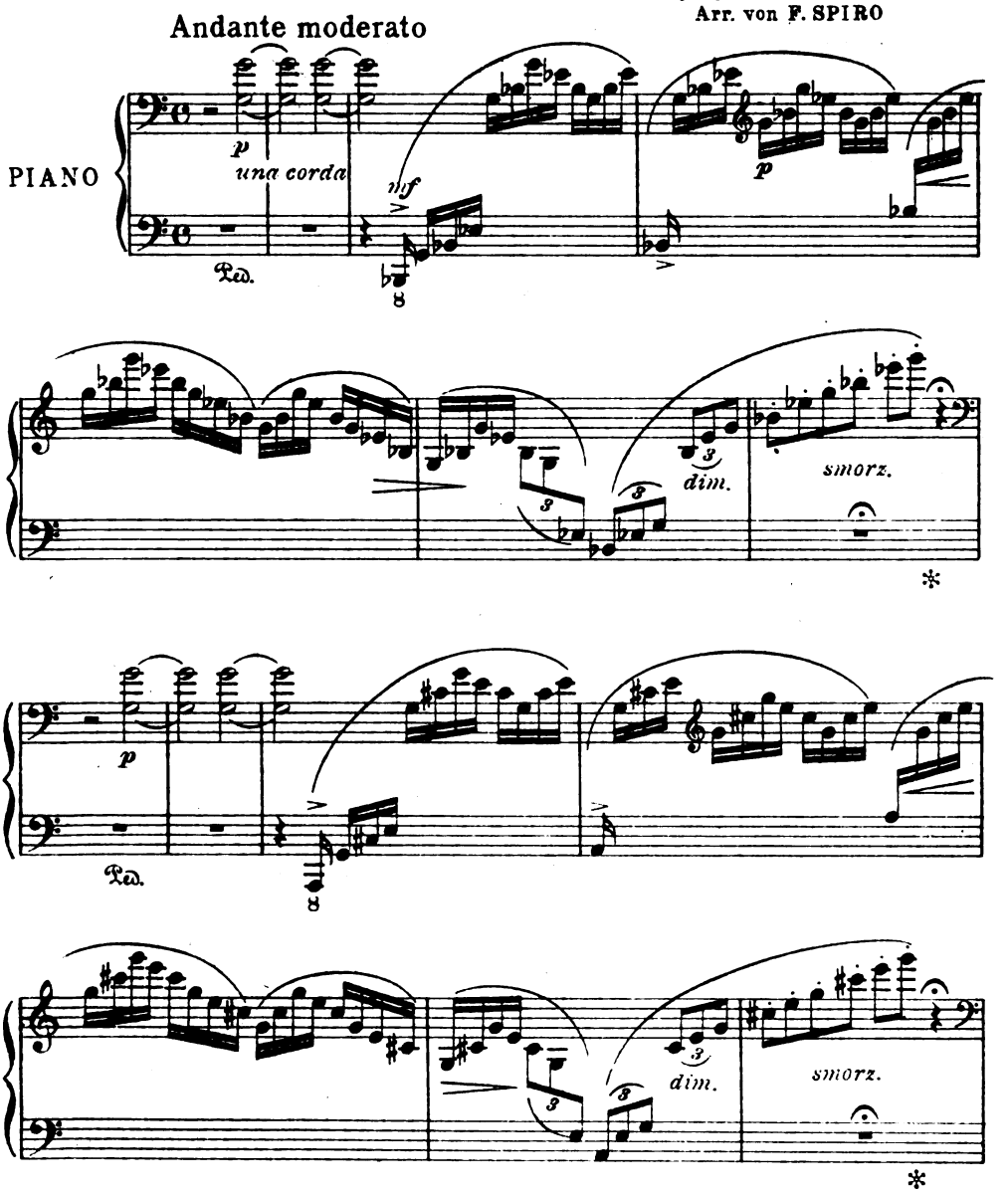
BEILAGE ZUM KUNSTWART

FRANZ LISZT

ORPHEUS

Aus Symphonische Dichtungen

Arr. von F. SPIRO

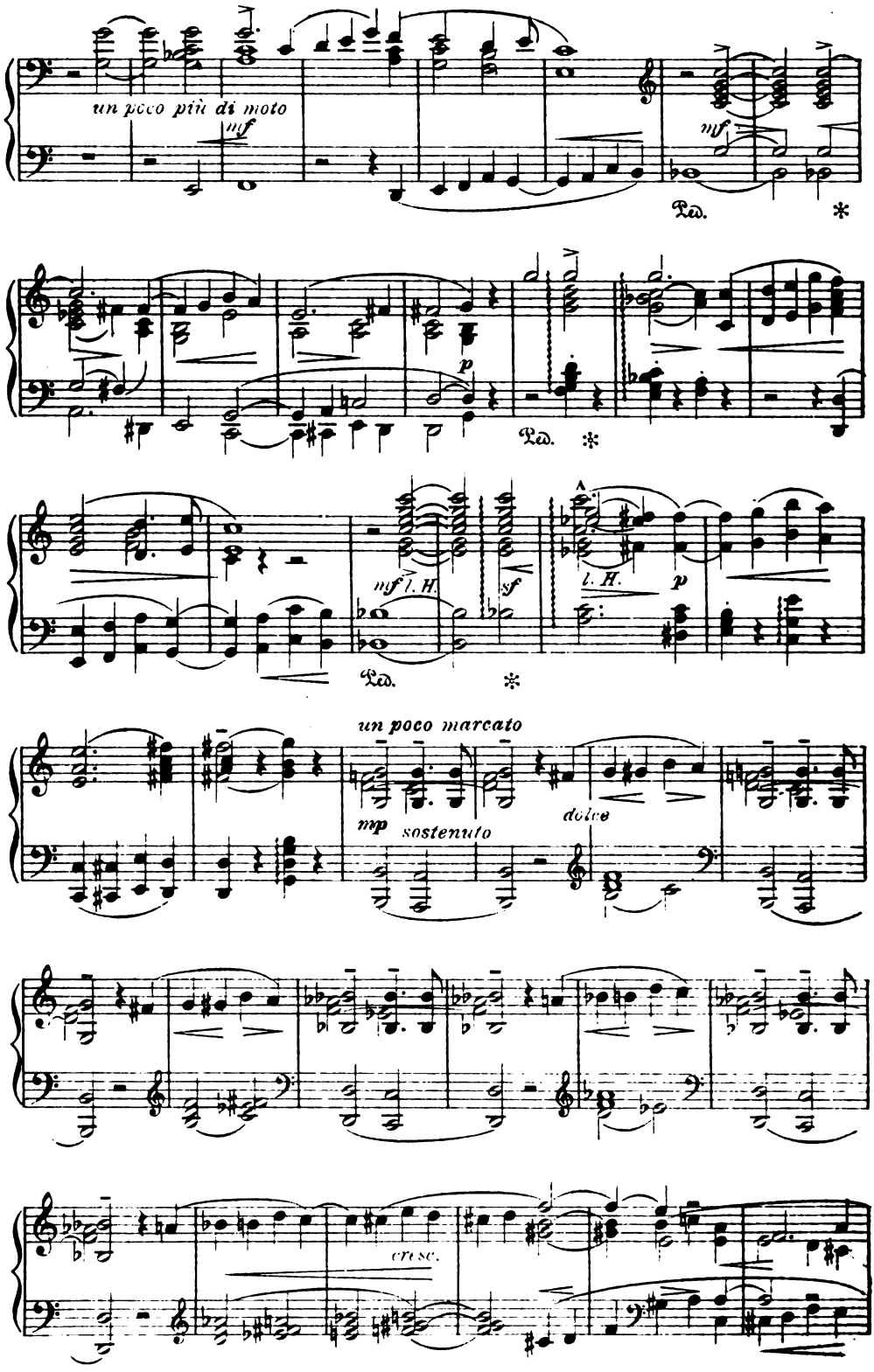


Mit Genehmigung der Originalverleger Breitkopf & Härtel, Leipzig

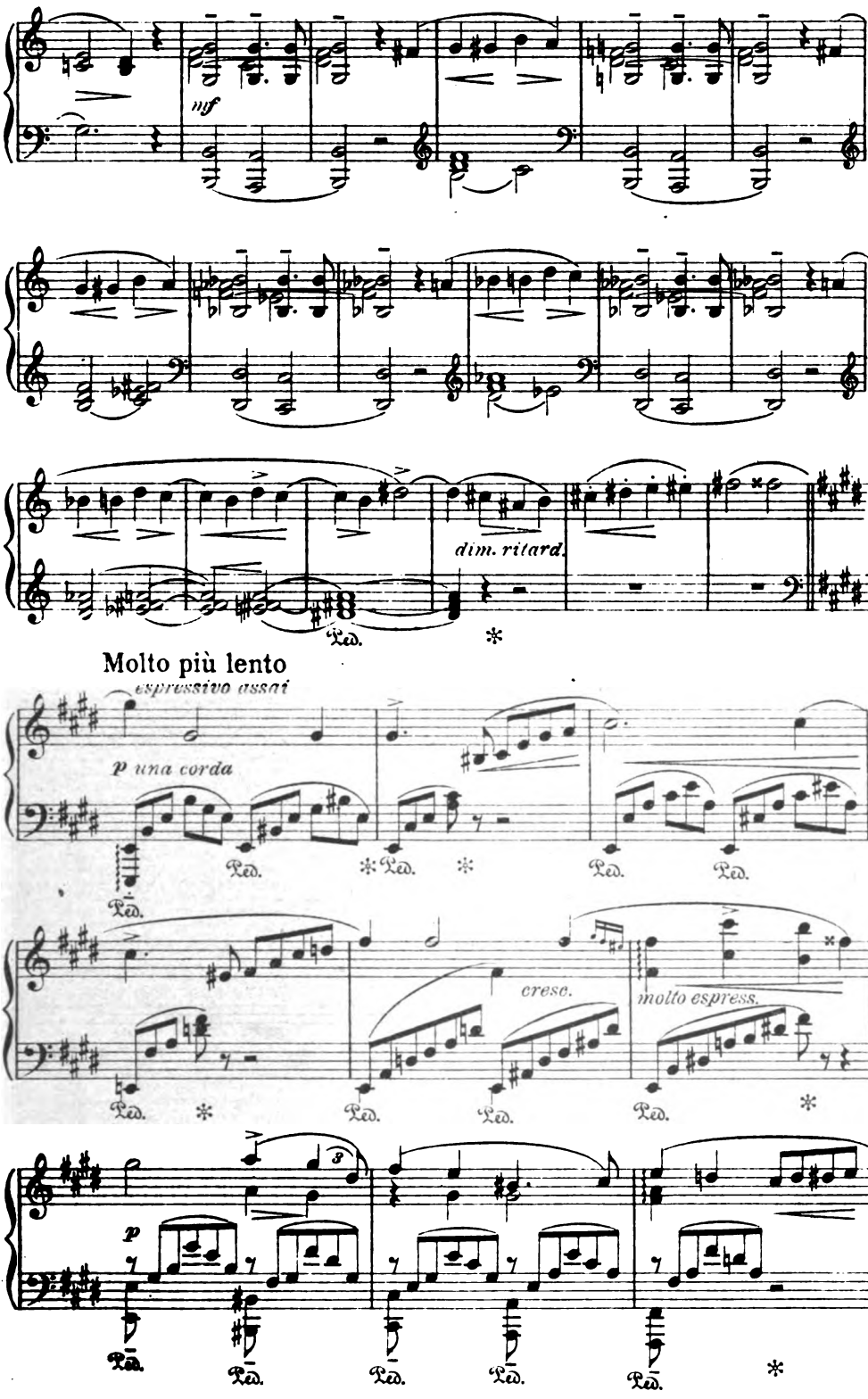
Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München

Alle Rechte vorbehalten

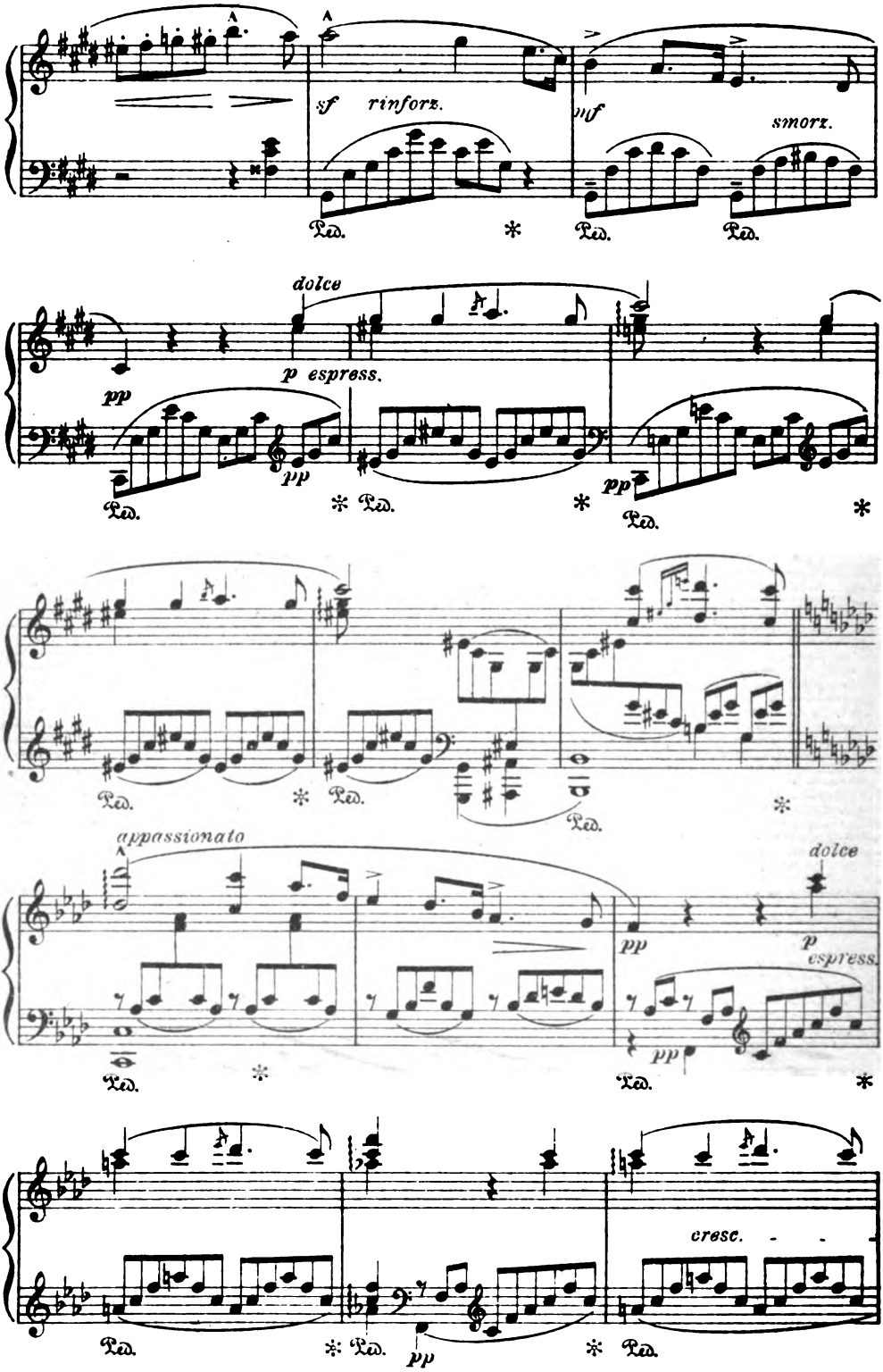
Digitized by Google



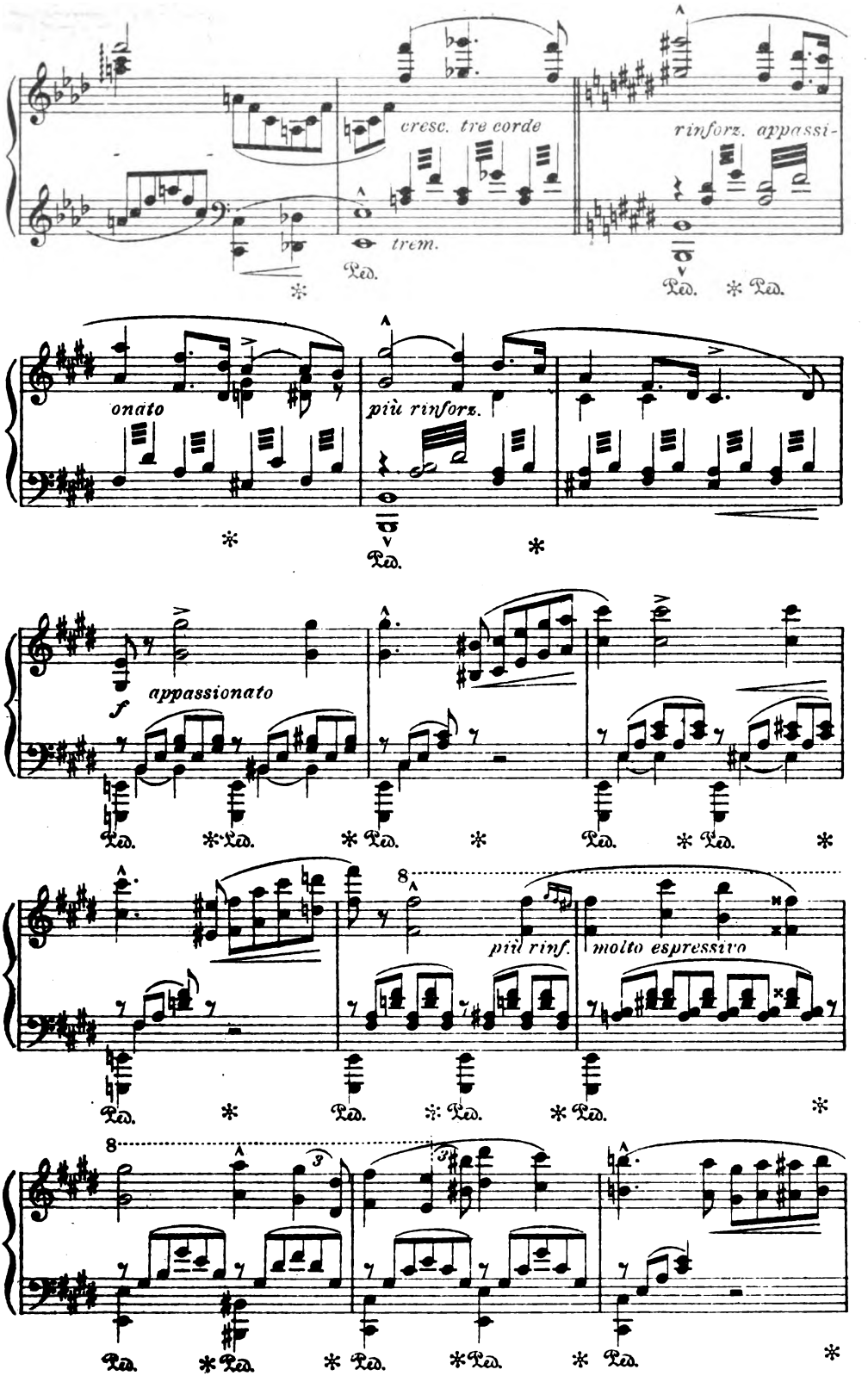
Digitized by Google



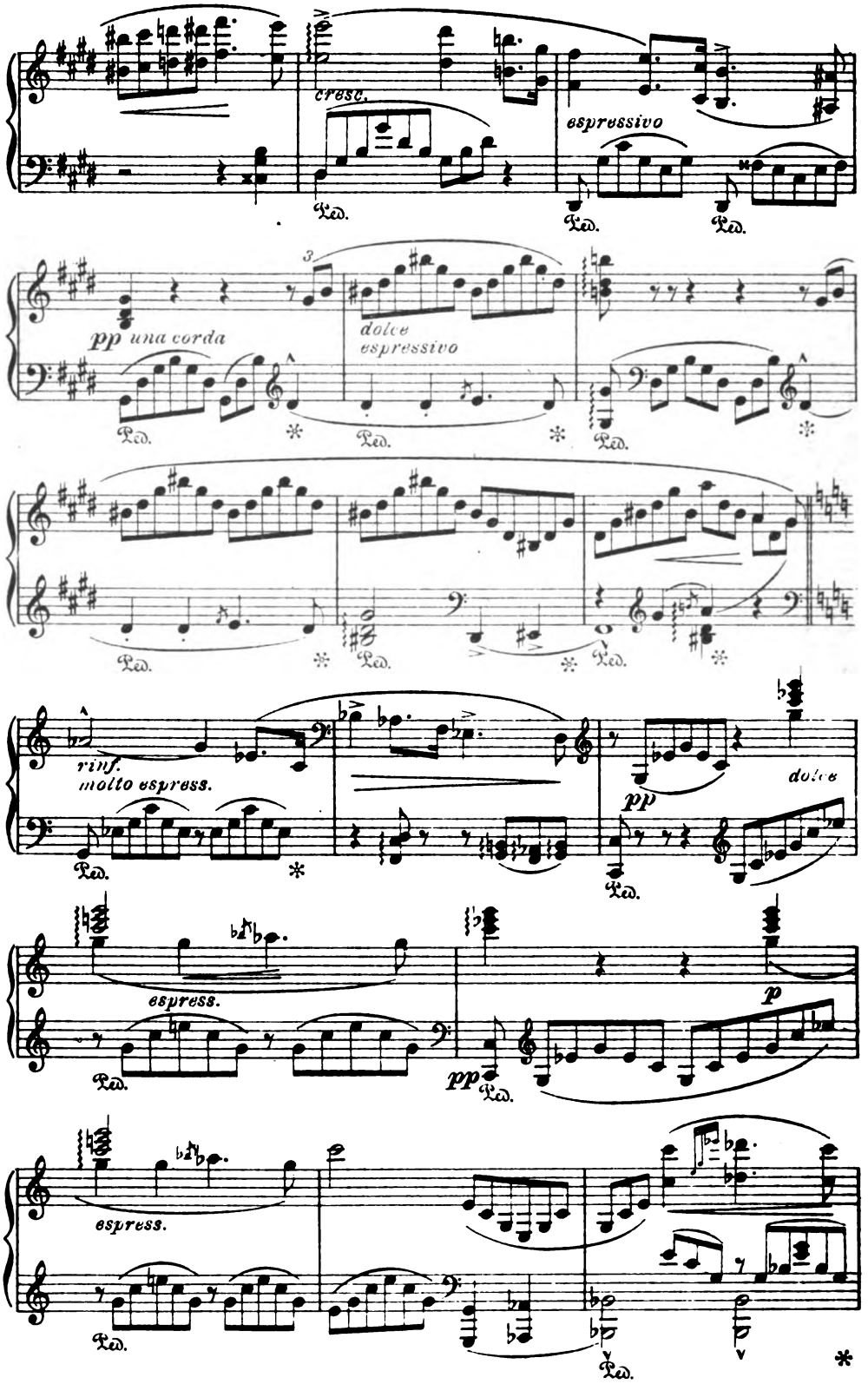
Digitized by Google



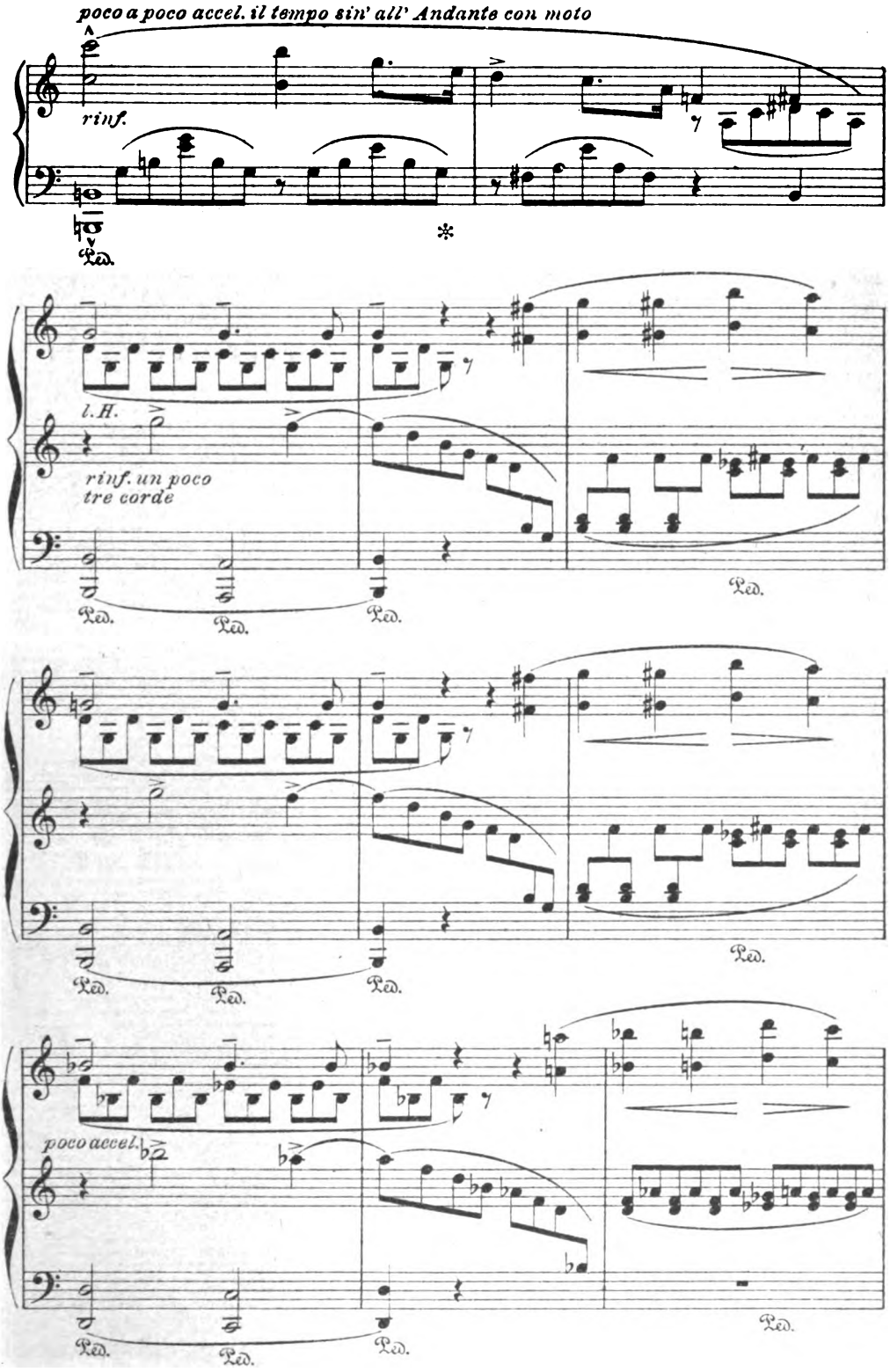
Digitized by Google



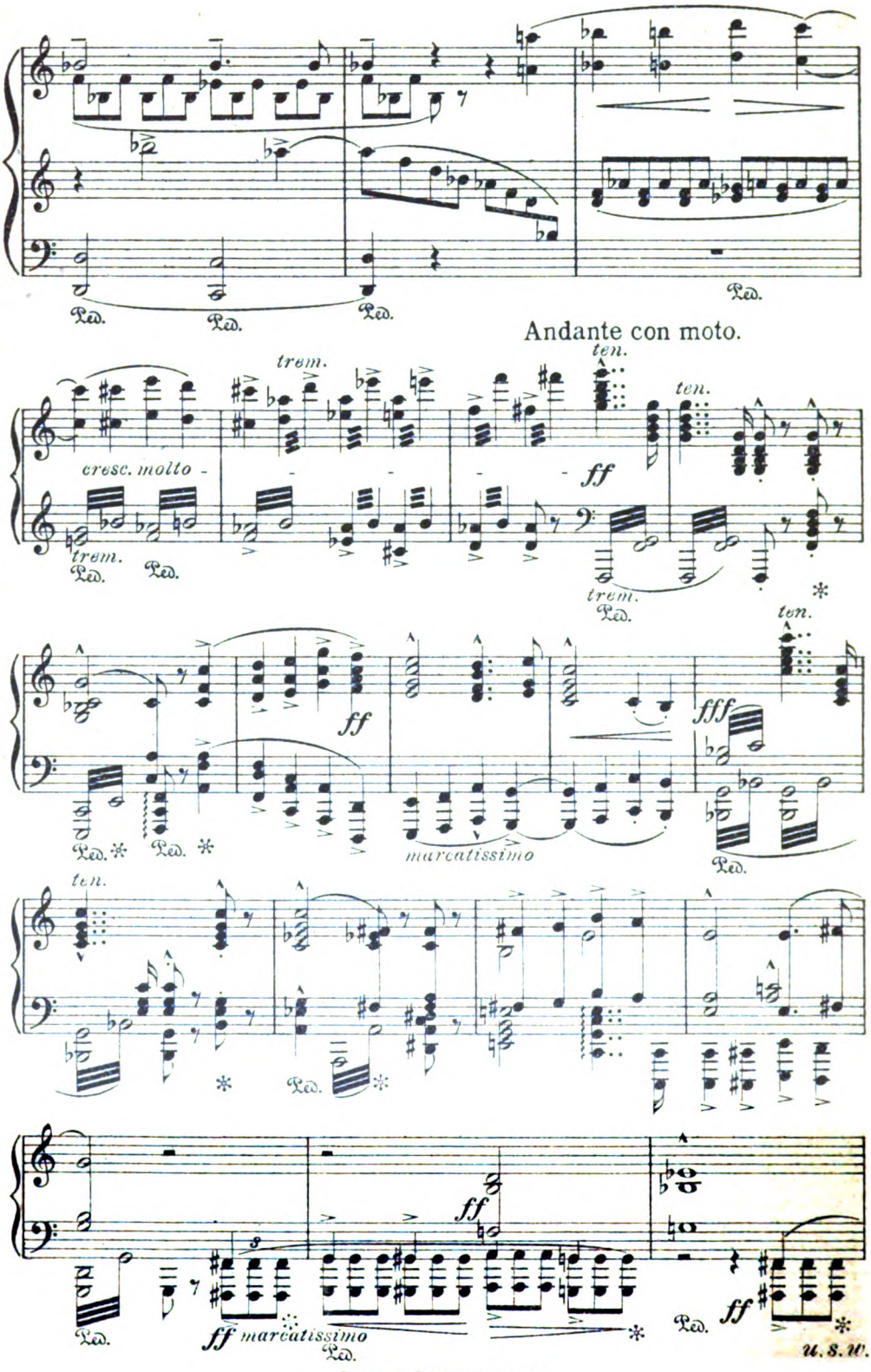
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

B. Berneis

Aus dem Kunstwar

Digitized by Google

Jahrg. 25 Erstes Novemberheft 1911 Heft 3

Heiratsmarkt

Nein, der Wolff-Metternich-Prozeß darf doch nicht den andern Sensationsprozessen gleichgestellt werden, bei denen Fräu- und Männlein in Spannung darüber fiebern, ob Er wirklich seinen Namen befleckt oder nur ein bißchen bestaubt und ob Sie außer mit dem Rittmeister X noch mit dem Leutnant Y zu tun gehabt hat. Gewiß, auch diesem neuesten Prozeß hat die Freude am Klatsch seinen Zulauf verschafft, nichts Besseres. Aber es ist, als lagere über ihm der Brodem unsrer ganzen Gesellschaftsfäulnis, aus so vielen Kloaken wogen seine Düfte zusammen. War es nicht mitunter, als werde hier von der „Simili-Kultur", über die ein andrer in der Rundschau dieses Heftes spricht, eine geradezu künstlerische Satire gezeichnet? Das einzelne dachten wir uns ja meistens so, aber zu welchem Gesamtbilde schlossen sich alle Szenen! Einen buchstabengetreuen stenographischen Bericht von diesen Verhandlungen, und für ganze Gebiete fiele die Klage um einen Juvenal dahin!

Alles aber in diesem Prozeß hatte zur Lebenskraft *eine* Voraussetzung: Geldheirat, wie ja der Herr Graf zu gleicher Zeit zwischen vier guten Partien schwankte. Geldheirat und Heiratsmarkt. Privaten und öffentlichen. Lassen wir nun den Prozeß und betrachten wir einmal unsern öffentlichen Heiratsmarkt für sich. Darüber ein Aufsatz an leitender Stelle im Kunstwart, ist das nicht unerhört? Eben, *weil* es „unerhört" ist, geschieht's. Um *aufzufallen* damit, aus keinem andern Grund. Was wir dahinten in der Rundschau zur Sache gesagt haben, ist ja bis jetzt ohne den allerleisesten Widerhall geblieben. Nicht nur bei den vielen Interessenten an Annoncengeschäften, auch im großen Publikum, denn das ist durch Gewöhnung gegen das Ekelhafte und Schädliche des gedruckten Heiratsmarktes abgehärtet, das deshalb nicht minder widerlich und schädlich bleibt. „Heiratsannoncen", man lächelt oder macht einen Witz, wenn man sie sieht, und legt das Blatt dann als etwas weg, über das man sich nicht weiter „aufzuregen" braucht. Ich will den Heiratsmarkt in den Zeitungen auch nicht zu einer Sache von allererster Kulturbedeutung aufbauschen, aber etwas *mehr* „aufregen" könnte man sich immerhin über ihn. Und wär es nur, um ihn nach den Forderungen der Ausdruckskultur daraufhin anzusehen, was er von unsrer vortrefflichen Zivilisation als *Symptom* aussagt.

Das Weib, das sich für einen Abend verkauft, nennen wir Dirne, die Mätresse, die das sozusagen im Abonnement auf längere Zeit tut, steht uns auch nicht höher, kann einer, dem die Gedanken und die Gefühle auf geraden Wegen gehn, das Weib oder den Mann besser bewerten, die sich auf Ehezeit verhandeln? Auch die freieste Moral in geschlechtlichen Dingen wird das Hingeben des Leibes gegen materiellen *Entgelt* als gemein ansehn und das Verkaufen nicht nur des Leibes sondern auch der besten Lebensfreiheit: der Freiheit bei der *Ergänzung* des eignen Menschenwesens, doppelt.

Digitized by Google

Heirat ums Geld oder sonstigen „Vorteil“, ohne Liebe, bedeutet Verzicht auf gemeinsame Höchstentwicklung des Ichs, der Familie, der Rasse. Zwar kommen die „Praktischen“ damit, „Vernunftheiraten“ fielen oft „glücklich“ aus, wobei dann unter „Glück“ der sanfte Zustand der Lauheit verstanden wird, der tatsächlich beim Mangel an Besserem für viele Bürger das Zuträglichste sein mag. Und sie behaupten: auch die Heiratsannoncen führten oft zu braven Ehen. Auch möglich, da es ja in der Welt erstaunlich viel Kruppzeug gibt. Wem hat aber jemals einer, der sich für einen anständigen Menschen ausgab, *mitgeteilt oder zugestanden*, daß er seine Ehehälfte durch Heiratsvermittler oder durch Inserat, oder daß er seiner Tochter auf diese Weise den Eidam „gewonnen“ habe? Man tut's, tut es, wie die Heiratsmärkte in den Zeitungen beweisen, massenhaft, aber man verheimlicht's. Wohl: es gäbe in solchen Dingen keine *Heuchelei*, wenn's in ihnen keine *Scham* gäbe, die allgemeine Scham aber ist der unwiderlegliche Beweis dafür, daß der *Instinkt* das Gemeine empfindet, wo die Praxis des Lebens es verschleiert und benutzt. Auf wie lange *bleibt* dieser Instinkt, das ist die Frage. Auf den niedrigsten Stufen der Zivilisation gab es Frauenverkauf, auf den niedrigen hält er sich noch, selbst bei unsern Bauern unter der Mitgiftform und bei unserm Kleinbürgertum durch das „Einheiraten“. Langsam nur setzte sich auch für diese Gebiete gegen die Zivilisation die Kultur durch, als das Natürliche auf höherer Ebene. Daß man sie als das Bessere anerkennt, wird durch die allgemeine Verheimlichung der Einkäufe auf dem Heiratsmarkte bewiesen. Wollen wir nun diese durch die Jahrhunderte langsam erworbenen vornehmen Menschengefühle durch die Sanktionierung des Heiratschachers allmählich verkommen lassen oder wollen wir sie stärken, indem wir das, was der Pöbel nicht entbehren mag, wenigstens unmißverständlich *infamieren*?

Um statt langen Beschreibens Anschauung zu bieten, reproduzieren wir ein paar Annoncenseiten. Sie geben keine auf den Zweck gewählte besonders charakteristische, sondern nur eine ganz zufällige Stichprobe, geben just einen Ausschnitt aus dem „Berliner Tageblatt“ von „heute“, da ich diese Zeilen schreibe, bilden auch aus dieser einzigen Zeitungsnummer nur eben Proben ab, nicht einmal den *ganzen* Heiratsmarkt. Man scheue sich einmal nicht, das daraufhin anzusehn, wie mit Zynismus hier, mit sentimentalem Putze dort Tag für Tag sogenannte Ehe feilgeboten und erhandelt wird.* Tag für Tag

* Dr. Joachim Werner hat ein Büchlein verfaßt: „Die Heiratsannonce, Studien und Briefe“ und bei M. Aronhold in Berlin herausgegeben, das manche hübschen Angaben bringt. Er ließ zweimal dasselbe Inserat drucken, aber einmal ohne und einmal mit der Parenthese: (Jahreseinkommen 30 000 Mark). Das erstemal liefen 3 belanglose, das zweitemal 74 Briefe ein. Er untersuchte dann statistisch eine größere Anzahl von Annoncen und dazugehörigen Antworten. Bei einer: „100 000 Mark Mitgift und kleiner körperlicher Fehler“ liefen 172 Briefe ein. In einer Woche fand er in 12 deutschsprachigen Zeitungen 1302 Heiratsannoncen. Alle Berufe und alle Altersklassen waren vertreten. Werner macht auch — bescheidene — Reformvorschläge.

Digitized by Google

und Jahr für Jahr. Es sind nicht bloß „Juden", die hier fischen und anreißen, es fehlt auch an „christlichen" Offerten nicht, der Adel ist wacker dabei, und anderswo offeriert sogar „eine königliche Hoheit" ihre als solche von ihr selbst bezeichnete „Mesalliance", indem sie der „zukünftigen Gemahlin", wenn sie nur viel Geld hat, spätere Anerkennung als Prinzessin garantiert. Alle diese Menschen verlangen nachher, von uns gesellschaftlich zum allermindesten als unsersgleichen behandelt, sie verlangen wohl gar, von uns geachtet zu werden. Alle diese Menschen benutzen das durch Leib- und Seelenschacher „eingeheiratete" Geld, um mehr Einfluß als die zu erlangen, die auf solche Mittel verzichten. Alle diese Menschen, und wenn sie in ihren persönlichen Eigenschaften auch noch so herunterkommen, kommen eben durch die Skrupellosigkeit ihres Schacherns mit sich selber an Macht im ganzen tatsächlich herauf. Sie gewinnen mehr Einfluß in der Gesellschaft und im Staat als die, welche sich des Ursprungs ihrer Ehen und ihrer Vermögen *nicht* zu schämen brauchen. Und sie tragen das Menschenmögliche dazu bei, das gute Erbe, das sie etwa doch noch im Blute haben, durch Plebejertum weiter zu verderken. Hier der lächerliche Emporkömmling, der meist noch den Vorurteilslosen und Freisinnigen gestikuliert, während sein Ohr nach alten Namen wie nach Erlösungen aushorcht, dort der Heruntergekommene, der mal Vorfahren gehabt hat, die was leisteten, und der nun die Narren ausbeuten kann, die deshalb meinen, auch er wäre noch was. Wir könnten sie ruhig sich begatten lassen, wenn die Folgen unter ihnen blieben. Da aber sowohl Vermögen wie Adel auch in unsrer Zeit noch zum mindesten ebenso reale Mächte sind, wie persönliche Leistungsfähigkeit, so geht es das ganze Volk an, unter welchen Umständen und Aussichten sie sich zusammentun. Und nicht nur die unmittelbare Macht von Adel und Geld selber kommt hier in Frage. Es braucht ja nur einen Blick in die „Woche" oder in eine Zeitungsrubrik „Aus der Gesellschaft", um zu sehn, mit wie inniger Bedientenandacht sich noch viele in unserm Volk für die gleichgültigsten Vorkommnisse in den Kreisen interessieren, in denen die Titel und die Goldstücke klingen, es braucht nicht mehr, um einzusehn, daß die Anschauungen aus dieser Welt noch heute für viele Tausende vorbildlich sind. Wie soll den Massen auf die Dauer unehrenhaft scheinen, was „oben" Brauch ist? Es ist keine Frage, daß die sittlichen Kräfte der Nation sich mehr und mehr in den Kreisen ansammeln werden, die vom Heiratsmarkt wie vom sonstigen Schacher mit sittlichen Werten sich freihalten. Aber eine Frage ist die: werden diese sittlich stärkeren Kräfte auch die politische und wirtschaftliche Macht zum Ausschlaggeben behalten oder erringen, wenn's weiter geht, wie jetzt? Jetzt, wo der Heiratschacher nicht nur der Eitelkeit und dem Behagen, sondern auch der *Einflußvermehrung* dient — und bei alledem doch nur *ein* Faktor und ein *Symptom* ist.

Wir bekämpfen im Reich und bald wohl auch international den „Schmutz in Wort und Bild", vom Mädchenhandel ganz zu schweigen, aber gegen das hundertfache öffentliche Ausbieten von Männern und Weibern gegen Titel oder gegen bar haben wir nichts einzuwen-

Digitized by Google

den, wenn nur die Absichten „reell“ sind, das heißt: wenn nur die Selbstprostitution für die Dauer geplant ist. Wir lassen unsern Jungen und Mädeln durch die Blätter tagtäglich zeigen, wie's gemacht wird, damit die christliche oder jüdische Ehe fruchtbar, id est: zinstragend sei. Heiratsannoncen bringen was, das Thema ist also für die Nicht-Gentlemen-Zeitungen Tabu. Immerhin haben wir Blätter, die aus Anstandsgefühl auf Schadchengeschäfte verzichten. Da die Organisation des Publikums fehlt, die von den andern dasselbe erzwingen könnte, bin ich meinerseits „unliberal“ genug, einfach ein Verbot solcher Annoncen zu wünschen. Nicht in dem Wahne, den Markt selber dadurch zu schädigen, sondern weil man derartige Einrichtungen so wenig mit anständigen vermischen soll wie Bordelle mit reinlichen Wirtshäusern. Die bedürftigen Herrschaften werden zu ihren Lebensgefährten auch noch auf stilleren Wegen finden, eigene Blätter, die sich voll und ganz und unentwegt in den Dienst derartigen Beglückens stellen, haben wir ja auch schon längst — sie sind schon deshalb nicht zu bekämpfen, weil man sie, wem's nottut, „diskret“ zusendet. Worauf es ankommt, das ist, nochmals gesagt, nur die öffentliche Betätigung dessen, was die allgemeine Ursprungsverheimlichung solcher Ehen vorläufig noch als herrschend erweist: es soll als schimpflich erscheinen, was selbst die Jammerleute, die's tun, als schimpflich fühlen. A

Das Doppelgesicht des Theaters

Ich nehme die Dinge, an die ich herantrete, wie sie sind. Sie stehen für mich zuerst am Ende einer Entwicklung und nur in zweiter Linie am Anfang einer neuen. Um jeden Preis zu revolutionieren ist die Sache eitler Menschen, die sich einbilden, sie könnten die natürliche, immer gelassene Weiterbildung gesellschaftlicher Einrichtungen durch Bocksprünge überlisten. Was ist am Theater in den letzten Jahren nicht herumreformiert worden! Und warum? Weil viele Leute von den großen Einkünften mancher Direktoren verlockt wurden und ihre bescheiden bezahlte Referenten- oder Lehrerstellung nicht mehr für würdig genug hielten. Was an sogenannten Dramaturgen nunmehr in den Theaterkanzleien das ödeste Lektorendasein fristet, geht in die Tausende, und ich verrate kein Geheimnis, wenn ich die Zahl der Germanisten, die sich mir innerhalb dreier Monate als Regie-Volontäre angeboten haben, auf hundert schätze. Sie fühlen alle ihre Unsicherheit dem Schauspielerstande gegenüber, den sie doch beherrschen wollen, und kriechen deshalb gern unter die Flügel der bewährten Regiegluckе, um ihr über kurz oder lang die Federn ausrupfen zu können. Denn sie haben im Grunde vor dem Praktiker keinen Respekt; sie rechnen ihm im Cafehause nach, welche falschen Betonungen er durchläßt — in der Regel haben sie dabei nicht einmal recht, weil sie selbst von Akzentuierung nichts verstehen und weil Betonungen überhaupt schwanken — sie mäkeln an den Strichen im Texte, an dem Grundrisse der Schauplätze, an den Beleuchtungen, überhaupt an allem, was ihnen aus Zeitungskritiken geläufig ist. Zum leidenschaftlichen Erleben einer dramaturgischen Tat kommen sie schon deshalb nicht, weil das kritische Ver-

Digitized by Google

Ehe.

Ich suche für eine **junge Dame** aus ersten Kreisen auf diesem Wege einen vornehm denkenden Mann, der versteht, dass ihr ein lieber Gatte, ein schönes Heim und ein gutes Pferd das Glück bedeutet.

Sie ist ein intelligentes, liebes, schönes Geschöpf, entzückende Figur und hat ein vornehm geschnittenes Gesicht, allerdings kein Puppengesicht. Die Betreffende verbindet angeborene Eleganz mit grossem Verständnis für Haushalt. Selbst ohne Vermögen, versteht die junge Dame demgemäss den Wert des Geldes zu schätzen. Deshalb wäre auch ausschlaggebend nicht grosses Vermögen, sondern guter Charakter, passende Lebensstellung und gepflegtes Aeussere des betreffenden, wenn auch älteren Herrn.

Gefl. Zuschriften unter **M. K. 7888** befördert die Annoncen-Expedition **Rudolf Mosse, München.**

WELT-DETEKTIV

Auskunftei PREISS-Berlin S, Leipziger Strasse 107a, Nähe Friedrichstr. Tel.: I, 3571.

Beobachtungen, Ermittelungen in all. Vertrauenssach.

Heirats-Auskünfte über Vorleben, Lebensweise, Ruf, Charakter, Vermögen, Einkommen, Gesundheit etc. von Personen an allen Plätzen der Erde. Discrete Geschäfts-Credit-Auskünfte einzeln und im Abonnement. Grösste Inanspruchnahme!

Beste Bedienung bei solidem Honorar.

Detektive- **Auskunftei Schwenck & Co.,** Berlin, Oranienburgerstr. 50. Beobacht., Ermittel. **Heirats-Auskünfte** 3.00 an allerorts

---

Suche für meinen Freund,

Grossgrundbesitzer,

30 J., der der Weltenbummelei müde ist, vornehme Erscheinung (400 000 Mark Vermögen), vorurteilsfrei, **passende Lebensgefährtin.**

Damen, evang., mit gl. Vermögen (auch Wwe. mit oder ohne K.), von eleg., hübschem Aeuss., 23—30 Jahre, wollen auf dies wirklich ehrenhafte Gesuch schreiben unter **J. W. 13442** an die Exp. d. Bl.

Nur nichtanonyme Off., mögl. mit Bild, d. sämtl. ehrenwörtl. retourn. werden, werden berücksichtigt. Diskr. selbstverst. u. verlangt. Vermittl. auss. v. Angeh. verb. Antw. in 8 Tagen.

Anna Wolff,

Ehevermittlung Berlin, gegr. 1896. III. 6338,
Charitéstrasse 4.

Für Grossindustriellentochter am Rhein, 23 J., Millionärsfamilie, 500 000 Mitgabe, Herr in erster Position zwecks Heirat gesucht.

Skandinavier

Junger, distinguierter selbständiger Kaufmann, **Christ,** wohnhaft in Copenhagen, 35 Jahre alt, aus der bess. Gesellschaft, tadellose Vergangenh., schlanke, jüng. aussch., mittelgr. dunkelblond, männl. Erscheinung mit gegenw. Einkomm. v. 10.000 M., etwas Vermög., **sucht** durch Briefwechsel (lateinische Schrift) die Bekanntschaft einer **evgl.** liebenswürdigen, musikal. Dame, von 24—30 Jahren, gesunder Natur, häuslich, verträgl. Charakt., sympath. Wes. u. anmut. schön. Erschein., aus erster Familie zu machen, zwecks späterer

Heirat.

Vermögen erwünscht, jedoch nicht erforderlich. Vermittler verbet. Discretion zugesichert u. verlangt. Offerten mit ausführlichen Mitteilungen mit Aufgabe des Alters, Familie, Vermögen etc. erb. unter **„Dänemark 272"** an **Wolffs Bur, Kopenhagen.**

Jfr. Heirat.

Inhaber eines gutgehenden Herrenmodegeschäfts, 31 Jahre, stattliche Erscheinung, würde sich mit wohlerzogener Dame guter Familie verheiraten. Mitgift nicht unter 40 Mille. Offerten unter J. B. 107 an die Expedition d. Bl., SW.

Dame, 31 Jahre, m. kl. Vermögen, häuslich erzogen, möchte einen gebild. Herrn kennen lernen aus gutem Hause, zwecks späterer Heirat. Off. u. **G. P. 2503** an d. Exped. d. Bl., Leipzigerstr. 103.

Heirat.

Für meine Schwester, Anfang 30, aus gut. jüd. Familie, geb., wirtschaftl., lustig, suche **Lebensgefährten,** Beamten oder Kaufmann in guter, sicherer Position. Vermögen 25.000. Nur ernst gemeinte, nicht anonyme ausführl. Zuschr. u. **J. M. 54** an **Exp. d. Bl., SW.**

Selbständ. Kaufmann
mit gespart. Vermög. **25 000 Mk.,** 37 J., solid., sympath., v. repräsentbl. Figur, **Oesterreicher,** möchte jüd. Frl. gesetzten Alters **m. entspr. Vermög.** heiraten. Diskr. zugef. Anonym Papierkorb., **Lagerk. 406 Berlin 2.**

Suche als Vater

(Christ) für meine beiden Söhne, große stattl. Erscheinungen, **Arzt,** Rel.-Off., gute Praxis in groß. Stadt, **Kaufmann** u. **Fabrikant** kunstgewerbl. Artikel, groß. Einkomm., 24 Mille p. a., hübsche sympath. **Lebensgefährtinnen** mit entsprechendem Vermög., welches sichergestellt werden kann. Nachrichten mögl. mit Bild, ehrenwörtl. sofort zurück, unt. **J. Z. 8547** an d. **Exp. d. Bl., Berlin SW.**

Dame.

Ende 30, Christin, in großer, leitender Stellung, wünscht, unter Beibehaltung ihrer Tätigkeit, Heirat mit gebildetem Herrn bis 50 in sicherer Position. Offert. unt. **J. W. 41** an **Exp. d. Bl., SW.**

Ich suche für den Mitinhaber eines sehr bekannt. u. renommiert. industr. Unternehmens (mos. 26 J. Akademiker) die Bekanntschaft einer sympat. Dame zwecks Heirat, welche über eine Baarmitgift von 100–150 Mille verfügt.

Anonym u. Vermittler verbeten
Ed. Friedländer,
Berlin, Magazinstr. 2 pt.

HEIRATSANZEIGEN AUS EINER NUMMER DES BERLINER TAGEBLATTS

Digitized by Google

Ich bin **selbständiger Kaufmann** in Berlin, 33 Jahre alt, stattliche Erscheinung, mit 10 000 Mark Einkomm. und suche passende, vermögende

Lebensgefährtin

von liebevoll. Charakter, der an glücklichem Familienleben gelegen ist. Ausführliche Zuschriften von Damen im entsprechenden Alter und Vermögen werden unter Zusicherung strengster Diskretion unter **J. J. 114** an die Exped. d. Bl. SW. erbeten.

Junggeselle, Israelit, mit Vermög. u. gutgehendem Geschäft, Kosmopolit, möchte heiraten. Damen, welche ein distinguiertes home wünschen, bitte, sich unter **„Gil Blas", W. 8** lagernd zu wenden.

Für meine Schwägerin, jüd., 31 J. aus gutem Hause, einf. erzogen, geschäftstüchtig, angenehmes Aeußere, Vermögen 5000.—, suche passenden **Gatten** mit gutem Charakter in bescheidener, jedoch fester Position. Nur ernstgemeinte Offert. unt. **J. P. 183** an die **Exped. d. Bl., Berlin SW.**

Einheirat od. d. Heir. g. Pos. wünscht **Kfm.**, 37, mos., geb., tücht., achtb. Fam., f. symp. Ersch., Bild erw. Anon. zwecklos. Off. u. **J. C. 171** an **d. Exp. d. Bl., SW.**

Margarete Bornstein, „Ehevermittelung", Berlin W. 15, Kurfürstendamm 33, hochpt.

Gegr. 1898. Tel. Charl. 1261.*

Ffr., 29, ang. Aeuß., der da v. Verm., alteing. **sicher. u. eintr.** pät. Bankf. ang. Geschäft u. fortf. kann, w. bald. Heir. m. wohlerz. Dame gut. jüd. Fam. Groß. Eink. nachweisb. Ers. Mitg ca. 30 Mille, a. in Grundbes. „Solid" Posta. 91

Vornehmer Kaufmann, 38 J., Reserveoffiz., M. 12 000 Einkommen, sucht Gattin. Junge Damen, auch Witwen mit disponibl. Verm., welches ihnen verbleibt, oder deren Eltern bitte Näheres. Off. unt. **J. E. 215** an **die Expedition des Berl. Tagebl.** Berufsvermittelung Papierkorb.

Gebildete Dame,

35, schuldl. gesch., hübsche, repräsent. Ersch. von tadell. Ruf, musik. u. häusl., möchte mit gut situiertem charaktervollem Herrn über 40 in Briefwechs. treten zwecks Wiederverh. (auch Witw. m. K.). Conf. gleichgültig. Off. Postamt 5, Schönebera. **Lagerkarte I.**

Ehevermittlung

Frau von Stoegmüller, Hohenstaufenstr. 53, 6a 1926.

Minna Maywald's

Ehevermittl. biet. erstkl. Part., diskr. u. vorschußfrei.

Savignyplatz 13.

Schadchen, in erst. jüd. Kreis. eingef., empf. str. reell. **Part. C. Levy. Hamburg,** Kielerstr. 6.

Für hübsch. 23j. Mädchen mit

300 000,– Mk.

eig. Verm. u. späteren groß. elterl. Erbe wird v. Tante Heirat angestrebt. Jurist, Industriell. od. Offizier bevorzugt. Off. u. **Ta. E. 1903** bef. Exp. d. Bl., Berlin, Tauentzienstr. 2.

Heirat für hübsche, junge Dame, 26 Jahre, aus bester jüd. Familie, gebild., musikal., bescheid., wirtschaftl., verträgl. Charakters, mit Barvermg. von Mk. 10000,— u. guter Aussteuer, wird Lebensgefährte in guter Position gesucht. Offerten unt. **Ta. E. 1905** an die **Exped. dieses Blatt., Berlin,** Tauentzienstr. 2.

Vornehme Ehevermittelung **L. Horn,** Wilmersdorf, Hektorstr. 21, Gh. II, Bhf. Halensee.

Seelengemeinschaft

in der Ehe mit edler, liebevoller, ideal veranlagter Dame mit Herzensbildung u. größerem Vermögen sucht vorurteilsfreier, ideal veranlagter, kunstsinniger Herr in selbständiger, gesicherter Position u. m. Vermögen (Selbstgesuch). Vertrauensvolle Zuschriften u. **A. N. 1000,** Postamt W. 15.

Dr. ing. Dipl. Ing., Archit., ev., solid., off. Char., gesund, wünscht **Neigungsehe,** auch **Einheirat** i. Bau- od. and. Branche m. symp. häusl. Dame. Bildoff. (str. Diskr.) u. **Ch. B. 6450** an die **Exped. d. Bl., Charlottenburg,** Schorrenstr. 39

Jüdischer Herr

wird **zwecks Heirat** mit junger Dame, 29 Jahr (M. 8000) **gesucht.** Off. u. **J. O. 224** an die **Exped. d. Blatt.**

Witwer, M. 50, Rentner, möchte d. Bekanntschaft einer alleinstehenden schlanken Jüdin, Witwe, machen behufs **Heirat.** Anonym zwecklos. Off. u. **J. R. 226** an die **Exped. d. Blatt., SW.**

Mariage.

Baron v. alt. Adel, Rittergutsbesitzer, 29 Jahre alt, stattl. Erschein., 20,000 M. Jahreseinkommen, sucht gebild. Dame mit ¼ Million barer Mitgift **zwecks Heirat** kennen zu lernen. Berufsvermittlung verbeten. Diskretion Ehrensache. Ausführliche Offerten unt. **Postlagerkarte 80, Hamburg 36** erbeten.

Junge Dame, große stattliche Erscheinung, sucht, da des Alleinseins müde, zw. **Heirat** die Bekanntschaft eines gutsituierten jüd. Herrn. Off. u. **Postlagerkarte 84** Postamt 9 erbeten.

Adelsheirat.

Für Witwer ohne Kind., 64 Jahre, Staatsbeamt., aus alter adel. Familie, aristokratische Erscheinung, vornehm. Charakter, wird eine Dame entsprech. Alters mit größerem Vermög. zwecks Anbahnung einer ehelichen Verbind. von Verwandten gesucht. Offert. unt. **J. B. 15781** befördert die **Exped. dieses Blattes, Berlin SW.**

Israelit. Heirat!

Für meinen Schwager, freidenkenden, vielseitig gebildeten und ehrenhaften Israeliten, von angenehmer, schlanker Erscheinung, 32 Jahre, Mitinhaber einer Importfirma, mit vorläufigem Wohnsitz in mittlerer Stadt Südamerikas (sehr gutes Klima), mit jährlichem Einkommen von Mark 25 000—30 000 und selbsterworbenem größeren Vermögen, zur Zeit in Europa, sucht passende Lebensgefährtin aus guter, tadelloser, israelitischer Familie. Reflektiert wird auf gebildete, sympathische und gemütvolle Dame von heiterem Temperament und schlanker Figur, im Alter von 22—26 Jahren. Entsprechendes Vermögen erwünscht, jedoch nicht Bedingung.

Nichtanonyme Zuschriften mit ausführlichen Angaben, wenn möglich mit Bild, welches retourniert wird, unter Zusicherung strengster Diskretion erbeten unter **J. C. 66** durch **Exped. d. Bl., SW.**

Detektiv

Solbold, Kgl. Kr.-Pol.-Wachtm. a. D., **Berlin-Wilm.,** Hildegardstr. 27, T. Pfbg. 9188. Zuverlässigste Erledig.*

Für israel. Fräulein

Mitte Zwanzig, 10—12 Mille Baarvermögen und reiche Aussteuer, sucht Verwandter passende Heirat. Provinz bevorzugt. Witwer nicht ausgeschlossen. Gefl. Off. mit Bild unter **J. M. 33** Exp. d. Bl., SW.

Für jüdische junge Dame aus guter Familie, 27 J. alt, sehr häuslich erzogen, mit einem Vermögen bis 15 000 M. wird ein **passender**

Lebensgefährte

in guter Position gesucht. Nur reelle Offerten unter **J. E. 15926** bef. d. **Exped. d. Bl., Berlin SW.**

Bertha Grünberg,

vornehmste Ehevermittlung. Berlin, Kurfürstenstraße 107.

Prokurist

angesehenen Engrosgeschäftes, stattliche, repräsentable Erscheinung, ev., 30jähr., möchte ansehnliche, nicht unvermögende Dame **zwecks Heirat** kennen lernen. Gefl. Zuschriften erbeten Exp. d. Bl., Berlin SW.

Kerngesunder,

lebenslustiger Drogist, ev., Inh. einer größ. Parfümerie Berlin W., der sein aufblühendes Geschäft bedeutend vergrößern möchte, wünscht vermögende, junge, **hübsche** Dame zu heiraten. Bild erbeten u. **J. T. 195 Exp. d. Bl., Schöneberg,** Hauptstr. 23/24.

Digitized by Google

Arzt,

Israelit, Praxis in Berlin ca. 9 Mille, sucht dementsprechende **Heirat.** Erwünscht musikalische Dame mit guter Bildung. Ausführliche, nichtanonyme Zuschr. erbeten unt. **J. L. 13412** an **Exped. d. Bl.**

Wittwer, mos., alleinst., stattl. Ersch., verm., m. s. m. kinderl. Wwe., 45—50 J., repr., gut. Fam., m. et. Verm. verh. Anon. zwecks. Off. u. **Frdl. F. 1205** Berl. Tagebl., Friedenau, Rheinstr. 39.

Auskünfte

über Ruf, Charakter, Vermögen,
Detektiv Beobachtungen,
Ermittelungen.
Solide Preise. Tel. I. 3656.
Auskunftei Creditwacht
Berlin, Markgrafenstr. 22/23. *

? **Jüdin,** 15 000, Ausst., Haus, Geschäft, erfahr., heiratet u. gebild. Herrn, sicher. Eink., über 40 J. Off. **Postamt 81, „Glück“.**

Bankbeamter, 36, mos., verm., w. Bek. j. Dame entspr. Alters, Kons. egal, m. Herzensbildung, häusl., etw. Verm. erw., zw. Heirat. Anonym u. Verm. verb. **Postlagerk. 66, W. 8.**

Schatzchen, i. erst. jüd. Kr., a. auch. eingef., empf. Kr. reelle **Part.** Off. u. an J. K. 4380 Exp. d. Bl. SW.

Jüd. Kaufmann, sichere Pos. 4500 M. Eink., 41 J., sucht gebild., Lebensgefährtin mit einträglichem Geschäft oder Beruf. Gefl. Off. u. **„W. 165“** an **Gerstmanns Annoncenbüro,** Prinzenstraße 38.

Suche für meine Schwester (Jüdin), Anfangs 30, mit eigenem Geschäft etwas Vermögen, passende Partie. Witwer nicht ausgeschloss. Off. **N. N. 23 Hauptpostamt, Schöneberg.**

Reell.

Strebsamer Geschäftsmann, 30 J., freidenk., 8 Jahre selbständig, wünscht Heirat m. solid. Frl. od. j. Wittwe zwecks Vergrößerung. 20 Mille erwünscht. Ernste Anfr. u. **E. K. 2164** an **Exped. d. Bl.,** Prinzenstr. 41 erb.

Heirat.

Geb. Jüdin, Ende 30, mit gutgehendem Geschäft und 20 000 M. Vermögen wünscht mit tücht. Geschäftsmann in Verb. zu treten. Gefl. ausführl. reelle Offert. unt. **K. C. 2305** an d. Exped. d. Bl.

Heirat!

Für meinen Freund, gebildeter junger Mann, 30 Jahre, in erstklassiger Lebensstellung, suche ich eine hübsche junge Dame. Mitgift 50 Mille. Anonym zwecklos. Vermittler verbeten. Off. unt. **J. O. 98** an die Exp. d. Bl.

Ehevermittelung für vermögende, standesgemäße Heiraten. Viele Damen und Herren vorgemerkt. Frau Klopocki, jetzt Kantstraße 14 (Zoologischer) und Invalidenstraße 40/41 (Charlottenburg 11013).

Suche gebild. mos. Herrn u. 35—40 J., i. gut. Pos. f. hübsch., geb. Mädch., sehr wirtsch., bescheid., aus tadellt. Fam. **Vermög. 20000 M.** u. Einr. Herren m. ideal. Lebensauff., d. d. Haupttw. u. a. hohe Mitg. leg., sond. e. trautes Heim u. tücht., liebev. Lebensgef. bevorz., w. u. Nachr. geb. Ernstgem. u. anon. Zuschr. erb. u. **R. W. 4955 Exp. d. Bl.,** Potsdamerstr. 33.

F. jüd. Wittwe, 35 J., ohne Kind, m. 100 Mille bar, suche entspr. **Heirat.** Dir. Off. unt. **H. S. 8369** a. d. **Exp. d. Bl.**

Dozent, Phil., 36 Jahre, angen. Aeuß., **10000 Eink., 60000 Vrm.,** sucht gebild. Lebensgefährtin. Ausf. Briefe vorerst anonym. **Postlagerkarte 76, W. 50.** Verm. verb.

Ehevermittelung.
In den best. Kreisen eingef., vermittelt Heiratspart., streng reell, discr. und in kürzester Zeit
Frau Loewenstein,
Schöneberg, Grunewaldstr. 70, II.

Berliner

Kaufmann, Inhaber seit 1899 bestehender Firma, 39 Jahre, aus erster ifr. Familie, sehr gebildete, sympathische u. repräsentative Persönlichkeit, wünscht geeignete Ehe. Briefe unter J. M. 3786 an Expedition d. Bl., Berlin SW., erbeten.

Heirat,
Dame, 30er, vornehme Erschein., evgl., pekuniär unabhängig, da gutes Eink., vereinsamt, doch heit. Temperament, von Intell. und Herzensbild. Wünsche mir einen Kamerad von großzügig. Charakter in guter Position.
Ausführl. Zuschr. erbeten mit Altersang., mögl. nicht anonym.
Off. **Wl. L. 464** an Filiale Berl. Tageblatt, Wilmersdorf, Uhlandstr. 98/99.

Für Witwe,

ev., 40 J., i. Bes. ein. sich. Rent. von 3—4000 M. u. ein. gebieg. Heims, 1 Kind, groß. sympath. Blondine d. best. Kreise, vielseit. gebild., die durch ihre weibl. u. geist. Eigenschaft. und sonnig heit. Natur prädestiniert ist ein ehrenh. Mann zu beglück. wird. ält., in best. gesich. Posit. lebend. Gatte gef. Ehrenwörtl. Diskr. zugesichert u. erbeten. Offert. u. **B. E. 2307** an die **Exp. d. Bl., Wilmersdorf-Berlin,** Uhlandstr. 98.

Heiraten nur in best. jüd. Kreisen verm. discr. u. reell. Retourmarke erb. **Friedlaender, Magazinstr. 2, p. r.**

Dame, Ende zwanzig, ansehnlich u. wirtschaftlich, a. gut. Hause wünscht die Bekanntsch. eines durchaus achtbaren Herrn reiferen Alters, zwecks spät. Heirat. Off. u. **G. O. 2502** an d. **Exped. d. Bl.,** Leipzigerstr. 103.

Für m. Tochter, mos., geschäftl. u. wirtschaftl. sehr tücht., Mitte 20, **suche passende Partie.** Mitgift 36 000 M. bar u. Aussteuer. Off. mit ausführl. Angaben unter **J. M. 6949** befördert die **Exped. d. Blatt., Berlin SW.**

Detektivbüro C. F. Witt,

Berlin SW. 61, Blücherstraße 69 (Hallesches Tor), Beobachtg., Ermittlg., **Heir.-Ausk.** allerorts, reell, discr., bill.

Jung. Componist,

auch Tenor, welcher anerkannte Werke geschaffen, wünscht Heirat mit vermög. Dame. **Postlagerkarte 27 W. 8.**

In feinsten jüd. Familien bestens eingeführter **hochachtbarer Vermittler** empfiehlt seine Dienste unter strengster Diskretion. Off. unt. **V. P. 6916** bef. die **Exp. d. Bl.,** Königstr. 66.

Heiratsgesuch!

Möchte mich wieder verheiraten. Bin Mitte 50, gesund, angenehmes Aeußere, ohne Anhang, tadellosen Rufes, in guter selbst. Position. Damen, auch Jüdinnen, mit mindestens M. 25 000 Vermögen, wollen sich, nicht anonym, mit Photographie unter **Postlagerkarte 55 Tempelhof** melden.

Streng reell.

Distinguierter Herr, Ingenieur, Kaufm. Junggel., 40 J., evang., freidenkend, repräsent. Erschein., gut situiert, sehr kinderlieb, Sinn f. trautes Heim, wünscht die Bekanntsch. einer gebild. Dame entspr. Alters zwecks **Heirat.** Würde ev. auch in ein Geschäft einheir. Vermittl. streng verbet. Off. unt. **M. S. 101** an d. **Exp. d. Bl., Berlin SW.***

Technisch

gebildeter Reserveoffizier, 27, tüchtig, stattlich u. solide, sucht Einheirat. Vertrauliche Zuschr. bitte unter **Lagerkarte 74, Berlin W. 30.** Berufsvermittler verbeten.

Reiche Partien!

Ehevermittlg., erfolgreichste, streng **diskret u. reell. Heim,** Ingenieur, **Berlin,** Veteranenstr. 5, part.

Heirat

wünscht selbst. Kfm., jüd., 30 Jahre, große, stattliche Figur, angen. Aeuß., mit jährl. Einkommen ca. M. 10 000, Lebensvers. M 20 000. Reflektiert wird auf solides, schönes Mädchen aus gut. jüd. Familie mit einer Mitgift von mindestens M. 50 000, die ev. sichergestellt wird. Zuschriften von Eltern, nicht anonym, unter strengster Diskretion erb. unter **J. C. 24** an die **Exp. d. Bl.,** SW. Vermittl. zwecklos.

Detektiv

Schumann, Lindenstr. 113, allerbilligst.

Digitized by Google

Justizrätin

Johanna Lustig,
Dresdnerstr. 8, ff. Heirats-Offiziens!

Correspondenz.

Internat. Büro für Corresp., beh. Heirat, bietet sicherst. Gelegenh. zu erst. Partien. Ohne Vorsch. und Provis. Näh. **Lagerkarte 389, Amt 4, Charlottenburg.**

Zwecks
Heirat sucht vermög. Rentier für einz. Sohn, Kaufm., 24, Damenbekanntschaft, Alter bis 22, guter Familie, nicht unter 50 Mille zu mach. Ernstgemeinte Offerten u. **Ch. W. 4675,** Exp. d. Bl., Kantstr. 34.

Isr. (Getreide, Futter, Düngemittel) 28 Jahr, in la Stellung, befähigt, energisch, gesund, schönes Aeußeres, aus guter Familie, will

einheiraten.

Strengste Diskretion zugesichert. Vermittler verbeten. Offert. **D. K. 742** an **Rudolf Mosse, Dresden.**

Verwandte suchen Heirath für hübsche, häuslich erzogene Dame. Anf. 20, aus bester isr. Familie, mit vorläufig

100 Mille Vermögen.

In Betracht kommen nur Herren in guter socialer Stellung und nachweislich gesicherter Position.
Zuschriften erbeten unter **Ch. V. 4674** an die Exp. d. Bl., Kantstr. 34.

Für m. Schwägerin, 29 J., mos., schöne Erscheinung, achtb. Fam., mit 15 Mille suche **passende Partie.** Bevorzugt Angestellten. Offert. unt. **Ch. P. 4674** Exp. d. Bl., SW.

Vorläufig 30.000 Mitgift, später mehr. Suche für m. hübsche Schwester von sehr ang. symp. Aeuß., sehr gut erz., die in jed. Hinsicht umstände ist, e. Mann glückl. z. machen, nur sehr gutsit. selbst. isr. Kaufm. od. Rechtsanw. in Berlin v. 30—55 Jahr. zw. Heir. k. z. lern. Anon. und. Off. u. **G. L. 2499** Exp. d. Bl., Leipzigerstr. 103.

Detektei-Auskunftei

Honorar ist erst nach eingetretenem Erfolg zu zahlen.
Die beste Garantie für solide Arbeit. Beobachtungen u. Auskünfte sowie jeder Auftrag streng diskret.

G. Böttcher.
Berlin SO. 26. Naunynstr. 43,
dicht am Oranienplatz.

Für Mädchen
aus guter isr. Familie, 29 Jahre alt, hübsch, gebild. u. wirtschaftlich, 25 Mille. Mitgift, wird intell. Mann von symp. Aeußern in gesicherter Position gesucht. Off. unter **Ch. B. 4678** an die Exp. d. Bl., Kantstr. 34.

Reichsbeamter,

30 Jahre, aristokratische Erscheinung, mit eigenem Vermögen u. hohem Einkomm., sucht pass. Lebensgefährtin aus guter Familie mit Vermögen. Ernstgem. Off. **J. D. 172** an die **Expedition d. Bl., SW.**

Adliger,
eleg. 28 j. **Akademiker** sucht Briefwechsel m. junger reicher Dame zwecks Heirat. Off. u. **J. P. 13437 Exp. d. Blattes.**

Marine-Dipl.-Ing.,

Aviatiker, 26, wünscht aufrichtige, vermögende Lebensgefährtin. Gefl. nichtanonym. Zuschriften erbet. **Postlagerkarte 93, SW. 12.**

Dame, 29 Jahre, häuslich u. gemütvoll, wünscht die Heirat eines vornehm denkenden Herrn mit wahrer Herzensbildung. Witwer m. Kind nicht ausgeschlossen. Off. u. **J. E. 110** an die **Exp. d. Blattes.**

Einheirat

wünscht tüchtiger Konfektionär, 30 J. alt, mos., solider Charakter, angenehm. Aeußere. Vermitt. verb. Gefl. Off. u. **Ro. S. 317** an die Exp. d. Bl., Berlin, Rosenthalerstr. 48.

Für Verw., sehr hübsch. j. Mädch. a. beff. jüd. Fam., 23 J., geb., mus. wirtsch. erz., suche Herrn in sich. Pos. Domizil Berlin. Vorl. Barmitg. 25 bis 30 Mille, spät. d. Doppelte. Offerten **E. U. 20 Postamt 113.**

Strebsamer **Buchhändler,** ev., Mitte d. 20, sucht Bekanntschaft m. gebild. junger Dame **zwecks Heirat.**
Selbige müßte etwas Vermögen besitzen, welches zwecks Erreichung der Selbständigkeit, zum Geschäftskauf (Buchhandlung) verwendet werden könnte. Gefl. Offerten an d. Filialexped. d. Bl., **Rixdorf, Berlinerstr. 41** unter **Bl. 387** erbeten. Anonym u. Vermittler zwecklos.

Einheirat!

Einem jüdischen jungen Mann aus achtbarer Familie ist die Gelegenheit geboten, in Berlin in ein langjähr. Möbelgeschäft einzuheiraten, Kapital muß vorhanden sein, da derselbe als

Teilhaber

aufgenommen wird.
Offerten **E. 863 Gerstmann's Ann.-Büro,** Alexanderplatz 1.

Referendar,

Doktor, ev., schlank, dem an **rechtzeitiger** Eheschließung liegt, **sucht Heirat.** Bedingung: jung, gesund, heiter, hübsch, nicht unter 100 Mille **Vermögen** zw. beruflich. **Beteiligung** an wirtschaftl. Unternehmen, auch **Einheirat.** Anknüpfung auch d. Verw. erb. Gewerbsm. unbeachtet. Gefl. Off. unt. **J. F. 15827** Exp. d. Bl., **SW.**

Schadchen
in gut bürgerlich jüdischen Kreisen eingeführt. Gefl. Offerten unt. **O. E. 721** postl. W. 30, N. Winterfeldtstr.

Wiederverheiratung.
Feingeb. Israel., Mitte 30, repräs. schön. Ersch., vermög., s. Bek. ält. wohltät. Herrn. Off. u. **Beh. II V. 3562** Ann.-Exp. d. Bl., Mart.-Lutherstr. 9.

Gutsbesitzerstochter,

23 J. alt, ev., dunkelblond, stattl. Ersch., vielseitig gebild., von tadellos. Ruf,

450,000 M. Vermögen,

wünscht sich pass. zu **verheiraten.** Näh. gewissenhaft u. diskret durch Frau **M. Mast, Magdeburg,** Friesenstr. 55, pt.

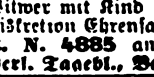
Herr, anfangs 20er, sucht die Bekanntsch. jung. verm. Dame bis 26. Derselbe verfügt ebenfalls üb. Verm. und wäre auch nicht abgeneigt, in ein Geschäft einzuheiraten. Off. **Ta. U. 1677** bef. Exped. d. Bl., Berlin, Tauentzienstr. 2.

Glückliche Ehe!

Für meine Schwester, Jüd., 34 J. alt, angenehmes Aeußere und bescheidenes, sympathisches Wesen, im Haushalt und Geschäft äußerst tüchtig, Barmitgift 10 Mille, suche ich passenden Lebensgefährten (auch Witwer mit Kind) in gesicherter Position. Ernstgemeinte Offerten mit genauer Angabe der Verhältnisse (anonym zwecklos) unter Chiffre **J. B. 6960** an die Exp. d. Bl., Berlin SW. 19.

Für meine Schwester,

Waise, Anf. 30, mos., kreidenk., hübsche Blondine von mittl. kräftiger Figur, feingebild., häusl., wirtschaftl. u. musikal., 15 Mille Mitgift, suche gebild. Herrn in gut. Position zwecks Heirat. Witwer mit Kind nicht ausgeschlossen. Diskretion Ehrensache. Offerten unt. **R. N. 4885** an die **Exped. des Berl. Tagebl., Berlin W. 35.**



Offertenblatt
MARIAGE
Leipzig. Grösste u. verbreit. Heiratszig. Probe-Nr. gratis.

Für jüd. Dame,

22, gebild., fein. reizend. **Mädchen,** wirtschaftlich, aus sehr gut. Fam., **60.000 Mk. Mitgabe und später** gröss. Vermögen wird **Akademiker od. Kaufmann gesucht.** Näh. Ang. unter **J. N. 6908** an die **Exped. d. Bl., SW.** Berufsmäßige Vermittlg. verbeten.

Suche f. m. Tocht., Ende 20, jüd. Herrn zw. **Heirat.** Reis., Buchh. od. kl. Beamt. bevorz. Mitg. 10.000 M. Einr., u. Ausst. Off. **V. O. 3993** Exp. d. Bl., Königst. 56.

Digitized by Google

mögen in ihnen die Oberhand hat, nicht das schöpferische. Sie haben, wenn's hoch kommt, ein paar literarische Einfälle, die aber wiederum erst der Praktiker in Bühnenwerte umsetzen muß. Und ihre Ausdrucksweise charakterisiert etwa folgender Ausspruch eines solchen Gelehrten, den er einem kleinen dummen, nicht unbegabten Schauspielmädel tat: „Mein Fräulein, darf ich Ihnen etwas sagen? Bei Ihnen ist der Weg von der Apperzeption bis zur sichtbaren Reaktion und zur Reproduktion des memorierten psychischen Stoffes ein wenig zu lang." Unsereiner wirft in einem solchen Falle hin: „passen Sie auf!" oder „seien Sie nicht zu langweilig!" oder „lernen Sie die Stichworte!"

Sie wollen das Theater durchaus „literarisch" oder „künstlerisch" (malerisch-künstlerisch) machen; die Schauspielerei gilt ihnen ja nur als ein Hilfshandwerk, weil sie von Leuten ausgeübt wird, die keine Aufsätze schreiben können. Ihre Wut über den Erfolg unliterarischer Stücke zwar hat jetzt ein wenig nachgelassen, weil sie eingesehen haben, daß kein Theater und vor allem auch kein Dramaturg ohne diese „Machwerke" leben kann. Aber an Stelle des Literaten wird nun der Maler an die Spitze aller theatralischen Dinge geschoben. Schlagworte, die ein, zwei Jahre aushalten, sind sehr bald gefunden und für einen, der halbwegs in der Lektüre beschlagen ist, gebricht's auch nicht an großen Paten für die neue Idee. Aus Plato und Aristoteles, aus Lessing, Schopenhauer, v. Hartmann werden ein paar Satzfetzen herausgerissen, die natürlich auf ganz anderen Voraussetzungen beruhen; die Bühne der Griechen und Shakesperes muß herhalten, um Ibsens intime Zimmer der Wände und Plafonds zu berauben; Schinkel, Feuerbach, mit deren Äußerungen über das Theater wir kaum noch etwas zu tun haben, spenden dem belesenen und schreibgewandten Neuerer Licht und Glaubwürdigkeit.

Und das Ergebnis: ein paar Dutzend Bücher, tausend Feuilletons und fünf gelehrte Theaterleiter, die kein Stück inszenieren können! Die als einziges Gesundungsmittel weitbeschrienen idealen Dekorationen mit den malerischen Qualitäten passen nur zu ganz wenigen Werken und niemals vollkommen; außerdem benutzte man sie schon vor der „Entdeckung". Die „an Zukunftsmöglichkeiten überreiche kurze Bühne", auf der kein Schauspieler einen Schritt vorwärts und zurück tun darf, hat sich nach einem Sommer des Vergnügens ins Grab gelegt, und dem Prinzip des arg verpönten „Guckkastens" mit seiner Illusionskraft verdankt selbst dieses illusionverachtende einjährige Theater, das endlich mit „echten Künstlern" arbeitete, die wenigen starken Wirkungen.

Von jeher hat die Schauspielkunst, für die bei all den Reformen kein Brosämlein der Entwicklung abgefallen ist, in ihrem Wappen ein Doppelgesicht gehabt: die fröhliche und die tragische Maske. Das kennzeichnet ihr Wesen; sie soll erfreuen oder erschüttern, allenfalls noch ein drittes: sie soll beides zugleich tun. Sie hat's getan. Für das Theater als die Brotgeberin der Schauspielkunst verwandelt sich dies Doppelgesicht ein wenig; aber janushaft bleibt es doch: Dichtung und Handwerk stellt es dar!

Es ist überflüssig zu sagen, welche von beiden Hälften die tieferen Eindrücke vermittelt, aber nicht überflüssig ist es, die Tatsache wieder

Digitized by Google

einmal aufzufrischen, daß das Theater wohl ohne Dichtung, doch nicht ohne Handwerk bestehen kann. Wenn in Berlin sich vielleicht eine einzige Bühne einen Winter lang aufrecht erhält, ohne eine Anleihe beim groben Handwerk zu machen, so geschieht dies eben in Berlin, wo der ungeheure Fremdenandrang seit langem die Aufgaben des Theaters verteilt hat. Und genau besehen mischte Brahm auch den „König" in den Ibsen-Zyklus ein, und „Das Konzert" ermöglichte ihm durch große Einnahmen einige literarische Experimente. Reinhardts Mischung ist von andrer Art, aber eine Mischung ist's auch. Doch, wie gesagt, Berlin muß ausgeschaltet werden, wenn der Gesamtbegriff „Theater" beurteilt werden soll, oder wir müssen uns alle Bühnen in der Reichshauptstadt vereinigt denken. Da sähe es dann, glaube ich, viel trauriger um das Verhältnis von Dichtung und Handwerk aus als in irgendeiner mittelgroßen deutschen Stadt, deren Kritik immer Zeter und Mordio schreit, wenn Kadelburgs Name auf dem Zettel steht.

Ich will die direkte Wirkung der einseitig-handwerklich gut zubereiteten Schwänke nicht hoch bewerten, obwohl diese Art von Komik und Witz eben doch Millionen unsrer Zeitgenossen ein ehrlich empfundenes Vergnügen verschafft, das zu vergällen uns nicht geziemt. Ich bekenne sogar offen, daß ich im „Raub der Sabinerinnen" noch heute herzlich lache und den hundert „vornehmen" Komödiendichtern, die mir ihre Rokokoscherzspiele und dergleichen zur Aufführung einreichen, am liebsten den Rat gäbe, ein bißchen Unterricht bei Schönthan zu nehmen. Womit durchaus nicht bestritten ist, daß wirkliche Lustspieldichtungen Dinge von sehr viel höherem, von ganz andersartigem Werte sind. Aber betrachten wir doch einmal die indirekte Wirkung des „Husarenfiebers" und der „Lustigen Witwe": ja wir müßten Preise auf solche nette Sächelchen setzen, die uns Leitern erst die Möglichkeit geben, Hauptmanns „Einsame Menschen", Schnitzlers „Einsamen Weg" und Ibsens „Borkman" aufzuführen. Die Herren brauchen aber gottlob unsre 2000 M.-Preise nicht, und so können wir das Geld — ein neuer Segen der leichten Ware — zur Unterstützung dichterischer Produktionen verwenden, die ihren Mann nicht ernähren. Meine einzige Sorge, seitdem ich einen Spielplan aufstellen muß, ist der Schlager der Saison. Habe ich ihn gefunden und vielleicht auch noch einen Zwillingsbruder dazu, so kann ich die verborgensten, erfolglosesten Klassiker vorsuchen, kann ich der Abgott der mitlebenden lyrischesten Dramatiker werden. Wie viele begabte junge Leute klopfen an das Theater an, um ihr Werk im Rampenlicht neugeboren zu sehen, und wie wenige finden in dem fortwährenden Hasten von Mißerfolg zu Mißerfolg Platz! So hoch kann gar kein Theater subventioniert werden, daß es alle eingereichten Stücke aufführen dürfte, die irgendwo einen dichterischen Moment haben. Den vernachlässigten Herren und Damen die Bedingung machen, erst einen sicheren Schwank von einem ihrer verachteten Kollegen herbeizuschaffen, das geht nicht an. So bleibt leider nichts übrig, als sie nicht aufzuführen oder — sie zum Handwerk in die Schule zu schicken. Denn das Aufführen ihrer Dichtungen, auch wenn es welche sind, nützt ihnen vorerst so gut wie nichts.

Digitized by Google

Das Dresdner und das Stuttgarter Hoftheater haben seit langer Zeit den schönen Ehrgeiz, dem dichterischen Nachwuchs Raum zu machen; in Berlin werden Winter für Winter — schlecht gerechnet — fünfzig Dramen herausgebracht, die von ihren Autoren und von manchem Kritiker als bahnbrechend bezeichnet worden sind. Wie sieht's nach acht Tagen aus? Das Publikum kümmert sich nicht darum; Kadelburg, Flers und Caillavets, Bataille, Molnàr verharren allein und verschwindend wenige von den Ernsten, auf die wir schon seit Jahren stolz sind. Der Kreis der Guten, Tüchtigen will und will sich nicht recht erweitern; kommt aber ein Neuer hinzu, der wirklich Atem hat, so spürt es bald die ganze Welt. Wer kann denn ein Manuskript von Hauptmann, Schönherr, Schnitzler und ihresgleichen lesen, ohne darin das Bühnengemäße zu erkennen? Wird nicht jeder Lektor stolz darauf sein, so etwas zu entdecken; nicht jeder Leiter mit beiden Händen zupacken, wenn ihm ein Ähnliches vor die Augen kommt? Und gelesen wird in den Kanzleien sehr viel, weil sehr viele Ehrgeizige drin sitzen.

Nicht den bösen Willen oder die Gleichgültigkeit der Direktoren sollten die jungen Dramatiker anklagen, sondern das Publikum oder noch besser: sich selbst. Das Handwerk fehlt ihnen! Aus dem philologischen Seminar heraus wächst die theatralische Dichtung nicht mit Notwendigkeit. Die Herren wissen in Briefen und Reden die Vorzüge ihrer Dramen so beredt anzupreisen, daß man immer wieder schnell und erwartungsvoll an die Lektüre geht; doch man sucht alles das vergebens, was gerade das Wesentliche sein sollte: das Wirksame. Dialogisierte Abhandlungen und psychologische Einseitigkeiten; kein Zusammenschluß der Personen und Akte, kein Sinn für das Abwechslungsbedürfnis der Menge; immer nur Literatur für Literaten! Die Reden zerfließen wie auf Löschpapier, und kaum kann man die Redenden, die Handelnde sein wollen, unterscheiden. Mit einer Parenthese von drei Worten stellt Schönherr einen ganzen Kerl hin und nicht einmal die Parenthese braucht er: so voll Charakteristik und Handlung steckt jeder gesprochene Satz! Und diese Art von Dramatik ist so alt wie die Welt des Theaters und heute noch so gut und neu wie vor zweitausend Jahren. Wie von dem Münchner Künstlertheater, das nur noch dem Namen nach existiert, eine ungeheuere Revolution ausgehen sollte, so glauben Lyriker und Epiker, daß sie als Dramatiker die Grundfesten eherner Gesetze erschüttern. Aber sie erschüttern nichts und niemand, sie weichen nur in ihrer Schwäche von dem Wege ab, den die Großen gewandelt sind, weil kein dramatisches Agens in ihnen steckt. Sind denn die Kleist, die Grillparzer, Hebbel und Ibsen lediglich als Problemdichter auf Erden gewesen, wie es manchmal scheint, wenn man Abhandlungen über sie liest? Sieht man denn nicht, welche edle Handwerkerfaust den Pflug führt? Und die Sardou und Sudermann — stehen sie wirklich ganz so da, wie erfolglose Zärtlinge aus unsern Dichterwinkeln sie ansehen? Es ist nicht verlorene Zeit, den Aufbau von „Cyprienne“ und der „Heimat“ auf die Geschicklichkeit hin zu prüfen, die durchaus nicht immer kalt und geschäftsmäßig ist. Es gehört ein feiner Sinn für den Ausgleich zwischen dramatischen, epischen und

Digitized by Google

lyrischen Momenten dazu und eine ebenso feine Nase für die Massenpsyche. Auch Shakespere, auch Äschylus hat es nicht verschmäht geschickt zu sein! Betrachte ich einen Schwank von Kraatz, eine alte Posse von Raeder — von einem Genie wie Nestroy ganz zu schweigen — auf ihre technischen Vorzüge hin, die am Erfolge lebhaft beteiligt sind, so staune ich über den Reichtum an Einfällen, über die phantasievolle Ausnutzung komischer Situationen, über die Knappheit und Schlagfertigkeit des Dialogs. Molière verstand es, das Gute und Wirksame zu nehmen, wo er's fand, und seinen Komödien einzufügen; wollen unsre Dramatiker, die doch auch ganz gern dem großen Haufen gefallen möchten, peinlicher sein?

Ich glaube es nicht. Es fehlt ihnen überhaupt der sechste Sinn. Das Drama ist ohne ihn undenkbar, ohne den Theatersinn. Ich habe mich oft vergeblich gefragt, warum gescheite, urteilsfähige Menschen voll von Kunstgefühl nicht drei Personen auf der Bühne hin und her schicken könnten, nachdem sie jahrelang allen Proben und Vorstellungen dieser Bühne beigewohnt hatten? Jetzt weiß ich's: der sechste Sinn war bei ihrer Geburt vergessen worden. Von den Dichtern gilt dasselbe; man kann sie, so oft man will, auf das Handwerk stoßen: sie wissen nicht, was man meint, und belächeln das brutale Wort. Die Bühne aber ist ein Ort künstlerischer Brutalität. Nur daß es dem echten Dramatiker gelingt, auch die feinsten Regungen seiner Seele in brutaler Form auszusprechen, ohne daß der Schmetterlingsstaub von den Flügeln fällt.

Noch einmal: das Theater bedarf der Reformen nicht so sehr wie des Studiums. Ganz langsam wird es sich und sein Publikum heben, wenn von den Dichtern, Direktoren und Schauspielern sein Wesen erfaßt worden ist. Vergleichen wir die Spielpläne des heutigen Weimar mit denen des goethischen, so dürfen wir uns der Entwicklung freuen und wir dürfen hoffen, daß es auch ohne Gewaltstreiche sich in aberhundert Jahren zu noch reineren Höhen aufschwingen wird. Zeiten, die das Handwerk verachten, sind dem Tode geweiht. Suchen wir dem Tode so weit wie möglich zu entfliehen! Die Buchliteratur hat mit dem Theater nur mittelbar zu tun.

Ferdinand Gregori

Lose Blätter

Viktor Hehn über Goethes Lyrik

Wohl nur sehr wenige unter den vielen Verehrern des geistvollen und großzügig denkenden Viktor Hehn haben erwartet, daß so spät noch aus seinem Nachlaß ein Werk von Bedeutung erscheinen würde. Um so begehrender greift der Kenner nach dem Bande „Über Goethes Gedichte", den E. v. d. Hellen jetzt aus nachgelassenen Papieren Hehns herausgegeben hat. Und er wird in keinem Betracht enttäuscht. Hehn war einer von jenen Philologen, die nicht nur mit Fleiß und Hingabe, sondern auch mit persönlicher Würde und gedankenreicher Geisteskraft die Aufgabe erfaßten, eine Persönlichkeit und ihr Werk lebendig darzustellen. Aus seinen Gedanken über Goethe wußte man auch schon, wie

Digitized by Google

dessen unerschöpfliches Wesen ihn nicht nur immer wieder angezogen hat, sondern daß er ihm geradezu die wesentlichen Elemente seiner ästhetischen Bildung und seiner allgemeinen Auffassung der Poesie verdankt. Und in mannigfaltiger Beziehung bedeutet nun uns Heutigen ein solches Zeugnis viel. Für hunderte „Gegenbeispiele" unsrer öden und methodisch verfehlten philologischen Arbeiten kann Hehns lebenspendende Darstellung entschädigen. Da seine Ausführungen sechzig Jahre alt sind, wimmelt es darin von philologischen Fehlern, von falschen biographischen Konjekturen und Vermutungen; aber kaum an einem halben Dutzend Stellen mindert dies den Wert seiner Darlegung — diese frühe Arbeit erweist solchermaßen mittelbar, was dem lebendig Fühlenden ohnehin gewiß ist: wie überflüssig, entfremdend und unbedeutend die meisten von den Millionen „Ergebnissen der Forschung" und ein großer Teil dieser Forschung selbst ist.

Daß es Hehn nicht einfallen konnte, wie man heute predigt, historisch zu bewerten, das ergibt sich aus dem Gesagten ohne weiteres. In der Einleitung, welche die Lyrik nach Goethe bis zum Jahre 1848 etwa behandelt, stellt er vielmehr die gesamte Entwicklung in das Licht einer Kunstauffassung, deren Maß und Orientierung in Goethes Werk und Wollen zu finden ist. Natürlich erscheinen da so manche Führer der späteren Tage, die sogenannten Romantiker etwa, durchaus nicht als die poetischen Halbgötter, die neuere schwächlichere Beurteiler aus ihnen machen möchten, sondern Hehn hat den Mut, ihre Schwächen — die historisch zu erklären er wohl imstande, aber kaum geneigt sein mochte — zuzugeben und genau in ihrer Wesenheit aufzudecken. Das aber ist nicht die von persönlichkeitarmen Forschern erbittert befehdete „subjektive" Beurteilung, sondern nur eine Betrachtung, welche an Stelle der heute üblichen tausendsteinigen, farblosen Mosaikmethode die tiefdringende Stoffgestaltung setzt, ohne des objektiven Maßes zu entbehren. „Klassisch" wirkt die kurze Darstellung der nachgoethischen Lyrik nicht nur, weil sie durchaus vom Standpunkt der Klassik aus geschaut ist, sondern vor allem, weil Höhen und Tiefen klar heraustreten und das Maß des künstlerischen und menschlichen Vollgehalts die Proportionen bestimmt. Es nötigt uns niemand, heute im Jahre 1911 Hehns Maßstäbe zu übernehmen oder seine Bemerkungen glatt zu unterschreiben; wir versuchen im allgemeinen jetzt mit Glück, über die Grenzen der Nationalliteratur hinauszusehen, um künstlerisch freier denken zu lernen, und versuchen auch neben dem allgemein menschlichen das philosophische und soziale Erleben des Künstlers im Urgrunde seines Schaffens mitzubetrachten, — mit Namen: näher als Hehn trifft uns das Wirken der Meisterschaft eines Dilthey, des eben verstorbenen. Aber auch Dilthey steht im Chaos der Papierphilologie heute ganz einsam, und anderseits geht ihm wiederum die intuitive Sicherheit im Erfassen des Einzelnen, das Herausholen der unmittelbaren Lebenswerte ab, wie es Hehn verstand. Nicht also die rein subjektive Blickart und Betonung ist es, welche solche Werke über ihre Zeit hinaushebt, sondern überhaupt der Wille, zu schauen und nicht zu beschreiben, zu deuten, nicht zu erklären, Leben zu schaffen, nicht Bücher.

Den Gegenstand selbst, Goethes Gedichte, faßt Hehn nicht minder kräftig an als die schwächere Nachfolge, die ihm dazu dienen mußte, von zahl-

Digitized by Google

reichen Punkten aus auf ihn hinzuleiten. Auch hier hat er den Mut, vieles als belanglos und verhältnismäßig unbedeutend auszuscheiden, das Charakteristisch-Bedeutungvolle aber tiefausholend darzustellen. Er ordnet in der Weise und mit dem gleichen Grunde wie Avenarius in seinen Anthologien sehr glücklich die Gedichte nach Stimmungen an; in der Besprechung erspart ihm das unnötige Wiederholungen und erlaubt übersichtliches Zusammenfassen. Auch die ungezählte Fülle der Gesichtpunkte, die Hehn aufbietet, um allerorten die reichste Ansicht vom einzelnen Werk zu finden, gruppiert sich so am geschicktesten. Ist es einmal die lebendige Gewalt und reine Unmittelbarkeit, die ihn zu den verschiedensten Analysen dieser Elemente anreizt, so bewegt ihn später mehr die Melodik und Sprachkunst; und wiederum offenbaren manche Werke ihm vorzüglich die grenzenlose Universalität in Goethes Wesen. Natürlich verschmäht auch Hehn die heute so verhängnisvoll überwuchernde Weise, alles künstlerische Schaffen „aus biographischen Tatsachen erklären" zu wollen, nicht grundsätzlich; er weiß ihr aber, wie sehr begreiflich, nicht eben viel abzugewinnen. Vor Kunstwerken, vor denen das besonders verunklärend wirken müßte, etwa ins Moralingebiet führen könnte wie vor den römischen Elegien, vermeidet er sie sogar fast ganz; und merkwürdigerweise wirkt eben seine Einführung zu diesen so vertiefend, klar, erhebend, eindringlich, wie lange nicht alle Teile des Buches. Gerade einer Zeit der Instinktschwankung, welche angesichts solcher Poesie so heilverlassen steht, stellt sich diese großfühlende, humane, künstlerwürdige Auffassung vorbildlich gegenüber.

Daß man Hehns Vorlesungen nicht herunterlesen kann wie eine Biographie, ergibt sich aus seiner Art, zahlreiche Gedichte einzeln nacheinander zu behandeln. Natürlich setzt er genaue Kenntnis voraus, deutlicher gesagt: man wird gut tun, die einzelnen Gedichte eben vorher einzeln zu lesen. Trotz der erleichternden Gruppierung braucht er aber für verhältnismäßig wenige Gedichte einen Raum von etwa 250 Seiten, und das ist nicht ohne Bedeutung. Von allen Dichtwerken erfordert das lyrische Gedicht die angespannteste Vertiefung, weil es auf kleinstem Raum das meiste sammelt an Menschlichkeit. In einer Zeit, in der man verlernt hat, die Kunst mußevoller Versenkung in diese Kristallbildungen der seelischen Wandlungen zu üben, ermangelt die Mehrzahl auch der „Kultivierten" der Fähigkeit, Lyrisches zu genießen; nicht ohne Grund wissen neuere Biographen häufig gerade mit den Gedichten eines Autors am wenigsten anzufangen.

Der etwas ungleichmäßige Charakter des Buches erklärt sich hinreichend daraus, daß es sich um Niederschriften für Universitätvorlesungen handelt; es scheint mir persönlich gewiß, daß Hehn im mündlichen Vortrag vieles Ergänzende beigefügt haben müsse und manches Angedeutete näher ausgeführt. Daß er dies in sich nachhole, ist nun die innere Forderung des Buches an seine Leser; man muß ihm stille, sachliche, suchende, nachdenkende Leser wünschen und darf ihnen den reichsten Gewinn verheißen.

Merkwürdigerweise scheint Hehn zu Goethes Liebeslyrik, die er zwar an erster Stelle vornimmt — wohl wegen der biographischen Bedeutung —, doch nicht das allernächste Verhältnis gefunden zu haben. Mehr analytisch als synthetisch veranlagt, kommt er hier gelegentlich

Digitized by Google

nicht über zwar feinfühlige, aber doch nur beschreibende Worte hinaus. Einzelnes jedoch, wie „An den Mond“, faßt er sicher und zart. Mit voller ästhetischer Gewißheit und lebendiger Anschauung stellt er besonders die Hymnen, sehr anschaulich die Elegien, Alexis und Dora, Hans Sachsens poetische Sendung dar. Für Goethes Humor hat er dagegen wenig Worte, auch das Balladenartige sieht er nur von einer Seite. Dies ist nach so viel dargebrachter Ehrerbietung überhaupt gegen Hehns Werk zu erinnern: so vortrefflich es als Gattung, so vorbildlich in einigen Einzelstücken ist, so wenig kann es als schlechthin letzte Lösung des selbstgestellten Problems gelten. Nicht die Unvollständigkeit des Stoffs und der fragmentarische Ausdruck an vielen Stellen begründet dieses Urteil, sondern die offengelassene Möglichkeit, tatsächlich noch vielseitiger und eindringlicher den Gehalt des einzelnen Dichtwerkes herauszustellen. Jedoch: Hehn war ein Beginner, dies ist nicht zu vergessen, ein Einzelgänger und Versucher neuer Wege. Er hätte selbst gewiß die Möglichkeit einer Entwicklung seiner Methode zugegeben und mit uns bedauert, daß es zu einer solchen nicht kam.

Goethe und kein Ende, so sagt man gern, wenn alljährlich wieder neue Ausgaben, Detailarbeiten, Broschüren, Biographien und Entdeckungen den Markt überschwemmen. Man sagt es mit Ermüdung, mit Bedauern, mit Ekel. Goethe und kein Ende, kein Ende wahrlich dieses unübersehbaren Menschenlandes, das doch nur eine Menschenseele war, — das ist die Stimmung, welche Hehn wünschte und zu schaffen sich unterfing. Wie sehr es ihm gelungen ist, zeigt deutlich genug die Tatsache, daß nach sechs Jahrzehnten seine Sprache neu und stark wie eine gute Botschaft klingt, die zeitweilig von eifrigem Federkritzeln überraschelt wird, aber, solange lebendiges Leben zu suchen unser letztes Ziel ist, nicht verstummen konnte. Wir versuchen nun, ihn selbst aus einigen Proben reden zu lassen. Ezard Nibden

Das Hehnsche Buch ist im Verlag Cotta in Stuttgart erschienen.

Über Goethes Hymnen

Die Gruppe von Gedichten, die ich unter dem Namen der Hymnen zusammenfasse, gehört zu den schönsten in dem reichen Kranze unsres Dichters. Es sind: Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, Der Wandrer, Harzreise im Winter, Gesang der Geister über den Wassern, Das Göttliche, Meine Göttin, Grenzen der Menschheit, Ganymed, Mahomets Gesang, Adler und Taube, Prometheus, Seefahrt.

Gemeinsam ist allen den genannten Dichtungen die ethisch-religiöse Erhebung. Bald im Sturm der Begeisterung, bald in stiller, gedankentiefer Weisheit spricht des Dichters Mund aus, was ihn Natur und Menschenleben gelehrt. Reich sind diese Gedichte zunächst an erhabener Naturphantasie, an Zügen einfach-sinnlicher Kinderwahrheit, sozusagen, in Auffassung der wechselnden Momente des Naturlebens. Man könnte überhaupt aus Goethes Werken eine reiche Sammlung kurzer Ausdrücke und Epitheta machen, durch welche das Wesen der Elemente, der Tages- und Jahreszeiten in blitzschneller Beleuchtung uns nahegerückt wird, zum Beispiel wenn in der Nausikaa die Sonne angeredet wird: „Hohe Sonne, die allen hilft“, oder in der Euphrosyne es von dem Wasserfall heißt: „Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser“, oder in Hermann und Dorothea die Erde: „Von der

Digitized by Google

Erde sich nährend, die weit und breit sich auftut" (Ges. 5, V. 21), oder in der Harzreise im Winter: „Du lachst ihm ins Herz Mit dem tausendfarbigen Morgen", oder vom Mond (Iphigenie): „Wie dein Licht, das Leben der Nächte, Aber der Erde ruhet und waltet" (V. 547 f.) usw. Dies Naturgefühl spricht sich in den genannten Oden mit wunderbarer Stärke und Sicherheit aus. Wie das Naturgefühl, so auch das sittliche, die Anschauung des Menschengeschicks, der gegenseitig helfenden Kraft des geselligen Menschengeschlechts, der Liebe und Güte und Vernunft gegenüber der blinden Notwendigkeit des Naturgesetzes, oder auch der geistigen Freiheit und des standhaften Willens gegenüber den zerstörenden Elementarmächten, oder auch die idealen Bildungen der kunstschaffenden Hand des Menschen hineingezogen in das wuchernde Leben der ewig zeugenden und wieder zurücknehmenden Natur; das Bewußtsein wiederum der historischen Bedingungen, die hier den Menschen begünstigend tragen und zu Größe und überschwellender Macht führen, dort ihn in Zwiespalt setzen mit seiner innersten Bestimmung und so ihm die Sehnen der Kraft durchschneiden. Überall erscheint diese sittliche Welt in Einheit und gegenseitiger Beziehung mit der Realität der natürlichen Dinge: Mensch und Natur, Inneres und Äußeres in gegenseitig durcheinander spielender Spiegelung ist das Thema überall. Untrennbar von der Naturanschauung und der sittlichen Erfahrung ist endlich auch die religiöse Stimmung dieser Gedichte. Das Los der Endlichkeit und Zeitlichkeit, die ewige Kluft zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit — der demuterfüllte Dichter malt uns diese Grenzen der Menschheit in erhabenen Naturbildern und beugt sich vor den Göttern, die, der Vergänglichkeit enthoben, die entgegengesetzten Pole Himmel und Erde zugleich berühren. Oder wie Prometheus trotzt er ihnen als Wahngestalten, weil sie seinem allumfassenden religiösen Gefühl zu eng, zu arm sind: er sieht sich überall umgeben von göttlichem Leben, getragen von der Fülle desselben, es entzückt und ergreift ihn die ewige Geburt des Unendlichen in das Endliche; mitten in den Widersprüchen und Schranken der Endlichkeit sieht er Lebensvollziehung, Lebensförderung, und betet, der Unglückliche möge seinen Blick nur öffnen für die tausend Quellen des Genusses, die von allen Seiten strömen.

Die erwähnten Gedichte fallen in diejenige mittlere Lebensperiode des Dichters, wo er zwar noch ganz von dem energischen Phantasiefeuer der Jugend erfüllt war, dennoch aber sich schon zum Altertum, zum Maße, zur Kunstform und zur sittlichen Milde hinüberneigte. Daher sehen wir in ihnen alle Macht des Schaffens und der Erregung neben einer griechischen Gestalt des Denkens und Bildens; daher die Kunst und Italien schon in den Kreis der behandelten Gegenstände eintreten, zum Beispiel im Wandrer; daher endlich die philosophisch-ethischen Grundsätze des Dichters sich gern in das Gewand griechischer Mythen kleiden, die ja gleichfalls von sittlichen und Naturideen durchdrungen sind. Man kann wohl sagen, daß nirgends der geheime Sinn, das Grundgefühl, die Naturanschauung, welche die griechischen Götterideale und mythischen Fabeln erschuf, tiefer erraten und nachempfunden ist als in einigen der genannten Gedichte; so in dem Gedicht von Prometheus oder auch in dem von Ganymed. Die meisten dieser Oden stehen wegen dieser antiken Ethik und Mythik ganz auf dem Boden, auf welchem sich die Iphigenie

Digitized by Google

erhebt: auch in der Iphigenie griechische Seelenschönheit und Lebensweisheit, auch dort ein Spiel der feinsten ethischen Motive, ein reiner Menschensinn, dessen Adel siegend durchbricht durch das trübe Gewölk verworrener Leidenschaft und des blinden Hasses, auch dort endlich tiefe Religiosität, die Sprache antiker Mythen redend. Iphigenie ist das Hauptwerk dieser sittlichen Selbsterziehung des Dichters, die an der Hand des Altertums und seiner Kunst und Götterlehre sich in ihm im stillen vorbereitete und vollzog. Viele dieser kleinen Oden sind nebenher, um und an dem großen Bau jener ethischen Tragödie, gleichsam aus überschüssigem Material, entstanden, und sie stehen in nächster Verwandtschaft mit mancher hymnologischen Stelle des genannten Stückes, zum Beispiel: „Du hast Wolken, gnädige Retterin", oder: „Es fürchte die Götter Das Menschengeschlecht". Goethe scheint in den Jahren, wo er die Iphigenie konzipierte und in Prosa ausarbeitete und wo die meisten der Oden gesungen wurden, am meisten von dem großartigen Ernst der antiken Ethik, wie er besonders in der attischen Tragödie erscheint, ergriffen worden zu sein: der strenge Adel, die stille Furchtbarkeit der ältern griechischen Götterbilder aus Phidias' Schule, die erhabene Größe in Gegenüberstellung des menschlichen Individuums und der ewigen Notwendigkeit der Geschicke in der Tragödie — dies scheint die erste Gestalt gewesen zu sein, unter welcher der in sittlicher Vertiefung und Läuterung begriffene, aus den Stürmen des Lebens nach Form und Haltung strebende Dichter die hellenische Welt erfaßte. Später wandte er sich mehr zu der heiter sinnlichen Grazie des spätern Altertums, zu freiem Genuß der Schönheit, zu dem Ideal des Praxiteles und Anakreons und der römischen Elegiker, und er dichtete Amor als Landschaftsmaler und den Besuch und die Römischen Elegien, die Venezianischen Epigramme und die schon besprochenen anakreontischen Gedichte. In einer dritten Periode beherrschte ihn die allumfassende Poesie des Homerischen Epos, in welchem alle spätern sittlichen sowohl als sinnlich-künstlerischen Momente des griechischen Lebens und des Lebens überhaupt schon enthalten sind: es war die reifste, freieste und mildeste Aneignung des hellenischen Geistes. Hermann und Dorothea ward das Hauptwerk, an welches sich wiederum kleinere Gedichte desselben frei sittlichen, versöhnten Geistes anschlossen, zum Beispiel Alexis und Dora, überhaupt diejenigen kleinen Poesien, die von dem bürgerlichen Sinne, der Sittlichkeit der Ehe und des stillen täglichen Gewerbes erfüllt sind, zum Beispiel Der Schatzgräber, Die glücklichen Gatten usw.

Neben der antiken Färbung zeigt sich in diesen Oden natürlich der Einfluß dessen, der nach Goethes eignen Geständnissen auf Goethes Denkweise, auf sein Gemüt und überhaupt seine innere Welt die tiefste Wirkung äußerte — Spinozas. Ganz wie das Altertum, war es auch Spinoza, der den wilden Drang des rasch lebenden Dichters zügelte und den brausenden Ideensturz in ihm in ein ruhiges Gefäß sammeln lehrte. Die „alles ausgleichende Ruhe" Spinozas imponierte dem Dichter, in dem trotz seines „alles aufregenden Strebens" schon die Sehnsucht nach Läuterung und Bildung erwacht war. Besonders die Ethik Spinozas zog den Dichter sein ganzes Leben hindurch an, und noch der Greis Goethe erfrischt und beseligt sich an ihr. Die pantheistische Naturfrömmigkeit, das Evangelium der allgemeinen Menschen-

Digitized by Google

liebe, diese beiden Grundpfeiler Goethischer Religiosität, weisen auf Spinoza als den Haupterwecker jener beiden Richtungen in ihm hin. In den Oden Prometheus, Das Göttliche, Grenzen der Menschheit spricht die Weisheit jenes Philosophen vernehmlich aus den Phantasiegebilden des Dichters.

Ganz wie die religiöse Andacht in diesen Oden gern die Form des antiken Götterkultus annimmt, so erscheinen auch die sittlichen und sonstigen Lebenserfahrungen gern in irgend einem sinnlichen Bilde verkörpert. Den Lebenslauf des Menschen durch die Altersstufen hindurch schaut der Dichter in dem Laufe eines wilden, dann sich besänftigenden Bergwassers, das leise Entstehen und mühsame Kämpfen, dann mächtige Dahinströmen einer Volksbewegung und Zeitidee in dem Anschwellen eines Stromes aus kleinen Anfängen, die Willenskraft in dem mit dem Sturm kämpfenden Schiffer, das Mißverhältnis der Anlagen mit der dem Einzelnen gewordenen kleinen Sphäre in der Gefangenschaft des Adlers unter Tauben usw. In diesem Sinne sind diese Goetheschen Gedichte symbolisch und allegorisch zu nennen. Allein sie sind es wieder nicht, wenn man unter Allegorie eben ein Bild versteht, das bloß dem Gedanken dient; das, selbst tot, nur um des Gleichnisses willen und nur insoweit da ist, als es vergleicht; das nur die gleichgültige Hülle ist, die man wegzuschieben hat, um zu dem abstrakten Gedanken zu gelangen. So nicht. In den Goetheschen Oden ist vielmehr der sinnliche Vorgang und die Naturanschauung von dem intensivsten innern Leben erfüllt, das Bild ist kein Produkt des Witzes, sondern ein unmittelbar Konkretes, durch die Phantasie Geschaffenes, voll Blut und Mark, durch sich selbst sich tragend und ergreifend. Man braucht zunächst gar nicht an das Allgemeine dabei zu denken, sondern sich an der Wahrheit und dem Feuer der Darstellung des Besondern zu erfreuen. Jenes Allgemeine knüpft sich daran nur, wie überhaupt Natur und Geist, Sinnliches und Sittliches, der Mensch und die Welt in der Anschauung des wahren Dichters sich ewig tragen und gegenseitig füreinander Symbol sind, weil der Dichter überall Innres zum Äußern gestaltet, Äußres ins Innre herübernimmt. Anders verfuhr Schiller, der philosophische Dichter. Schiller hat den philosophischen Gedanken als prius und prägt ihn nur in Formen der Phantasie aus; er schmückt ihn mit dem Glanz metaphorischer Rede, ohne ihn im Innersten umzusetzen. Jene beiden Welten, die sinnliche und die des Gedankens, werden aneinander herangewegt, aber sie durchdringen sich nicht zur Einheit. Schiller beschreibt zum Beispiel den Tanz und dessen gemessene Bahnen; dann wendet er sich am Schlusse zu dem Maß im moralischen Handeln; beide Seiten werden *verglichen* — nichts mehr: und wir müssen jedesmal, um von einem zum andern zu gelangen, den Sprung in ein entgegengesetztes Gebiet machen.

Was Sprache und Metrum dieser Oden betrifft, so erscheint die erstere hier in ihrer vollsten Macht. Von bestimmtem Silbenmaß nicht eingeengt, prägt sie kurz, prägnant, drangvoll, bildlich den Gedanken aus und strotzt von innerer Fülle. Ellipsen, kühne Zusammensetzungen, Inversionen, Konstruktionen, die den schleppenden Umschweif der gewöhnlichen Rede durchbrechen, auch Anakoluthien — malen den Sturm und Drang, die unwiderstehlich schaffende und unruhig arbeitende Phantasie

Digitized by Google

des Dichters. Dennoch überschreitet er selten oder nie die von dem Genius des Deutschen gezogenen Grenzen; er wird nicht hart, verworren, gezwungen, wie Klopstock; er schafft *aus* der Sprache *heraus*, mit ihren Mitteln, im Bunde mit ihr: seine Begeisterung steigert nur den eignen innern Trieb der Sprache. Daher wir zugleich staunen und mit Entzücken zuhören. Die Syntax ist eine dithyrambische: aller Reichtum der Sprache an kräftig sinnlichen, individualen Bezeichnungen wird aufgeboten, und im rechten Moment erscheinen, von der Begeisterung mächtig berufen, gediegen sinnvolle, intensiv zusammenfassende Ausdrücke aus Tiefen, Höhen und Fernen des Sprachgebietes.

Was das Metrum dieser Oden betrifft, so herrscht gar kein bestimmtes. Es sind *freie Rhythmen*. Zuerst hatte dergleichen Klopstock angewandt in religiösen Oden. Lessing griff in den Briefen, die neueste Literatur betreffend (Brief 51), diese Form auf, die er für „eine künstliche Prosa" erklärt, „in alle kleinen Teile ihrer Perioden aufgelöst, deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Silbenmaßes betrachten kann." Lessing schlug vor, bei Gedichten, die zur musikalischen Komposition bestimmt seien, dieses prosaischen Silbenmaßes sich zu bedienen; ja er empfahl es sogar für das Drama. Er sieht in ihm einen Mittelweg zwischen den beiden Systemen der poetischen und der prosaischen Abfassung des Dramas und erinnert daran, daß zum Beispiel die Verse des Plautus nicht viel gebundener seien. Dabei empfiehlt er dem Dichter, der diese Idee auffaßte, die freien Zeilen nach den Regeln der Deklamation abzuteilen, so daß der Schauspieler jeden Vers mit einem Atemzuge aussprechen könne. — Herder, der überall in Lessings Fußtapfen trat, bespricht in den Fragmenten zur deutschen Literatur gleichfalls dieses freie Quasimetrum, empfiehlt es für das Rezitativ und hält es fürs Drama geeignet. Diese beiden Autoritäten leiteten Goethe, wenn er sein Drama Prometheus in solcher frei-rhythmischen Form verfaßte und sich ihrer bei seinen Oden und Hymnen bediente.

Das diesem Rhythmus, wie Goethe ihn angewandt hat, zugrunde liegende Prinzip ist folgendes. *Die einzelnen Glieder des Satzes oder der Periode erscheinen in deklamatorischem Gleichgewicht.* Ich erkläre dies durch Beispiele. Subjekt und Prädikat schweben im Gleichgewicht:

Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.

Eine adverbiale Bestimmung balanciert den übrigen Satz:

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm.

Oder ein Adjektivsatz schließt sich mit dem gleichen Gewicht an ein zugehöriges Substantiv:

Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Oder auf gleicher Linie stehende Satzteile wiegen sich gegenseitig auf:

Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!

oder:

Digitized by Google

Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Aber grundlose Wege
Auf öden Gefilden.

Oder Hauptsätze folgen sich mit entsprechendem Gewicht:

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Es brauchen bei diesem Metrum die Silben gar nicht dasselbe Zeitquantum auszufüllen, aber das Zeitquantum, das eine richtige Deklamation für jede Zeile verwendet, wird dasselbe sein. Man kann diese freien Rhythmen eine Konsequenz des modernen Prinzips der Metrik überhaupt nennen. Wie nämlich diejenige Silbe bei uns lang ist, die den Wurzelsinn enthält, nicht wie bei den Alten diejenige, welche dem Auge oder Ohr das größere äußere Quantum darbietet, ebenso wird auch die Verszeile nicht nach dem Wechsel und der gleichen Zahl bestimmter Silben, sondern nach dem Gedankengewicht gemessen, das sie in die Wagschale legt. Auch bei den Alten stand der Inhalt nicht ganz außer Verhältnis zur sinnlichen Form; die letztere aber überwog bei weitem. Zwar war zum Beispiel bei logischen Pausen der Hiatus erlaubt, im ganzen aber schlingen sich Pindars verwickelte Rhythmen und strömen Homers Hexameter ohne Rücksicht auf Anfang oder Ende des Satzes. Da die homerischen Hexameter gewiß in bestimmtem Gleichmaß gesungen wurden, so mußte eine Gliederung nach dem Redesinn unmöglich sein. Freilich verstößt Homer nicht gar zu grob gegen den Inhalt; man wird zum Beispiel (nach Schlegels Bemerkung) nur selten finden, daß eine Rede in der Mitte eines Verses bei Homer beginnt; dennoch gilt, dem Genius des Altertums gemäß, die sinnlich-metrische Form weit mehr als das innere geistige Gewicht. Da die moderne Metrik, wenn man sie noch Metrik nennen will, in gleichmäßigem Wechsel der logisch bedeutsamen und unbedeutsamen Silben besteht, so ist der weitere Schritt sehr natürlich, die aufeinanderfolgenden Zeilen nicht durch Gleichheit ihrer äußeren Silbengestalt, sondern durch gleiches Gewicht ihres Gedankengehalts zu einem rhythmischen Ganzen zu verbinden. Der Reiz, den diese Verse haben, beruht auf dem dunkeln Gefühl des Gleichgewichts, in welchem die Glieder des Gedankens schweben. Sinn und Rede kommen in lauter gleichmäßigen Teilgebilden dahergeströmt, Welle folgt auf Welle. Jede Zeile hat, bei ungleicher Form und Quantität, doch mit der andern eine gleiche Intensität. Zum Gesang eignen sich diese Rhythmen gar nicht, da die Musik, wie sie jetzt ist, an bestimmten Takt und Rhythmus gebunden ist: wohl aber zu begeisterter deklamatorischer Rede, zum Rezitativ, wie schon Herder sagte. Sie sind nicht rein lyrisch, aber sie tragen die Empfindung, wie sie gewaltig aus der Brust eines ernsten Mannes hervorbricht. Sie sind die natürliche Form für Erhabenheit der Gesinnung und Größe der Phantasie. Denken wir uns etwa einen alten Priester am Altar, mit silberweißem Bart und langem Gewande,

Digitized by Google

wie er die Götter anruft oder prophetisch Zukunft und Gegenwart mit Seherblicken schaut, so wird seine Rede oder sein Gesang wie von selbst sich in solcher rhythmischen Gliederung bewegen. Zwischen jeder Zeile wäre ein musikalisches Zwischenspiel, ein Orgelakkord denkbar. Sehr glücklichen Eindruck machen die in ähnlicher Form behandelten Chorgesänge in der Braut von Messina, eine weit ergreifendere als die andern Stellen, wo Schiller den Reim und ein bestimmtes jambisches usw. Versmaß anwendet. Oft kann indes Annäherung an ein regelmäßiges Metrum von verstärkender oder mildernder Wirkung sein, überhaupt läßt die verschiedene Empfindung eine sehr mannigfache Behandlung zu. Bei völlig losgebundener Seele, in dem Begeisterungssturm wird die rhythmische Form nahe an völlige Auflösung streifen dürfen; bei stillerer Fassung, erhabenem Ernst, bei feierlicher Würde stellt sich von selbst eine gleichmäßigere, an metrische Regelmäßigkeit grenzende Bewegung ein. Besonders das daktylische Schema bildet sich leicht in festerer Gestalt aus dem freien Wellenschlage hervor. So in den spätern milderen, gefaßteren, obgleich immer noch großen Goetheschen Oden, zum Beispiel in Grenzen der Menschheit oder Das Göttliche:

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

oder:

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küß ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Hier hört sich das daktylische Metrum deutlich heraus. Ein andermal nähert es sich dem jambisch-trochäischen:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Rein trochäisch ist Seefahrt, fast jambisch dagegen Adler und Taube.

Eine Bemerkung, die noch an diesen Oden zu machen ist, wäre die, daß die frühern bei weitem roher in der Form, dunkler, gewaltsamer, sprunghafter in dem Bilder- und Gedankenfortschritt sind. Sie sind voll lebendiger Mittel aller poetischen Darstellung, aber sie sind nicht hinlänglich geklärt. Der Drang des Augenblicks, die Gewalt eindringender Anschauungen, die stürzende Bewegung der Gefühle liegt in einem un-

Digitized by Google

mittelbaren Abdruck vor uns. Aber auch dies nur teilweise: denn über alles, was sich um ihn herum und in seinem Innern bewegte, konnte er nicht Herr werden; nur einzelnes haschte er auf und befestigte es in Worten, dies einzelne aber auch mit der ganzen Frische und aller Lebensglut des Momentes; anderes in der Kette entzog sich dem niederschreibenden Subjekt, das von allen Seiten leidend und bedrängt sich verhält; daher Lücken, Sprünge, Andeutungen. Was diese frühen Oden betrifft, so muß daher der Leser erraten, ergänzen und mit schaffender Phantasie zu Hilfe kommen; er muß sich die Szene ausfüllen, die nur in einzelnen Schlaglichtern sich vor ihm erhellt. Andre Oden, besonders die aus späterer Zeit, sind dagegen klarer, milder, bei hohem Schwung dennoch sicher und gefaßt; sie stehen künstlerisch höher, wenn jene ersten durch die lebendigsten Einzelheiten, durch die genialsten Phantasieblitze ergreifen.

Zu jenen ersten gehört gleich Wanderers Sturmlied (2, 52). Es entstand, wie schon früher gesagt, in der stürmischen Lebensperiode, wo der Dichter, in bitterer Verzweiflungsreue über Friederikens Verlust, durch Feld und Wald, zwischen Stadt und Land dahinschweift, durch keinen Wettersturm abgehalten. Die Grundstimmung, die diesen Hymnus durchdringt, ist der Gegensatz des innern Lebensgefühls, der innern Glut und Kraft zu den entgegenstürmenden Elementen der Natur. Wer hat nicht ein ähnliches Gefühl gehabt, sei es, daß er in der überschäumenden Kraft der Jugend sich darin gefiel, den Widerwärtigkeiten der äußern Natur zu trotzen, sei es, daß er als Mann dem Andrang des Sturms den Widerstand des innern Willens entgegenstellte. Jener Quellpunkt in der Brust wird in der Ode gefaßt als Genius, der den Schützling hinweghebt über alle Gefahren und Mühen der Wanderung. Der Dichtergenius (diese symbolische Bedeutung liegt mehr oder minder ins Bewußtsein tretend der Schilderung zugrunde), der feurige Flügel des Künstlergenius trägt den Glücklichen, der seiner teilhaftig geworden, über den niedern Schlamm des Lebens hinweg; er schwebt, den Göttern gleich, über Wasser und Erde und singt, wie die Lerche droben, dem Regengewölk und Schloßensturm entgegen, darüber erhaben. Keine Gefahr ficht ihn an; er ist in der Hut der Musen, die ihn decken, wenn er schlummert in des Haines Mitternacht. Der Sturm, der Regen, das Ankämpfen des Wanderers dagegen steigert in dem Dichter das Bewußtsein von der Gewalt seiner Begeisterung; wie er physisch ankämpft gegen das Unwetter, so fühlt er auch den übermächtigen Drang poetischen Schaffens; die sturmatmende Gottheit ist die seinige, nicht diejenige, die den tändelnden Anakreon, den idyllischen Theokrit besuchte. So spricht das Gedicht zugleich von der Verwandlung des Dichters Goethe, von dem neuen Charakter seiner Poesie, die in das Stadium des Sturmes und Dranges zu treten im Begriff war. Ein Bauer, der dem Dichter auf dem Wege begegnet, schreitet rüstig dem heimatlichen Herd zu: das wärmende Feuer, das ihn erwartet, der Wein, der ihn zu Hause stärken wird, gibt ihm Kraft, mutig zurückzukehren — was jene gemeine Erwartung den Bauer überwinden lehrt, sollte das der Musen- und Charitenliebling nicht überwinden können? Wehe, ruft der Dichter, das künstliche Feuer des Weines ist in diesem Jahrhundert das, was dem Pindar seine innere Glut war. Auf diese, auf Seelenwärme und den

Digitized by Google

Mut des Herzens kommt es an — wie Pindar will der Dichter Gefahren entgegensingen, und jene Poesie, die den sterblich Glücklichen und Müßigen sich bestimmt, ist nicht mehr die seinige. — Die genannten Gedanken kreuzen sich springend in dithyrambischem Wechsel; das Gedicht ist halb ein literarisches Bekenntnis, halb eine lebensphilosophische Mahnung an sich selbst; von den abschweifenden Phantasien, die ihn zu Pindar, zu Anakreon und Theokrit führen, ruft ihn plötzlich die heftige Wirklichkeit, die Gewalt des Regensturmes zurück; so jedoch, daß immer die energische, kurz andeutende Schilderung der Szenerie, durch die er wandelt, die sinnliche Situation der tragende Boden, der immer durchblickende Grund der leidenschaftlich wechselnden Ideen und Gefühle bleibt. Noch zuletzt, bei völlig erschöpfter physischer Kraft, erblickt der Dichter seine Hütte auf dem Hügel und spricht in den kurzen Ausrufen des Ermatteten:

Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut:
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Eben dieses dithyrambischen Schwunges wegen ist das Gedicht dunkel; es gelingt erst nach mehrfachem Lesen und bei eigener schöpferischer Phantasie, einen fortlaufenden Faden und Zusammenhang zu gewinnen. Goethe selbst nennt das Gedicht einen „Halbunsinn“ — wie man dasselbe von manchen Oden Pindars sagen kann. Je dunkler aber die Ode beim ersten Lesen erscheint, je kühner die Verknüpfungen, je zufälliger (denn sie sind ganz vom Moment bedingt) — desto heller heben sich die zahlreichen einzelnen Stellen hervor, wo kurz, keck, lebendig, unwiderstehlich die Naturszene der Wanderung hingezeichnet wird. Alle Mittel der Sprache wirken dabei zusammen — und es ist dies eines der Goethischen Gedichte, wodurch im Jahre 1772 plötzlich mitten in einer geistlosen Zeit der geschmacklosesten Verwässerung und Verkünstelung der Urquell der Sprache aus der Tiefe emporspritzte. In sprachlicher Hinsicht, in Hinsicht auf Wortstellung, Wahl der Worte, Prägung des Ausdrucks, phantasievollen Gebrauch der lebendigsten Bilder ließe sich eine Abhandlung über das Gedicht schreiben.

In Hinsicht des poetischen Stiles sehr ähnlich der vorigen Ode ist die An Schwager Kronos (2, 51), zwei Jahre später gedichtet, 1774. Der Dichter fährt im Postwagen, und diese Fahrt erscheint ihm als Lebensfahrt, der Schwager als Kronos. Diese Vergleichung erscheint zunächst eine sehr gewöhnliche: von der Fahrt des Lebens zu reden ist nichts Seltnes. Was aber dies Gedicht von ähnlichen schalen Allegorien unterscheidet, ist das sinnlich-individuelle Leben, von dem das Bild hier erfüllt ist — so daß es aufhört, Bild zu sein, und selbständig vor unsre Phantasie tritt. So enthält das Gedicht in kurzen genialen Strichen die Schilderung einer wirklichen Fahrt, deren brennende Farben die dazwischen spielende allegorische Bedeutsamkeit nicht auszulöschen vermögend ist. Die rasselnde Fahrt bergab, der mühsame ermatmende Schritt bergan, von oben der weite, herrliche, hohe Blick, der über die Lande schwebt, dann zur Seite des Weges unter schattendem Überdach ein schäumender Labetrunk, gereicht von dem frischen, Gesundheit blickenden

Digitized by Google

Mädchen, dann weiter hinab — die Sonne sinkt schon, ein Feuermeer füllt dem Trunknen, Geblendeten, Taumelnden das Auge — dem Tor dann zu, ehe der Nebelduft des Moores den Reisenden umfängt — der Schwager bläst ins Horn, daß gleich an der Tür der Wirt die Kommenden freundlich empfange — — dies sind die Hauptzüge der Reise. An jeden knüpft sich nun die Bedeutung der fortstürmenden Lebensfahrt. Das Gedicht fällt mitten in die Genieperiode, wo der Dichter mit seinen Gefährten in brausender Jugendlust, in schäumendem Ideensturz das mächtigste, intensivste Leben genoß. Maß und Bedacht konnte er damals nicht schätzen; die Regel, die Gewohnheit, die Überlieferung empfand er als hemmende Fessel, die sein überschwellender Geist sprengte — das Leben, die Wirklichkeit ging zu langsam, daher die Worte:

Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.

Aber seine ringenden Kräfte dringen aufwärts zu der Höhe der Menschheit; er gewinnt die ideale Zinne des Gebirges und ruft:

Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Auch das Mädchen, seitwärts am Wege, und die süße Erfrischung der Liebe fehlte seinem Leben nicht:

Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Aber er trennt sich von ihr, die Liebe kann ihn nicht halten, der Lebenswagen geht fort, geht weiter hinab. Und eh ihn, den Greis, im Moore des Alters, Nebelduft ergreift, eh seine entzahnten Kiefer schnattern und sein Gebein greisenhaft schlottert, wünscht er von voller Lebensglut erwärmt einzufahren in der Hölle nächtliches Tor, in der Seele noch die Trunkenheit des schäumenden Taumels. — Der letzte Wunsch wurde ihm nicht gewährt — nicht wie Achilles ging er von der Welt weg, nicht wie Achilles, der nun im Andenken der Nachlebenden als ein ewiger Jüngling lebt, nicht wie Winckelmann oder Schiller oder Raffael — sondern, ein Liebling der Natur wie wenige, mußte er in allmählicher Verzögerung, in immer engerer Kreisbewegung der Natur die Schuld bezahlen. Er vollendete ihren Kreislauf langsam, sicher und still; längst hatte, als er starb, jene Glut einer stillen Flamme Platz gemacht, diese zuletzt ruhiger Abkühlung, bis der kalte Tod die reiche Entwicklungsbahn beschloß.

Die Ode Prometheus (2, 59) fällt in dieselbe Zeit des ungebändigten Freiheitgefühls, wo die tiefsten Gedanken, die kühnsten Konzeptionen, eine wahre Trunkenheit des poetischen Schaffens den Dichter fortrissen. Die Bekanntschaft mit Spinoza stürzte alle Schranken um, die ihn gefangen gehalten hatten, und öffnete ihm die weitesten Blicke. In ihm kochte das Bewußtsein seines Dichtergenius. In solcher Stimmung fiel er auf den antiken Mythus von Prometheus, in welcher Gestalt er alles verkörpert fand, was ihn selbst bewegte. Wie Prometheus hatte er sich von dem religiösen Kinderglauben befreit und trotzte in titanischem Menschengefühl den fernen Schreckgestalten über den Wolken; wie Prometheus war er der Schöpfer einer beseelten Welt und schuf, gleich dem

Digitized by Google

griechischen Titanen, ein Menschenleben mit Wonnen und Schmerzen, mit Leidenschaften und Schicksalen. Prometheus war wie eine mythische Vorbildung des aus dualistisch-religiösen Vorstellungen befreiten, aus der Menschenwelt schöpfenden, aus dem Reichtum des Lebens selbst ewig sich nährenden und es wieder bildenden und idealisch neu erzeugenden Dichters. So begann er das Drama Prometheus, hatte aber in jener Zeit produktiver Bedrängnis nicht Fassung und Sammlung genug, es zu vollenden. Das Drama blieb Fragment (15, 11), aber ein umfassendes Fragment, ein riesenhafter Torso, voll äschyleischer Größe, in freien Rhythmen, reich an ergreifenden Stellen; zum Beispiel diejenige, wo die Lebenswonne der erwachenden Liebe geschildert ist. Ein Gedicht aus derselben Zeit, von gleicher Tiefe und Gewalt der Anlage ist Der ewige Jude (3, 232), das mehr in Hans Sachsischer Volks- und Holzschnittmanier gehalten ist, während der Prometheus unter dem plastischen Adel antiker Marmorform ein glühendes Innere verbirgt. Von all jenen Stoffen stieg allein der Faust bis zu einer gewissen Vollendung auf, obgleich auch er nur ein unbeendigtes Fragment, ein gigantischer nicht beschlossener Dom geblieben ist — denn wenn der Greis Goethe ihn ganz spät noch ausgebaut hat, so gleicht dies den Versuchen unsrer Zeit, die gotischen Dome ohne Glauben, ohne Liebe, aus reinem Kunstinteresse zu Ende zu mauern. Den Prometheus nun schaffte der Dichter, den der schaffende Trieb unterdes wo anders hin geführt hatte, so gut es ging, beiseite; denn dies war seine Art und Eigenheit; aus bloßem Vorsatz, ohne inneren Trieb vermochte er damals keine Zeile zu schreiben; er fand sich also auf irgendeine Art mit seinem ästhetischen Gewissen ab, und wie er das herrliche Monodrama Proserpina später in einem Lustspiel (Triumph der Empfindsamkeit) gleichsam aus Not unterbrachte, so verwandelte er den Prometheus durch einen kurzen Auszug zu einer Ode. So hatte er sich mit dem Stoffe abgefunden. In spätern Jahren glaubte Goethe selbst, die Ode Prometheus sei ein Fragment aus dem Drama, ein am Anfang des dritten Akts zu sprechender Monolog des Prometheus: so schreibt er an Zelter; aber wie so oft täuschte sicherlich hierin den Greis sein Gedächtnis. Vielmehr lehrt ein Blick auf das Drama und auf die Ode, daß die letztere dort nicht stehen kann, daß sie nur ein gedrängter Auszug aus dem Stücke ist, oft mit denselben dort vorkommenden Worten. Nennt doch Goethe selbst in jenem Briefe (1820) den Prometheus ein von ihm selbst vergessenes Gedicht.

Sehen wir nun die Ode selbst etwas näher an, so ist wohl nirgends das titanische Selbstgefühl, der hohe Freiheitstrotz kühner, gewaltiger, mit einer größern, Himmel und Erde umspannenden Phantasie ausgesprochen worden. Der Schluß ruft dem Gotte zu, das Menschengeschlecht sei bestimmt, sein, des Gottes, nicht zu achten. Es ist die Ode der Irreligiosität, der Hymnus von der Gottlosigkeit. Freilich Gottlosigkeit in einem bestimmten Sinne. Immer in der Vorstellungsform des griechischen Mythus sich bewegend erklärt der Dichter, das Jenseits des Glaubens, die Göttergestalten des Himmels über der Erde nicht achten zu können, weil ihn in der Nähe, um ihn von allen Seiten, in ihm selbst, ein göttlich-menschliches Leben umströmt und erfüllt; er wirft das droben vorgestellte Göttliche weg, weil er Natur und Menschenleben als einen selbstgebärenden Schoß, als ewige Gegen-

Digitized by Google

wart des Unendlichen, weil er Zeit und Raum als die ewige Form der Idee fühlt und anschaut. Dem Trotz gegen die Gestalten des Glaubens liegt ein warmes, inniges Lebensgefühl, ein Gefühl der Gemeinschaft mit dem Universum, ein Dank gegen die daseinspendende Mutter des Alls als Hintergrund unter. So faßte das Gedicht auch Lessing auf, wie ich gleich erwähnen will. Spinozas Pantheismus ist die letzte Grundlage des Dramas wie der Ode, und der Trotz nur eine der Gestalten, unter denen die neue Einsicht in dem Dichter sich Worte gab. Zu jenen pantheistischen Stellen gehört zum Beispiel folgende:

Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
— Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
— Meine Herrn und deine?

Das Gefühl der Lebenswärme *wirklicher* Existenz gegen die bleichen Schatten einer dürren dualistischen Abstraktion sprechen Stellen aus wie diese:

Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.
Ich kenne nichts Armeres usw.

Das Menschengeschlecht, als aus der Tiefe der eigenen Gattungskräfte sich selbst seine Seligkeit wie sein Leid hervorholend, schildert die Stelle:

Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei usw.

Goethes eigene religiöse Herzensgeschichte wird, ganz im Sinne aller übrigen antiken Dichtungen Goethes, dem Prometheus untergelegt und so der griechische Heros mit seinen harten Zügen seelenvoll verinnerlicht:

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein usw.

Im übrigen auch in dieser Ode dieselbe kühne und gedrängte Sprache, der glühend phantasievolle Stil des fünfundzwanzigjährigen Goethe.

[Hiermit ist Hehns Besprechung der Goethischen Hymnen nicht erschöpft. Was er über die andern sagt, wolle man in dem Buche nachlesen, auf das dieser Auszug ja nur hinweisen soll.]

Albert von Trentini

Man mag an einem Poeten vielerlei bewundern je nach Geschmack und Bildung, seine Sprachgewalt mag dem Schwerzüngigen, seine Herzstärke dem Mattfühlenden, seine Zuversicht dem Skeptischen besondern Eindruck machen, immer wird letztlich alle Bewunderung in das Bejahen der Frage münden: sind tiefe *Lebens*werte in seiner Kunst zu finden oder nicht? Hat der Genießende die Gewißheit solcher Lebenswerte, greift der Dichter mit jener im Leisen oder Lauten unwiderstehlichen Gebärde nicht an sein ästhetisches Empfinden allein, sondern hinein in sein lebendiges Entschließen und Wirken, gibt er ihm Ziele und Wege, schafft er ihm das Bild des Lebens und der Welt aus Eignem neu, — dann ist Zeit, wieder einmal der kleineren Bedenklichkeiten Herr zu werden und

Digitized by Google

sich ihm hinzugeben bis zu jener Erschütterung des Lebensgefühls hin, die wir in Wirklichkeiten Freundschaft, Liebe, Glaube nennen.

Sage ich nun von dem südtirolischen Dichter Albert von Trentini, daß er ein solcher ist, der dieses Vertrauens bedarf und diese Hingabe lohnt, so mag das fanatischen Kritikern etwas eilfertig vorkommen, maßen er noch jung und sein Wesen durch nur drei bisher erschienene Werke nicht endgültig erkennbar ist. Doch dagegen ist zu bemerken, daß es durchaus nicht unerläßlich scheint, einen Dichter erst ergrauen zu lassen, ehe man sich ihm anzuschließen wagt, und daß es zu den königlichen Freuden des Literaturfreundes gehört, früh diesem oder jenem Dichter sich zu verbinden, um eine möglichst lange Strecke mit ihm zu gehen. „Versagt" er einmal — man glaube es nicht zu früh! oft sind Entwicklungen Irrungen mit unbekanntem Ziel —, so mag man sich später immer noch von ihm trennen.

Gleich mit seinem ersten Buch*, dem „großen Frühling", stellte Trentini an den Leser die entscheidende Frage: willst du mir folgen oder nicht? Da war nicht eine Erzählung von irgend etwas und irgendwo, war nicht die in irgendeiner „Beziehung" interessante Biographie eines Helden, sondern eine Rhapsodie des Herzens, eine Überflutung mit glühender Leidenschaft und zwischen Jauchzen und Verzweiflung der Liebenden ein anbetendes Lied an das Leben. Wenn Liebe je reich gemacht hatte, so hatte sie es hier getan, denn die ausgebreiteten Seelenerlebnisse des Helden waren so mannigfaltig, bis in den kleinsten Zug des Alltags so durchaus eigen erlebt, daß das älteste Menschliche hier funkelte und leuchtete, als ob es eben aus Aphroditens Güte dem Menschengeschlecht geworden wäre. Ein Mann, der von einem feinen zarten Weib geliebt wird, entbrennt für eine andre. Sie ist verheiratet, und obwohl sie ihn liebt, kommt es nicht zur endlichen Vereinigung. Der Liebende ringt mit sich, zweifelt, ist nahe am Verzweifeln selbst, als der Gatte von der Liebe erfährt und sie toleriert. Da, in der Zeit der Abmattung, gewinnt ein Dritter die Frau, und der in allen Fugen Gebrochene kommt eben noch heim, um seiner frühesten Freundin, die er enttäuscht hat, die Augen zuzudrücken. Leicht zu sehen, daß das ohne Kunst komponiert ist, daß die Erlebnisgewalt weit stärker wirkt, als die künstlerische Fassung. Jedoch, wie naturrein und naturstark dieses Werden eines glühend fühlenden Herzens sich spiegelt, das sagt die Inhaltangabe nicht. Könnte ein berauschender Wein erzählen, wie es ihm war, als er in der Traube kreiste in täglicher Sonnenglut, es müßte ähnlich klingen. Gedenken wir jener schwächlichen Seelenbewegungen, die im Leben und der „Literatur" von heute als Liebe geführt werden, — hier ist dagegen das Brüllen und Orgeln des Meeres, über welches der Nachen der rechten, vollbürtigen Menschen gesteuert werden muß, wenn er die Kronen von Lust und Wehmut ersehnt.

„Sieg der Jungfrau", heißt Trentinis zweites Buch. Ein Titel, der nach meinem Fühlen nicht durchaus trifft. Heinz Heide (der innerliche Erbe jenes Liebenden aus dem „großen Frühling") hat den Jungmännerkampf mit Gott, Welt und Teufel durchgefochten und kehrt auf das väterliche Gut heim, um ungestörte Tage eines blühenden Liebe-

* Alle drei Bücher von Trentini sind im Verlag Schuster & Löffler in Berlin erschienen.

Digitized by Google

glückes zu genießen mit einer Frau, deren Mann ein Schurke und Spieler ist. Er kennt diesen nicht, weiß nicht, daß es sein Bruder ist, aber das „feine Weib" versichert ihm, daß sie ihn hasse und daß zwar keine Scheidung, doch ein Ignorieren möglich sei. Bald aber läuft sie jenem wieder nach; und ganz allmählich erwacht Heinz aus dem selig-irren Taumel zu der Erkenntnis, daß er nicht nur von ihr raffiniert betrogen, sondern auch, daß sie seines verlumpten Bruders Weib ist. Eine ermattende und doch aufregende Enttäuschung folgt. Lange Zeiten des Dahinstumpfens, unterbrochen von wahnwitzigen Racheplänen. Endlich siegt das Leben, nachdem er in blinder Wut zum Brandstifter geworden ist. Sein Gut und Dorf braucht ihn; die Alltagmenschen der Umgebung, die er als selbstherrlicher Jüngling kaum bemerkte, fordern seine Beachtung, gewinnen von ihm Liebe. Er erschöpft sich in sozialen Arbeiten, bringt sein vom Bruder ausgebeutetes Erbgut hoch. Und das Bild der lustreichen Frau weicht allmählich dem Hauch einer neuen Liebe zu einem feinen, freien Mädchen der Nachbarschaft, bis er sie nach langsamem Wachsen und Befestigen der Neigung gewinnt. Sieg der — Reife, so etwa umschreibt sich der lebendige Sinn dieser Dichtung. Aber nicht allein dieser Kern- und Zielpunkt wird machtvoll als Lebenserfahrung gestaltet, sondern in diesem Buch lebt nun schon eine sprudelnde Fülle von Mensch und Welt. Wohl ist alles jäh erhellt vom Wetterleuchten aufrüttelnder Leidenschaft, die dem Buch Tempo und Anstoß gibt. Aber es gedeiht eine wundervolle Liebe zur Heimat — ohne kleinliche Ortgebundenheit, Milieu oder Dialektbeigaben — darin, ein Naturſehen, das wärmt und hinleitet an alle Innigkeit der Außenwelt; es gipfelt in der liebereichen Gestalt des Feldkönigs, der Flur und Himmel und Berg und Gewässer allein mit Hingabe umfaßt: „»mein Gott, woher soll man die Zeit zu einem Beruf nehmen —?« »Gott verzeihe es mir«, rief er aufrichtig und reumütig aus, »ich hatte keine Zeit!« Er hob ein Steinchen auf, es lag abgerutscht auf dem Eise. »Ich sitze, weiß Gott, jahrelang über so einem Steinchen, aber —« ob etwa Heinz Heide das Wunder erklären könnte?" In solchem Denken und Gestalten sich vollendet einem Dichter die ewige Sehnsucht, grenzenlos zu leben und zu erfüllen, was zu tiefst aufbegehrt. Daneben steht ein ganzes Dorf von welschen und deutschen Gestalten, ein schurkischer Galantuomo als Hausverwalter, der Pfarrer, der trefflich kundige Arzt, der Lehrer — eine Gemeinschaft voll von Beziehungen und Lebenseifer. Und alles in der lebhaften scharf beleuchtenden Sprache dargebracht, die Trentini sofort unter Hunderten erkennbar macht, das Alltägliche eigenartig belebt, in Erfindungen das Innerliche gespiegelt, welche ganz neuartige Möglichkeiten eröffnen.

Es ist aber, als ob der Dichter, nachdem er dem Herzen und Lieben so viel Poesie geschenkt hat, nun ganz in das äußere Leben der Welt hätte gehen müssen, um den Umkreis des Schauens zu erweitern. Sein jüngstes Buch, „Lobesamgasse 13" stellt das Leben der kleinen Stadt dar, in welcher die neue Zeit mit Eisenbahn, Kinderfreiheit, Selbstherrlichkeit und anfänglichem Trotzen die alte gute vertreibt, die sich in Postkutscherei, Elternallmacht, Tradition und Ergebenheit gefiel. Ganz erstaunlich, wie auch das alles lebt und einen anschaut schon nach zehn Seiten, als ob man von Kind auf dabeigestanden; wie auf 250 Seiten

Digitized by Google

sich Gestalten zu Gestalten drängen, alte, liebe, freundliche Gesichter mit leiser Lust und stiller Wehmut, junge, mit herausdrängendem Mut, verletzender Verachtung, irrenden Gelüsten und bitterer Selbstverstümmelung bis zur allmählichen Erkenntnis des Janusgesichts allen Daseins; wie Typen und Individuen zu einem Knäuel von Erfüllungen und Zerbrechungen sich ineinanderleben, der an der Reifeschwelle des jungen Geschlechts niederfällt. Eine Kraftprobe ist ein solches Buch, die fast noch mehr verspricht als hält. Denn der innere Kreis des Umfaßten, seelisches Werden und Leben und das geistige Durchdringen der Welt ist natürlich ärmer darin als die vielen Bilder vom Außengeschehen.

Zusammen aber mit dem andern, was wir von Trentini haben, erfüllt auch dies Buch mit Freude: daß wieder ein kräftiger Poet sich herausgewagt hat, der fern aller gewohnten Literatur in seinem Schaffen dem kräftigen Leben selbst das Wort redet. . . das Wort redet? Das Leben, wohl, in Lieben, Hassen, Denken, Überwinden und Neubilden lebt sich selbst. Doch ist es dem Millionenmenschen ein stummes Geschehen, und damit er es tiefer sehe und reicher führe, sucht er dafür Ausdruck: das „Wort des Lebens", die Sprache des Unaussprechlichen ist Kunst, ist Dichtung. Hier erklingt es und lockt, um im Hörenden seinen Weltsinn zu erfüllen. Ezard Nidden

Aus dem „Siege der Jungfrau"

[Die folgende Szene veranschaulicht gut die leidenschafterfüllte Spannkraft, mit der Trentini seine Handlung führt. Sie hat im ganzen nur den Zweck, Heinz Heide endgültig von seinem Bruder („diesem Mann") und dem Hausverwalter, dem edlen Welschen Girolamo zu befreien, die ihn gemeinsam betrogen haben mit Hilfe des „feinen Weibes", die sich an ihn herangemacht hat und im Bunde mit dem im Hintergrunde lauernden Bruder ihn raffiniert ausnutzte. Dazu hat er Beiden den Glauben beigebracht, er habe dem Bruder seine früheren Streiche verziehen und wisse von dem neuerlichen Betrug nichts; seine unheimliche Erzählung nun beweist das Gegenteil; er weiß nun alles und die fingierte Erzählung, die er nun vorbringt, verrät es den beiden zu Tode Erschrockenen, tief und doch mit reiner Waffe Getroffenen, die daraufhin aus Scham und Angst Heinzens Haus fliehen; das langsame Spielen mit den Beiden und der mühsam verhaltne Zorn scheinen uns hier in einer für Prosadichtung sehr ungewöhnlichen Beweglichkeit gestaltet. Terroni ist der falsche Name, den sich die Frau des Bruders beigelegt hatte, um von Heinz nicht erkannt zu werden.]

Später saßen Heinz Heide und dieser Mann gemeinsam unter der Lampe, und der Verwalter bediente. Der Mann saß auf seinem Stuhl recht unsanft, er saß steif wie ein Pastor. Er machte den Eindruck eines properen sauberen Mittelständlers, der vor Luxus eine puritanische Scheu hat und seine Kleider jeden Tag selber bürstet. Auch seine Hände, wie sie so ruhig und artig hinter dem Teller lagen, und seine Art, viel Wasser in den Wein zu gießen, das Fleisch in kleine Stückchen zu teilen und Brot in die Sauce zu tunken, am allermeisten aber seine höfliche Aufmerksamkeit für jedes Wort, das der andere in seiner überlegenen Fassung sprach, nahmen für ihn ein. Geradezu rührend aber war die

Digitized by Google

schwarze Krawatte des Mannes, die aus einem schneeweißen Kragen niederfloß. Denn diese Krawatte wies kein Pünktchen Staub auf, und es war niedlich, wie trotzdem die Hände des Mannes immer darauf hintippten, sie waren voll Befürchtung, es habe sich eine Brotkrume oder ein Tortenkorn darauf verloren.

Der Verwalter war über die Ankunft des Mannes in eine kindische Freude gekommen. Er ging in einem fort aus und ein, als käme die Freude damit erst recht zur Lebendigkeit, und schmunzelte, wenn er die beiden Herren einträchtig zusammensitzen sah. Als er nun wieder einmal hinausgegangen war, benutzte Heinz Heide den Augenblick und faßte den Mann am Arme und mit einem zähen Anschauen am Auge. Er berührte ihn mit diesem Blick, aber weil darin ein Stück Zärtlichkeit lag, mußte sich der Mann davon abwenden, halb töricht, halb verschämt. Viel Schamgefühl war in dieser Wendung.

Schnell darauf aber redeten die Zwei. Plötzlich konnten sie es. Es kam ihnen plötzlich ein Wust von Dingen zwischen ihre Stühle, die Dinge hüpften ihnen zu, sie nahmen sie in die Hände, blickten darein und redeten nun davon. Dabei vermieden sie es mit sicherem Takt, an Dinge zu tappen, die dem einen oder anderen von ihnen unbehaglich sein könnten, und wiederholten daher auch nicht die Überraschung, die den einen erfaßt hatte, als er die Tür aufgestoßen, und die bewegte Pose, mit welcher der andere hinter der Lampe hervorgesprungen war.

Wie lange Heinz schon da sei? fragte der Mann. Er hatte eine freundliche Stimme, die Stimme eines Bettlers, der höflich dankt, wenn er nichts bekommt. Während Heinz Heide wie in gegossenem Metall sprach, mit einer gewissen Härte: er sei seit ein paar Monaten da.

Der Bruder sagte: „Ach?“ Er hielt die Hände in den Westentaschen, — im Sommer sei es wohl schön auf den Bergen! — Er war ein Mann, der seit vielen Jahren in Minen arbeitete, aber, — oh, wie vergönne er es jedem anderen in der kühlen Luft, am Walde zu sein!

Ob der Bruder wisse, daß der alte Lamoral gestorben sei?

„Was, der alte Lamoral?!“ Die Antwort auf die zutunlich gestellte Frage gab ein so inniges Interesse an des alten Lamorals Tode zum besten, daß es unbegreiflich war, warum die Zwei nun plötzlich wieder schweigen mußten. Es war gewiß, ein jeder suchte irgendein Ding auf seinem Schoße oder in der Luft, und keiner fand es. Sie rauchten, der Rauch stieg ihnen vor den Mund, er wurde eine dicke Wolke, die ihnen den Mund zustopfte.

Da kam Heinz Heide auf den Gedanken, Champagner bringen zu lassen. Er lud den Verwalter ein, mitzutrinken. „Freund meines Hauses,“ sagte er, „mache uns das Vergnügen!“

Und nun fuhr etwas Eigentümliches in Heinz Heide; wer ihn von früher her kannte, erkannte ihn nicht mehr. Er begann zu trinken und erzählte auf gut Glück lustige, teilweise sogar anzügliche Dinge. Er ließ keinen zu Wort kommen, er redete unausgesetzt und trank dabei. Unter anderem erzählte er von einem Mädchen in Ochsenweide, dem er und der Bruder nachgestellt hatten, und von einem Bauernjungen, der ihnen gezeigt, wie man die Bremsenfliegen martert. „Man steckt ihnen hinten einen Strohhalm in den Leib, — hu, wie sie fliegen; sie fallen kein Kalb mehr an!“

Digitized by Google

Der Verwalter schenkte ihm aufmerksam ein, einmal ließ er den Verwalter leben. „Freund meines Hauses," rief er, „ad multos annos!" Er fuhr aber schnell wieder fort, den Mann mit der schwarzen Krawatte so sehr mit seinen rohen Augen und mit Geschichten von Dirnen und von Abscheulichen zu belästigen, daß es dem Manne schwer ins Herz fiel.

Der Verwalter aber war der Ehre voll, er trug sie um den Hals wie eine Almkuh den Kranz; wenn er den hagern Hals wackelte, kicherte die hohe Ehre. Er rieb sich die Hände über Heinz Heides Geschichten und lachte zu allen; er lachte wie ein Verzweifelter, dem jemand in der letzten Minute den Revolver von der Schläfe reißt und sagt: „ist nicht mehr notwendig."

Zu dem Manne mit der schwarzen Krawatte aber, der den Champagner ablehnte wie ein disziplinierter Magenkranker, schüttelte er anerkennend den Kopf. Wie anerkennenswert! sagte der Kopf. Und dann machte er ein paar rührungsvolle Phrasen, die er mit tremolierender Stimme vortrug. Es sei das Schönste, in das Vaterhaus zurückzukehren, — gewissermaßen in die Arme eines großmütigen Bruders, — und so weiter.

Als diese Schamlosigkeit keinen Anklang fand, wurde er listig. Er zog sich in eine unverschämte Heimlichkeit zurück und fragte, den Kopf tief im Kragen verborgen, woher denn der Herr Wolf nun käme?

„Aus Griechenland," antwortete der Mann gütig. Er nahm die Impertinenz gar nicht übel.

„Aus Griechenland?" Der Herr habe dort jedenfalls Geschäfte, die ihn dorthin . . .?

Der Mann sah ihn mit einem freundlichen Auge an. „Ich habe das Grab meiner Frau besucht," sagte er tonlos.

Nun ging der Verwalter hinter einem Sarge. Er ging im schwarzen Rock, mit tief gesenktem Schmerzenshaupt, er schluckte öffentlich eine Träne und faltete die Hände.

„Hm," sagte Heinz Heide nach einer Pause. Der Bruder möge verzeihen, wenn er ihn nicht in dieser trüben Erinnerung lasse. Er sei auch einmal in Griechenland gewesen, und auf der Rückfahrt ereignete sich etwas Merkwürdiges. „Ich muß das erzählen, es ist mir niemals mehr Ähnliches passiert!" Man gebe zu, er sei kein Spekulant, und übrigens reiste er zum Vergnügen. „Da war aber ein Franzose auf dem Schiff, ein älterer Mann, sehr zuvorkommend, — nach seinen Andeutungen mußte er ziemlichen Einfluß bei der Regierung haben. Wir treffen einander, zufällig, — es ist gerade der russisch-japanische Krieg. Man redet da, der eine sagt, er sei für den Krieg überhaupt, der andere sagt, der Krieg sei ein Beweis von Unzivilisation, — kurz und gut, wir reden. — Und nun, ein paar Tage darauf, kommt ein anderer Mann auf mich zu, verbeugt sich, —: »Soundso.« Sehr angenehm! sage ich. — Ob ich ein Deutscher bin? Ich lache, mag er mich dafür halten! Ob ich mit dem Franzosen näher bekannt bin?"

Heinz Heide trank sein Glas aus, er sah durch das Glas den Verwalter aufspitzen wie einen gepürschten Hasen, und den Mann mit der schwarzen Krawatte weich werden wie eine Semmel; er verwandelte sich aus einem Achteck in einen Kreis.

„Und wie ich nun sage, ja, ich sei bekannt, wird der Mann wie eine Wanze, er sitzt auf meiner Gurgel, „hunderttausend Franks, wenn Sie

Digitized by Google

mir die Bestellung auf unsere Kanonen verschaffen!' würgt er mich, „hunderttausend —!"

Während dieser Worte hatte sich der Mann mit der schwarzen Krawatte plötzlich ein Glas vollgegossen und es in einer fieberhaften Aufregung hinuntergestürzt; nun schlug er die Hand auf den Tisch: „Und —?"

Heinz Heide lächelte. „Ich machte dem Manne begreiflich —"

„Du warst so dumm!?" schrie ihn der Mann an.

Er sei nicht so dumm gewesen, lächelte Heinz Heide. Der Franzose nahm bereitwillig fünfzigtausend und ich — „ich kaufte mir eine russische Fürstin für vierzehn Tage, um das Geld wieder an Rußland zurückzubringen." Er habe viel über die gelbe Gefahr gelacht, — man werde zugestehen, es sei dies ein seltenes Reiseerlebnis.

Da fiel aber der Mann mit der schwarzen Krawatte in Heinz Heides Gelächter wie eine Bombe ins Wasser. Das sei gar nichts gegen Amerika! „Gegen Amerika ist das eine Bagatelle! — In Amerika —!" Er stürzte wieder ein Glas Champagner hinab, immerfort hielt er die dicke Flasche in seiner Linken. „In Amerika —! ha," er schaute die Zuhörer mit gestielten Augen an und rückte auf dem Stuhle. Aus dem Stuhl kroch ihm ein Schwarm von Ameisen in den Leib, sie kletterten ihm die Wirbelsäule empor, der Kopf machte einen Luftsprung, die Adern wurden lebendig wie die Radien einer Telephonzentrale, wenn der Strom kommt. Dabei verloren seine Hände, während er redete, ihr Pastorales, sie langten über fünf Erdteile hin und suchten wie die Hände eines Hypnotiseurs nach den Goldadern. — Sein erstes Glück habe er mit der Exploitierung von Staatswäldern gemacht. „Fax und Peer und ich, wir unterhandelten mit Mr. Whitemann von der Regierung. War ein Schmutzian, Mr. Whitemann, aber Fax war ihm über!" Drei Jahre lebten sie da in der Wildnis, „wie ein Tier lebt man da! Gibt nur eines: die Niggers schinden! Huit, huit, — die Bestien schwitzen anders als hier!"

Er fuhr sich in das schüttere Haar und langte fieberig nach dem Glase. Da sah der Verwalter, die Flasche war leer. „Ho," rief er und knackte einen Draht ab. „Bum" machte es, der Korken flog wie in einem ordinären Restaurant in die Decke.

„Wie gesagt, das Holz lag da wie ein Staat erschlagener Schlangen. Amerikanische Eiche! In drei Jahren, — es schwimmt schon übergeben im Wasser! — hat ein jeder von uns eine halbe Million Dollars!" — Fax nun, der habe jetzt sein schmieriges Hemd ausgezogen, er hatte Sehnsucht nach dem Frack, — „was machen wir nun mit dem Gelde?" —

„Sakrament!" schlug er auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, — „in Philadelphia haben wir ein Haus gemietet! Trupp Dienerschaft, Koch, — was wünschen die Herren? Ja, was soll ich gleich sagen? Schwalbennester, Nachtigallzungen, — was uns einfällt! — Aber Fax, ein unternehmungslustiger Mann, —"

„Ein Gläschen, gnädiger Herr?"

Er leerte es sofort, — „machen wir etwas anderes! sagt Fax. Er meinte, gewisse Sorten von Weibern, wie die Rumänin, die Wienerin, sind drüben gut gezahlt, und er habe Konnexionen. Peer aber macht Einwendungen. Die Konsulate, sagt er, sind wie die englischen Polizisten darauf. Er säße lieber auf einer halben Million mit der eigenen Hose als auf einer ganzen mit der fremden. — Gut! sagt Fax, dann machen

Digitized by Google

wir's so: wir addieren unsere Weiber, drei plus drei plus vier, — ein paar kaufen wir dazu, — ob wir verstehen? — —"

„Corpo di Diana!" krähte der Verwalter.

Und nun lachte auch der Mann mit der schwarzen Krawatte. Seine Zähne waren schön weiß, aber weil die Lippen darüber und darunter sich spreizten, hatten diese Zähne etwas Tierisches. Man konnte sich vorstellen, wie sie in ein blutiges Beefsteak bissen oder in einen weißen Frauennacken. Und während er lachte, bewegte er seine Hand, die auf dem aufgestellten Ellbogen saß, immerwährend so, als werfe er sie wie einen Tintenfisch, so weich, so fingerig und schwammig, aus dem Gelenke.

„Und das war ein prachtvoller Gedanke! Wir sahen zum Fenster hinaus, die Geldbeutel aller fünf Erdteile spazierten zu uns herein!"

Aber es habe da, warf er die Hand aus dem Gelenke, eine komische Geschichte sich zugetragen, „an dieser Geschichte sieht man am besten, was man drüben wagen kann. — Die anderen Weiber — niente paura! — die fügten sich mit Vergnügen. Die Titsy aber, das war die hübscheste vom Fax, — nichts zu machen gegen ihre Aversion! Es war da ein Sofioter Knabe, Michraipulos hieß er, der war versessen darauf, — nicht dazuzubringen! Szenen machte sie; ich nehme Gift! schrie sie —"

„Hm," machte Heinz Heide.

„Fax versuchte es zuerst mit Güte. Titsy, sagte er, lieber Schatz, — sie solle bedenken, der Balkanparalytiker zahle, was sie verlange, — du kannst sagen: dreitausend, viertausend! —"

„Hm," knurrte Heinz Heide.

„Ich nehme Gift!" schreit sie. Der Fax aber ist einer von: entweder — oder! Er wußte, der Michraipulos wartete vor der Tür wie ein heißhungriger Hai. Titsy, sagt er, er hat so ein Miniaturrevolverchen im Vorrat, ich bin ein gutmütiger Mensch, — aber wegen so einer lumpigen Tugend —"

In diesem Augenblicke schüttelte Heinz Heide den Tisch, der Tisch bäumte sich unter den Gläsern, die Flaschen fielen um, der Mann und der Verwalter erschraken fürchterlich.

„Ja," kam Heinz Heide hinter dem Tisch hervor, „ein richtiger Mann muß in der Welt herum!" Er ging, die Hände in den Hosentaschen, geräuschvoll im Zimmer auf und ab, während der Mann und der Verwalter auf den Tisch blickten. — Aber, ob es nicht wahr sei, in jedem Menschen steckt eine unheilbare Krankheit? „Heute bist du auf einer indischen Insel, alle Genüsse sind um dich herum, kein Europäer kontrolliert dich, — aber da drinnen ruft etwas: ich will heim!"

Sofort nickte der Verwalter wie ein schnell Bekehrter. „Ja, so ist es!" Und auch der Mann mit der schwarzen Krawatte stieg im Augenblick von der Höhe seiner Abenteuer mit sicheren Beinen in das deutsche Gemüt herab. „So ist es! Das ist wahr!" senkte er den Kopf. Er stellte das Sektglas beiseite, er verwandelte sich im Nu aus einem Grönlandaal in einen bürgerlichen Hecht, die Besinnung überkam ihn wie die Morgenröte einen Bezechten, in seine Hände fiel das Pastorale zurück, der Anzug kräuselte und wand sich, bis der propere Mittelständler wieder darunterstteckte.

Das Glück, sagte er mit einem scheuen Seitenblicke nach Heinz Heide hin, lasse sich nicht von jedem einfangen; man jage darnach, wem sei es

Digitized by Google

zu verübeln? Aber man komme gewöhnlich bettelarm aus der Jagd zurück, das Glück verrinnt, wie es kommt, — „und auf dieser Rückkehr —“

„Nein, — nicht erst auf dieser Rückkehr“, betrachtete er wehmütig die Freskoallegorie über dem Sofa, — „auch als mir das Geld in der Hand zu einem Haufen floß, ich habe nur an dieses Haus denken können! Ich dachte, — ich sagte mir: und du kannst nicht zurück! Du kannst nicht —!“

Er ließ den Kopf auf die Tischplatte fallen.

Heinz Heide sagte, das verstehe er. „Ich verstehe das!“ So etwas rotte kein Michraipulos aus!

Wie wäre es, kam er näher, wenn der Bruder im Lande bliebe?

Der Mann zuckte innerlich wie ein Erbschleicher, dem der Greis sagt: ich gehe morgen zu Gott, ich lege meine Dinge in deine Hand. Darum erhob er den Kopf noch nicht von der Tischplatte.

„Eine schöne Anstellung im Lande?“ setzte sich Heinz Heide wieder an seinen Platz.

Der Mann rührte sich nicht.

„Ich will nicht sagen,“ lachte Heinz Heide, „daß ich immer nur daran gedacht habe, für meinen quasi verschollenen Bruder ein warmes Nest zu finden. Aber als mir da neulich mein Freund schreibt: ich brauche einen Mann, der in der Welt herum war und vor einem großen Betriebe die Augen nicht zuklappt, —“

Nun hob der Mann mit der schwarzen Krawatte den Kopf und spitzte die Ohren, denn Heinz Heide zog einen dicken Brief aus der Tasche: — da habe er an seinen Bruder gedacht! „Diesem Mann nämlich“ tippte er an den Brief, „muß in irgendeiner Weise geholfen werden, es ist ihm etwas sehr Unangenehmes passiert. — Er hat ein Gut, dreimal so groß wie —, einerlei! Weingärten und Wald; wunderbaren Wald! — Nun, allerdings, er machte eine Dummheit über der anderen! Er segelt da mit einem Frauenzimmer herum, das Frauenzimmer hat ein Kind, — so segelt er in der Welt herum, und zu Hause sitzt sein Inspektor! Oh, mein Inspektor, sagt er, ein tadelloser Mann, wie Gold! Der —“ Warum der Bruder nimmer trinke?

„Danke! Danke, danke!“

„Der schreibt alle zehn Monate: Ehrerbietigst melde ich, und so weiter —“ Warum der Verwalter nimmer trinke?

„Ich trinke! Oh, ich trinke!“ rechtfertigte sich der Verwalter mit einem kolossalen Schluck.

„Das sind Dummheiten, nicht wahr? Notabene, — er hat nämlich auch einen komischen Bruder, der ist bald da, bald dort, vor Jahren hat er sein Erbteil verjuckt, — so, tralalala! Also da, —“

Der Mann mit der schwarzen Krawatte erhob sich; etwas unmotiviert stand er auf und stellte sich in das Dunkel vor dem Fenster.

„Da, zum Teufel hinein, da bin ich doch vorsichtig! Ich erkundige mich doch, mit wem das Frauenzimmer vorher verhandelt war, ich frage, von wem ist das Kind? — Ich passe ihr auf, wenn sie einmal verschwindet, — und ich schaue dem Inspektor auf die Finger! In drei Teufels Namen, mir kommt vor, —“ — woher der Verwalter den Husten plötzlich bekomme? — Der Verwalter wurde nämlich von einem starken Krampfhusten aus der Bank förmlich emporgeworfen; huhu, hustete er und hielt die Hand

Digitized by Google

vor das mohnrote Gesicht. Woher er nur den Husten habe, klopfte ihm Heinz Heide den Rücken ab, „wie bedauerlich, Freund meines Hauses!“ Aber da stieg dem Verwalter erst recht die Glut wie kupferiges Blut in die Stirne, in einem Schwall von der Schlagader aufwärts, und er beugte sich weit nach vorne, um der klopfenden Hand auszuweichen.

„Aber natürlich, er merkt gar nichts; gar nichts! Das Frauenzimmer, denkt er, ist eine arme Verlassene, ihr Mann ein Schuft, der sie schlägt und das Kind mißhandelt, — und der Inspektor, wie gesagt, der ist ein tadelloser Knabe! — Auf einmal aber, —“ mit innigem Behagen tippte er an den dicken Brief, — „das ist das Charakteristische, — auf einmal: Zeter und Mordio! Zehn Seiten mit Zeter und Mordio: jetzt ist er draufgekommen!“ —

Er wendete sich zum Manne in der Fensterecke hin und hielt den Brief hoch. Dies benützte der Verwalter, um sich von seinem Hustenanfall zu erholen und richtete sich empor. Du mußt stillsitzen, Girolamo, sagte er sich, du mußt den Atem einhalten, du mußt ein Stein werden! Der Mann mit der schwarzen Krawatte aber kam urgemütlich aus der Fensterecke hervor, er hatte die Hände in den Hosentaschen. „Ja, so sind sie,“ lächelte er ironisch; es sei immer so, die Männer seien bis zum letzten Augenblicke blind. „Es ist dies eine Erfahrungstatsache!“

„Ganz meine Ansicht!“ lachte Heinz Heide, „und ich wollte ihm schreiben: Schafskopf! Kurz und bündig: Schafskopf! Aber, — da hat e r recht! — Hätte ich, schreibt er, hätte ich ahnen sollen, daß mein Bruder, — daß das Frauenzimmer das Weib meines Bruders ist und der Inspektor ein Dieb? Hätte ich, verteidigt er sich, — ist es etwa meine Schuld? — hätte ich etwa wissen sollen, daß die drei unter einer Decke stecken und mir der eigene Bruder das Weib ins Fleisch hetzt, um mir die Haut von den Knochen zu ziehen? — Er sagt da: bitte, sagt er, hält man es für möglich, daß ein Mann sein Weib — oder seine Geliebte — einem anderen herleiht für ein paar Hunderter, und —“

„Hm,“ lächelte der graue Mann und gähnte, so daß Heinz Heide ihn einfach anschauen mußte. Das Lächeln fiel nämlich von ihm nieder, sank auf den Boden, darauf er stand, und der Boden wurde eine Drehbühne, die sich unter seinen balancierenden Füßen unaufhaltsam im Kreise drehte, mit blitzähnlicher Geschwindigkeit. „Ha“, schleuderte die Drehbühne das Gelächter aus ihrer Bahn, es wirbelte auf und traf im Fluge den Verwalter.

„Ins Zuchthaus!“ blökte der Verwalter getroffen auf. Seiner Ansicht nach müsse eine solche Gemeinheit unbedingt ins Zuchthaus! — „Sehr liebenswürdig!“ klopfte ihm Heinz Heide auf die Schulter, aber er habe noch sagen wollen, — „mein blasierter Bruder unterbrach mich; er schreibt: hält man es für möglich, daß der Inspektor mit einer Räuberbande mittut und zwölftausend Joch Wald in drei Jahren niedermäht, und mir alle zehn Monate schreibt: ehrerbietigst melde —“

Der Verwalter wurde weiß wie ein Stein, es lag ein Stein auf seiner Glatze, auf seinen Händen lagen Steine, um seine Beine wuchsen Steine. „Hängen!“ rief er schrill, „hängen diesen Mann!“ — Er schrie: „den Lump, den Gauner, auf den Galgen —!“ und dabei erhob er sich um einen Zoll von seinem Sitze.

Heinz Heide wollte ihn freundlich niederdrücken, aber nun trat der

Digitized by Google

Mann mit der schwarzen Krawatte heran, ruhig trat er vor. Das könne er nicht begreifen, sagte er, — „man erlebt ja vieles in der Welt, es kommt viel Unglaubliches vor, — aber so etwas, —?“

„Ich weiß nicht?“ wurde Heinz Heide lustig und stieß dem Verwalter in die Seite, — das käme darauf an. Man kann sich ganz gut dahinein denken! — „nehmen wir an, — angenommen: Girolamo ist ein Lump!“

„Herr!“ brüllte Girolamo auf. Der Stein fiel von seinem Kopfe, von seinen Händen fielen die Steine, seine Beine rollten die Steine durcheinander.

Er solle sich beruhigen, faßte ihm Heinz Heide unterm Arme — „er ist ein Lump, nehmen wir an, und ich kose mit deinem Weibe oder deiner Geliebten, und du weißt es, — und ihr alle drei zusammen —“

„Ja,“ drehte sich der Mann hochmütig um und zündete eine Zigarette an, „alles recht und gut“, aber da müsse man ein Kretin sein, um das nicht zu merken! „Der Kerl ist ein Kretin!“

„Ein Kretin?“ — Aber mit einem Blick besann sich Heinz Heide und hielt ein. Er ließ sein Gesicht nun ganz ruhig werden, höflich geradezu, und zog die Uhr. „Du willst vielleicht schlafen gehen?“

Der Mann gähnte. Es pressiere ihm gar nicht. „Was mich anbelangt —!“ — Aber er sei da vollkommen aus dem Konzepte gekommen, setzte sich daraufhin Heinz Heide nieder, „ich wollte das nur so nebenbei! — Die Sache ist die: es muß meinem Freunde in irgendeiner Weise geholfen werden. Er braucht jetzt vor allem einen Mann —“ — wohin der Verwalter wolle?

Der Verwalter hatte sich aus seinem Eckſitz geschraubt und stand schon ganz bei der Türe. Er wolle, lispelte er, oben die Kerzen anzünden und nach dem Gastzimmer sehen. „Mit Verlaub —“

Schön! wandte sich Heinz Heide wieder dem Manne zu, —: wie wäre das? Er habe, wie gesagt, dabei gleich an den Bruder gedacht. „Ich dachte mir, er ist in der Welt herumgekommen, er hat Energie, um diesen Stall rein zu machen, er hat Kenntnis, er hat — und dann —“

„Hm“, machte der Gast mit der schwarzen Krawatte und blies den Rauch aus der Nase.

„Und dann: du kannst fordern, was du willst, — es ist nämlich der reiche Terroni in Malaripa!“

Rundschau

Allgemeineres

Gleichgiltigsein, Parteinehmen, Sichenthalten und Drüberstehn

Zwei streiten sich, ein dritter hört zu. Wie kann er sich verhalten?

Erstens: gleichgültig. Er läßt sie reden, tut, als hört er nichts, mischt sich nicht drein.

Zweitens: er nimmt des einen oder des andern Partei: „Du hast recht, und weil du es hast, lassen sich nur diese Folgerungen ziehn.“

Drittens: er spricht hin und her mit ja aber, allerdings, indessen — weil er entweder selbst keine der beiden Meinungen teilt, oder weil er's mit keinem verderben will.

Viertens: er erkennt, erkennt auf Grund von Prüfung, so sorgfältig er eben prüfen kann: daß jede der beiden Meinungen als

Digitized by Google

Ausdruck einer der streitenden Persönlichkeiten subjektiv berechtigt ist, weil sich's hier um Dinge handelt, die nicht logisch geschlichtet werden können, sondern Ausdruck von Kräften sind, über welche die Logik keine Macht hat. Von politischen, sozialen, religiösen Überzeugungen. Ist er ehrlich und gescheit, so kann er in diesem Fall nur auf eine Weise versuchen, daß er nütze: er kann prüfen, ob die widerstreitenden Meinungen nicht in einer höheren Ordnung der Dinge sich beide nützlich betätigen können. Beispielsweise: ob sich eine Kirche bilden lasse, in der sowohl ein Pfarrer Jatho wie seine Gegner jeder seine guten Kräfte für seine Anhänger nützlich anwenden kann. Oder: ob sich für eine bestimmte Frage der Kultur Anhänger gegnerischer politischer Parteien vereinigen können, dieweil sonst jene Frage der Kultur überhaupt beiseite geschoben bliebe.

In praktischer Kulturpolitik wird am allermeisten diese Stellung des „Drüberstehens" erstrebt werden müssen, wenn wir vorwärts wollen. Eigentlich sollte ja alle überlegene Politik ein Vereinigen der sich widerstreitenden Kräfte fürs Allgemeinwohl sein. Das kann in ihrer öffentlichen Tätigkeit auch von Menschen erstrebt werden, die für sich privatim bestimmt auf der einen Seite stehn, weil ihre Einsicht zu der Erkenntnis ausreicht: nur so ist überhaupt ein Vorwärtskommen des Ganzen, ein Erfolg nicht der Partei, sondern der Sache möglich. Jeder Politiker weiß das, aber sonst beachten's nicht viele. Denn die Mehrzahl denkt immer noch: man nütze der Welt und sei ein ganzer Kerl, wenn man in seiner Parteiversammlung mit möglichst viel Gefühlsaufwand betone, was zwar hier ohnehin von allen Wänden schallt, aber schon im Nebenzimmer nicht mehr gehört wird. Und wer gegen die Eingeschworenen aller Parteien sagt: es kann in jeder ein Stück Recht stecken, streitet nicht nur, laßt euch auch gelten und vereinigt euch sogar, wo's Not tut, — den nennt man einen Leisetreter, dem's an Courage fehlt.

Sonderbares „Leisetreten", immerhin, das zunächst ein Drauflosshauen von rechts und links in den Kauf nimmt, und sonderbarer „Mangel an Courage", der ohne jedes Parteigeleit seinen Weg sucht. Wir alle, die wir die Ereignisse der Zeit nicht nach dem Fraktionsalmanach, sondern aus sich selbst heraus mit wirklichem Bemühen zu verstehn und die wir aus dem so selbst Gewonnenen auch selber zu folgern suchen, wir alle haben eine Anerkennung unsrer Arbeit erst vom Morgen zu erwarten. Denn heute noch ist alle unsre Arbeit solcher Art erst Aufklärarbeit für die Offiziere im Kulturarbeiterheer, ist alle unsre Arbeit erst Vorarbeit. A

Von der Sprache

Induktive Schreibart

Alle Errungenschaften der menschlichen Erkenntnis allen, die nach ihnen hungern, zugänglich zu machen — welch wahrhaft sozialer Gedanke!

Popularisierende Büchersammlungen suchen ihn auf die umfassendste Weise zu verwirklichen — aber leider auch auf eine sehr bedenkliche.

In einem Büchlein über die Sonne, das in einer sehr bekannten Sammlung dieser Art erschienen ist, steht folgender Satz zu lesen:

„Die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne beträgt 149 500 000 Kilometer. Sie gilt jedoch, wie schon der Name be-

Digitized by Google

sagt, nur im Mittel. Tatsächlich schwankt der Abstand der Erde von der Sonne zwischen 147 000 000 Kilometern (im Januar) und 152 000 000 Kilometern (im Juli)."

In dieser von Grund aus unsachlichen Schreibart ist das ganze Buch verfaßt, sind, wie mich Stichproben überzeugen, fast alle popularisierenden Bücher der Gegenwart, ist wohl überhaupt das meiste für den Tagesbedarf Geschriebene hingeschrieben.

Darum lohnt es sich wohl, jenen Satz einmal genauer zu betrachten.

Warum steht nicht da:

„Der Abstand der Erde von der Sonne steigt und fällt zwischen 147 000 000 Kilometern im Juli und 152 000 000 im Januar, beträgt also im Mittel 149 500 000" —

oder noch besser: „beträgt also im Mittel 150 Millionen (weniger eine halbe)".

Ein äußerster Vorteil der zweiten Fassung springt sofort in die Augen: Verkürzung um die Hälfte. Ein auch noch äußerlich zu nennender ist das Fehlen von Wörterwiederholungen. Er wieder bringt den schon innerlich zu nennenden mit sich, daß nicht noch künstlich Langeweile erzeugt wird. Der wichtigste Vorteil der zweiten Fassung aber ist ganz innerlich; auf ihn kommt es mir ganz besonders an.

Der Urtext beginnt mit der mittleren Entfernung, einem Begriff, der nicht aus irgendwelcher Anschauung gewonnen ist, sondern ein rein konstruierter, wissenschaftlicher Hilfsbegriff ist. Dann erst kommen zwei aus der Wirklichkeit abgeleitete Begriffe, die kürzeste und die weiteste Entfernung, und zwar die beiden, aus denen der erste durch Zusammenzählung und Halbierung gefunden ist.

Dieser Grundriß des Gedankengangs ist durchaus scholastisch, deduktiv. Folgerichtig durchgeführt hätte die mittlere Entfernung als der merkmalärmste, allgemeinste Begriff an die Spitze gestellt, hätten die beiden merkmalreicheren, besonderen Begriffe als Ausnahmen von ihm nachgestellt werden müssen — überhaupt machen ja in jedem deduktiven System den obersten Begriff erst seine Ausnahmen lebendig.

Für das hier zu Sagende aber eignet sich diese Darstellungsform nicht, wie überhaupt nicht für das meiste heut zu Erwachsenen zu Sagende. Das hat auch der Verfasser des Urtextes dunkel empfunden. Aber warum sollte er, ein offenbarer Durchschnittsmensch, in seiner Schreibart anders verfahren, als wie er wahrscheinlich in allen seinen Lebensäußerungen verfährt, als wie alle Durchschnittsmenschen von heute verfahren, ja selbst soundso viel als vorbildlich geltende Menschen? Man meint und will und handelt (so leidlich) modern — als Ausdrucksmittel aber verwendet man überkommene Formen des Mittelalters, des Altertums oder sonst der Fremde, unbekümmert darum, wie läppisch man mit ihnen wirkt, wenn man sie für die Gegenwart zurechtstutzt.

So verkündet unser Urtext zunächst den allgemeinen Begriff der mittleren Entfernung. Aber der gründet sich ja auf gar keine Wirklichkeit?! Also flugs seine Gültigkeit widerrufen! Statt dessen alsbald zwei neue Begriffe. (Stimmt's denn nun mit denen?)

Hat man sich diese Formverkorxung in ihrem eigentlichen Wesen einmal klar gemacht, so erkennt man sofort das Zeichen der Zeit wieder: Inhaltswidrigkeit der Ausdrucksmittel. Wer Sätze

Digitized by Google

schreibt wie den hier besprochenen, tut dasselbe wie der Tischler, der in Renaissance macht, der Kirchenbauer, der gotisch baut, und so weiter.

Wie leicht es demgegenüber ist, dem zu Sagenden die richtige Form zu geben, zeigt die zweite Fassung; es kommt mir geradezu wie ein Kunststück vor, diese Sache so ganz anders auszudrücken. Wesentlich aber ist ihr das Induktive. Sie geht von der Fülle des Einzelgeschehens aus, davon, daß alle Abstände von 147 bis zu 152 Millionen vorkommen, und konstruiert dann im vereinfachenden Erinnerungsinteresse den mittleren Begriff, auf dessen Konstruiertheit nun nicht mehr hingewiesen zu werden braucht. —

Wichtigkeit? Jawohl, es ist wichtig. Mir erscheint bei der ganzen popularisierenden Schriftstellerei nichts wichtiger als diese Frage der sozialen Ausdruckskultur. Denn es kommt ja für die ganze Höherhebung der Menschheit gar nicht so sehr auf den Stoff und nicht einmal auf seine Richtigkeit an, als auf das richtige Denken über das, was sich unsern Sinnen darbietet. Als ein solches kann aber nicht mehr ein abgeschlossenes Intushaben von Gedachtem gelten, sondern nur ein immerfort nach Ergänzung und Vertiefung drängendes Nach-, Mit- und Selberdenken.

Und das muß gelernt und wieder gelernt und immer wieder gelernt werden. Wie soll das aber jemand, der keine theoretische und persönliche Belehrung über diese Dinge mehr erhält, wie dies bei unsern erwachsenen Massen der Fall ist, wenn seine ganze Lektüre immer wieder in der hier gebrandmarkten, mißverstandenen, verwässerten deduktiven Art dargestellt ist? Die wirksamste Lehrerin ist die Gewohnheit. Wer nichts als Wischiwaschi liest, denkt auch schließlich nichts als Wischiwaschi.

Das nächste praktische Gebot aus diesen Erwägungen scheint mir nun dies zu sein, daß alle popularisierenden Darstellungen genau auf folgendes hin kritisiert werden:

Ist eine rein induktiv, so ist sie lobenswert.

Ist sie rein deduktiv (z. B. Rechtsdarstellungen), so macht das nichts, es sei denn, der Stoff ließe sich auch induktiv darstellen.

Ist sie aber in der verhunzt deduktiven Art geschrieben, so gehört das Scheusal in die Wolfsschlucht; sollte jedoch der Eremit kommen und entschuldigen: Sie ist doch aber sachlich richtig — so sind wir im Recht, wenn wir nicht auf ihn hören, den alten Scholastiker.

Karl Polenske

Literatur

Bücher vom Großstadtvolk

Die erfolg- und segensreiche Arbeit Walter Classens für die Großstadtjugend ist längst weit über Hamburg und das Volksheim, auch über die Kreise der Volkserzieher und Volksbildner hinaus bekannt. Zu wenig bekannt aber sind ohne Zweifel im weiteren Publikum seine Bücher. Vor allem die beiden im Gutenbergverlag erschienenen „Vom Lehrjungen zum Staatsbürger“ und „Großstadtheimat“. Sie sind beide unmittelbar aus der Praxis des Volkserziehers und -freundes heraus geschrieben und bieten jedem, der ähnlichen Aufgaben sich zuwendet, überaus wertvolle Ratschläge und Kenntnisse. Ebenso wie in seinen praktischen Leistungen sucht Classen in diesen Büchern das Großstadtleben da zu fassen, wo es am grausamsten ist; wo es unsre beste Volkskraft verzehrt und Gewalt gewinnt selbst über

Digitized by Google

die Tüchtigkeit alten niederdeutschen Bauernblutes. Aber was Classens Schriften einen ganz besonderen Wert gibt: neben dem unermüdlichen Helfer und Jugendvereinsleiter kommt ein so feiner und liebevoller Kenner des Großstadtvolkes zu Wort, wie er in unserm Schrifttum durchaus nicht häufig zu finden ist. „Zur Naturgeschichte des Großstadtlebens" lautet der Untertitel der „Großstadtheimat". Wie ein Stück Natur in der Tat, mit starker Freude an dem tausendfältigen Werden und Wachsen organischen Lebens, mit tapferer Trauer um alles vergebliche Ringen und Sterben: so sind hier die Menschen und Schicksale gesehn und hingezeichnet, oft mit einer Hast freilich, die sich vom Darstellen hinweg zum Helfen sehnt. So ersteht vor uns ein Bild des „Volkes", das wesentlich anders aussieht als das herkömmliche, auch in soziologischen (oder gar politischen) Erörterungen vielfach beliebte: nicht einförmig und seelisch arm, auch nicht einmal „einfach" und „schlicht", wie wir in dem Bedürfnis, einen Gegensatz zu uns zu konstruieren, oft jene Schichten sehen, sondern seelisch vielfältig und gestaltenreich, wie es von jeher der deutschen Volksart entsprach. Unser herkömmlicher Begriff vom „Volk" wird uns gesprengt von diesem Reichtum wechselnder, durchaus nicht immer dem Typus unterworfener, überraschend unabhängiger Schicksale, die aus den Tiefen stumpfer Willenlosigkeit oder verbrecherischer Willensverderbtheit aufreichen bis in die Höhen aufrechter und klarer Lebensgestaltung. Deutlich wird uns sichtbar, wie diese gewaltige Masse nicht nur als Ganzes nach aufwärts ringt; wie vielmehr in ihr selbst sich ein Steigen und Sinken vollzieht, ein Kampf der Kräfte, der Anlagen, der Familien, auch der Rassen vielleicht, von dem wir noch keine oder doch nur eine recht geringe Kenntnis haben. Aus einem Chaos, in dem Zerfall und neues Leben einander vernichten und neu schaffen, drängt immer wieder die Tüchtigkeit alter Art, wie sie in jahrhundertelanger deutscher Erziehung, besonders durch die Familie gezüchtet oder erhalten worden ist, oder die Zähigkeit bewußten Kämpfertums, vor allem die Kraft gesunder, frischer Jugend empor.

Wie kann dieser Stoff, die Masse und ihr Leben, dichterisch angeschaut und dargestellt werden? Der Naturalismus sah ihn anders, er erfaßte vor allem Massenzustände, die über allen lasten und den einzelnen unterdrücken. Hauptmanns Naturalismus in den „Webern" oder in „Fuhrmann Henschel" gibt weniger das Leben und Handeln der Masse als vielmehr Empfindungen, die durch sie erregt werden. Empfindungen, die ein dichterisches „Temperament" leidend aus dem Leben gewisser breiter und tiefer Volksschichten empfängt und in dieses Leben zurückversetzt. Hier ist „ein Stück Natur", das verschwiegene und dunkle Wesen von Menschen, die scheinbar nur im Gleichmaß mit Hunderttausenden leben, im Grunde „sentimentalisch" gesehen. Fast peinlich ist der Eindruck vermieden, daß der einzelne mehr sei als ein von Massenempfindungen Bewegter, mehr gebe als einen — allerdings in den Zuständen sehr fein gestalteten — Durchschnitt. Streng verbannt aus dem Leben und Denken der Massenmenschen, wie sie in diesen Dichtungen dargestellt sind, ist der „Held", der Besondre und Eigne. Alles Handeln ist Leiden und Re-

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

aktion. Wieviel seelisch zarteste Romantik in diesem „naturalistischen“ Bild vom Volk sich ausspricht, das konnte nur deshalb längere Zeit unerkannt bleiben, weil der Stoff neu war.

Ein unmittelbar angeschautes Bild vom Leben des Volkes, wie es im Umgang mit dem einzelnen lebendigen Menschen gewonnen wird, haben wir in Classens Büchern gefunden. Dieselbe Masse, die, aus unserm Abstand gesehen, fast wie ein Wogen von unpersönlichen Zuständen und naturhaften Trieben erschien, löst sich auf in ein lebendiges Gewimmel scharf geprägter einzelner, die ihre besonderen Schicksale durchkämpfen und jeder ihr eignes, nur sich selbst vergleichbares Antlitz tragen. So ist also nichts hier als der alte, ewige, bunte Reichtum der Menschen und Schicksale, wie er in unsrer Zeit am vollständigsten vielleicht im Roman mit seiner Fülle äußern Lebens festgehalten wird? Vielleicht könnte es doch sein, daß unsre Dichtung hier noch einen Mangel empfinden läßt. Heute, da selten im Auf und Ab der großstädtischen Straßen der Blick lange auf einem Antlitz ruhen kann, da viele Tausende jedes Jahr einen neuen Nachbarn haben und ihr Vaterhaus nicht kennen, da ein unaufhörlicher Wechsel die Lebensgemeinschaften, die Stände, die Berufe ineinander fluten läßt und neben dem persönlichen Verkehr ein oft unübersehbarer unpersönlicher jeden beschäftigt, heute ist doch wohl nicht der ganze Gehalt des Lebens erschöpft mit Dichtungen, die den einzelnen und seine Entwicklung erfassen. Neben dem Menschen und seinem Schicksal, so will mir scheinen, bleibt noch ein andres darzustellen: der Strom des äußeren Weltgeschehens, der beide trägt. In wenigen Dichtungen von heute vernimmt ein aufhorchendes Ohr sein Rauschen. Wir haben „soziale“ Dichtungen, soziologische Romane; aber sie geben selten mehr als die herkömmliche Entwicklungsgeschichte, ins äußere Leben verbreitert, oder die ganz äußerlich gesehene Soziologie eines eng umgrenzten Standes. (Am meisten vielleicht davon, wenn auch einseitig, bieten die „Buddenbrooks“ in ihrer „Geschichte einer Familie“.) Ganz selten klingen Takte des alten „völkertreibenden“ Epos auf: und doch dröhnen epische Rhythmen in unsren Maschinenhallen und Bahnhöfen, strömen sie in unserm großstädtischen Verkehr, der alle Morgen wie ein neuer Kampf oder Wanderzug anhebt. Wie unsre Städte erwachen, mittäglich branden, abendlich verebben und unruhig schlummern; wie ein unaufhörliches Wandern die Menschen und Schicksale vom heimatlichen Boden löst und in die Rastlosigkeit der Industrie oder des Handels wirft; wie unabsehbare Scharen darben und Helden im verborgenen kämpfen: davon müßten solche neuzeitliche Epen etwas erleben lassen. Sie müßten, trotzdem sie sich nicht befreien könnten von unsrer heutigen Forderung nach psychologischer Vertiefung, doch voll von Aktion und Aktivität sein, müßten die Masse und den einzelnen in wohlabgewogener beziehungsreicher Gerechtigkeit geben können. Sie müßten mitten im Leben beginnen, und wo sie aufhörten, dürfte kein Ende sein, müßte sich das Leben fortsetzen.

Das wären Möglichkeiten des Epischen in unsrer Zeit. In vielem, was Classen geschrieben hat, ist ein Gefühl davon. Aber ihm fehlen die großen dichterischen Mittel, die nötig wären, um es lebendig auszudrücken. Sein Roman Frithjof Reimarus (bei Boysen, Hamburg, erschienen) nennt sich „Fünf Tage

Digitized by Google

im Leben der Großstadtleute". Neben zwei tapfere Volksfreunde stellt er als dritten Helden das Volk. Um es zu schildern, reiht er Einzelschicksale und -bilder aneinander; und in der Tat fließen uns aus ihnen große Züge zu einem Antlitz des „dritten Helden" zusammen. Aber daneben geht doch wieder so etwas wie eine Entwicklungsgeschichte des Reimarus einher, der sich zum Volkserzieher hindurchringt und bald zu intim, bald zu äußerlich gezeichnet ist. Wie denn überhaupt im ganzen das künstlerische Augenmaß fehlt: gänzlich Unerlebtes steht neben sehr stark Gefühltem, und das durchaus echte sittliche Pathos des Bekenners und Werbers findet nicht immer den Ausdruck, dessen es würdig wäre. Doch über alle Mängel der Form hinweg spricht doch ein so unmittelbares, so persönlich liebevolles Verständnis für die kostbarsten Werte unsres Volkstums und unsrer Zeit, und eine solche Fülle heutigen (und so wenig gekannten) Lebens breitet sich vor uns aus, von jenem starken Gefühle für die Gegenwart und ihren Rhythmus durchdrungen: daß wir nicht um Kenntnisse allein, auch um Erlebnisse bereichert das Buch aus der Hand legen.

Hermann Ullmann

Er wird ihn nicht bekommen

Es ist immer hübsch, wenn man Beweise hat. Zum Beispiel, man sagt: Sie sind ein Esel. Aber nach dem Gutachten einseitig naturwissenschaftlicher Sachverständiger ist der so angeredete Herr ein Mensch. Das ist unangenehm für mich. Es mangelt mir an Beweisen, darum werde ich im Beleidigungprozeß verurteilt. Heute aber habe ich Beweise, und obwohl mein Gegner auch Beweise hat, hoffe ich nicht verurteilt zu werden. Ich sage also: die heutige Philologie, ihr Betrieb auf den Universitäten und ihre Auswirkung durch Bücher erfüllt nicht einen lebendigen Zweck, sondern verliert sich zumeist in überflüssiges Reden und Papierbeschreiben, weswegen wir ihr unsre Jugend nicht so rückhaltlos anvertrauen sollten, wie wir es tun, und ihre Weisheit nicht mit der üblichen Ergebung hinnehmen sollten. Die Schlußfolgerung steht natürlich außerhalb des Beweises. Aber die Behauptung. Die ganze Philologie zwar kann man nicht unter Beweis stellen, denn die Akten dieses Prozesses würde keine Weltgeschichte fassen. Aber wenn ein Apfelbaum durchaus oder zu neunzig v. H. faule Früchte trägt, so dient er keinem lebendigen Zweck. Die Kinder würden sich an seinen Früchten den Magen verderben. Ein paar faule Früchte vom Baum unsrer glorreichen philologischen Wissenschaft seien im folgenden dargeboten. Dazu hat nun Dr. A. M. Wagner das Wort. Sein Buch „Das Drama Friedrich Hebbels, Eine Stilbetrachtung zur Kenntnis des Dichters und seiner Kunst" haben die Professoren Lipps und Werner herausgegeben in den angesehenen „Beiträgen"; man darf annehmen, daß es in philologischen Kreisen etwas gilt. Es handelt sich um den Stil, — also um den Menschen? Irrtum, o Freund! Kapitel 1: Literarische Einflüsse und Verwandtschaft.

1. Einleitung (2 S.).
2. Die Bibel.
3. Zschokke.
4. Schiller (76 S.)
   a) der direkte Einfluß (Mirandola und Vatermord);
   b) die innere Verwandtschaft (Beredsamkeit);
   c) Exkurs: die innere und äußere Form;

Digitized by Google

d) Anwendung auf Hebbels Dramen;
e) die innere rednerische Form im Hebbelschen Drama;
f) die äußere rednerische Form: das Pathos des Ausdrucks;
g) die Einführung von Personen zum rednerischen Zweck;
h) die Überredungskunst der dramatischen Personen;
i) die rednerische Einführung von Personen zum Zweck der Erläuterung der Idee bei Dichtern des 19. Jahrhunderts;
k) die Quellen der Hebbelschen Beredsamkeit;
l) Schluß (2 S.).

So zieht er aus mit Spießen und mit Stangen, um Hebbels Stil zu fangen. Über Lessing, Shakespere, Kleist, Goethe usw. schweift sein Blick. Den Quell selbst meidet er, der Hebbel heißt. Kapitel 2 und 3 behandeln dann den Monolog und den Dialog. Bleiben wir aber beim ersten. Unter 4k findet man die Quellen: Wagner findet, Verwandte seien diese Quellen nicht gewesen. Weder von seinem Großonkel noch von seiner Stieftante hatte Hebbel die Rhetorik abgesehen, darin soll Herr Wagner recht haben. Aber, meint er weiter, es erging Hebbel so lange schlecht, und da durfte er nicht reden; als er später seine Judith schrieb, da durfte er, und da redete er denn, redete: „auf den Druck der Jugendzeit können wir Hebbels Beredsamkeit zum größten Teil zurückführen". Ferner waren es seine pädagogischen Triebe, die ihn zum Redner machten, endlich die verschiednen Vorbilder. Begabt war Hebbel gewiß nicht zur Rhetorik, wie? Warum ist aber Herr Wagner nicht ein großer Redner geworden, da er den pädagogischen Trieb doch auch hat und noch viel mehr Vorbilder als Hebbel? Es fehlt allerdings wohl das Leiden der Jugend. Jedoch, das ließe sich schließlich ersetzen. Ich ziehe nun die Auffassung vor, daß er nicht Begabung hat dazu, im Gegensatz zu Hebbel. Die Wagner, seien sie gewachsen wo immer, sitzen und leimen aus Vorbildern, Jugendeindrücken usw. etwas zusammen, die Hebbel schaffen allenfalls Herz zu Herzen, weil sie etwas sind. Zum Beispiel hat Hebbel Szenen der Überredung (4 h) manchmal mehr, manchmal weniger. Manchmal gelingt die Überredung, manchmal nicht, wie es je und je der Sinn des Dramas verlangt. „Was die gelungene Überredung betrifft", meint Wagner, „so läßt sich die interessante Tatsache feststellen, daß sich ihre Entwicklung, was dramatische Eindruckfähigkeit anbelangt, von der »Genoveva«, über »Herodes und Mariamne« zum »Gyges« und zu den »Nibelungen« in absteigender Linie bewegt". Die „interessante Tatsache" wird dann in bezug auf die erfolglosen Überredungsszenen noch einer weiteren Feststellungprozedur unterworfen. Das Resultat der vierzehnseitigen Parodie auf die gesunde Vernunft steht übrigens voran: In der Überredungkunst „hat Schiller Hebbel weitaus den Vorrang abgelaufen (den Rang abgelaufen?), sowohl was dramatische Wirkung innerhalb des ganzen Werkes, als auch (was) die Vielförmigkeit der Verwendung anbelangt. Nur darin (man höre und staune:) stimmen beide Dichter überein, daß bei beiden die Überredungversuche ihrer dramatischen Personen bald von Erfolg gekrönt sind, bald nicht. Bei beiden wiegt jenes vor und bei Hebbel kommt noch hinzu, daß einmal überhaupt keine Entscheidung fällt." Findet man nicht, daß dies Ragout aus andrer Schmaus reichlich karg ist? Gut,

Digitized by Google

wer nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun weiß in diesem Jammertal, der zähle die Schnupftücher, welche seine Familie verbraucht, oder addiere die Trambahnzahlen, die ihm begegnen. Aber Hebbel und Schiller sollten davon unberührt bleiben. Mit Schmunzeln zitiert Wagner am Eingang seines Buches das Wort von der „Stildarstellung", daß sie „unmittelbar im Dienste der Kunst und des künstlerischen Verständnisses stehe", daß sie „mit Recht den Anspruch erhebe, Führerin und Lehrerin der Nation zum Verständnis und zur Würdigung ihrer großen Dichter zu sein". Ist es da nicht verdrießlich, nur bis zu Papier und Druckerschwärze geführt zu werden? Zu Trambahnzahlen und Schnupftüchern?

Meines Beweises glaube ich mich nun in Ehren entledigt zu haben. Dr. A. M. Wagner hat aber die Freundlichkeit gehabt, Gelegenheit zu einem besondern Scherz zu geben. Er sagt, die rhetorische Ausdrucksweise entspreche in Hebbels Werken nicht immer dem innern Zustand der Redenden (den er natürlich richtiger beurteilt als der Dichter). Zum Beispiel spricht Herodes nach Mariamnens Tod die Worte:

„Wäre meine Krone
Mit allen Sternen, die am Himmel flammen,
Besetzt: für Mariamne gäbe ich
Sie hin und, hätt' ich ihn, den Erdball mit."

Man fühlt, wie der Dichter, um das Ungeheuerste des Schmerzes zu zeichnen, den ungeheuersten Wertmesser für das Verlorene sucht, mit einer Phantasie, der kein kleinliches Hemmnis sich entgegenstellt. Nein, solchen Trieb hab ich noch nie empfunden, denkt Wagner im allgemeinen. „Das ist alles andere als ein erschöpfender Maßstab für Herodis Leid", sagt er hierzu im speziellen. „Denn da er weder den Erdball noch eine mit allen Sternen besetzte Krone jemals sein Eigentum nennen wird, so kann er sie ja auch für Mariamne nie hingeben, und so ist dieser Ausdruck nur eine rhetorische Phrase, die der Bedeutung des Augenblicks keineswegs gerecht wird." *

Seit Menschengedenken hat niemand so recht gehabt wie Herr Dr. Wagner. Er wird sie nicht bekommen! weder die Krone noch den Erdball. Nicht einmal das römische Reich, womit er sich doch wenigstens hätte begnügen sollen. Wagner aber weiß, womit man sich überhaupt begnügt. In Schillers „Carlos", so belehrt Wagner uns Aufhorchende, beschäftigt sich der trauernde Philipp nach Posas Tod mit eben dessen Wesen und Wollen. „Wenn uns ein geliebter Mensch stirbt, werden wir nicht anders handeln." Ich wünsche Ihnen nichts Böses, Herr Wagner, aber Sie sollten Phonographen und Stenographen um sich herum haben, ungezählt, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, damit wir für alle denkbaren Situationen erführen, wie wir handeln. Welche Ausblicke! Endlich, endlich wird die Wissenschaft nicht mehr nur hinleiten sondern gleich anleiten: durch genaue Prüfung der einwandfreiesten lebenden Vorbilder, für die Wagner hoffentlich eine Zuchtschule anzulegen nicht verschmähen wird, werden sie es vermeiden lernen, von all diesen exotischen Sachen zu perorieren, die sie doch schließlich nicht bekommen. Und alle die Tränen,

* Ausdrücklich sei für Zweifler bemerkt, daß dies wörtliches Zitat von S. 44 des Wagnerschen Buches ist.

Digitized by Google

des Leides und der Wonne, die Antriebe zum Tun und Lassen, welche dem Unvernünftigen heute noch aus der Poesie erwachsen, vermieden werden sie dann: er wird sie nicht bekommen.

Ezard Nidden

Scholzens „Vertauschte Seelen", Dauthendeys „Spielereien einer Kaiserin" und Holzens „Büxl"

Berliner Theater

Man wüßte über die „Vertauschten Seelen" von Wilhelm von Scholz aller Wahrscheinlichkeit nach besser Bescheid, wenn man nur recht wüßte, was denn eigentlich eine „Groteske" ist. Auch wenn man sich dem Begriff so weitherzig wie möglich nähert, um die Voraussetzung eines Kontrastes kommt man doch nicht gut herum... Ich sehe zwei riesenhafte Kerle mit gefällter Lanze aufeinander losreiten: hie Anspruch — hie Berechtigung, hie Vernunft — hie Widersinn, und ins Ungeheuerliche verzerrt malt der Mondschein des Humors ihre lächerlichen Umrisse auf den platten Erdboden. Doch kann man sich's auch gesitteter deuten. Das Cinquecento hat den Begriff in der bildenden Kunst zu einer Spezialität ausgebildet, die ihre Weihe von keinem Geringeren als Raffael empfangen hat. Da bedeutet Groteske eine Ornamentik, die ihre Vorbilder in den unterirdischen Gewölben der Titusthermen fand und stilisiertes Pflanzenwerk mit phantastischen Fabelgestalten und bunt zusammengelesenen Figuren zu systematischen Verschlingungen komponierte. Doch so oder so — eine Art Grimasse bleibt immer bestehen, eine Karikatur, die einer Idee Fratzen schneidet. Wo ist nun aber in der Scholzischen Groteske das sittliche oder intellektuelle Etwas, dem die Schellen angehängt werden? Ach, dieser Kern ist schwer zu entschälen, und jeder, der sich daran macht, muß drauf gefaßt sein, als ein Tropf von dem besser unterrichteten Dichter ausgelacht zu werden.

Theater

Vertauschte Seelen, nicht vertauschte Körper oder gar nur vertauschte Kleider, wie es sonst in Maskenspielen üblich. Dadurch unterscheidet sich Scholz von Fulda — ich sehe, er lacht schon! — und auch noch von seinem geliebten Tirso de Molina, dem Zeitgenossen der Calderon und Lope. Dieser Unterschied soll seine Groteske über den Spaß der Kostüme hinausheben, soll das Mantel- und Degenstück zu einer Angelegenheit des sittlichen Humors hinauftragen. Aber es hebt nicht; es dauert unglaublich lange, ehe die rohe Masse einer chaotischen Phantasie in Feuer und Fluß kommt. Anderthalb Stunden sitzen wir schon in den Kammerspielen des Deutschen Theaters, und noch immer glauben wir bei Freund Harlekin, Jean Potage, Thaddädl und Genossen zu Gast zu sein, wenn da oben auf der Bühne einer zum siebzehnten Male Pst! macht, um perlicke, perlacke tot umzufallen, weil er mit diesem Pst! seine Seele in den eben noch starren Leichnam eines andern geschickt hat und dieser nun seinerseits anfängt zu wandeln — und vice versa ad infinitum! Ist der Poet so verliebt in seine Possensprünge oder umstricken sie ihm wider Willen so die Füße, daß er nicht davon loskommen kann?

Endlich spüren wir, an wen wir uns zu halten haben, um zu dem tieferen Sinn zu gelangen, um den es sich lohnt, daß Wil-

Digitized by Google

helm von Scholz, der Dichter der „Meroë“, dieses Stück geschrieben hat. Da ist ein König, der im Kleide, nein mit der Seele des Bettlers im Leibe wissend, sehend, geläutert und gebessert wird, um fortan — hoffen wir's, denn gezeigt wird es uns nicht — seiner vernachlässigten Gemahlin ein besserer Gatte, seinem Reiche ein besserer Herrscher, seinen Nächsten ein besserer Mensch zu sein; und da ist ein Bettler, der mit der Seele des Königs im Leibe, des früheren, dumpfen und eitlen Königs, zum übermütigen Tölpel und begehrlichen Taugenichts wird, was ihn in seiner Entwicklung, als er endlich nach mancherlei andern Irrfahrten und Verwandlungen zu seinem ursprünglichen Selbst zurückkehrt, nicht viel weiter bringt. Dazwischen wird allerlei höherer und niederer Ulk getrieben, in einer Breite, Umständlichkeit und Behaglichkeit, daß es einigermaßen naiv oder anspruchsvoll erscheint, wenn der Dichter im Nachspiel murrt, er müßte sich enttäuscht fühlen, daß mehr gelacht als geweint worden. Ja, weine einer nur oder bleibe er nur ernst, wenn in einer „Komödie der Auferstehungen“ soviel mit Zaubersprüchen, Gespensterlaken und Mumienbinden operiert wird! Man ahnt ja wohl, was Scholz hat sagen wollen: unser Ich muß erst durch mancherlei fremde Ichs hindurch, ehe es erlöst und gereinigt, bewußt und gefestigt schlackenlos zu sich selber kommt — aber allzu tief hat sich diese feine, humoristisch heilsame Weisheit hier in Formeln, Ziffern, Arabesken und Ornamenten versteckt, als daß sich aus der Puppe der Abstraktionen der Schmetterling der Poesie zu lösen vermöchte. Mir scheint das Stück mehr subjektiven Entwicklungswert für den Dichter als objektiven Gestaltungswert für den Zuschauer zu haben. Und auch dann will es mich noch bedünken, als sei der Poet zu dem Gewinn für sich selber erst in dem gereimten Nachspiel gelangt, in dem er aus dem Munde seines Eunuchen Babelbeck einen versöhnlichen Gerichtsspruch erfrischender Selbstironie über sich selbst und seine symbolistisch-mystischen Schnörkeleien ergehen läßt.

Max Dauthendeys „Spielereien einer Kaiserin“ (Buchausgabe bei Langen, München), diese mehr balladesk gestelzt als entwicklungsdramatisch über die Gipfelpunkte im Liebesleben Katharinas der Ersten dahinschreitende Bilderreihe, ist nun auf den Schwingen der Frau Tilla Durieux glücklich auch zu uns getragen worden. Nach Gumppenbergs Besprechung der Münchner Aufführung (im zweiten Juniheft) muß ich annehmen, daß die Aufnahme in Berlin um ein paar Grad kühler war als im „Neuen Verein“ zu München. Es geht das ja meistens so mit Stücken, deren Interesse und Wert sich auf eine Rolle so zuspitzt wie hier. Weiß man ein paar Monate vorher schon: Ah, das ist das Stück mit der Bombenrolle für die Durieux, so ist die Blume schon halb hinweg. Auch scheint bei uns der innere Widerstand gegen eine drohende Erneuerung der Virtuosenherrschaft noch fester zu wurzeln, als in der süddeutschen Kunststadt, wo Tradition und Geschmack allzeit mehr für Ausgleiche und Übergänge zwischen den Schauspielmoden gesorgt haben, wo man nicht zu fürchten braucht, daß die Schauspielkunst aus dem Extrem dienender Bescheidenheit jählings in das Extrem anmaßender Selbstherrlichkeit fallen werde. Aber

Digitized by Google

noch etwas andres will ich verraten: Berlin kann es nun mal nicht leiden, wenn andre ihm die Speise schon vorgekostet haben. „In München ein Erfolg oder auch nur ein halber?“ — man schnallt sich den Leibriemen fester und ist entschlossen, lieber zu hungern als schmackhaft zu finden, was schon andern mundete. Und endlich noch: Wie kann ein Lyriker, noch dazu ein so esoterischer wie dieser, der aus dem Gralskreise Stefan Georges kommt, plötzlich zu einem Dramatiker werden wollen? Es ist merkwürdig, welcher Dégout in dieser „Theaterhauptstadt der Welt“ noch immer gegen das Theater herrscht. Nun ist freilich Dauthendey in diesem seinen ersten richtigen Theaterstück ganz überraschend robust ins Zeug gegangen. Namentlich die Epilogszene: Katharina und Menschikoff wutkisaufend beim Gelage, und der weiße Pierrot als Spukgestalt des Todes, sie läßt an Handfestigkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Aber zur Rundung des Lebenslaufes dieses Elementarweibes gehört das nun mal, und es bedeutet eine Halbheit, eine Verfälschung für den dramatischen und ethischen Sinn der Bilder, wenn, wie es bei den Berliner Wiederholungen im Theater an der Königgrätzer Straße (dem früheren Hebbeltheater) geschah, dieses Schlußbild seine Funktion an das vorletzte abtreten muß, wo nun Kaiserin und Fürst sich mit dem jauchzenden Liebesruf: „Heut wie immer!“ in die Arme stürzen.

Auch seinem Arno Holz kann es Berlin immer noch nicht verzeihen, daß er sich mit Oskar Jerschke Arm in Arm aus dem Propheten des konsequenten Naturalismus und dem lyrischen Neutöner längst in einen Theatermann gewandelt hat. Schon nach dem zweiten Akt der Komödie „Büxl“ konnte man im Neuen Schauspielhause manchen finden, der verächtlich die Nase rümpfte, während doch der Kraftmesser der Theaterwirksamkeit hier auf der Höhe stand, die ein deutsches Scherzstück lange nicht erreicht hat. Ein verteufelter Kerl, der, halb schon gehenkt, Polizei, Staatsanwaltschaft, Verteidigung, Militär und hohe Aristokratie ins Bockshorn jagt — Ähnliches ist ja wohl schon öfter dagewesen. Aber kaum je ist es so reich mit immer neuen Wendungen, Überraschungen und Steigerungen gespickt worden, wie das diese beiden ersten Akte fertigbringen. Das Temperament, das sich da in die Riemen legt, reißt einen mit, man mag wollen oder nicht. Dann freilich kommt der dritte Akt und präsentiert dem Schwank die Komödienrechnung. Der arme Schelm kann nicht zahlen. Büxl, der Ausreißer, der auf französischem Boden Glorifizierte, pumpt nichts andres aus sich heraus, als den elsässischen Fanfaron, den er im ersten Akt schon abgespielt hat, und auch das bißchen französische Staatssatire, das in zwölfter Stunde heranmuß, ist nicht imstande, die Wechsel der „Komödie“ einzulösen. Immerhin — auch mit diesem insolventen Schlußakte bleibt „Büxl“ noch ein Theaterstück, das seinen Mann, sogar seine zwei Männer steht und von seinem Überfluß an Bühnenkraft noch manchem zagen Bläßling abgeben könnte.

Friedrich Düsel

Schnitzlers neuestes Stück „Das weite Land“, hat zwar an dreizehn Bühnen zugleich seine Erstaufführung, aber leider für unsern Bericht so ungünstig, daß sich die Besprechung in diesem

Digitized by Google

Kunstwartheft bei der langen Zeit, die wir zum Drucken, Buchbindern und Versenden brauchen, nur durch eine „Nachtkritik“ ermöglichen ließe. Wir meinen: diesen Brauch darf zum mindesten eine Zeitschrift nicht pflegen und vertagen die Besprechung deshalb. K.-L.

Musik

Musikfeste und Freiplätze

Musikfeste ringsum. Zumal in den Sommerferien. Die große Pause während der grünen Jahreszeit kommt allgemach in Wegfall. Man kann nicht sagen: um einem wirklichen Bedürfnis abzuhelfen. Richtiger wäre es zu sagen, daß die Nachfrage durch den lockenden Reiz des Angebots erst künstlich hervorgerufen wird. Der Impuls geht letzten Endes zweifellos von wirtschaftlichen Interessen aus, die Musik wird ein Werbemittel in der Hand des Fremdenverkehrsausschusses und hilft den Hoteliers und Lohnfuhrwerkern. Damit soll nicht gesagt sein, daß man sich dieses Endziels überall deutlich bewußt sei, in den meisten Fällen sind die Verwirklicher des Festes von der „Idee“ selbst begeistert und ehrlich überzeugt. Aber eines ist sicher, daß die Geschäftsleute, wenn sie nicht hinter diesen idealen Unternehmungen stehen, mit dem Abfluß der damit erweckten Begeisterung ihre eigenen Mühlen treiben lassen. Sei's drum. Aber wenn die Musik materiellen Absichten dienen muß, dann ziemte sich für solch profanes Werk eine — wie soll man's nennen? — sagen wir: eine ideale Sühne. Ich würde sie zum Beispiel darin erblicken, daß diese großen sommerlichen Musikveranstaltungen grundsätzlich eine Anzahl Freiplätze für Studenten, Musikschüler und andre Rücksichtswürdige bereit hielten, einen bestimmten Teil für Einheimische, den Rest für Fremde. Aber die Ziffern wäre eine Verständigung leicht, wenn man sich über das Prinzip geeinigt hätte. Bei diesen Aufführungen, die mit Tausenden von Besuchern rechnen, kommt es auf ein paar billigere Plätze ohnehin gar nicht viel an.

Und was wäre der Nutzen dieses bescheidenen Opfers? Daß jährlich eine Menge von Menschen im eindrucksfähigsten Alter Ohrenzeugen von Kunstdarbietungen wären, an deren Nachwirkung sie vielleicht bis ans Lebensende zehrten, die für ihr Leben vielleicht von unabsehbarer Bedeutung würden. Wie wahre Liberalität sich immer „auszahlt“, so wäre die Vergebung solcher Freiplätze und ihre Verlautbarung in den Schulen des In- und Auslandes schließlich eine vortreffliche und ehrenwerte Reklame für die ganze Veranstaltung. Und bei dem Besuch allein bleibt es ja nicht. Aus den Studentlein mit dem schmalen Beutel werden einmal erwachsene Leute mit schwereren Brieftaschen, die es gerne wieder an die Stätten beglückender Jugenderinnerungen zurückzieht. Die Erfahrungen, die man in Bayreuth mit dem Stipendienfonds gemacht hat, sollten allgemach auch anderwärts beherzigt werden. Es würde sich in jeder Hinsicht lohnen. Richard Batka

Ramsch-Musik

Es ist im Kunstwart oft gesagt worden: Aufgabe einer gesunden Kunstpolitik sei es, nicht Werte auf Werte ins Unendliche aufzustapeln, sondern durch eine Auslese des Besten die Menschheit von der erstickenden Last des Stoffes zu befreien. „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last.“ Alle diese vollständigen, vollständigeren, allervollständigsten Ausgaben der gesammelten sämtlichen Werke, Briefe, Entwürfe unsrer Künstler haben

Digitized by Google

ihren Wert nur für die Wissenschaft, kaum für die künstlerische Kultur, weil sie kein Mensch mehr zu bewältigen imstande ist. Das gute Brevier, die gute Anthologie ist daher aller Popularisierung letzter Schluß.

Diesen Zug der Zeit verstehen die Händler und Wechsler viel besser als die Ideologen der Kunsterziehung. Und so ist denn auf dem Notenmarkt in den letzten Jahren das beste Geschäft mit Albums gemacht worden, die in Prachteinband hergestellt, unter klingenden Titeln wie „Sang und Klang", „Musikalische Edelsteine", „Die goldene Geige", „Unsere Hausmusik", „Goldene Leier" feilgeboten werden, die — des hohen Rabatts wegen — in allen Auslagen zu sehen sind und von den Sortimentern angepriesen, empfohlen, auf Raten geliefert werden. Die Musikstücke, die den Inhalt von „Unsere Hausmusik" bilden, so heißt es, würden einzeln gekauft zusammen 300 Mk. kosten; der Verlag aber liefert sie in fünf Bänden zu je 3 Mk. Nur hütet er sich zu sagen, daß sich unter der Menge des Dargebotenen wohl einige klassische oder moderne Perlen finden, aber unter einem Schwall von Ramsch verschüttet, der mehr verdirbt, als das wenige Gute nützen kann. Würde sich der Musikfreund diejenigen Stücke kaufen, die ihm wirklich erwünscht sind, so käme er schwerlich auf seine Kosten. Solche Albums spekulieren gewöhnlich auf die Dummheit der Urteilslosen und wollen die Masse eben durch die Masse zwingen. Vor mir liegt ein Prospekt der „Musikalischen Edelsteine". Als solche oktroyiert uns der erste Band zum Beispiel Move „Lotte du süße Maus", Thürban „Schorschl ach kauf mir ein Automobil", Vollstedt „Die vergnügte Negerhochzeit" und dergleichen Juwelen, von denen man nur nicht weiß, ob man sie als Rubine, Saphire, Topase oder Smaragde einschätzen soll. „Sang und Klang" bringt verhältnismäßig die besten Sachen, aber die Skrupellosigkeit, womit sie in eine Reihe mit dem Schund gestellt werden, wirkt hier geradezu verletzend und kulturfeindlich, weil sie vom Endziel der Kultur, nämlich der Fähigkeit, Echtes von Gemachtem, Gold vom Messing zu unterscheiden, wegleitet, diese Fähigkeit schwächt. Dabei kostet ein solcher Band 13 Mk. Wieviel ausgezeichnete Musik läßt sich dafür in unsern billigen Leipziger, Münchner und Wiener Ausgaben erwerben! Wir haben Vereinigungen gegen die Verbreitung von Schundliteratur. Gegen die Verbreitung der Schundmusik sind wir leider noch gar nicht organisiert. Einstweilen bleibt kein besseres Kampfmittel, als — die gute Musik mit Nachdruck hervorzuheben, sie zu empfehlen und bekannt zu machen. R. B.

Musikalische Hupen

Der Zufall hat mich in diesem Sommer in der Nähe einer von Autos vielbefahrenen Straße wohnen und die psychische Wirkung der verschiedenen Hupen und sonstigen Signalapparate fast unwillkürlich vergleichen lassen. Um so reiner, als man die Fahrzeuge selbst nicht sehen konnte. Nimmt man an, daß die Laute, die ein Ding von sich gibt, etwas von seinem wahren Wesen aussprechen sollen, so künden die älteren Sirenen und Hupen das Herannahen des Unheils an. „Jetzt weicht, jetzt flieht!" Wie die Sichel des Todes fährt die „Sirene" daher. Ihr, aus leisem Geheul und Gewimmer rasch zum furchtbaren Sausen sich steigernder, gespen-

Digitized by Google

stischer Ton erschreckt den Wanderer und bannt ihn beinahe, wie der Schlangenblick den sanften Hänfling, statt ihn fortzuscheuchen. Er weiß im Augenblick nicht, von wo das Geräusch aufdroht und es scheint schneller heranzukommen, als es wirklich kommt. Man sollte diese unheimlichen Apparate aus Gründen der öffentlichen Sicherheit geradezu verbieten. Manche Hupen wieder lassen uns auf das Nahen eines gewaltigen Untiers raten, etwa auf eine riesige grunzende Wildsau oder sonst etwas aus der Wolfsschlucht. Liegt es in der Absicht unserer Kraftfahrer, daß wir mit ihnen bloß die Vorstellung lebensgefährlicher Unholde verbinden? Nein: Daß diese Mißlaute als häßlich und störend empfunden werden, lehren die Bestrebungen, sie durch edlere Klänge zu ersetzen. Das Modernste sind aus dieser Erwägung heraus die „musikalischen" Hupen geworden. Amerikanische Millionärinnen sollen, wie die Blätter melden, mit Vorliebe sogar Wagnerische Motive als Hupensignale verwenden, und so mag drüben auf den Fahrstraßen oft ein ganz verteufelter Kontrapunkt zu hören sein. Bei uns sind meist von den Besitzern oder Fabrikanten erfundene „Originalmelodien" üblich. Jedenfalls aber geht der Ehrgeiz der Fahrer vielfach dahin, ein eigenes klingendes Wappen in der Hupe zu führen, an dem man schon von ferne merken kann, wer da heranbraust. Hierin liegt aber, wie es scheint, ein Irrtum. Es ist doch nicht der nächste Zweck der Hupe, den Ankömmling wie ein Herold als Person anzumelden, sondern sie soll uns zurufen: „Obacht, es rast was!" Man braucht uns damit nicht gleich in panischen Schrecken zu jagen, man braucht uns noch weniger einen Ohrenschmaus auf der Landstraße zu bereiten. „In diesem Sinne" wär es vielleicht zweckmäßiger, sich auf ein einziges, einprägsames, drastisches Motiv zu einigen, mit dem jedermann den Begriff „Auto" verbinden lernt, das warnt, ohne zu ängstigen, das die Ohren nicht beleidigt, ohne uns mit kindischer Spielerei ein Hupenkonzert vormachen zu wollen. Wäre es so schwer, ein solches internationales Motiv zu prägen? R. B.

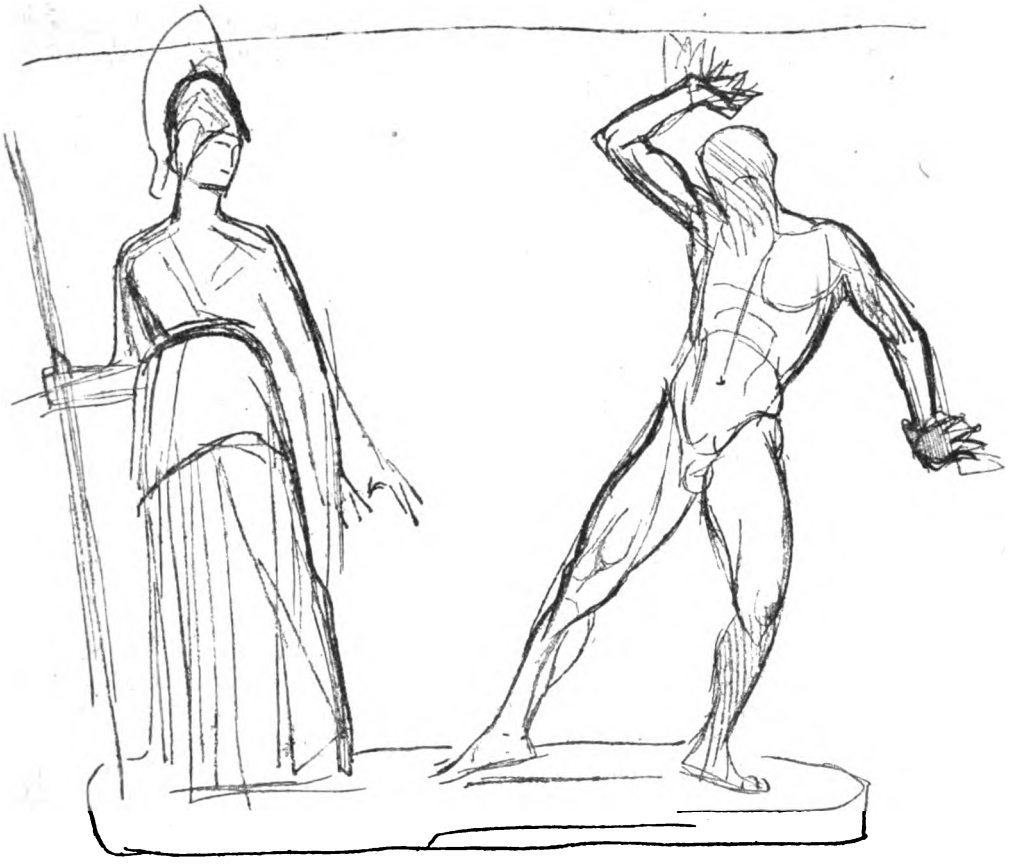
Bildende Kunst

Die Marsyasgruppe des Myron

Die allbekannte Statue des Marsyas im Lateran ist längst schon als ein Teil der im Altertum hochberühmten Bronzegruppe des großen Meisters Myron von Eleuthera erkannt, die einst auf der attischen Akropolis stand. Sie verkörperte die sinnige Fabel: wie Athena nach der Entdeckung, daß das Blasen der Flöten ihr zartes Gesicht entstelle, die Dinger von sich warf und den Silen Marsyas, als er auf diese losstürzte, ernstlich verwarnte. Es ist eine bekannte Sache, daß der Unhold, der die verwünschten Flöten doch heimlich an sich nahm, sich an ihnen zum Virtuosen bildete, dann aber im frech unternommenen Wettkampf mit Apollo unterlag und geschunden wurde. Der berühmte florentinische Schleifer der Tribuna wetzt noch heute für ihn sein Messer.

Es war also das Vorspiel dieses mythischen Ereignisses, welches den Triumph der Kunst über das Virtuosentum versinnlichte, was Myrons Gruppe dargestellt hat. Eine stattliche Reihe von Nachwirkungen, unter denen attische Münzbilder besondere Aufmerksamkeit erregten, haben den Wunsch und auch die Hoffnung lebendig erhalten, sie pla-

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

MAYERL, SKIZZE FÜR DIE MARSYASGRUPPE DES MYRON

(VERGL. AUSSERDEM DIE ILLUSTRATIONSBEILAGE)

Digitized by Google

stisch wieder zu gewinnen. Doch erst in diesen Tagen ist es gelungen, den lateranensischen Marsyas aus seiner Einsamkeit zu befreien. Die Athenastatue, deren Erwerbung durch das Frankfurter Museum so großes und berechtigtes Aufsehen gemacht hat, hat ein volles Vierteljahrhundert, nachdem sie aus der Erde kam, als Aschenbrödel unbeachtet in einer dunklen Ecke gestanden, bis ihr Entdecker kam. Meinem alten Schüler und treuen Freunde Dr. Ludwig Pollak, dessen vieljähriger römischer Forschung unsere Wissenschaft so manche wertvolle Bereicherung verdankt, gelang der große Wurf. Diese Athena teilte das Schicksal lange verkannt zu werden mit der so herrlichen Statue des Mädchens von Antium, sie teilt es aber auch, und das ist symptomatisch, mit ihrem Schöpfer.

Schon durch die rasch verbreiteten Photographien wurden in unsern Museen mehrere Torsi dieser Athena und im Dresdner Museum ein Kopf derselben sofort erkannt. Es war also noch vor dem Eintreffen der Statue in Frankfurt möglich, durch den Abguß eines Pariser Torsos und den des Kopfes in Dresden die Athena des Myron in Gips wiederherzustellen, was zunächst in München geschah. Aber leider hatte es dabei nicht sein Bewenden. Es wurde dort sofort die Rekonstruktion der myronischen Gruppe unternommen, und sie fand so reichen Beifall, daß eine kostspielige galvanoplastische Ausführung für das Stettiner Museum hergestellt wurde. Daß diese „höchst wirksame Rekonstruktion“ eine solche Monumentalisierung erfuhr, hat meines Erachtens die Zahl der Denkmale vom Tiefstande unserer ästhetischen Kultur um ein besonders bezeichnendes vermehrt.

Als nun im Prager archäologischen Institut der Abguß der Frankfurter Athena als Geschenk des glücklichen Entdeckers eintraf und mit dem des Marsyas zusammengestellt war, da stellte ich daneben die Photographie der Münchner Rekonstruktion auf und konnte gar bald August Brömse mein Herz über diese ausschütten. Daß sie unkünstlerisch sei, brauchte ich ihm nicht auseinanderzusetzen, aber ich war gerade im Zuge, ihm zu demonstrieren, wie unmyronisch sie sei, wie der große Revolutionär, der den Begriff des Momentanen in die bildende Kunst eingeführt hatte, hier mißverstanden worden wäre, wie dieser klassizistische Linienschwung, dieses Posieren sein Werk verballhornt habe, da wurde ich abberufen und ließ Brömse, scheinbar in stumme Bewunderung der myronischen Athena versunken, zurück. Als ich wieder kam, überreichte er mir die Skizze, aus der mir seine Ahnung der originalen Schönheit des Kunstwerkes entgegenleuchtete, wie sie nur ein echter Künstler nachempfinden kann. Zur vollen plastischen Wiedererweckung bedurfte ich jedoch meines treuen Mitarbeiters Adolf Mayerl in Eger, der glücklicherweise bald zur Stelle war. Die Abbildung der Münchner Rekonstruktion, wie die Skizze Brömses, haben ihn zur Arbeit gleichmäßig, wenn auch in verschiedenem Sinne, angefeuert. Obschon dem Marsyas bloß die Arme, an der Athena nur die Unterarme, ein Stück des rechten Oberarms und die linke Fußspitze zu ergänzen war, und wir auf den Helmbusch der Athena wie auf die Fortführung des Pferdeschwanzes des Marsyas verzichten zu sollen glaubten, so gab es weit mehr zu tun, als zunächst den Anschein haben mag. Doch spricht der Vergleich der beiden Abbildungen so

Digitized by Google

beredt, daß nur wenig weiteres über die Mayerlsche Rekonstruktion zu sagen bleibt. Das plötzliche Blitzartige kommt in der Bewegung des zurücktaumelnden Marsyas zu prächtigem Ausdruck. Die Beobachtung, daß am Kopf der latranensischen Statue, wie an einem zweiten erhaltenen Exemplar dieses Kopfes die Abarbeitung einer Stütze für die vorgehaltene rechte Hand vorhanden ist, sichert die Art, wie der rechte Arm sich hebt. Seine parierende Abwehrstellung gibt auch die willkommene Erklärung für das Mißverständnis eines antiken Erklärers, der dieser Athena die Absicht imputierte, den Marsyas durchzuprügeln. Die Krümmung der Finger an der Hand des weggestreckten Armes zeigen noch die gierige Griffbewegung, deren Hemmung die Situation klar macht. Athena hat die Flöten eben fallen lassen. Der Künstler hat diesen Moment gewählt, um auch in der ruhigen Gestalt dem Zug nach dem „Momentanen" folgen zu können, was die Münchner Rekonstruktion gründlich verkannt hat. Marsyas, der gierig auf das Flötenpaar blickt, weicht vor der Erscheinung der Göttin erschreckt zurück. Gerade die nun wiederhergestellte meisterliche Art der Erzählung bildet eine der feinsten Züge dieses großen Kunstwerkes.

Der neue Fund hat den Forschern auf dem Gebiete der griechischen Kunstgeschichte gar manche Überraschung gebracht. Die Athena in ihrem mädchenhaft holden Reiz lehrte den Großen von einer neuen Seite kennen. Noch sind es nicht zwei Jahrzehnte her, da wurde eine herrliche Athena des Phidias unter dem Rufnamen der „Lemnia" entdeckt und seither viel bewundert. Nun hat die Athena des Myron den Nachweis geliefert, daß der jüngere Phidias sich an den älteren Meister stark anlehnte. Die Ähnlichkeit macht sogar die Vermutung, daß auch des Phidias Athena mit einer zweiten Gestalt verbunden war, noch wahrscheinlicher. Aber es zeigt sich doch die gründliche Verschiedenheit der künstlerischen Anschauung. Myron hat die jungfräuliche Schutzgöttin der Stadt, die Parthenos in schlichter mädchenhafter Holdseligkeit mit frischem naivem Naturalismus aufgefaßt, Phidias sie ins Majestätische umstilisiert, aber der quattrocentistische Reiz der myronischen Schöpfung ist in der klassischen Umschöpfung verloren gegangen. Unsrem modernen Empfinden steht das Werk des älteren Meisters weit näher. Wir können ihr aus dem ganzen Bereich unsres Antikenschatzes nur ein Werk als ebenbürtig zur Seite stellen, die Wettläuferin der Galerie der Kandelaber im Vatikan, deren frisch-fröhlichem Zauber kein kunstempfindender Betrachter sich entziehen kann, — sie entstammt sicher der gleichen Künstlerhand. Aber noch auf ein weiteres allbekanntes Werk fällt neues Licht von dieser Athena — allerdings nur in der Mayerlschen Rekonstruktion. Die Bronzestatue des Idolino in Florenz, die den jugendlichen Sieger des Kampfspieles darstellt, wie er aus der vorgestreckten Schale das vorschriftsmäßige Opfer ausgießt, erinnert in der Auffassung des Momentes so lebhaft an die der myronischen Athena, daß die alte Vermutung, die in ihm ein Werk des gleichfalls berühmten Sohnes unsres Meisters Lykios sieht, eine neue starke Stütze gewonnen hat.

Doch lassen wir die Forschung ihre eignen Wege gehen! Freuen wir uns an dem nun ungestörten Genuß des großen Kunstwerkes dieses Meisters, dem das merkwür-

Digitized by Google

dige Schicksal zuteil ward, daß seine geniale Weise vor dem aufsteigenden Stern der von Phidias geführten Richtung erblich. Erst in der Barockzeit der Antike wurde seine Größe erkannt, sie knüpfte unmittelbar an ihn an. Mag ihm ein kräftiges Wiederaufleben auch in der Kunst unsrer Tage beschieden sein! Wilhelm Klein

Zu der Münchner „Juryfreien"

wird uns geschrieben:

„Sie hat den letzten Rest von Illusionen zerstört, die ich in Hinsicht auf dieses Unternehmen noch hatte. Es sind zwar auch dieses Mal einige Künstler von Rang in dem riesigen Irrgarten der Münchner Ausstellungshalle vertreten, aber die überwältigende Mehrheit der vorgeführten Arbeiten steht hoffnungslos. Entdeck ich Künstler wie Feldbauer, Palmié, Klamroth, Martini, Pilliet in diesen Räumen, so tut's mir in der Seele weh, daß ich sie in der Gesellschaft seh. Gewiß ließen diese Männer sich von dem menschenfreundlichen Wunsch leiten, der Sache der Schwachen und Unterdrückten zum Siege zu verhelfen. Aber sie konnten doch nicht verhindern, daß diese endlose Prozession von Bildern den Triumph der Mittelmäßigkeit verherrlicht.

Gegen die Jurys unsrer Kunstausstellungen läßt sich zweifellos viel einwenden, und die juryfreien Ausstellungen sollten als ein lebendiger Protest gegen ihre Mängel und Übergriffe wirken. Aber es läßt sich schon jetzt mit großer Bestimmtheit sagen, daß auf diesem Wege das Jurywesen nicht gebessert werden kann. Wirkt doch diese Protestkundgebung eher als eine unfreiwillige Verteidigung des angegriffenen Prinzips.

Früher unterschied man zwischen Meistern und Gehilfen. Jetzt unterscheidet man zwischen Künstlern und Dilettanten. Aber die Grenzen verwischen sich. Jeder Dilettant hält sich auch für einen Künstler, und nur der Kritiker wagt gelegentlich zu bemerken: ich halte diese Arbeiten für Dilettantismus. Denn in diesen Kreisen selbst unterscheidet man ja nur noch zwischen solchen, die Erfolg haben, und den andern, — für »echt« halten sich alle.

Die Juryfreiheit ist, wie der Augenschein lehrt, das Ideal der Schwachen, der armen Seelen, der Dilettanten. Wenn heute der Jüngste Tag anbräche und Apollon und die neun Musen ein ästhetisches Weltgericht abhielten, — in welch bemitleidenswert furchtbare Lage würden sich da nach menschlicher Voraussicht die Juryfreien befinden! Die meisten von ihnen würden von irgendwelchen gotischen oder holländischen Teufeln aus den schönen Hallen auf der Theresienhöhe in den gähnenden Schlund der ästhetischen Hölle hinabgeritten werden. Ich will nicht bestreiten, daß diese Ausstellung einen humanitären Charakter haben mag, aber ich glaube, daß ihre Beziehungen zur Kunst nur dürftig und locker sind.

Das mag hart erscheinen, allein rücksichtslose Erörterungen sind in gefährlichen Situationen unvermeidlich. Und eine Gefahr droht in der Tat: die Dilettanten als Konkurrenten der ernsten Künstler. Ich meine: viele Künstler, die diesen Ehrentitel wirklich verdienen, haben ohnehin schwer zu ringen. Und das Publikum ist in Sachen der Kunst kein zuverlässiger Appellationsgerichtshof."

Alles, was der Herr Einsender sagt, trifft zu, aber — wir sind

Digitized by Google

doch dafür, daß die „Juryfreien“ noch für ein paar Jahre bleiben. Von wegen der fünf, vier, wegen des einen Gerechten, um dessen willen Sodom verschont bleiben sollte: es ist immerhin möglich, daß die Künstlergerichte, deren im allgemeinen höchst gesunde Funktion tatsächlich gerade durch die „Juryfreien“ erwiesen wird, einmal ein neuartiges Talent nicht verstehn. Dann: weil die Juryfreien Sicherheitsventile für böse Gase in der Künstlerwelt öffnen; solange sie da sind, ist eine Hoffnung da und hiermit eine Stimmung, die im Kampf innerhalb der einzelnen Künstlerorganisationen das Menschlich-Allzumenschliche leichter bändigen läßt. Totschlagen, drittens, lassen sich die Dilettanten doch nicht, ohne „Juryfreie“ werden sie nur einen Vorwand mehr haben, sich für daseinsberechtigt zu halten. Schlechte Bilder, viertens, kann man auch im Glaspalast oder in Moabit kaufen, denn nur das Zahlenverhältnis zwischen ihnen und den guten ist da anders, und schließlich beim nächsten Kunstladen um die Ecke. Wieso „verherrlicht diese endlose Prozession von Bildern den Triumph der Mittelmäßigkeit“? „Verherrlichen“ könnte sie doch nur, wenn ein Kreis von Sachverständigen dem Publikum sagte: das ist gut, also: wenn hier eine Jury wäre. Daß einer Apfel auf einem Markt ausstellt, „verherrlicht“ diese Apfel doch nicht. A

Vier Dokumente

gehen uns zu, die uns so bedeutsam erscheinen und die so klar und so ernst für sich selber sprechen, daß wir nichts Besseres zu tun wissen, als sie in vollem Umfange zu veröffentlichen:

Charlottenburg, den 1. Juli 1911.

An den
Präsidenten des Staatsministeriums
Herrn Staatsminister Dr. jur. et phil.
v. Bethmann-Hollweg, Exzellenz,
Berlin.

Es ist schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß in Berlin bei Gestaltung des Bebauungsplanes, bei Anlagen von Straßen und Plätzen, sowie bei der Stellung öffentlicher Gebäude und Denkmäler künstlerische Gesichtspunkte nicht immer die gebührende Berücksichtigung gefunden haben.

Bei der Feststellung eines Bebauungsplanes, bei der Bestimmung eines Grundstücks für die Errichtung eines öffentlichen Gebäudes oder bei der Wahl des Platzes für ein Denkmal sind zum Teil Verhältnisse geschaffen worden, die eine künstlerische Lösung der gestellten Aufgabe in dem Sinne erschweren oder gar unmöglich machen mußten, daß das Bauwerk oder Denkmal nicht nur für sich einen günstigen Eindruck macht, sondern im Zusammenhang mit seiner Umgebung ein Stadtbild von schöner Wirkung schafft.

Da öffentliche Gebäude von entscheidendem Einfluß auf die Gesamterscheinung eines Stadtteiles sind, muß es für die Entwicklung Berlins in künstlerischem Sinne von größter Wichtigkeit sein, daß bei der Wahl ihrer Bauplätze sorgfältig darauf geachtet wird, daß die Gebäude die für ihre Zweckbestimmung günstigste Lage erhalten, daß sie architektonisch im Straßenbilde würdig zur Geltung kommen, daß die Grundstücke genügend groß sind, um spätere Erweiterungen zuzulassen, und daß sie in Zukunft weder durch letztere noch durch nachbarliche Bebauung in ihrer Wirkung geschädigt werden können.

Es scheint daher in hohem Maße

Digitized by Google

wünschenswert, daß die größten Grundbesitzer der Stadt: das Reich, der Staat, die Krone und die Stadtgemeinden bei der Verfügung über die in ihrem Besitz befindlichen Grundstücke diese wichtigen Rücksichten ständig beobachten, daß im einzelnen Falle über einen Bauplatz nicht nach der Zufälligkeit des gegenwärtigen Besitzes, nicht nach einem augenblicklichen Bedürfnis und dessen billigster Befriedigung und nicht nach dem einseitigen Beschluß einer Verwaltungsbehörde, sondern nach einem mit weitem Blick in die Zukunft entworfenen allgemeinen Plane unter Berücksichtigung des Interesses der Allgemeinheit Bestimmung getroffen werde.

Deshalb empfiehlt es sich, Vertreter aller beteiligten Interessenten, Reich, Staat, Krone, Stadt-, Vorort- und Landgemeinden zu vorbereitenden gemeinschaftlichen Beratungen zu berufen, um sowohl eine Anschauung aller tatsächlich vorhandenen, für öffentliche Bauanlagen geeigneten Bauplätze, als auch ein Gesamtbild der voraussichtlichen öffentlichen Baubedürfnisse für längere Zeit hinaus zu gewinnen, damit eine rechtzeitige Verständigung über Ankauf oder Umtausch von Grundstücken unter Ausgleichung gegensätzlicher Ansprüche ermöglicht wird.

Damit könnte eine Vorwegnahme besonders guter Bauplätze für minderwertige Zwecke oder auch eine vorzeitige Veräußerung von Grundstücken verhütet werden, deren Verwendbarkeit unter Umständen einer späteren Zeit von größtem Wert sein würde.

Eine solche Anregung ist schon im Jahre 1898 von der Königlichen Akademie des Bauwesens in einem Gutachten über die bauliche Entwicklung der Stadt Berlin nach künstlerischen und technischen Gesichtspunkten gegeben worden. Auf sie erneut und vielleicht mit besserer Aussicht auf einen Erfolg hinzuweisen, dürfte jetzt, wo die Begründung eines Zweckverbandes für Groß-Berlin gesichert scheint, wohl angebracht sein.

Euere Exzellenz bitten daher die ehrerbietigst Unterzeichneten, in Würdigung der angeführten Gründe die erforderlich erscheinenden Anordnungen hochgeneigtest treffen zu wollen.

Uneingeschränkter, schöpferischer Wille hat in Berlin im 17. und 18. Jahrhundert den Grund zu seiner damals viel bewunderten städtebaulichen Schönheit gelegt. Die Berücksichtigung obigen Gesuchs würde die verloren gegangene Einheitlichkeit der Entschließung zum Heile der Stadt in vielen wichtigen Fällen wirksam ersetzen können.

Ehrerbietigst

Otto March, Geheimer Baurat, Dr. Ing., Vorsitzender. Dr. Eberstadt, Universitäts-Professor. Göcke, Landesbaurat, Professor. v. Ihne, Geh. Ober-Hofbaurat, Hofarchitekt. Kemmann, Regierungsrat a. D. Muthesius, Dr. Ing., Geh. Regierungsrat im Landesgewerbe-Amt. Dr. Münchgesang, Geh. Ob.-Reg.-Rat, vortr. Rat im Ministerium der öffentl. Arbeiten. Saran, Geh. Baurat, vortr. Rat im Min. d. öffent. Arb., Vors. d. Architektenvereins zu Berlin. Schultze-Naumburg, Professor. Stapf, Baurat, Stadtverordneter. Prof. Dr. Grawitz, dir. Arzt am Krankenhaus Westend. Prof. Dr. Ewald, Geh. Med.-Rat, Vors. des Waldschutzvereins. O. v. Mendelssohn-Bartholdy. Dr. Kuczynski, Direktor des stat. Amtes in Schöneberg. Petersen, Oberingenieur für Schnellverkehr. Dr. Ing. Blum, Hannover, Professor für Eisenbahn-

Digitized by Google

wesen. Brodersen, Gartendirektor, Berlin.

An den
Präsidenten des Staatsministeriums
Herrn Staatsminister Dr. jur. et phil.
v. Bethmann Hollweg, Exzellenz
Berlin.

In dem zum Gesetz gewordenen Zweckverband für Groß-Berlin hat die Einsetzung eines vom Abgeordnetenhaus befürworteten, dem Verbandsdirektor beizugebenden unabhängigen Sachverständigenbeirats durch Ablehnung im Herrenhause keine Aufnahme gefunden.

Eine solche Zentralstelle, die in ihren Mitgliedern das volle Wissen und Können auf dem Gebiet des Städtebaues vereinigen müßte, würde aber eine Gewähr leisten können, daß die fortschreitend sich stets weiter entwickelnden städtebaulichen Probleme ständig im Auge behalten würden und daß die Interessen der Gesamtheit gegenüber den Sonderinteressen der einzelnen Kommunen die notwendige Berücksichtigung finden könnte.

Auf die Unentbehrlichkeit eines solchen Beirats hat schon im Jahre 1875 August Orth in seiner Denkschrift „Zur baulichen Reorganisation der Stadt Berlin" nachdrücklich, aber erfolglos hingewiesen.

Die ehrerbietigst Unterzeichneten haben in ihrem Gesuch vom 1. Juli d. J. die Schaffung einer beratenden Körperschaft, die sich aus Vertretern des öffentlichen Besitzes zusammensetzt, hochgeneigter Erwägung anheimgegeben.

Wenn diese Eingabe Berücksichtigung finden könnte und Ew. Exzellenz geneigt sein sollte, der gedachten Behörde alsdann einige weitere Sachverständige von Ruf zuzuteilen, für deren Wahl möglichenfalls von der Kgl. Akademie der Künste und von der Kgl. Akademie des Bauwesens geeignete Vorschläge zu machen wären, so würde hierdurch nach der Ansicht der Unterzeichneten der im allgemeinen Interesse höchst wünschenswerte Ersatz für den im Gesetz fehlenden Sachverständigenbeirat geschaffen und damit die ganze Stadtentwicklung Groß-Berlins auf das günstigste beeinflußt werden können.

In der Hoffnung, daß diese Anregung bei Ew. Exzellenz eine wohlwollende Aufnahme finden möge

ehrerbietigst

Dr. Ing. March, Geh. Baurat, Vorsitzender. Prof. Dr. Eberstadt, Univ.-Prof. Landesbaurat Prof. Goecke. v. Ihne, Geh. Ober-Hofbaurat, Hofarchitekt. Kemmann, Reg.-Rat a. D. Muthesius, Geh. Reg.-Rat, Dr. Ing., Landesgewerbeamt. Dr. Münchgesang, Geh. Ob.-Reg.-Rat, vortragender Rat im Min. d. öffentl. Arbeiten. Saran, Geh. Baurat, vortr. Rat im Min. d. öffentl. Arbeiten, Vorsitzender des Architektenvereins zu Berlin. Schultze-Naumburg, Prof. Stapf, Baurat, Stadtverordneter. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ewald, Vorsitzender des Waldschutzvereins. Geh. Oberbaurat Gerhardt, vortr. Rat im Min. d. öffentl. Arbeiten, Wasserbauabteilung. Otto von Mendelssohn-Bartholdy. Dr. K. v. Mangoldt, Vors. des Ansied.-Vereins. Dr. Kuczynski, Direktor des stat. Amtes in Schöneberg. Petersen, Oberingenieur, Schnellverkehr. Felisch, Geh. Baurat, M. d. A., Bund der Bau-, Maurer- und Zimmermeister. Brodersen, Gartendirektor, Berlin. Prof. Dr. Ing. Blum, Hannover, Eisenbahnwesen.

Berlin, den 16. Sept. 1911.

An die Magistrate der Städte: Ber-

Digitized by Google

lin, Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf, Deutsch-Wilmersdorf, Lichtenberg und Spandau, sowie die Gemeindevorstände zu: Steglitz, Groß-Lichterfelde, Friedenau, Cöpenick, Boxhagen-Rummelsburg, Pankow, Weißensee und Reinickendorf.

In den Großstädten aller Kulturländer zeigt sich eine stetig wachsende Bewegung, die bauliche Entwicklung den vielseitigen Anforderungen der Gegenwart und der Zukunft vollkommener anzupassen.

Wenn vordem zumeist die Forderungen reiner Zweckmäßigkeit von Fall zu Fall zur augenblicklichen Lösung der auftauchenden Bebauungsschwierigkeiten zwangen, so führte die bedeutsame Steigerung gesundheitlicher Ansprüche allmählich zu weitsichtigeren, einheitlichen Planungen, im besonderen zur planvollen Durchführung geordneter Be- und Entwässerungsverhältnisse und zu folgereichen, die Anlage von Straßen und Häusern betreffenden allgemeinen Vorschriften.

Aber erst vor einem Menschenalter brach sich die Erkenntnis Bahn, daß für das Wohlbefinden auch die Schönheit städtebaulicher Anlagen eine sehr wesentliche Rolle zu spielen habe, da sie geeignet ist, durch die ebenso zweckmäßige wie schöne Anlage von Straßen und Plätzen, durch die Schaffung harmonischer Stadtbilder und die wohltuende Einfügung des Neuen in das bestehende Alte die Lebensfreude aller Volksschichten zu steigern.

War es nach dem Gesagten erklärlich, früher die Bearbeitung der auftauchenden Bebauungsfragen in die Hände der Ingenieure des Tiefbaues zu legen, so ist es nunmehr zur allgemeinen Überzeugung geworden, daß die neue Auffassung der Dinge dazu zwingt, bei allen den Städtebau betreffenden Entschließungen neben dem Ingenieur den Vertretern des Hochbaues gleichberechtigten Einfluß zu gewähren.

Da für die Schönheit aller baulichen Schöpfungen erste Vorbedingung gerade die höchste Zweckmäßigkeit ist, so können auch etwaige Befürchtungen nicht als berechtigt anerkannt werden, daß das veränderte Verfahren zu wirtschaftlichen Nachteilen führen müsse.

Die Unterzeichneten bitten daher, geneigtest in Erwägung zu ziehen, daß die Lösungen aller künstlerischen Fragen der städtebaulichen Entwicklung in erster Linie den Baukünstlern der Verwaltung anvertraut werden.

Dr. Ing. March, Geh. Baurat, Vorsitzender. Prof. Dr. Eberstadt, Univ.-Prof. Landesbaurat Prof. Goecke. v. Ihne, Geh. Ober-Hofbaurat, Hofarchitekt. Dr. Ing. Muthesius, Geh. Reg.-Rat im Landesgewerbeamt. Saran, Geh. Baurat, vortr. Rat im Min. d. öffentl. Arbeiten, Vorsitzender des Architektenvereins zu Berlin. Schultze-Naumburg, Prof. Stapf, Baurat, Stadtverordneter. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ewald, Vors. des Waldschutzvereins. Otto v. Mendelssohn-Bartholdy. Dr. K. v. Mangoldt, Vors. des Ansied.-Vereins. Dr. Kuczynski, Direktor des stat. Amtes in Schöneberg. Petersen, Oberingenieur, Schnellverkehr. Felisch, Geh. Baurat, M. d. A., Bund der Bau-, Maurer- und Zimmermeister. Brodersen, Gartendirektor, Berlin. Prof. Dr. Ing. Blum, Hannover, Eisenbahnwesen.

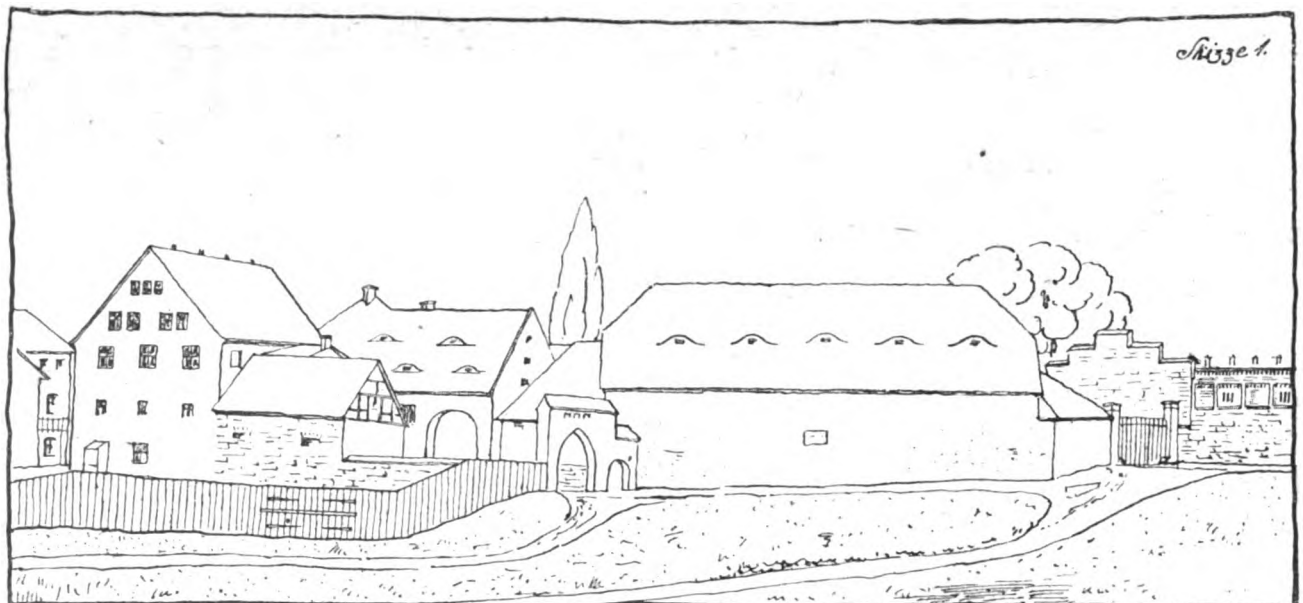
Heimatpflege

Kirchenzerstörung

In letzter Zeit mehren sich besonders aus Norddeutschland die Klagen über das Abreißen von

Digitized by Google

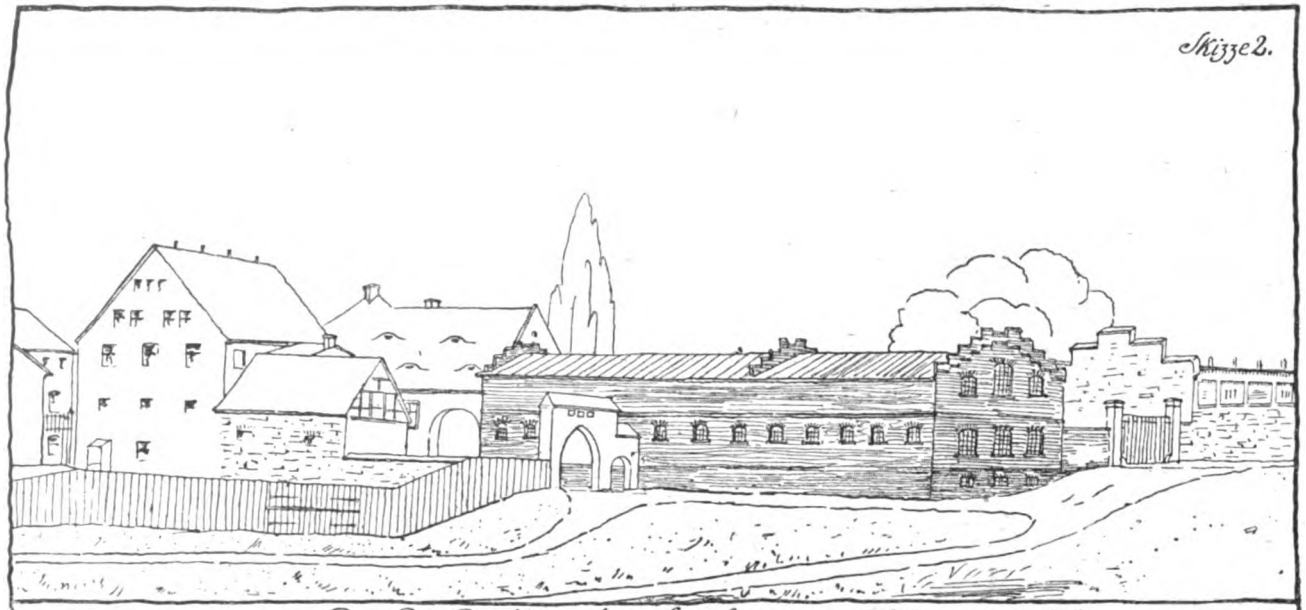
Skizze 1.



Das Gut Gimritz vor der Errichtung des Kuhstalles.

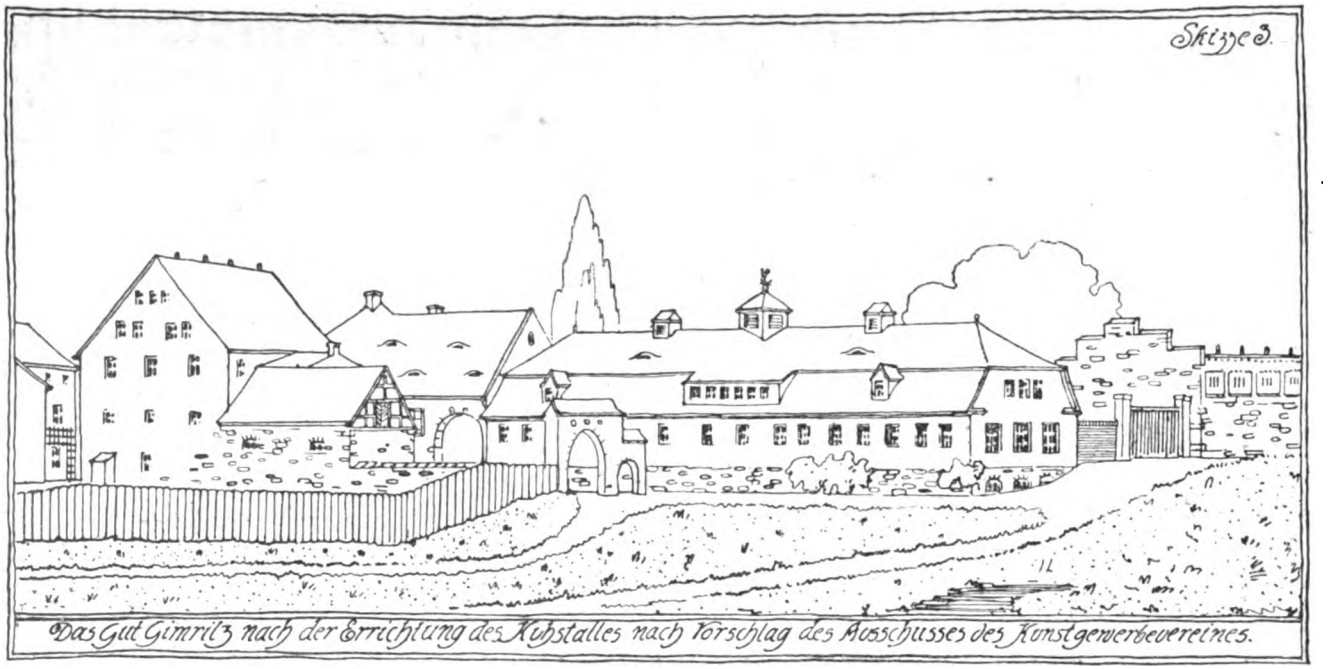
Digitized by Google

Skizze 2.



Das Gut Gimritz nach der Errichtung des Kuhstalles nach Magistratsentwurf.

Digitized by Google



Das Gut Gimritz nach der Errichtung des Kuhstalles nach Vorschlag des Ausschusses des Kunstgewerbevereines.

Digitized by Google

alten, schönen Dorfkirchen. In der Altmark zum Beispiel verschwänden jetzt merkwürdig viele, „es scheint jetzt leichter zu gehn als einst unter Rehorst und Döring.“ Neubauten würden durchaus ohne wirkliches Bedürfnis nach einer größeren Kirche unternommen, „das Geld war halt da“. Aber nicht so sehr und nicht allein die Bauern wollten gern etwas Protziges, als vielmehr der Pastor. Immer wiederholt sich der Vorwurf: der Pastor sei die treibende Kraft, von den Pastoren stecke einer den andern mit der Manie nach funkelnagelneuen Kirchen an.

Naturschutz

Der Vorwurf wiederholt sich so oft und von Leuten, die so gar nicht in Beziehung zueinander stehen, daß man wohl oder übel denken muß, irgendwas möge daran sein. Obgleich einen, dem sein Christentum was Innerliches ist, gerade diese Annahme doch wirklich schwer eingeht. Das Schlimmste ist aber, daß man sich nicht einmal mit der Errichtung überflüssiger neuer Kirchen begnügt, sondern daß man die alten wegreißt, auch wenn selbst der dienstwilligste Blick eines Sachverständigen keine Baufälligkeit an ihnen feststellen kann. Ahnen denn wirklich die maßgebenden Herren nicht, was eine alte Kirche schon als Bauvorbild und als geschichtlicher Ausdruck des Alters einer Gemeinde bedeutet, ahnen sie nicht, daß mit dem Niederreißen der alten Kirchen auch der Niedergang des alten Dorfes besiegelt wird, während doch kein Volk auf die Schönheit seiner Dörfer so stolz sein kann, wie, weit über die eigentlichen Reichsgrenzen hinaus, das deutsche? Der Preis der Baustelle kommt im Dorf gar nicht in Frage, und für das Geld, das Abbruch und Wegräumen kostet, könnte man auch die alte Kirche auf lange hinaus erhalten. So erhalte man sie denn als natürlichen Mittelpunkt, auf den sich die stehenden Häuser eingerichtet haben, und gründe, wenn man's nicht lassen kann, weiter draußen eine neue. Man erhalte das alte Gotteshaus, wenn's kirchlich nichts mehr sagen soll, wenigstens zu profanen Zwecken. Die edlere Geselligkeit ist ja, wie die Dinge jetzt liegen, im Dorfe meist auf das Wirtshaus gewiesen, da sich ihr die Türen der neuen Kirchen verschließen — vielleicht öffnen sich ihr wenigstens die der „abgesetzten“ Kirchen! Und auch sonst könnte man die stattlichen Räume doch wirklich brauchen.

Kurische Dünen und Morsumkliff

Auf die Anregung „Zwei Naturschutzgebiete“ in unserm 1. Oktoberhefte wird amtlich mitgeteilt, daß eine Festlegung der großen Düne bei Nidden nicht beabsichtigt sei. Man werde sie weiter ins Haff wandern lassen. Auch an den von mir erwähnten benachbarten Stellen der kurischen Nehrung seien irgendwelche Eingriffe in den natürlichen Verlauf der Dinge nicht geplant.

Mögen wir auch wegen des zweiten Gebietes bald entsprechend günstige Nachrichten erhalten! Zu Morsum auf Sylt brauchte es etwas wie ein Aufräumen, dann aber hätten wir dort ein Naturdenkmal von Schönheits- und von Erinnerungswerten, wie sich in ganz Deutschland kein zweites findet. Es wäre auch gar keine technische Schwierigkeit dabei, die neue Bahnlinie unauffällig in einem Einschnitt durch den hohen Heiderücken zu leiten und die Telegraphenlinie einzukabeln, selbst die Mehrkosten kämen kaum in Betracht. Wenn nur nicht tatsächlich schon in Zei-

Digitized by Google

tungen der Gedanke aufgetaucht wäre, das Material zur Dammauffüllung dem Heiderücken selbst zu entnehmen! Wer noch andere als „materielle“ Werte sieht, dem scheint diese Absicht so ungeheuerlich, als wollte man für einen Straßenbau die Steine aus einem Kunstbau brechen. Aber eben derlei hat man im Mittelalter bekanntlich in aller Harmlosigkeit auch getan, weil man in dem „alten Gemäuer“ die Werte nicht sah — sind wir sicher, daß an maßgebender Stelle die ästhetischen und historischen Werte dieses Naturbaues „Morsumkliff“ heute gewürdigt werden oder stehn wir hinsichtlich der Naturpflege nicht doch noch im Mittelalter der Kultur statt in ihrer Neuzeit? Ich bitte nochmals alle, die's angeht, recht dringend, sich rechtzeitig um Morsum zu kümmern. A

Plutokratie und Beamtenschaft

Ludwig Eschwege, ein vorzüglicher Kenner und Bekämpfer des großkapitalistischen Schieberunwesens in allen seinen Formen, fragt im Septemberheft der „Bank“ (1911, S. 825/9), „ob das Gemeinwohl eigentlich besser daran sei, wenn, wie es in Deutschland mehr und mehr Sitte wird, einflußreiche Beamte vom Großkapital wegengagiert werden, als wenn man, wie in manchen andern Ländern, die brutalere Methode der Bestechung anwendet“ — und erzählt:

„Als vor mehreren Jahren infolge des rigorosen Verhaltens des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats eine starke kartellfeindliche Bewegung durch Deutschland ging, berief die Reichsregierung zum Studium des Kartellproblems eine Enquete ein. Im Laufe der Verhandlungen tat sich besonders ein Regierungsrat durch glänzende Beherrschung der Materie und sachlich-scharfes Vorgehen gegen die Kartellvertreter hervor. Nicht lange darauf nahm er eine hochdotierte Stellung als Leiter des Deutschen Stahlwerkverbandes, der mächtigsten und geschlossensten Kartell-Organisation Deutschlands, an. Nachdem der Regierung auf diese Weise ihr bester Kenner der Materie abhanden gekommen war, verlief die Angelegenheit im Sande. Diese Methode ist um so einfacher, als erfahrungsmäßig in jedem Ressort nur eine Persönlichkeit vorhanden zu sein pflegt, die für die Behandlung solcher diffizilen Spezialfragen die erforderliche Kompetenz hat.“

„Das Kaiserliche Aufsichtsamt für Privatversicherung, dem die Kontrolle über eines der wichtigsten Gebiete unsres wirtschaftlichen Lebens anvertraut ist, hat in den zehn Jahren seines Bestehens in der Ausmerzung so manchen Übelstandes Hervorragendes geleistet.“ Aber: „Nicht weniger als drei Referenten haben in den letzten Jahren den Sprung vom Kaiserlichen Aufsichtsamt auf den Direktorstuhl einer Versicherungsgesellschaft vollführt.“ Und nun gibt eine dieser Gesellschaften „unter den Augen der Behörde, ohne rektifiziert zu werden, Prospekte heraus, die nach Ansicht von Versicherungstechnikern eine Reihe völlig unerfüllbarer Zusicherungen enthalten“.

Außer dieser Gefahr, daß durch Wegengagieren strenger Beamter der Staat die zur Erfüllung seiner Aufgaben geeigneten Kräfte verliert, macht sich nun nach Eschwege auch die andere bemerkbar, daß „unsre hohen Beamten, namentlich soweit sie kein eigenes Vermögen haben, leicht dahin gelangen, bei ihren Maßnahmen bewußt oder unbewußt auf das Wohlwollen der-

Handel und Gewerbe

Digitized by Google

jenigen Kreise Rücksicht zu nehmen, die ihnen einen Posten offen zu halten in der Lage sind, für die Zeit, wo man auf die kärgliche Pension gesetzt ist".

Hiergegen gibt es nur Entweder — Oder. Das „Entweder" wäre eine gesetzliche Bestimmung: jeder höhere Beamte verpflichtet sich, niemals eine mit Staatsaufgaben kollidierende Privatstellung anzunehmen. Das „Oder" ist wirtschaftlicher Natur: Man gebe den höheren Beamten solche Gehälter, daß sie kein Bedürfnis nach derartigen Privatstellungen haben. Daß sie soviel wert sind, wird ja dadurch bewiesen, daß das Privatkapital sie „kauft".

Mystisches

Man sendet uns eine Einladung von Otto Promber zur Subskription auf ein Buch „Zurück ins Jugendland", samt Bestellzettel. Darüber steht in fettem Druck mit zwei Ausrufungszeichen „Vertraulich!!", beigeklebt aber ist ein Zettel folgenden Inhalts: „Sehr geehrter Herr! Ihre w. Adresse verdanke ich dem Katalog der Internationalen Hygiene-Ausstellung, über die ich als Berichterstatter für eine größere Anzahl deutscher und österreichischer Zeitungen längere Serien von Ausstellungsbriefen zu liefern habe." Der Einsender fragt: „Sollten mystische Zusammenhänge bestehen zwischen mir als etwaigem Subskribenten auf Herrn Prombers Gedichte und mir als Aussteller, der vielleicht von Herrn Promber rezensiert wird?"

Das Verfahren hat noch den Reiz der Neuheit und zeigt für alle strebsamen Rezensenten schöne Ausbildungsmöglichkeiten.

Simili-Kultur

Die prächtig erleuchteten Verkaufsläden, in denen für ein Spottgeld brillantenähnliches Geschmeide zu haben ist, müssen sich rentieren. Sie halten sich jahrelang und sie mehren sich, an den meistbegangenen Luxusstraßen der Großstadt. Diese Similibrillanten erfreuen sich aber auch der schönsten Phantasienamen, die sämtlich das altmodische Wort Simili vermeiden, und sie funkeln bei geschickter Beleuchtung wirklich brillant, wirklich — täuschend! Ja, sie sind wahre Sinnbilder der weltstädtischen Kultur in dem Stadtungeheuer, das so täuschend fest auf den märkischen Sand gebaut ist und so blendend gleißt und funkelt — bei künstlicher Beleuchtung und wenn man nicht zu nahe hinschaut.

Man braucht kein Eiferer sein, um zu solcher Verallgemeinerung zu kommen. Das reichshauptstädtische Leben drängt sie einem immer lebhafter auf. Daß die Similikultur nicht für alles kennzeichnend ist, was da in Großberlin kreucht und fleucht, daß vielmehr in diesem Gemeinwesen von mehreren Millionen Menschen auch ungemein viel ehrlich gearbeitet und schlicht gelebt wird, das gehört ja zum Selbstverständlichen. Ungeheuerlich aber kommt einem nachgerade die unverhältnismäßig angewachsene und weiterwachsende Menge der unechten Dinge und Lebensführungen vor. Und unerträglich das Gefühl, daß überall in der vollen und halben Öffentlichkeit das glitzernd Unechte mehr und mehr die Herrschaft, mindestens die „Repräsentation" übernimmt.

Die Betrüger-, Schwindler-, Hochstaplerprozesse haben sich in den letzten Jahren auf bedenklichste Weise gehäuft. Und öfters offenbarte sich dabei eine Eintracht von

Digitized by Google

Hoch und Niedrig, die eines bedeutend edleren Zweckes wert gewesen wäre. Wenn man bedenkt, wie verhältnismäßig selten die Schwindler es bis zum Gerichtsverfahren kommen lassen, und wenn man außerdem Augen hat, selber gelegentlich das Großberliner Similiwesen zu beobachten, so erhält man den Eindruck, daß kaum ein Stand mehr ganz frei ist von der „Weltstadt"fäulnis der Unechtheit.

Da gibt es: unedle Adelige, die ihren alten Namen ausbeuten; charakterschwache junge Offiziere, die eine schöne Zukunft um fragwürdiger Vergnügung willen verscherzen oder zuletzt mit des Königs buntem Rock ein vermögliches Weibchen ködern; Geschäftsleute, die vom Geld vertrauensvoller Mitmenschen fürstlich leben, bis die Similiherrlichkeit zusammenkracht und die Gediegenen um die Früchte ihrer Gediegenheit gebracht sind; Beamte, staatliche und andere, Inhaber von Vertrauensposten unterschiedlichen Rangs, die jahrelang oder mit einem kühnen Griff die anvertraute Kasse bestehlen, um ebenfalls Weltstadtfreuden ohne Einschränkung zu genießen; und dann das ganze Heer der mehr oder minder gewerbsmäßigen Schwindler, der falschen Grafen und Barone, der Spieler und der Schlepper, der Hochstapler und der Hehler, kurz — auf gut Berlinisch — der „Schieber"; im Anschluß an sie gedeiht ein Teil der derberen Verbrecher, die mit der äußeren Form des Gentlemendaseins noch nicht ganz gebrochen haben; über alle Gruppen aber recht unparteiisch verteilt, zuweilen Opfer, zumeist Helferin, Anstifterin, Ausbeuterin, die würdelose Sorte Frauenzimmer. Alles Förderer der Similikultur — aber nicht etwa die einzigen. Vielleicht nicht einmal die schlimmsten, da ihre Masse und Macht denn doch schließlich nur eine kleine Minderheit innerhalb der bürgerlichen Welt bedeutet, also einen Einfluß auf das Gemeinwesen nur ausüben kann, wenn auch in der bürgerlich ordentlichen Hauptmasse irgendeine Neigung zum Scheinleben im Spiel ist.

Auf zwei Haupteigenschaften beruht ja offenbar die drastischere Erscheinungsform der Similikultur, das großstädtische Schwindlerwesen: auf der Gier, mühelos trotz angeborener oder „erworbener" Mittellosigkeit üppig zu leben, und auf dem hieraus gewöhnlich entspringenden Bestreben, ohne Berechtigung den Schein berechtigter Vornehmheit zu erwecken oder festzuhalten. Also auf Genußsucht und Lüge. Der richtige „Schieber" kleidet und betitelt und benimmt sich so fein er's nur kann. Natürlich wird die Absicht nicht immer restlos verwirklicht, aber das liegt dann halt an unüberwindlichen Hemmungen. Solche Hemmungen und damit auch der Trieb zu gesetzwidrigen Handlungen sind schwächer bei den Leuten mit wirtschaftlich sichererer Lebensgrundlage, die vorzüglich aus einer Mischung von Eitelkeit und gesellschaftlicher Furcht mehr scheinen wollen, als sie sind, oder genauer: mehr als sie haben. Im übrigen aber ist's ungefähr dieselbe — Strebsamkeit. Der nichtverbrecherische Scheinbetrieb gesellschaftlicher Art bleibt doch vielfach nicht bloß harmlose Eitelkeit oder irrige Selbstbehauptung, sondern wird eine hübsch ichsüchtige Sache, nämlich unmittelbares Rechnen auf gesellschaftliche Vorteile und mittelbares auf Greifbareres. Außerdem baut auf der dergestalt verbreiteten Sucht, zu scheinen, wieder eine ganze Kleinwelt von rein geschäftlicher Similiwerterzeugung sich auf.

Digitized by Google

Im Stadtbaubild Großberlins tritt der Similigeist bekanntlich recht großspurig zutage. Die Häuser, viele viele Straßen hindurch, verkünden es in ihrer schreienden Scheinmonumentalität (der fort und fort so leichtherzig monumentales Baumwerk aufgeopfert wird): sehr wohlhabend oder vielmehr „blödsinnig begütert" scheinen ist die Hauptsache! Protzige Vorderseiten mit aufgeklebten Verzierungen, marmorstrotzende Eintrittshallen mit einschüchternd stolzer Freitreppe (bis zum „Hochparterre"!) und jeglicher neueste „Komfort" — dafür jedoch dünne Wände, daß jeder Bewohner jedes musikalische Geräusch und auch jedes Türenschlagen vom oberen wie vom unteren Stockwerk mitzuhören bekommt, viel zu kleine Wirtschafträume und Kinderzimmer, elende Dienstbotenkammern und als hochherrschaftliche Zugabe ein größtenteils ungehobeltes Pförtnergeschlecht, das den teuren Aufgang mit bleibendem Krautgeruch entweiht. All der enttäuschenden Eindrücke Folge ist das ewige „Ziehen" der Berliner Bevölkerung auch in den westlichen Palästevierteln.

Similiglanz glitzert auch aus den riesigen volkbeliebten Stätten für Weinumsatz und Massenfütterung. Täuschende Prunksäle müssen's sein, erdrückend reich ausgestattet mit buntem Marmor, Bronze, „künstlerisch" geschnitztem Edelholz und kunstwidrigem Goldstuck. Die Prunksäle aber sind vollgepfropft mit Tischen und Stühlen, und zur Essenszeit ist alles besetzt mit Leuten und Leutchen, die zu Destillenpreisen Leckerbissen genießen und überteuerten Alkohol nachgießen wollen. Zwischen die Tische noch keilen sich nicht selten Wartende, die den Sitzenden mit ungeduldigen Blicken das Mahl würzen, nicht anders als es weiland hinter der Universität in den „Akademischen Bierhallen" geschah, die gar nicht „ausgestattet" waren.

Das berlinische Motto „Man so tun!" verkünden nicht minder die neueren Cafés mit dem überreichen Wandschmuck, den dicken Teppichen, den schwellenden Diwans und den Korbmöbeln im Vorgärtchen. All der Luxus schützt nicht immer vor gesprungenen Tassen, elendem Kaffee und verstaubtem Gebäck. Dafür aber brauchen die Gäste ganz gewiß nicht die Hauskapelle zu entbehren, die unermüdlich, teils mit Kellnerkulanz, teils mit Geniegebärden, Nacht für Nacht walzerische oder totenste Gassenhauer herunterspielt und die gräßlichen „Schlager" der Operetten bis zum Triumph des Blödsinns wiederholt.

Widerwärtig steigert sich noch immer das Treiben der „Bars". Seit ein paar Jahren beglückt es, ohne daß in der Friedrichstadt eine Entlastung zu gewahren wäre, besonders den neueren Westen. In diesen Buden, deren Reiz nicht bloß beim Asketen, sondern sogar bei gesunden Genießern versagen muß, kommt zu einer ganz verdächtigen Eleganz noch ein reger Animierbetrieb. Eine hohe Polizei scheint dagegen nicht das mindeste einzuwenden. Im letzten Winter wurde die nächtliche Spielzeit der Kabaretts eingeschränkt, die Bars aber sollen offenbar nicht geniert werden. Wetteifernd dürfen die „Damen" hinter dem Giftmischertisch und die allnächtlich treuen Besucherinnen die Gäste ausbeuten. Freilich sind viele von diesen Herren, von den „Schiebern" ganz abgesehen, des obrigkeitlichen Schutzes nicht sonderlich würdig. Man könnte sagen: wer in diesen engen Höhlen — oft sind es ausrangierte Kaufläden — bei unsagbaren Getränken und nicht mehr zweifelhafter Umgebung sich

Digitized by Google

wohl fühlt, dem ist nicht zu helfen. Doch bilden die Bars eine Gefahr für die studentische, kaufmännische, militärische Jugend und von jedem anständigen Standpunkt aus, vom geschmacklichen und volksgesundheitlichen wie vom sittlichen, ein vollkommen überflüssiges Übel.

Durchaus dasselbe gilt von den prunküberladenen Ballsälen, Nacht-„Palais“ und -Kasinos, die alle einen einheitlichen deutlicheren Titel verdienten. Unbegreiflich, wie zart, ja liebevoll die öffentlichen Mächte mit diesen — Häusern umgehen. Nicht genug, daß Stadt und Staat diese bequem zugänglichen Dirnenbörsen dulden, es gibt auch verbreitete Zeitungen und similibrillante Hauptstadtplauderer, die solchem Betrieb schmalzig-pikante Stimmungsbildchen „ablauschen“, worin die blanke rohe Geschäftlichkeit des Ganzen neckisch übergangen wird. Unverkennbar herrscht das Bemühen, der Reichshauptstadt ein ausgiebiges „Nachtleben“ sorglichst zu erhalten. Wären wir nicht in Preußens Hauptstadt, so müßten wir schier Bestechung vermuten. Nun müssen wir wohl auf mißratenen Lokalpatriotismus schließen.

Wenn Großberlin beim Vergleich mit einzelnen anderen Weltstädten nicht gut fortkommt, dann wird freudig entgegnet: „Aber unser Nachtleben!!“ In dieser törichten und gefährlichen Genugtuung übersieht man — im Grunde um des allbegehrten Fremdenverkehrs willen — daß „unser Nachtleben“ das Paradies des eingeordneten und werdenden Schiebertums ist und ein vielfältiges Hemmnis für die Ausbreitung echter Kultur. Dummheit und Verschmitztheit, Protzentum und Schwindlertum, Schamlosigkeit, Kulturfremdheit dürfen hier so ungehindert und wohlig eine Rolle spielen, daß die Träger solcher Eigenschaften sich ernstlich einzubilden vermögen, ihr Dasein habe die schönste Berechtigung.

Aber weiter, viel weiter noch reicht der Ungeist der Similikultur. Die ruhelos geschäftige Geselligkeit der „Feineren“ mit ihrer erschreckenden innern Lieblosigkeit und Ungemütlichkeit, ihrem immer frecher gehandhabten Heiratmarkt, ihrer eitlen und umständlichen, zuweilen auch einfach betrügerischen Wohltäterei, ihrer angestrengten Repräsentation über die Verhältnisse hinaus — der scheinbillige, scheinfeine Schundverkauf, der den Massen Bedürfnisse anerzieht, um sie nur zum Schein, ohne jede Kulturförderung, zu befriedigen und so noch die Armen zu überteuern — die aberwitzige Hast, womit viele reiche oder reich scheinen wollende Frauen und Mädchen sich jeder Pariser Kokottenmode unterwerfen — die vielfach unechte Betriebsamkeit der Geldgesellschaft in Dingen der Kunst —: es ist immer dasselbe Lied mit den zwei Motiven Genußsucht und Scheinadel . . . Similikultur.

Man möchte daran verzweifeln, ein so gemein gewordenes Mißgewächs auszurotten, zumal die Wurzeln ohne Zweifel in die Vergangenheit hinabreichen. Dennoch müßten die Verantwortlichen nicht tatlos oder gar schmunzelnd zusehen. Angenommen, ein bißchen Similikultur gehöre zu den ewigen Dingen der Sterblichen (wenigstens der glorreich zivilisierten), so bleibt doch eine gehörige Eindämmung möglich. Wirksamere Gesetze und Einrichtungen gegen die Arbeitscheu, Einziehung nachweislicher „Schieber“ und Dirnen zu langem Dienst in einem Heer der Arbeit, häufigere Ausweisung „lästiger“ Ausländer der hierher gehörigen Sorte, entschiedene Verminderung und kräftige

Digitized by Google

Besteuerung der unglaublich gewinnbringenden Nachtlokale, Verbesserung der Betrugsgesetze, die von Similikavalieren noch umgangen werden können, Einschränkung unlauterer Reklame und womöglich auch der ungediegenen Fabrikation: das wären so ein paar naheliegende Mittel gegen die gröberen, greifbaren Auswüchse des Übels. Aber freilich, in die Tiefe reichen solche Mittel nicht, und darum auch nicht in die Breite.

Nicht mehr und nicht weniger als eine Änderung der Lebensauffassung in ungezählten Großstadtmenschen (um bei diesen für heut zu bleiben) wäre erforderlich, wenn die Lust am unechten Glanz entschieden gemindert werden sollte. In der Regel ereignet sich dergleichen nur, wann schwere Schicksalskatastrophen über die Stadt oder das Land kommen. Eine so harte Pferdekur wollen wir dem Spreebabel denn doch bis auf weiteres noch nicht wünschen; es bleibt also nur die Hoffnung auf ein langsames Gesunden. Die aber hat zur Voraussetzung, daß alle Berufenen und Mitarbeitfähigen unverdrossen darauf hinarbeiten. Die tragisch einseitige Überschätzung des Geldes und des Käuflichen als des alleinigen Maßstabes für menschliches Glück und mitmenschliches Ansehen, diese Hauptursache des Unheils wird sicherlich nie vernichtet werden. Aber sie kann immerhin in vielem und in vielen zurückgedrängt, durch Freude an inneren Werten verdrängt werden.

Die Sehnsucht, reich zu werden, die so begreifliche Folge der Zivilisation, mußte und muß sich ja außerordentlich erhitzen inmitten einer idealschwachen und zusammenhangloſen Gesellschaft, im beständigen Anblick vielen neuen Reichtums, aus der Angst vor dem andern Äußersten: dem Untergehen im Menschenmeer der Weltstadt und endlich aus dem Gefühl der Leere, das die gemütlose, natur-entfremdete Millionenstadt in den Herzen der Insassen erzeugt. Je mehr an diesen Ursachen gebessert wird, je mehr Edelpatina das neue Gold ansetzt, je kräftiger Gemeinschaftgefühl, ethische und ästhetische Ausbildung die Schrecken der ganzgroßen Stadt bekämpfen, um so weniger wird der natürliche Wunsch nach Wohlstand sich in hastende, zügellose, lügenhafte Gier nach Goldesglanz verzerren.

In Erwartung eines gesegneten Zeitalters können immerhin neben den Volkserziehern jeder Art auch die übrigen Weltstadtgenossen, denen die Similikultur gründlich zuwider ist, Schritt für Schritt zum künftigen Sieg des Echten beitragen. „Nicht mitmachen!“ heißt ihre Losung. Sich nicht blenden lassen von all dem falschen Geglitzer, der anmaßenden Unechtheit womöglich mit einem ruhevollen Lächeln, oder aber, wo's sein muß, mit einem schlichten Fußtritt begegnen: das bedeutet auch schon Spatenstiche bei einem Aufbau jener unentbehrlichen echten inneren Großstadtkultur, für die noch kaum die Vorarbeiten begonnen haben. W. Riedner

Schmisse,

dilettantisch ausgedrückt: „Mensurnarben“ werden laut Zeitungsofferte von medizinisch gebildeten Händen kunstvoll angefertigt. Preis je nach Imposanz. Vorbei die Zeiten, da man die schweinswürstchenpaargleiche Quartennarbe in der Backe oder die trotzige Ruine der Nasenspitze im Angesicht Begnadeter nur hoffnungslos beneiden konnte — du vermagst nun, Sterblicher, dir durch die Kunst der Neuzeit eine Zierde zuzulegen, als hättest auch du — nicht parieren gekonnt. Ob den Abnehmern der „Mensurnarben“ die

Digitized by Google

Eselsohren automatisch nachwachsen, ist in dem Kulturdokument nicht angegeben.

Unsre Diplomaten

Gibt es zurzeit irgend einen im Deutschen Reich, der die Leistungen unsrer Diplomatie für bedeutend hält? Ich stelle die Frage nicht ironisch und möchte sie ganz sachlich aufgenommen und womöglich beantwortet haben. Konservative, Nationalliberale, Zentrumsleute, Fortschrittliche, Sozialdemokraten — sind unter ihnen irgendwo Verehrer unsrer Diplomatie? Soviel ich sehe, ist eine Meinungsverschiedenheit nur darin zu finden, daß die einen schon die Schiffsendung nach Agadir für den Hauptfehler halten und die andern erst, was darauf folgte.

Unsre Diplomatie ist bis auf ganz verschwindende Ausnahmen ein Tätigkeitsgebiet des Adels. Wer überhaupt den Adel in der Diplomatie gering schätzt, den halte ich, deutsch zu reden, für einen Dummkopf, denn meiner Meinung nach muß ein Nachdenken ergeben, daß der Adel nach Vererbung, Überlieferung und persönlichen Beziehungen im Verhältnis zu der Zahl seiner Angehörigen mehr geeignete Diplomaten hervorbringen dürfte, als andre Stände. Aber die Zahl seiner Angehörigen ist viel geringer, als die jener andern, und doch ist in den höheren Stellen des deutschen diplomatischen Dienstes das Verhältnis der Bürgerlichen zu den Adligen wie eins zu neunzig. Es ist wohl schlechterdings unmöglich, daß die Mehrbefähigung des Adels zur Diplomatie diesem Zifferverhältnis entspricht. Dazu kommt, daß sich die diplomatischen Aufgaben und Arbeiten in der Gegenwart sehr stark in einer Weise verändert haben, welche die früher so wichtigen höfischen und adligen Beziehungen entwertet.

Diejenigen Länder, die dem allgemeinen Eindruck nach gegen unser Vaterland die diplomatischen Sieger sind: England, Frankreich, Italien, haben ihre Diplomatie längst mit breiten Pforten den Bürgerlichen geöffnet. Ebenso das erfolgreiche Nordamerika. Wann werden auch wir der Forderung genügen, wann werden wir wenigstens mit Ernst an die Lösung der Aufgabe gehn: ohne jede Nebenrücksicht und Sympathie oder Antipathie die geeignetsten Männer unter allen auch für die diplomatischen Arbeiten auszulesen und vorzubereiten? Wie denkt man sich das: daß wir ohne solches Vorgehn in diesen ernsten Zeiten die Höchstleistung unsrer nationalen Kraft auch in der Diplomatie erreichen sollten? A

Zu den Tagesereignissen

Gemeinschaftserziehung 1

Radikale Forderungen allgemeinen Charakters, auch wenn sie nicht bloß Schlagwörter sind, haben immer etwas Verführerisches, etwas, das nicht bloß auf die Masse wirkt, sondern auch den Besonnenern leicht hinreißen kann. Sie ziehen aus einer einleuchtenden Logik ihre Kraft und scheinen notwendige Konsequenzen eines einmal anerkannten Prinzips, während sie doch vielmehr aus der Einseitigkeit hervorgehen, mit der man Hindernisse und Einschränkungen übersieht. Haben sie sich aber gar wirklich oder vermeintlich in der Erfahrung bewährt, so sind sie unwiderstehlich, und alle Bedenken, sei es praktischer oder theoretischer Natur, werden dann auf schwächliche Bedenklichkeit, wenn nicht gar auf bösen Willen zurückgeführt und auf diese Weise abgeschüttelt.

Mann und Weib

Digitized by Google

Eine solche Erfahrung liegt für den Gemeinschaftsunterricht bekanntlich in dem amerikanischen Schulwesen vor, und sie ist es, auf die sich die Vorkämpfer der Koedukation — auch die männlichen unter ihnen werden bei uns immer zahlreicher — in erster Reihe berufen. Prüfen wir einmal in Kürze, wie diese Erfahrung tatsächlich aussieht und was sie lehrt, um dann die Anwendung auf das allgemeine Prinzip und auf unsre deutschen Verhältnisse zu machen.

Der Gemeinschaftsunterricht in den Vereinigten Staaten ist, das müssen wir zunächst im Auge behalten, nicht aus einem pädagogischen Prinzip hervorgegangen, sondern aus einer praktischen Nötigung, dem Mangel an Geldmitteln und Lehrkräften, der es schwer und schwerer machte, für beide Geschlechter getrennte Schulen zu erhalten. Diese Tatsache beweist selbstverständlich nichts gegen das Prinzip; wenn man aus der Not eine Tugend gemacht hat, so kann es darum doch eine echte Tugend sein. Bedenklicher ist es freilich, daß der Vorzug der Koedukation drüben weit weniger allgemein anerkannt ist, als man bei uns anzunehmen pflegt. Er wird von einer ganzen Reihe namhafter Pädagogen angezweifelt, und was noch mehr sagen will, die Statistik zeigt, daß die Koedukation in den Staaten, deren Bildungswesen am höchsten steht, also in den östlichen, besonders in Neuengland und im Staate New-York, im langsamen Rückgang begriffen ist, dieser wird sich wahrscheinlich wie die ganze bisherige Entwicklung im amerikanischen Kulturleben allmählich von Osten nach Westen hin ausbreiten. Es ist seltsam zu sehen, wie bei uns unter enthusiastischem Lobe auf amerikanische Zustände Einrichtungen verfochten werden, von denen die Amerikaner sich abzuwenden begonnen haben. Entscheidend freilich für den prinzipiellen Wert der Einrichtung selber ist auch dieser Rückgang nicht. Ein Volk gibt im Laufe seiner Entwicklung wohl auch wertvolle Ueberlieferungen auf, sei es, weil eine neue Notwendigkeit der ältern gegenübertritt, oder weil es vorübergehend irregeführt ist. Nur der Einblick in die Einrichtungen selbst kann das Urteil über ihren Wert begründen.

Der erste Eindruck, den man von dem Gemeinschaftsunterricht, besonders in den Mittelschulen (High-scools) hat, ist nun, das muß von jedem Standpunkt aus zugegeben werden, der einer völlig natürlichen Sache. Zwanglos benehmen und bewegen sich Knaben wie Mädchen in der freieren, wenn auch keineswegs disziplinlosen Haltung, die an den amerikanischen Schulen üblich ist, und man kann leicht auf den Gedanken kommen, daß die Trennung der Geschlechter das Naturwidrige und Gekünstelte, die gemeinsame Erziehung das eigentlich Selbstverständliche und Naturgemäße sei. Freilich darf man sich von dieser „Gemeinschaftserziehung“ keinen allzu weitgehenden Begriff machen. Der Eindruck wird schon eingeschränkt, wenn man sieht, daß die beiden Geschlechter sich in den Pausen meistens durchaus getrennt halten. An manchen Anstalten ist das durch die Schulordnung befohlen, wie bisweilen denn auch beide Geschlechter in den Stunden getrennt sitzen; aber auch wo das nicht der Fall ist, halten sich fast überall Knaben zu Knaben, Mädchen zu Mädchen. Dem Gesamteindruck nun entspricht die Erfahrung, die mir überall gleichmäßig bestätigt worden ist: daß die Koedukation sexuelle Gefahren nicht mit

Digitized by Google

sich bringt. Ausnahmefälle kommen nach allem, was man sieht und hört, nicht häufiger vor als bei uns, und der Flirt, der für junge Menschen im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren überall gleich natürlich ist, geht nicht weiter als in Deutschland, wo es denn auch nicht gerade ungewöhnlich ist, daß die jugendlichen Kavaliere ihre Damen von der Schule nach Hause begleiten, ihnen die Bücher tragen und sich sonst lieblich erweisen. Freilich ist der Verkehr der beiden Geschlechter in Amerika bekanntlich freier als bei uns, oder besser gesagt: die Freiheit, die sie sich bei uns nur heimlich durch fortgesetzte kleine Listen erobern, dürfen sie sich drüben öffentlich nehmen, ohne daß jemand ein Arg dabei findet. Und es kann kaum ein Zweifel sein, daß vom rein menschlichen und natürlichen Standpunkt aus in der größeren Freiheit ein Vorzug zu erkennen ist. Aber es ist ein Irrtum, wenn man sie auf die Koedukation zurückführen will: in England, wo fast die gleiche Freiheit herrscht, gibt es den Gemeinschaftsunterricht überhaupt nicht. Vielmehr dürfte es umgekehrt das durch soziale Verhältnisse bedingte Herkommen sein, durch welches die Koedukation von vornherein ermöglicht wurde und als etwas Unbedenkliches erschien. Anderseits macht man sich bei uns auch von den praktischen Vorteilen für die sexuelle Moral ein falsches oder übertriebenes Bild. Freilich kommt es oft genug vor, daß junge Männer, oft solche, die nach unsern Begriffen kaum dem Gymnasium entwachsen sind, heiraten, und nicht selten heiraten sie gleichaltrige oder ältere Mädchen. Aber die wirtschaftliche Möglichkeit dazu wird den meisten nur durch das allgemein verbreitete Einkindersystem gegeben, das ja von weitsichtigen Vaterlandsfreunden oft genug beklagt und verurteilt worden ist, und das die Freunde der Koedukation bei uns schwerlich werden einbürgern wollen. Auch hat man nichts davon gehört, daß die Prostitution in den amerikanischen Staaten weniger verbreitet oder weniger gefährlich wäre, als bei uns. Kurz, was die sexuelle Seite der Frage betrifft, so sind sowohl die Befürchtungen wie die Hoffnungen, die unsre Theoretiker an die Koedukation knüpfen, so ziemlich hinfällig.

Aehnlich verhält es sich mit dem allgemeinen Einfluß auf die Charakterbildung der beiden Geschlechter. Bei uns befürchten ängstliche Gemüter wohl, daß die Koedukation zu ausgleichend wirken müsse, daß die Mädchen unweiblich, die Knaben aber verweichlicht und verzärtelt werden könnten. Zumal das Schreckbild des gelehrten Mannweibes wird als Warnungszeichen vorgehalten. Dagegen behaupten optimistische Theoretiker, daß der gegenseitige Einfluß veredelnd auf den Charakter jedes der beiden Geschlechter einwirken müsse, indem er ihren spezifischen Fehlern entgegenarbeite: die natürliche Roheit und Rücksichtslosigkeit der männlichen Jugend werde gemildert, diese Jugend selbst innerlich verfeinert; die Mädchen würden natürlicher und freier, weniger zimperlich die einen, weniger kokett die andern. Aber auch hier wird die theoretische Beweisführung durch die Erfahrung wenig bestätigt. Der Typus der Amerikanerin in den verschiedenen Gesellschaftsklassen ist nichts weniger als der des Mannweibes oder des Blaustrumpfes. Im Gegenteil, weibliche Liebenswürdigkeit und gesellschaftliche Sicherheit ist dem größten Teil dieser Frauen selbst im amtlichen Verkehr eigen,

Digitized by Google

im wohltuenden Gegensatz gegen die Beamtinnen mancher europäischer Staaten. Diese Eigenschaften sind die natürlichen Folgen der Freiheit, die ihnen von Jugend auf gewährt wird, und der rücksichtsvollen Form, die jeder Mann im Umgang mit ihnen wahrt. Aber sie werden durch die Koedukation, an der doch immer nur ein Bruchteil der jungen Mädchen teilnimmt, weder begründet noch beeinträchtigt. Die großen Mädchenanstalten, „Girls Colleges“, in denen die Schülerinnen eine weit größere Freiheit genießen und ein viel ungenierteres Leben führen, als in den gemischten Schulen, dienen mindestens ebensosehr dazu, ein Selbstgefühl zu begründen, das, weil es als etwas Selbstverständliches empfunden wird, sich ohne Anmaßlichkeit und ohne gereizte Kampfstimmung geltend macht, — wie denn überhaupt diese Frauenhochschulen durch die anmutige Ausgelassenheit und Natürlichkeit der Studentinnen oft einen ästhetisch reizvollen Anblick gewähren. Viel eher könnte man behaupten, daß durch das Zusammenleben mit den jungen Männern sich frühzeitig ein gewisses Raffinement ausbildet, eine liebenswürdige, aber berechnende Koketterie, die bei der amerikanischen Frau zweifellos ausgeprägter und verbreiteter ist als bei uns, und die dem Ideal unsrer Frauenführerinnen schwerlich entsprechen würde. Der amerikanische Junge auf der andern Seite mag durchschnittlich seinen Mitschülerinnen und ihren Freundinnen gegenüber etwas früher verbindliche Formen beobachten und respektvolles Gebaren an den Tag legen als der deutsche, der doch übrigens auch, sobald er aus den Flegeljahren kommt, seiner natürlichen Derbheit und Rücksichtslosigkeit nicht gerade im Umgang mit jungen Mädchen freien Lauf zu lassen pflegt. Aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich die jungen Leute drüben für einen gewissen Zwang, der ihnen durch die Koedukation auferlegt wird, oder den sie sich selbst auferlegen, untereinander schadlos halten. Soweit ich beobachten konnte, fehlt es der Kameradschaftlichkeit der amerikanischen Studenten, wenn sie nicht gerade vor die Öffentlichkeit treten, nicht nur an all dem, was man bei uns gute Formen zu nennen pflegt, sondern überhaupt an feinerer Kultur. Auch unsre Primaner und Studenten gehen nicht zimperlich miteinander um, wenn sie unter sich sind, aber sie suchen nach außen hin bekanntlich meistens Formen zu wahren, die dem ältern Beobachter wohl bisweilen ein Lächeln abnötigen, in denen aber doch ein gewisser Sinn für verfeinerte Lebensformen sich ausspricht. Für den Verkehr der amerikanischen Studenten ist ein ziemlich plumpes Sichgehenlassen bezeichnend, und der Penalismus der Colleges trägt Formen, die bei uns seit mehr als hundert Jahren überwunden sind. Man kann wirklich nicht behaupten, daß diese jungen Leute, die sich mit 20 Jahren prügeln und aufziehen wie unsre Tertianer, durch den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht verfeinert worden sind. Es möchte das hingehen, soweit es nur die Jugend trifft. Unleugbar aber herrscht eine gewisse Form- und Kulturlosigkeit auch im Verkehr der erwachsenen Männer untereinander, bis ziemlich hoch in die besseren Kreise hinein. Man kann die lächerlichsten Kontrastwirkungen erleben zwischen der ebenso peinlichen wie äußerlichen Wahrung der Formen in Gegenwart von Damen und der absoluten Formlosigkeit, die zutage tritt, sobald diese sich entfernt haben. Alles

Digitized by Google

in allem dürfte der Satz nicht weit von der Wahrheit entfernt sein, daß in Amerika trotz der Gemeinschaftserziehung der Mann männischer, das Weib mindestens nicht minder frauenhaft ist als bei uns.

Dem gegenüber befremdet es freilich, wenn man von gebildeten Amerikanern und besonders von denkenden Pädagogen nicht selten als entscheidenden Einwurf die Behauptung hört, daß die Gemeinschaftserziehung die männliche Jugend verweichliche oder verweibliche. Dieser Ausdruck trifft die Sache nicht, die eigentlich gemeint ist. Für die körperliche Entwicklung der Knaben und Jünglinge gilt der Einwurf gar nicht: schon der bloße Anblick dieser kraftvollen, durch Sport und Athletik jeder Art gestählten Jugend, ihrer Spiele und Uebungen widerlegt ihn. Für ihr äußeres Wesen und Gebaren trifft er ebensowenig zu. Aber er gilt auch vielmehr dem intellektuellen Leben, der typischen Erscheinung, daß, von den gelehrten Kreisen abgesehen, der Mann durchschnittlich weniger gebildet und weniger geistig interessiert ist, als die Frau, und daß er im Bewußtsein dessen geneigt ist, sein Urteil dem ihren unterzuordnen. So entsteht der überwiegende Einfluß der Frau auf das öffentliche Leben nicht nur in Sachen der Kunst und Literatur, sondern auch der Moral, der sozialen Gesinnung und besonders des religiösen Lebens, — es ist in der Tat nicht übertrieben, in diesem Sinne von amerikanischem Feminismus zu sprechen. Aber auch hier würde man unrecht tun, wenn man der Schule die Schuld gäbe. Es wird schließlich in jedem Handelsvolk so sein, daß die intellektuelle Kraft des Mannes wesentlich durch seine praktische Arbeit, durch das Geschäft und allenfalls die Politik absorbiert wird, während die Frauen die Trägerinnen nicht nur der künstlerischen, sondern auch der intellektuellen Kultur werden. Immerhin macht man dem Gemeinschaftsunterricht drüben mit Recht den Vorwurf, daß er dieses einseitige und unerwünschte Verhältnis nicht nur nicht mildere, sondern noch verschärfe. Die Mädchen bilden vielfach, besonders in den oberen Klassen der Mittelschule und in den gemeinschaftlichen Colleges die Mehrzahl, nicht selten eine ganz unverhältnismäßige Mehrzahl. Denn in der gleichen Gesellschaftsschicht besuchen sie länger die Schule, während die jungen Männer bereits im Kontor arbeiten. Schon hierdurch erhält der Unterricht natürlich eine Färbung, die dem Wesen der Mädchenbildung mehr als dem der Knaben entspricht. Rechnet man hinzu, daß die Mädchen zumeist schneller auffassen und gewandter antworten und dadurch die Knaben leicht entmutigen und zurückdrängen, so wird man begreiflich finden, daß schon hier jene intellektuelle Unterordnung beginnt, von der wir oben gesprochen haben. Vielfach sind die Leistungen der Mädchen auch absolut höher, weil sie nicht im gleichen Maße wie die Jungen durch den Sport abgelenkt werden. Daher erklärt sich die Abneigung der männlichen Studenten gegen die Koedukation, die bisweilen in scharfen Formen hervortritt, aber sicherlich nicht auf einer allgemeinen Abneigung gegen die Mädchen selbst beruht. So erzwang vor kurzem ein Jahrgang der Collegeboys in St. Louis durch einen regelrechten Streik die Trennung von den Studentinnen, und der Direktor der deutschen Akademie in Milwaukee erzählte mir, daß er, gewissermaßen als ein Experiment, einzelne Klassen, die zunächst zu-

Digitized by Google

sammen unterrichtet wurden, geteilt habe; nach der Teilung stiegen die Leistungen der beiden Geschlechter.

So zeigt sich auch hier erstens, daß das, was man als Folgen der Koedukation ansehen möchte, vielmehr durch weit allgemeinere Verhältnisse bedingt, und eher Ursache als Wirkung ist, zweitens, daß diese Verhältnisse spezifisch amerikanischer Natur sind und der ganzen Einrichtung eine national und lokal bestimmte Färbung verleihen, die ihre Bedeutung als Instanz für die allgemeine Bewertung wesentlich beeinträchtigt. Trotzdem bleibt auf den zuletzt erörterten Gebieten des eigentlichen Unterrichts ein allgemeineres Bedenken übrig. In Amerika sind es die Knaben, deren intellektuelle Entwicklung unter der Koedukation leidet. In Deutschland würden es nach den heutigen Verhältnissen wahrscheinlich die Mädchen sein. Das könnte sich mit der Zeit ändern, aber es bleibt sehr zweifelhaft, ob der Gemeinschaftsunterricht jemals so gestaltet werden kann, daß beide Geschlechter zu ihrem Rechte kommen. Wenn die Schulen eines ganzen Landes zusammengefaßt und ihre Leistungen gegeneinander abgewogen würden, so wäre es vielleicht denkbar, daß sie einander ausglichen. Im einzelnen aber werden wahrscheinlich, je nach den Verhältnissen und nach den Persönlichkeiten der Lehrer, die einen oder die andern die Leidtragenden sein. Aber auf das einzelne Menschenkind und nicht auf einen statistischen Ausgleich kommt es denn doch praktisch für die Erziehung an.

(Schluß folgt) R. Lehmann

Treibe nicht nur Sport, sondern genieße ihn auch!

Gewiß wird auch schon das bloße Betreiben eines Sports von Gesundheit fördernder Wirkung auf den Körper sein. Aber erst durch das Genießen, das heißt, durch das bewußte lustvolle und intensive Sichhingeben an die unmittelbaren Reize einer sportlichen Betätigung, durch das Ausschöpfen, durch das mit dem Gefühl Auskosten des Rhythmus, des Auf und Nieder im Spiel der erregten Kräfte, ganz ohne an Rekord und Konkurrenz zu denken, durch das bewußt Sichselbstgenießen in der Bewegung wird der Sport etwas, das auch dem Geist und der Seele Inhalte zu bieten vermag. Im allgemeinen wird der Sport viel zu materialistisch, zu parvenühaft betrieben, man schätzt nur die „Leistung". Wir sind nicht überlegen genug, genießen Bewegung, Haltung nicht um ihrer selbst willen, genießen nicht genug geistig, ästhetisch. Eigentlich gibt es nur einen Körpersport, bei dem wir das tun: das Tanzen. Es wäre schön, wenn aller Sport neben dem Kampf, neben dem Rekordschlagen und Punktzählen ein wenig mehr Spiel, ein wenig mehr Auskosten des Rhythmus, ein wenig mehr Tanz wäre! Damit würde der praktische Wert des Sports nur erhöht werden, denn nur in dieser Form bringt er Körper, Geist und Gemüt die wirkliche Erholung von der Nerven aufreibenden Arbeit des heutigen Lebenskampfes und erfrischt und stärkt zum neuen Kampf. —

Und außerdem würde auch die Ästhetik ihr Gutes davon haben. Unsre Tennis spielenden Damen wissen anscheinend gar nicht, zu welcher Plumpheit dieser bloße „Kampf um die Points" alle ihre Bewegungen entarten läßt. Erich Vogeler

Digitized by Google

Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde

Der Bund für Schulreform, von dem hier schon mehrfach die Rede gewesen ist, hat sich mit der Veranstaltung des ersten Deutschen Kongresses für Jugendbildung und Jugendkunde zu einer Vertretung der deutschen Schul- und Erziehungsarbeit konstituiert, wie wir sie bis jetzt noch nicht hatten. Die Dresdener Kundgebungen und Beratungen dieser Versammlung von etwa fünfhundert an Erziehungsfragen beteiligten Männern aus verschiedenen Berufen, darunter führenden Geistern des pädagogischen Deutschlands, geschahen nach Form und Inhalt im Geiste unmittelbarer Verantwortlichkeit. Das bedeutet eine entscheidende Wendung im Verlaufe der pädagogischen Reformbestrebungen. Zum ersten Male ist Aussicht vorhanden, daß eine Vereinigung, die ausdrücklich die Laien zur Mitarbeit heranzieht und über die Fachkreise hinausreicht, auf nicht allzu hemmungreichen Umwegen, unmittelbar fördernd auf die Gestaltung des öffentlichen Schulwesens einwirkt.

Besonders wichtig erscheint das bei dem Gegenstande, der als erster in den Verhandlungen vorangestellt wurde: bei den Besserungsvorschlägen, die sich in dem Begriff der Arbeitschule vereinigen. Von allen Rednern dieses ersten Tages wurde die Forderung der Arbeitschule — trotz mancher Bedenken muß man wohl darauf verzichten, einen besseren Namen zu finden — als Grundsatz für die technische Form der Erziehung und des Unterrichtes anerkannt. Eine tiefgreifende Aussprache, die in allen folgenden Verhandlungen nachwirkte, entspann sich zwischen den beiden Hauptberichterstattern, Kerschensteiner und Gaudig, über die Ausgestaltung dieses Prinzips im einzelnen und über seine Beziehung zum Inhalt der Erziehungsarbeit. Während Gaudig mehr dabei verharrte, den Begriff der Arbeitschule rein formal, als Selbsttätigkeit des Schülers, zu fassen, und unabhängig davon das Ziel der Erziehung in dem Ideal der Persönlichkeit sah, leitete Kerschensteiner aus seinem Begriff der Arbeitschule zugleich das objektive Ideal der Erziehung ab, das sich für ihn im Staate als dem höchsten äußeren sittlichen Gut verkörpert. Sein Begriff der Arbeitschule zeigte sich im Gegensatz zu dem Gaudigs mindestens ebensosehr auf soziale wie auf psychologische Forderungen gegründet. Aus sozialen („staatsbürgerlichen") Beweggründen vor allem erwächst auch die hohe Einschätzung der Handarbeit, für die Kerschensteiner in der Volksschule besonders ausgebildete technische Lehrer fordert. Leider wurde gerade diese wichtige Einzelfrage der Schulorganisation in der darauffolgenden wertvollen Wechselrede nur gestreift. Die Redner suchten zum Teil zwischen Kerschensteiners und Gaudigs Auffassungen zu vermitteln und sie als Gegensätze zu zeigen, die sich ergänzten. Wenn es auf der einen Seite hieß: Kerschensteiners Erziehung zum Staatsbürger bedeutet nur einen Erziehungsinhalt neben vielen andern, die sich alle in dem Erziehungsideal der Persönlichkeit vereinigen, so bemühte man sich auf der andern Seite, zu zeigen, daß der Persönlichkeitsbegriff Gaudigs in dem Staatsbegriff Kerschensteiners mit enthalten sei. Der alte Gegensatz in den Weltanschauungen, der sich hier offenbarte, einigte sich indes auf halbem Wege in den praktischen

Digitized by Google

Forderungen, die insgesamt darauf hinausliefen: das natürliche Tätigkeitbedürfnis des Kindes muß von der Schule mehr gefördert und genutzt werden. Einzelberichte zeigten dann, wie weit das in den einzelnen Fächern möglich sei und wie fruchtbar das Prinzip der Arbeitschule zu werden vermag; sie zeigten freilich auch die Schwierigkeiten, die ihm noch entgegenstehn, sofern es die gesamte Arbeit der Schule einheitlich durchdringen und sich nicht mit Stückleistungen begnügen will. Doch trat überall ein starker Wille hervor, vom verhängnisvollen Intellektualismus des alten Schulbetriebs loszukommen, und so gewiß es schien, daß die Arbeitschule keineswegs genügt, alle Fragen der Schulreform zu entscheiden: das einmütige Bekenntnis zu ihr bedeutet doch zum allermindesten eine von den notwendigen Entscheidungen. Und zwar dank der Zusammensetzung und Arbeitsweise dieses Kongresses eine so gewichtige, daß sich ihr die öffentlichen Schulen kaum noch lange werden entziehen können.

Wie unendlich verwickelte Fragen sich erheben, wenn es sich ernstlich darum handelt, den alten Intellektualismus aus der Schule zu verbannen: das zeigten recht scharf die Verhandlungen des zweiten Tages über „Intelligenzproblem und Schule". Stern und Meumann forderten: neben die Kenntnis, die der Lehrer durch seine Erfahrung und den Umgang mit den Schülern gewinne, sollten die Untersuchungsmethoden der wissenschaftlichen Jugendkunde treten, am besten verwaltet von einem eigenen schulpsychologischen Amt. Professor Kramer und andere Ärzte stellten sich auf ihre Seite. Gaudig und andere Vertreter der Lehrerschaft lehnten den Schulpsychologen als eine neue Instanz in Schuldingen ab und wiesen auf die Gefahren hin, die in der bis jetzt noch bestehenden Unsicherheit der Methoden und in ihrer Unfähigkeit liegen, auch nur alle Funktionen der Intelligenz sicher zu erfassen, geschweige denn dem ganzen Menschen urteilend näher zu kommen. Andre wünschten eine Zusammenarbeit des wissenschaftlichen Psychologen mit dem Lehrer, vor allem eine tiefere psychologische Schulung des Lehrers. Im ganzen war man wohl darüber einig, daß die erhöhten erzieherischen Anforderungen an die Schule und ihren Massenbetrieb eine verfeinerte Technik in der Erkenntnis und Behandlung der Schüler notwendig machten und daß die wissenschaftliche Jugendkunde, von der man eine gesunde und vielleicht auf tiefere Grundlagen als bisher gegründete Entwicklung erhofft, als Helferin dabei zu begrüßen sei. Die Fragen einer differenzierten Behandlung der verschieden begabten Schüler wurden daran angeschlossen. Deuchler trat für das Mannheimer System ein, Petzoldt für seinen Vorschlag der Sonderschulen für hervorragend Befähigte und Raschke für seinen Schulorganisationsplan, der einen Mindest- und einen Normallehrstoff für alle Fächer vorsieht (Kw. XXIII, 19). Die Aussprache über diese Gegenstände zeigte von Anfang an so viele ungeklärte Gegensätze, daß der Eindruck bestehen blieb: in diesen Fragen bedeutet der Kongreß nicht wie in der Frage der Arbeitschule den Abschluß, sondern den Beginn einer Entwicklung Diese Besserungsvorschläge (vor allem die Raschkes, die noch verhältnismäßig neu und unbekannt sind) müssen wohl erst noch tiefer in das Bewußtsein der Öffentlich-

Digitized by Google

keit, zumal der breiteren Massen der Lehrerschaft bringen: das Bedürfnis nach einer Reform in ihrer Richtung ist ja dringend genug. Die Formen, es zu befriedigen, werden aber im einzelnen erst noch zu finden sein.

Den Willen zum Bauen, zur Form, der in der Tagung so machtvoll zum Ausdruck gekommen ist, hoben in programmatischen Ansprachen die Redner der Schlußversammlung, besonders Cordsen, der Vorsitzende des Bundes, Gertrud Bäumer, Meumann und Goetze hervor. So schwere Kämpfe um den Inhalt der Erziehungsarbeit noch bevorstehen (wie Cordsen andeutete): der Grundgedanke der inneren Aktivität, auf den man sich geeinigt, habe doch eine stark aufbauende, innerlich reformatorische Kraft. Daher liegt auch keine Gefahr für die feste innere Form des Erziehungslebens in der wichtigsten Forderung, die gestellt werden müßte, wenn das neue (und alte, auf Kant und Pestalozzi gegründete) Prinzip fruchtbar werden solle: der größeren Freiheit für Lehrer und Schüler. Als die zweite Bedingung aber muß gelten: Zusammenarbeit aller, der Fachkreise ohne Unterschied wie der Laien. Neben den vielen Leistungen des Kongresses, von denen hier im Kunstwart noch in andern Zusammenhängen die Rede sein wird, ist wohl diese kulturpolitische nicht die geringste: er hat weithin vernehmbar dargetan, daß die Schule eine Angelegenheit der gesamten Kulturgemeinschaft bedeutet, in der alle ihre tiefsten und wertvollsten Bedürfnisse und Kräfte einen starken und organischen, reinen und wahrhaftigen Ausdruck suchen müssen. H. U.

Lebende Worte

Über Vaterlandsliebe

Es hat bessere Chancen ein Patriot zu sein: der Eingeborne gegenüber dem Fremden, der Verheiratete gegenüber dem Junggesellen, der Gläubige gegenüber dem Ungläubigen.

Ein Epikuräer kann unmöglich ein Patriot sein.

Verlangen nach Preis und Achtung mag einiges tun; einen wahren Patrioten aber auszumachen, dazu gehört ein innerer Sinn, gebaut aus Pflicht und Gewissen. Wir brauchen nicht zu glauben, daß jeder geräuschvolle Volksredner oder jeder milzige Hofhasser darum auch ein Patriot sei.

Manche Schriftsteller haben es für unmöglich gehalten, daß Menschen dazu gebracht werden könnten, den Sinn für die Öffentlichkeit zu verlachen. Und doch ist dies im gegenwärtigen Zeitalter geschehen.

Der Patriot dient dem Staate und insoweit seinem eignen Wohlergehen. Der Lump macht die Öffentlichkeit dem eignen Interesse dienstbar. Der erste sieht in sich einen Teil vom Ganzen, der zweite das Ganze.

Es war immer und es wird immer sein ein natürlicher Streit zwischen Regierung und Volk. Die eine will soviel herausziehen als möglich, das zweite sowenig bewilligen als möglich. Wie soll der Patriot sich verhalten? Er gibt das Notwendige. Gibt er mehr, so tut er es mit der Absicht, seinem Lande mehr zuzuwenden.

Moralisch Schlechtes darf nie begangen werden; physisch Schlechtes mag geschehen, sei's ein größeres Übel zu meiden, sei's ein Gut zu beschaffen.

Wo das Herz richtig ist, da ist wahrer Patriotismus.

Der Patriot gesteht zu, daß ehr-

Digitized by Google

liche Männer da sind und daß ehrliche Männer voneinander abweichen können.

Wer immer tadelt oder immer lobt, ist kein Patriot.

Wären alle süße, kriechende Hofleute — wären alle saure Unzufriedene: in beiden Fällen würde das Wohl des Ganzen übel gedeihen.

Ein Patriot könnte kaum wünschen, daß es im Staate keine Gegensätze gäbe. Ein Patriot wird keinen Mann nur um deswillen achten, weil er seiner Partei angehört.

Der Parteimann mißversteht sich leicht als einen Patrioten.

Diese Worte stammen von Berkeley. Bischof Berkeley (1685 bis 1753) ist einer der größten Philosophen und Schriftsteller Englands gewesen. Seine Erkenntnistheorie ist durch ihren Erneuerer, Schopenhauer, einem verhältnismäßig breiten Publikum bekannt geworden und die Geschichte mancher Spezialwissenschaft, sogar die der Mathematik, nennt seinen Namen mit Achtung. Dagegen sind seine ethischen Schriften, sehr mit Unrecht, verschollen. Die im folgenden von mir übersetzten Fragmente zeigen Berkeley als Ethiker — und als Grandseigneur. Diese Maximen gehen dem Geistreichen sehr sorgsam aus dem Wege; man wird sie aber um deswillen ganz gewiß nicht für trivial halten. „So spricht man nicht zu Völkern", herrschte Napoleon seine Königlichen Untergebenen an, wenn sie in ihren Proklamationen irgendeine Redseligkeit oder Geistreichelei anbrachten. (Beides ist dasselbe.) Wohl, Bischof Berkeley sprach zum englischen Volk. F. K.

Unsre Bilder und Noten

Das Blatt nach dem Bilde von B. Berneis, das die Besucher der diesjährigen Berliner Sezessionsausstellung wohl noch gut in Erinnerung haben, paßt schön in die Jahreszeit. Das kraftstrotzende Gemälde scheint ein Gewebe aus Nässe und Licht. Aber aus den malerischen Flecken wächst zugleich eine jener wundervollen Naturstimmungen heraus, die hundertmal häufiger in der Welt genießt, wer seine Augen geübt hat, daß sie sehen können. — Wir geben mit diesem Blatt nach Oberländers „Hühnerhof" im ersten Oktoberhefte ein zweites Beispiel unsrer neuen Reproduktionstechnik. Das Bild mußte für die Kunstwartauflage viermal geätzt werden, und nicht alle Ätzungen konnte man ganz gleichwertig herstellen — darin liegt bei diesen neuen Maschinengravüren noch eine Schwierigkeit, wie sie überhaupt an alle beteiligten Techniker, den Photographen, den Ätzer und den Drucker, noch sehr große Anforderungen stellt. Aber keine andre Reproduktionstechnik ohne Handdruck wäre imstande gewesen, eine so große Skala vom Dunkelsten bis zum Hellsten mit allen Übergängen zugleich kraftvoll, klar, mit dem „Sammet" der Tiefe und dem „Atlas" der zarten Lichtwirkungen so herauszubringen.

Das farbige Blatt nach René Reinicke wollten wir „eigentlich" zusammen mit dem farbigen nach Dill im vorigen Hefte bringen — aber man sollte es nach einem solchen doch lieber erst ansehn, wenn man inzwischen einen Spaziergang gemacht oder mindestens zu Abend gegessen hat. Sonst könnte es recht anschaulich zeigen, in wie starkem Maße

Digitized by Google

eine falsche Umgebung, bei Ausstellungen: ein falsches Zusammenhängen auf den Ausdruck der Kunstwerke wirkt.

Heut werden wir leichter dem berühmten Zeichner folgen, der uns hier als Maler kommt. Wir haben seine Bilder von den Fliegenden her hauptsächlich wegen ihres Spiels mit Tonwerten in Erinnerung, das diese Holzschnitte oft wie ein Knitterspiel feinen Seidenstoffs erscheinen ließ — aber ihre nächste Aufgabe war doch die: Szenen aus dem Gesellschaftsleben zu illustrieren. Nicht von Farbe oder Licht, vom Charakteristischen aus kommen wir auch vor unserm Bilde am schnellsten an seinen Künstler heran. Nur: hier ist keine Pointenkunst und überhaupt keine satirische Kunst, das Ganze ist aus sehr freundlicher Stimmung heraus entstanden. Bildnisse. Was geht denn vor? Es ist, nehmen wir an: Geburtstag, jedenfalls ein kleines Fest. Der Backfisch im Staat hat mit den auch an derbe Hausarbeit gewöhnten Händen vorgespielt, nun heißt es aus unsrer, der Beschauer Gegend her, wo ums Sopha die Respektspersonen sitzen: „Wie wär's mit dem Stück?", und ihr ist etwas herzklopferisch zumut, ob sie's kann, während die stehende Sängerin sehr viel gemächlicheren Gemütes die Noten überprüft. Nochmals: Bildnisse. Und rein erlebte Situation von liebenswürdiger Intimität. Bildnis ist augenscheinlich auch das Stück Zimmer, dessen Einrichtung aus einer nun schon vergangenen Zeit stammt. Und was die Farbengebung anbetrifft: sie ist nicht die Hauptsache, ist nicht das, worauf das Ganze gesehen und gestimmt ist, das gestaltende Zentrum des Bildes liegt nicht hier. Viele wird diese Farbbehandlung eines Mannes, der sehr fein zu sehn und sehr gut zu malen gelernt hat, auch heut noch rege ansprechen, andre werden an ihr die vereinfachende Zusammenfassung vermissen, die man heute erstrebt. Vor unsrer Reproduktion ist jedenfalls zu bedenken, daß sie eben eine photomechanische Reproduktion ist und zwar eine mit starker Verkleinerung — daß also das Original natürlich viel weniger bunt wirkt und an Feinheiten viel mehr gibt.

Von den schönen Radierungen Adolf Schinnerers ist den Lesern des Kunstwarts schon zweimal (Kw. XXIII, 2 und XXIII, 24) gesprochen und sind ihnen beidemal Proben gezeigt worden. Die wir heut wiedergeben, zeigt eins der innerlichsten Blätter unsrer jüngeren Kunst. Der billige Witz hätte „erläuternde Worte" schnell bei der Hand: „sie wollten lüderlich sein und wurden sentimental". Aber wo ist hier Sentimentalität? Kann der Durchbruch der Reinheit und der Reue im Menschen reiner, phrasenloser — erschütternder mit einfachen Mitteln geschildert werden? Über Schinnerer als Radierer wollen wir heut nicht schon wieder sprechen, nur auf die meisterliche Kompositionn des Blattes möchte ich aufmerksam machen.

Wesentlich muntrerer Art ist Hans Aulhorns „Erste Ausfahrt" zum Blocksberg, denn die hier dargestellte junge Dame ist in ihrem Gemüt mit keinen andern Schwierigkeiten beschäftigt, als mit denen des Balanzierens. Sie wird es zu etwas bringen, wie eine Rakete schießt schon der Besen über die Irrlichtelei dort unten hin. Nach dem tragischen Bilde das humoristische, das wie jenes nicht literarisch, sondern echt bildnerisch ist, weil es rein mit bildnerischen Mitteln wirkt: das Ungelenke und Unsichere der Haltung des jungen Dings, wie ihr Ausdruck und wie die Nachtstimmung bringen keine Anleihen von einem andern Kunstgebiete her, sie zeigen sich unmittelbar dem Auge. Die Nacht-

Digitized by Google

stimmung ist der unheimliche Hintergrund und Untergrund: der Boden, dem dieses Getriebe entsteigt. Erst durch ihn bekommt das Licht des Humors seinen Schatten, wird das Bild zu einem gerundeten Vollbild.

Die Beilage „Die Marsyasgruppe des Myron“ bringt die Illustrationen zu dem Rundschaubeitrage von Professor Klein, zu dem auch eins der Textbilder gehört.

Die weiteren drei „in Sachen des Heimatschutzes“, die wir der Freundlichkeit des Regierungsbaumeisters F. Kallmeyer in Halle verdanken, sollen mit einem durch Zufall gerade verfügbaren Beispiele nur daran erinnern, wie der Heimatschutzgedanke wirkt. Was wäre für die verehrliche Stadt Halle gescheiter gewesen, wenn die Scheune zum Gute Gimritz einmal neugebaut werden sollte: nach ihrem Magistratsentwurf vorzugehen oder nach dem Vorschlage des heimatschützlerischen Kunstgewerbevereins? Heute schon würde diese Frage wohl anders erledigt werden, als sie vor ein paar Jahren erledigt worden ist. Dank der Ausbreitung des Heimatschutzgedankens auch in den Massen. Nicht auf die „eine Scheune“ aber kommt „so viel“ an, und nicht um „ein paar Bäume“ als solche erheben wir ein andres Mal „ein Geschrei“, sondern um Beispiele, die, zehnmal durchgelassen, sich hundert weitere Mal wiederholen, wie sie im Laufe früherer Jahre an zehn- und hunderttausend Stellen von der Schönheit unsres Heimatlandes abgebröckelt haben. Ziegelgestelle wie dieses mit dem magistratlichen Segen, das ist allgemeiner Vor-Heimatschutz-Nutzarchitektur-Stil, und wenn der heute allmählich allerorten unmöglich wird, nochmals: so ist das Einfluß der Massen, die auf uns zu hören beginnen. Wirken wir weiter auf diese Massen, so werden wir sie auch noch über andre Engen so weit hinaufführen können, wie eine Menge als solche halt steigen kann. Und da unser Volk jetzt mehr Geschmack hat als vor zwanzig Jahren, so kann's wohl noch einigen weitern bekommen. A

Unsre Notenbeilage bringt die beiden Eingangsätze aus Johann Sebastian Bachs Invention D-dur für Violine und Klavier. „Invention“, das heißt Erfindung, Einfall ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine allgemeine Bezeichnung für Tonstücke ohne bestimmte thematische Form. Hier läßt Bach auf „eine Art Rezitativ“ einen Satz folgen, den er mit „Bizzarria“ überschreibt, wohl um den Geiger vor einem akademischen Vortrag zu warnen und ihn zum Ausschöpfen des innewohnenden romantischen, subjektiven Ausdrucks anzuregen. Diese bedeutendste der Bachschen Geigen-Inventionen ist im Original für Violine und Baß geschrieben, doch bildet der Baß bei einem so polyphon denkenden Musiker natürlich nicht bloß die harmonische Stütze, sondern nimmt auch am Aufbau seinen Anteil. Wie selbständig, konzertant bewegt er sich in der Bizzarria! Die Aussetzung des Basses und die Vortragsbezeichnung hat Rudolf Melzer in Berlin für uns vorgenommen. — Einmal im Bereiche der älteren Musik, geben wir auf der letzten Seite noch ein Stück von Johann Caspar Ferdinand Fischer (gest. nach 1737), Kapellmeister zu Baden-Baden, einem der erfindsamsten deutschen Klavierkomponisten vom Anfang des 18. Jahrhunderts, zugleich als Probe einer größeren Sammlung, die L. Matossi in der Hausmusik des Kunstwarts herausgegeben hat.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

RENÉ REINICKE

Digitized by Google

Digitized by Google

KW

ADOLF SCHINNERER

Digitized by Google

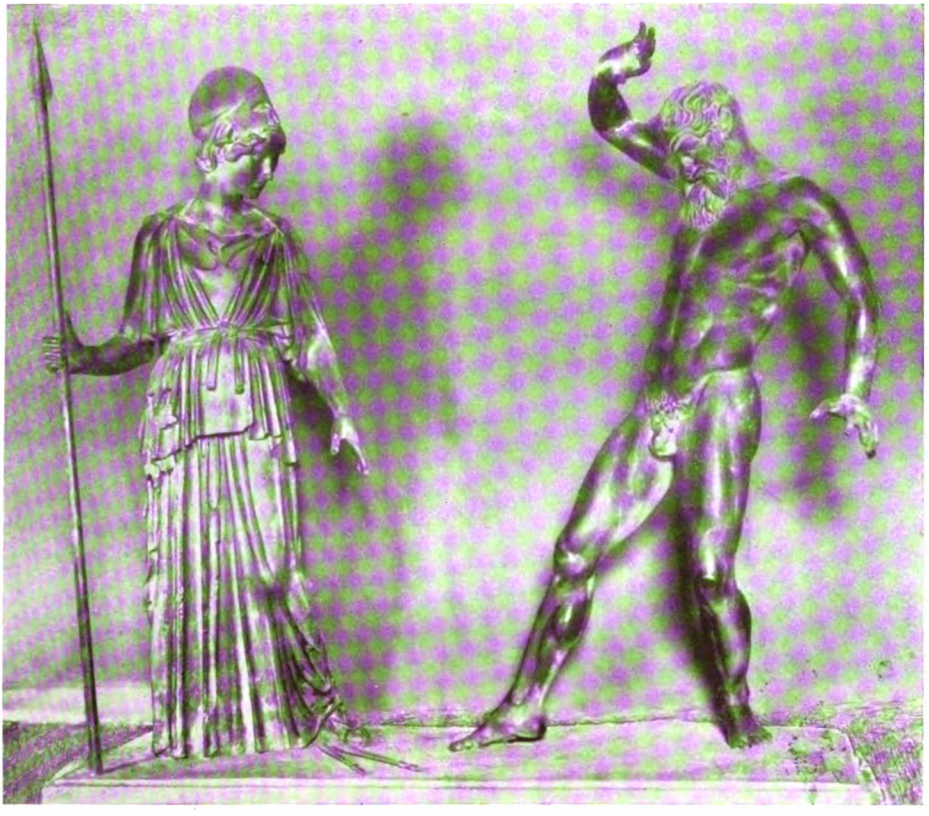
Digitized by Google

H AULHORN

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DIE MARSYASGRUPPE DES MYRON



AUS DEM KUNSTWART

OBEN: DIE MÜNCHNER REKONSTRUKTION
UNTEN: REKONSTRUKTION VON AUGUST BRÖMSE UND ADOLF MAYERL

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DIE MARSYASGRUPPE DES MYRON

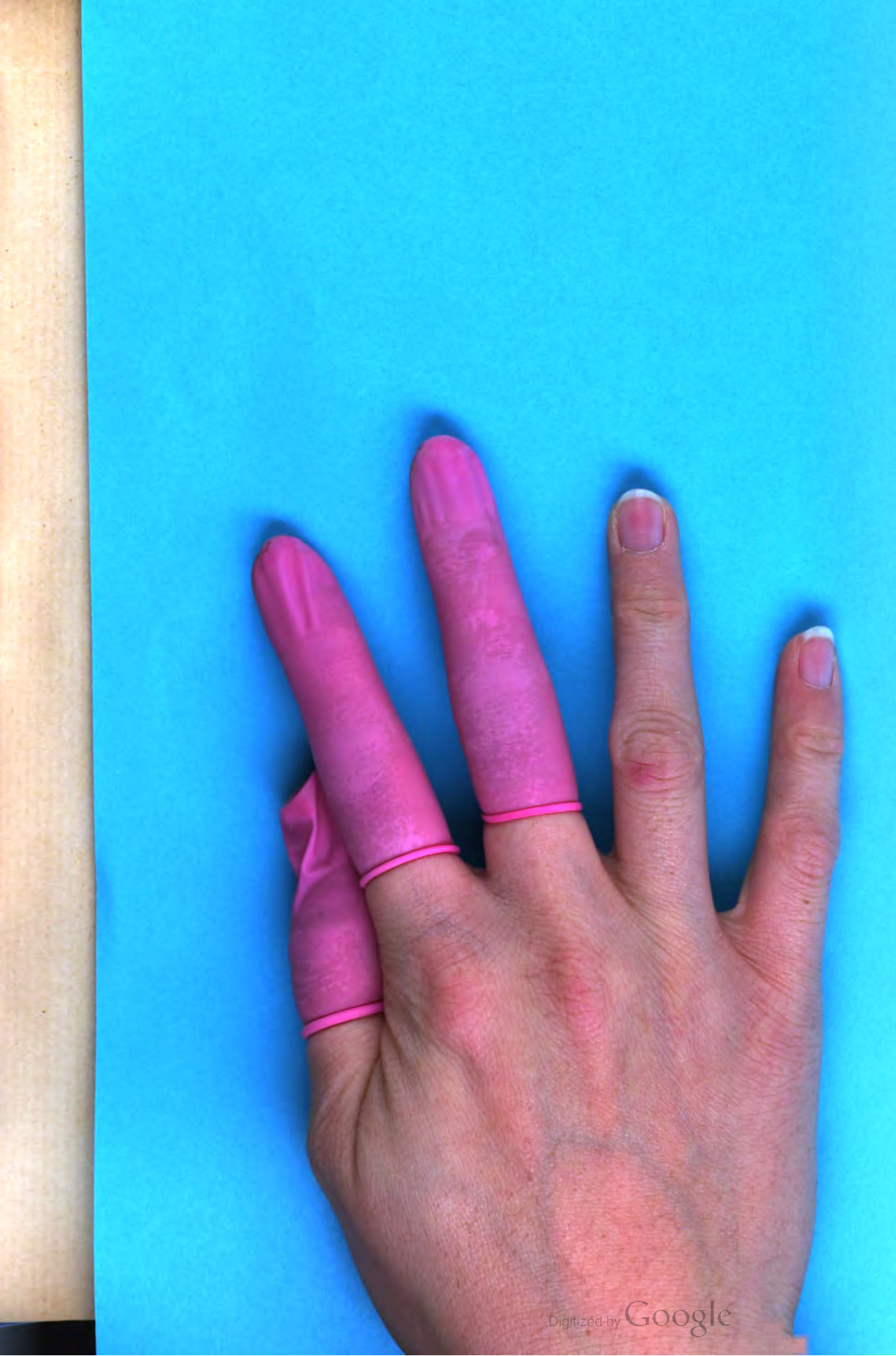
DIE FRANKFURTER ATHENA-STATUE

DIE DRESDNER ATHENA-STATUE

DIE FRANKFURTER ATHENA-STATUE

AUS DEM KUNSTWART

Digitized by Google

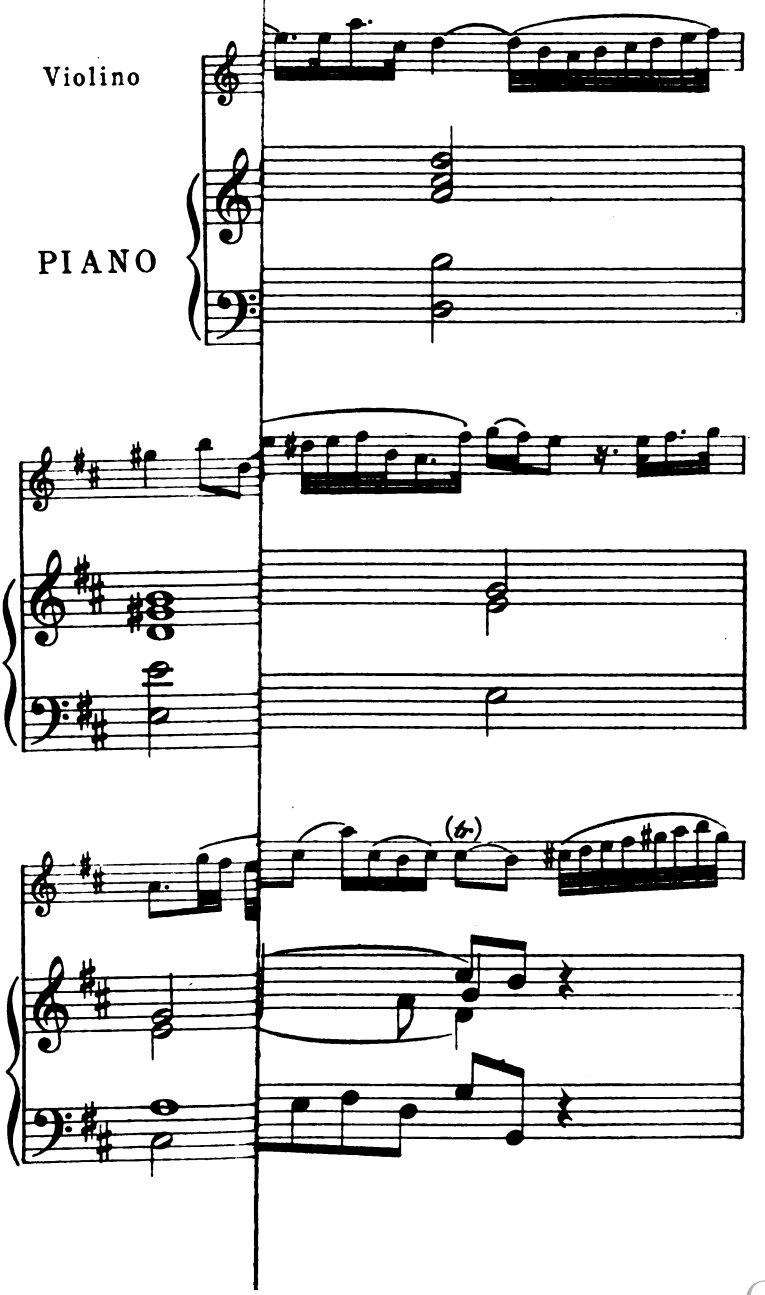

Digitized by Google

Digitized by Google

BEILA

I: INVENTION D-DUR

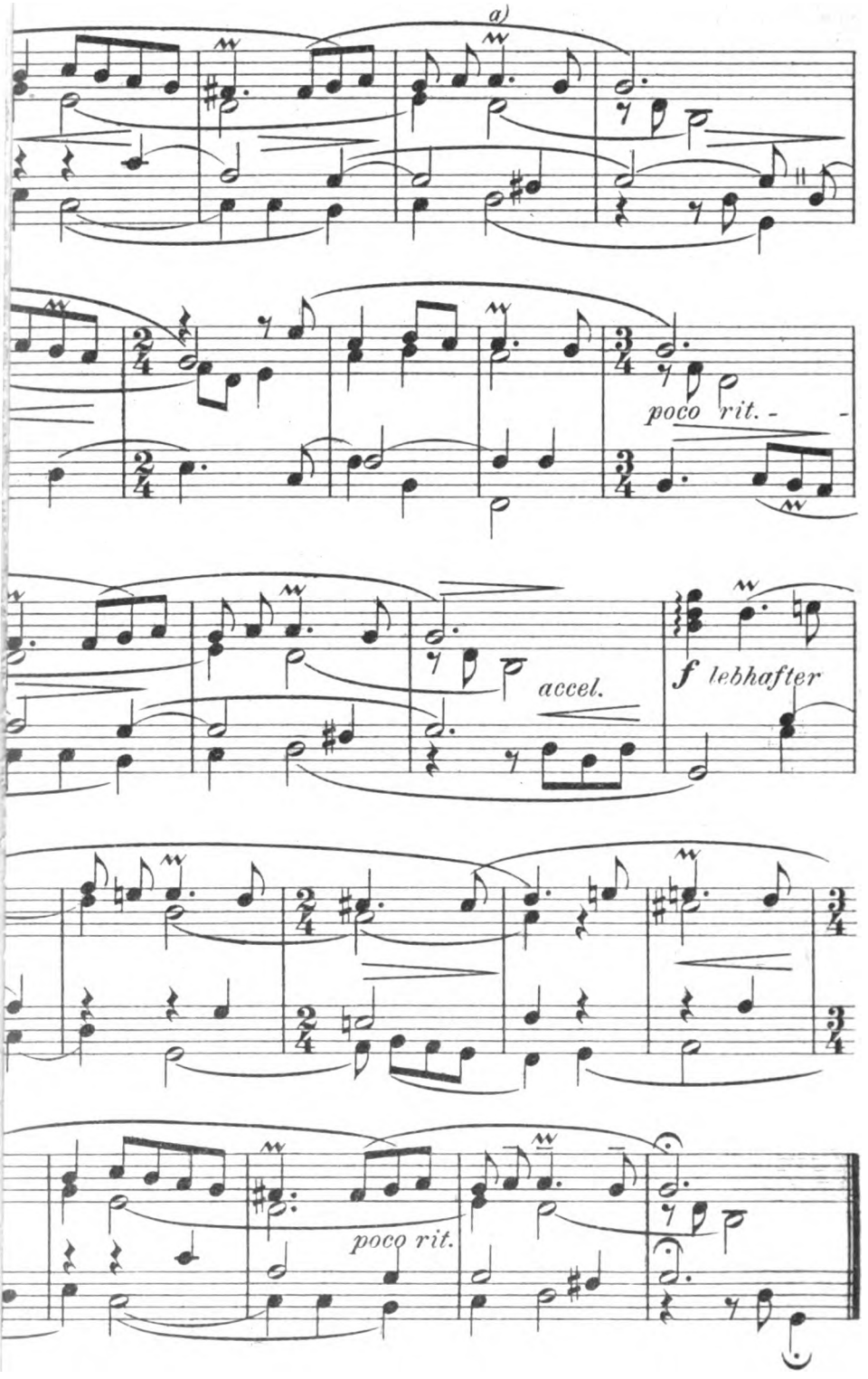
Bearbeitet von RUDOLF MELZER



Digitized by Google

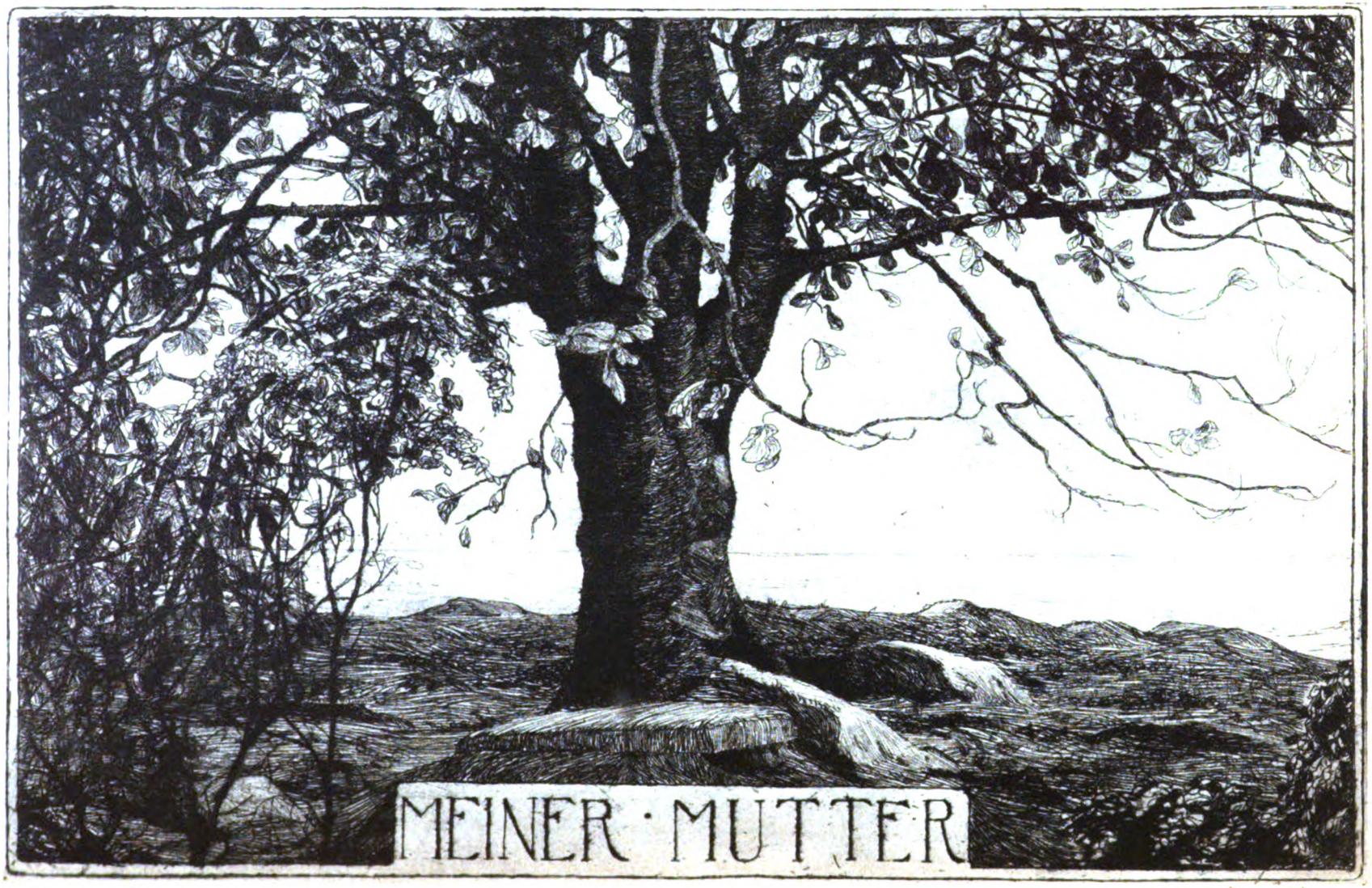
RONDEAU

Bearbeitet von LORENZ MATOSSI



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Jahrg. 25 Zweites Novemberheft 1911 Heft 4

Gesamtleben und Ausdruckskultur

Die Ausdruckskultur ist nicht auf das Gebiet des Ästhetischen im engern Sinne, und ist nicht auf das Einzelleben beschränkt; alle Leser des Kunstwarts wissen, daß sie sich vielmehr auch auf das Leben der Gesamtheit erstreckt. Der Charakter eines Volkes offenbart sich nicht nur in seinem künstlerischen Schaffen, in der Form des Familienlebens und in seiner Art zu wohnen, sondern in allen öffentlichen Einrichtungen und Gesetzen; in ihnen tritt das Wesen des Volkes in die Erscheinung. Wir erstreben Wahrhaftigkeit, weil wir wünschen, daß möglichst viele aus dem Schein das Wesen beurteilen können. Denn wir alle sind mitverantwortlich für alle Äußerungen des Gesamtlebens. Ist doch die gesellschaftliche Ordnung eine unsrer Taten — unsre Tugend oder unsre Sünde. An uns also ist es auch, falls uns dies nötig erscheint, mitzuwirken an einer erfreulichen Umgestaltung. Diese Grundgedanken auch der Kunstwartarbeit sind in diesen Blättern oft entwickelt worden.

Da Ausdruckskultur somit auf eine Kultur des Wesens geht, muß jeder zunächst das Wesen unsrer gesamten Lebensordnung in großen Zügen zu erkennen trachten. Das ist dadurch sehr erschwert, daß viele aus der Verschleierung Vorteil ziehen. Es erfordert oft eine eingehende Prüfung, um den eigentlichen Gehalt vieler Einrichtungen, um die Eigentümlichkeiten eines Gesetzes, um den Charakter einer politisch bedeutsamen Persönlichkeit richtig erfassen zu können. Die Tageszeitungen, eine Hauptquelle unsrer politischen Kenntnisse, begnügen sich meist nicht damit, ihren Parteistandpunkt zu betonen und ihr Urteil beizufügen, sondern sie geben meist auch gefärbte Schilderungen des Tatbestandes. Dies ist so allgemein verbreitet, daß manche Menschen gar nicht mehr recht zwischen Parteiergreifung und irreführender Darstellung unterscheiden können. Sie glauben, das gehöre untrennbar zusammen, während doch bei ruhiger Überlegung leicht einzusehen ist, daß über den Tatbestand gar kein Streit zu bestehen brauchte, während die Beurteilung schroffste Gegensätze aufweisen mag. Aus der sehr oft ganz unbewußten Neigung, das Tatsächliche zu fälschen, nährt sich auch die Unsitte, den Gegner um jeden Preis herabzusetzen und auch das nicht anzuerkennen, was man selber nicht anders machen würde. Wir glauben wahrhaftig nicht an ein Aufhören der politischen Kämpfe, wohl aber halten wir es für möglich, daß bei uns Männer Politik treiben, die es für unwürdig halten, mit Lüge und Entstellung politische Siege zu erfechten statt zunächst die Tatsachen möglichst eingehend zu erforschen, dann aber rückhaltlos für das als gut erkannte einzutreten. Wer für den Alkoholgenuß eintritt, weil er sich durch die Antialkoholpropaganda geschädigt fühlt, möge das sagen, er möge aber nicht Gott, König und Vaterland zu Bundesgenossen herbeiholen. Wenn das Verhalten von Hausbesitzern als gemeingefährlich bezeichnet wird, so mögen sie zeigen, daß sie

Digitized by Google

im Gegenteil notwendige und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, — oder sogar: auf ihre Zahl, auf ihre Macht weisen, es führt aber vom Thema der Vorwürfe weg und irre, wenn sie statt sich zu rechtfertigen auf die rote Gefahr hinweisen, die Religion, Staat und Familie zerstören werde, falls man Vorrechte der Hausbesitzer kürze. Diese Beispiele aus der allerletzten Zeit mögen genügen; wer unbefangen die Wirklichkeit betrachtet, findet kleine und große alle Tage und auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Ehe wir daher an die weitere Forderung der Ausdruckskultur, an eine erfreuliche Gestaltung unsrer Lebensordnung denken können, müssen wir durchsetzen, daß die Wahrhaftigkeit vorherrsche. Daß sie heute schon vorherrsche, wird wohl niemand behaupten wollen.

Wenn wir trotz all dieser Hindernisse hinter die Schleier blicken, wessen Wesen haben wir dann vor uns? Hüten wir uns davor, einem unbekannten Etwas, der Gesamtheit, dem Staat, dem Volke die Schuld an der Lebensordnung zuzuschieben. Wir selbst sind das Volk. Wir müssen uns ohne Rückhalt fragen: Sind wir mit den Grundlagen unsrer Lebensordnung einverstanden oder nicht? Und wenn nicht, wie können wir sie ändern? Nichts wäre verächtlicher, als die „Schuld“ der Vergangenheit oder der Regierung zuzuschieben, wie man oft die „Schuld“ an dem schlechten Stil der Möbel, an dem häßlichen Schnitt der Kleider einer Überlieferung oder den Tischlern und Schneidern zugeschoben hat. Gewiß sind dies auch bedeutsame Mächte, aber eben darin besteht der Fortschritt auf dem Gebiet der Ausdruckskultur, daß wir selbst entscheiden, was unserm Wesen angemessen ist und uns nicht fremde Formen aufdrängen lassen — mag es sich nun um Möbel, Kleider oder Gesetze und Staatsverfassungen handeln. Wir nehmen Möbel nicht mehr stillschweigend an, wie sie eben geliefert werden, sondern fragen uns: sind sie zweckmäßig und solid, drücken sie erfreulich aus, was sie ausdrücken sollen, entsprechen sie unserm Charakter, dem unsrer Familie? Ebenso müssen wir schlicht und eindeutig fragen: Billigen wir, daß Millionen Menschen in Sorgen und Armut leben, während eine kleine Minderzahl so viel empfängt, daß sie im Überfluß leben kann? Wir müssen klar fragen und uns vor allen weitläufigen Umschreibungen hüten, denn nur so können wir über das Wesen unsrer Wirtschaftsordnung urteilen. Wir müssen uns die Frage stellen: Findet der Durchschnittsmensch den Ausdruck seines staatlichen Wollens darin, daß einige reiche Leute Straßenzüge in ihre Hand bekommen und den größten Teil des Volkes sich dadurch als Mieter zu Dienern machen können? Wer findet es erfreulich, daß jährlich Hunderttausende von Kindern dahinsterben, ohne daß für ihre Verpflegung gesorgt wird? Wie verhalten wir uns zu der Tatsache, daß die Enkel erfolgreicher Branntweinbrenner über Hunderttausende von Menschen herrschen und einen großen Aufwand treiben, während die bedeutendsten Geister oft kaum das Unentbehrlichste erhalten oder irgendeine unerfreuliche und untergeordnete Tätigkeit verrichten müssen, damit sie in ihren Nebenstunden gewaltige Werke schaffen „dürfen“? Nur Pharisäertum kann darauf erwidern: „Was geht das uns an? Wir leiden selbst unter all dem. Wir stehlen nicht, wir rauben nicht, wir geben Almosen.“ Auch wer leidet ohne

Digitized by Google

sich zu beschweren, ohne sich zur Wehr zu setzen, ohne bessern zu helfen, schädigt damit nicht etwa nur sich, sondern auch seinen Nebenmenschen; denn nur mit vereinten Kräften können gesellschaftliche Verbesserungen erreicht werden. Daß die Lebensordnung unserm Wesen entsprechen muß, das fordert die Ausdruckskultur.

Wir können aber das Gesamtleben nie vom Einzelleben trennen. Wer das öffentliche Leben ändern will, muß immer auch dabei gleichzeitig das Einzelleben im Auge behalten, und umgekehrt, wirkt doch eins auf das andre. Es hängt nicht vom Einzelwillen allein ab, daß gute Bücher, schöne Bilder gekauft werden, daß die Wohnung zum Heim wird, sondern auch von der Gesellschaftsordnung. Sie ist es, welche nur so wenigen ein Einkommen gewährt, das ein höher kultiviertes Dasein ermöglicht; sie ist es, die der Minderzahl der Hausbesitzer die Herrschaft über die Wohnungen der Vielen überläßt, ohne daß diese ihre Fähigkeit und Bereitwilligkeit dargetan haben müssen, dies wichtige Amt der Wohnungsverwaltung durch das Schaffen gesunder und zweckmäßiger Wohnungen zum Wohle aller auszuüben. Es hängt auch von unsrer Wirtschaftsordnung ab, ob der einzelne selbst, wenn er ein genügendes Einkommen bezieht, ausreichend viel Zeit und Kraft übrig behält, um sich am Schönen zu erfreuen, um sich zu erholen und weiter zu entwickeln. In gleicher Weise ist der Alkoholgenuß vielfach durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmt, müssen wir doch mit Menschen von durchschnittlichem Charakter rechnen, von denen viele nur schwer ihr Leben ohne Rausch ertragen. Und beginnt heute ein großer Teil der Jugend sein Geschlechtsleben in Häßlichkeit und Roheit, so vielfach vorzugsweise deshalb, weil sich die Gesellschaft um diese Angelegenheit nur ungenügend kümmert und vor allem die Ehe vielen durch Versagen eines ausreichenden Einkommens erschwert. Viele traurige Erscheinungen des Einzellebens sind so aufs engste mit der gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung verknüpft. Doch über den Bestrebungen, das Gesamtleben umzugestalten, muß man sich hüten, die Forderung des Tages zu vergessen. Wir müssen gleichzeitig im Kleinen wie im Großen zu wirken versuchen. Nichts wäre hier verderblicher als Arbeitsteilung, die schon so viele Übel erzeugt hat. Dieselben Menschen, welche nach Schönheit im engen Kreise ihres Heims streben, sollen auch gegen den Alkohol kämpfen, sollen auch für Verkürzung der Arbeitszeit, für Bodenreform eintreten. Ganze Menschen sollen sich bestreben, bei der Umgestaltung des ganzen Volkstums mitzuwirken.

Haben wir die Grundlagen unsrer Gesellschaftsordnung erkannt und die Zusammenhänge zwischen Einzelleben und Gesamtleben begriffen, so können wir doch erst dann für unser Teil mit Erfolg eingreifen, wenn wir im einzelnen verstehen, wie alles ursächlich aufeinander wirkt. Wir müssen beispielsweise einsehen, daß der einzelne Unternehmer nur wenig ändern kann, daß er rettungslos dem Untergange preisgegeben ist, wenn er allein das öffentliche Wohl ins Auge faßt und nicht einen möglichst großen Reingewinn auf alle Weise, selbst durch absichtliche Einschränkung der Gütererzeugung oder gar durch Gütervernichtung an-

Digitized by Google

strebt. Auch er wird von jenem wirren Getriebe mitgerissen, das Massen-Armut neben Einzel-Reichtum erzeugt, während die Fähigkeit, die vorhandenen Gütermengen zu vermehren, fortwährend wächst. Wir müssen begreifen, daß die Reichen nicht dadurch reich werden, daß sie den Armen Güter wegnehmen, schon das wäre traurig genug, sondern daß Tausende arbeitslos sein müssen, daß vorhandene Naturschätze nicht ausgenützt werden können, wenn in unsrer Wirtschaftsordnung die größten Einkommen nicht gefährdet werden sollen. Wir müssen tiefer in das Wesen der Wirtschaft eindringend die Ursachen finden, welche einerseits, wenn wir Fleisch zollfrei einführen, Tausende dadurch schwer schädigen, daß die heimische Viehzucht zugrunde geht, und die anderseits wieder Tausende hungern lassen, wenn hohe Zölle die Fleischeinfuhr verringern. Schwere Rätsel, wo wir hinblicken! Rätsel, die gar nicht dadurch gelöst werden, daß man eine bestimmte Handlung tut oder unterläßt, sondern nur dadurch, daß man weitverzweigte Zusammenhänge auf einmal zu ordnen unternimmt. Wir haben diese Fragen schon oft besprochen und werden auf sie immer wieder zurückkommen, sie sind so recht geeignet die Notwendigkeit staatsbürgerlicher und volkswirtschaftlicher Aufklärung allen zum Bewußtsein zu bringen. So wie in den letzten zwei Jahrzehnten in weiteren Kreisen allmählich der Sinn fürs Schöne im täglichen Leben neu erwacht ist, ebenso wird bald auch der Sinn für Ausdruckskultur auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens wieder erwachen, wie er einst vor Jahrhunderten das Volk erfüllt hat.

Heute hängen große Veränderungen vom Willen Aller, von der Umgestaltung des Denkens und Empfindens der Gesamtheit ab. Plötzliche Änderungen sind daher kaum zu erwarten, wir werden immer mit Jahrzehnten rechnen müssen. Gelänge uns sogar ein plötzlicher Sprung, so bestünde die Gefahr, daß wir rasch wieder in unsern früheren Zustand zurückfielen. Wir müssen uns immer fragen, wie wir durch möglichst wenige Veränderungen unser Ziel erreichen können, falls eine nicht zureicht durch zwei, und wenn zwei nicht genügen durch mehr, jedenfalls aber durch solche, die möglichst wenig Kraftaufwand erfordern.

Irrig wäre der Glaube, daß Kulturwandlungen nur auf dem Wege der Gesetzgebung vor sich gehen können. Wir wissen beispielsweise, daß sich die Rechtsprechung völlig ändern konnte, ohne daß das Strafrecht geändert wurde. Wurden zu einer Zeit studentische Roheitsausbrüche milde bestraft, so kann zu einer andern Zeit der Student gerade seiner höheren Bildung wegen besonders stark gestraft werden, ohne daß die Paragraphen des Strafgesetzbuchs andre würden. Die Wandlung kann beispielsweise dadurch kommen, daß andre Kreise zum Richterstand zugelassen werden, oder daß der Geist der Universitäten, die Richter heranbilden, ein andrer wird. In ähnlicher Weise kann die Schulbildung dadurch geändert werden, daß die Lehrerposten an Personen von bestimmter Anschauungsweise vergeben werden. Auch hier kann irgendeine Einzelursache wirken. Vor allem aber hängen solche stillschweigende Änderungen der Rechtsprechung, der Erziehung von dem Verhalten der Bevölkerung ab. Um eine Umgestaltung des Unterrichts zu erreichen, schließen sich etwa die

Digitized by Google

Eltern zusammen und nehmen vielleicht sogar Ordnungsstrafen auf sich; man weiß aus Erfahrung, daß die Regierungen selten dauernd solche Belastungsproben ihrer Macht versuchen. Es können sich, wie dies schon geschehen ist, Bürger zusammentun und erklären, sie kauften nur bei Geschäftsleuten, die ihren Arbeitern günstige Arbeitsbedingungen gewähren. Ein solches gemeinsames Vorgehen, um die allgemeine Meinung wirksam zum Ausdruck zu bringen, erfordert staatsbürgerliches Selbstbewußtsein und vor allem auch Disziplin. Jeder muß sich auf den andern verlassen können und sich über die Tragweite seines Tuns im klaren sein. Gewiß ist eine Verfassung, welche der allgemeinen Meinung die Möglichkeit gibt, sich gesetzgeberisch zu betätigen, überaus bedeutsam, oft genügt aber schon, daß Hunderttausende von Menschen klar ihren Willen kundtun. Es kann sogar zuweilen genügen, daß einige hervorragende Männer gewissermaßen als Vertreter des Volkes gemeinsam ihr Urteil in einer Zeitschrift aussprechen. Das heißt: Wir leben in einem Zeitalter, in dem die allgemeine Meinung immer mehr an Bedeutung zunimmt, und wir sehen so die Möglichkeit vor uns, das öffentliche Leben immer mehr zu einem erfreulichen und wahrhaftigen Ausdruck unsres Wesens umzuformen.

Um im Einzelleben Neuerungen durchzuführen, genügt Einsicht und Wille, damit in der Gesellschaft Neues möglich werde, ist auch Einigkeit erforderlich. Diese drei Kräfte müssen dauernd wirksam sein, soll von politischer Reife gesprochen werden können. Politische Reife ist nicht schon dort vorhanden, wo sich ein Volk von Zeit zu Zeit zu gewaltigen Kraftäußerungen aufrafft, ja vor Gewalttätigkeiten nicht zurückscheut — und dann wieder murrend Übel aller Art erträgt. Der politisch Reife steht immer auf Posten und tut immer klar seinen Willen kund. Nur schwer gelingt es selbst dann, Menschen zu vereinigen, wenn ihre unmittelbaren Interessen bedroht sind. Wie selten kommt es, beispielsweise, zu einem Streik der Konsumenten gegen zu hohe Milchpreise, wie ihn vor einigen Jahren die Schweiz sah! Das meiste haben auf diesem Gebiet die Arbeiter geleistet, deren wirtschaftliche Verbände auch von ihren politischen Gegnern als mustergültig anerkannt sind.

In Kulturfragen, die doch oft Menschen aller Parteirichtungen angehen, ist es besonders schwer, einen Zusammenschluß zu erreichen. Wir begrüßen daher überall die Entstehung von kleineren Gruppen, von Gemeinde- und Bezirksverbänden, von wirtschaftlichen und kulturellen Vereinigungen. Der Sinn für kleinere Lebenskreise, die wir zu überschauen vermögen, muß sich entfalten. Wir werden immer dafür eintreten, daß einzelnen Verbänden, die für das Wohl der Gesamtheit wirken, von Staats wegen Rechte eingeräumt werden, welche die wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Wirksamkeit fördern. Nur so können wir als selbstbewußte und freie Staatsbürger auf das Gesamtleben Einfluß gewinnen. Soweit öffentliche Verbände fehlen, die in ausgedehntem Maße das Recht der Selbstverwaltung besitzen, müssen wir private Vereinigungen schaffen, welche ihren Wirkungskreis immer mehr erweitern können. Durch den freiwilligen Beitritt wird viel gewonnen, auch gewöhnt sich der Staatsbürger in

Digitized by Google

freien Vereinigungen daran, nicht bei jeder Gelegenheit nach Polizei und Regierung zu rufen, sondern möglichst viel selbst zu erledigen. Nur durch geschlossenes Auftreten und deutliches Kundgeben unsrer Forderungen nehmen wir den Gegnern die Möglichkeit zu sagen: „Woher hätten wir wissen sollen, daß diese oder jene Anschauung so weit verbreitet ist, daß es allen so ernst damit ist?“ Wer ausspricht, was er meint, und seine Handlungen den Ausdruck seiner Persönlichkeit sein läßt, kann immer auf Gefährten rechnen, die sich freuen, Gleichgesinnte zu treffen, welche die von ihnen mehr oder weniger bewußt im stillen gehegten Ansichten öffentlich verkünden. Nur vereint können alle wirksam werden. Karl Wilhelm

Kleist
der Held im Dichter

Welch ein Tag des Gedenkens, der erste Jahrhunderttag jenes 21. Novembers, da Heinrich von Kleist in den märkischen Sand gesunken, von eigner Hand gefällt! Ist es nicht, als wälze dieser eine Tragödienschluß uns allen Schmerz um den glücklosen Erdenwandel so vieler Geisteshelden mit einemmal wieder aufs Herz; und alle Scham über so viel schmachvollen Undank der Nation gegen ihre edelsten Einsamen? Denn wie freudig dürften wir, wenn wir das trostlose Lebensbild vergessen könnten, das Lebenswerk dieses Starken feiern — ohne die mildverklärende Pietät zu Hilfe zu rufen, die sonst bei so manchem Gedenktag nicht fehlen darf! Und wie zeugt selbst diese gelebte Tragödie — man muß sie nur kennen — in jeglichem Zug für den hohen Wert des Helden!

Er war ein Dichter und ein Mann, wie einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub ich, keiner.

Ob diese schönen Bruderworte Friedrich Hebbels heute schon (schon!) eins sind mit dem allgemeinen Urteil der Deutschen über Heinrich Kleist? Hoffen möchte man es, nach all der Arbeit der jüngsten Jahrzehnte zum tieferen Verständnis und mehreren Ruhm des Mannes und des Dichters, nach der sehr langsam, aber sehr sicher gestiegenen und noch steigenden Mitarbeit der Bühnen, nach der neuerdings vielfältig betriebenen Verbreitung der Kleistischen Werke.* Allein

* Empfehlenswerte (und sämtlich mehr oder minder wohlfeile) Gesamtausgaben: von Erich Schmidt im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig (Meyers Klassiker-Ausgaben; fünf Bände mit gründlich kritischem und erläuterndem Zubehör); von Wilhelm Waetzoldt u. a. mit der biographischen Einleitung von Adolf Wilbrandt (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek; sechs Teile mit knappen Einzel-Einführungen); von Wilhelm Herzog (Insel-Verlag; buchkünstlerisch schöne Ausgabe in sechs Bänden mit einführender Charakteristik ohne Biographie und mit ausreichenden erläuternden Anhängen). Vorm Erscheinen dieser Ausgaben hatte die Theophil Zollings (Spemanns Nationalliteratur; vier Bände) besondere Verdienste. Ludwig Tieck hatte die erste Gesamtausgabe geschaffen. Eduard Grisebach gab eine Auswahlsammlung bei Reclam heraus. — Von den vielen neueren Schriften über Kleist seien hier nur erwähnt: Reinhold Steig, „Kleists Berliner Kämpfe“ und „Neue Kunde zu H. v. K.“, sowie Otto Brahms verständnisreiche Biographie, die (zuerst

Digitized by Google

es kann doch wohl nur soviel gesagt werden, daß alle, die Kleist kennen, ihn kaum anders schätzen, als Hebbel tat; und daß heute allerdings sehr viel mehr Leute ihn kennen, als seine Zeit ahnte. In vielen andern aber, die im übrigen sich zu den Gebildeten zählen dürfen, lebt sicher noch immer bloß eine dunkle, schiefe, verkleinernde Vorstellung von seinem Wesen und Wirken.

Der Widerstand der trägen Welt, oder, wie Kleist selber es gelegentlich nannte, „die Störrigkeit der Zeit" ist nicht so leicht zu besiegen, wenn sie sogar den Tod des Künstlers um etwa zwei Menschenalter überdauert hat. In des alten Vilmar* vielgelesener „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" steht über den „früh durch Selbstmord untergegangenen" Heinrich von Kleist, der angeblich mit — M. von Collin und Öhlenschläger das „Drama der Schlegelschen Schule" vertritt, durchaus noch nichts weiter zu lesen als diese paar Worte: „Kleists »Käthchen von Heilbronn« und »Prinz von Homburg« sind auf unseren Bühnen bekannt — sie zeugen von einem trefflichen, aber auch von einem noch völlig unausgebildeten, seiner selbst nicht gewissen Talente." So aberwitzige Verkennung kann in Deutschland nur gerade einem Genie (und einem Genie vielleicht nur in Deutschland?) begegnen. Es scheint, ein deutsches Genie von eigenwilligerer Anlage braucht wirklich auch nach dem leiblichen Ende leicht noch ein Jahrhundert, um „reif" zu werden für die allgemeine Verehrung, die ihm gebührt. Auf jeden Fall wird die gegenwärtige Gedächtnisfeier vielstimmig-eindringlich überallhin die Gewißheit tragen, daß Kleist endgültig unter die wenigen Größten der deutschen Dichtung aufgenommen ist — und daß unter anderen Lebensbedingungen sein Werk an Reife und Leuchtkraft noch gewonnen hätte.

Wahre Größe des Dichters ist ohne wahre Größe des Menschen, in dem der Dichter lebt, nicht denkbar. Kleist, der „früh durch Selbstmord untergegangene" und darum von Nächsten und Fernsten blöde mißdeutete, stellt wahrlich keine Ausnahme von der Regel des organischen Zusammenhangs dar. Ja, es gibt keinen Dichter der Weltliteratur, der Größe der Lebensanschauung (nicht um Denkergröße handelt sich's hier) inniger mit dichterischer Größe verschmolzen hätte. Sein Dasein und sein Schaffen erklären einander Schritt für Schritt. Wer immer sich in Kleists Leben versenkt, wird mit der schmerzlichen Teilnahme zugleich die Bewunderung wachsen fühlen: einer der so lebend solches schafft, der ist ein Held und ein Dichter.

Auserlesene Namen könnte man nennen, wenn gefragt wird, wer da geholfen habe, diesen Mann in den verfrühten Tod zu treiben. Etwa: Goethe, Napoleon, Familie und Vaterland (genauer: die Atmosphäre des dritten Friedrich Wilhelm). Daß böser Wille gegen den

---

1883) jetzt in erweiterter Gestalt erschienen ist (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin). In letzter Stunde erscheint noch eine umfangreiche Kleist-Biographie von Wilhelm Herzog (dem Herausgeber der Insel-Ausgabe von Kleists Werken). Wir können in diesem Augenblick nur eben noch darauf hinweisen; auch der Verlag, C. H. Beck (Oskar Beck) in München, bürgt jedenfalls für eine gediegene Arbeit.

* Mindestens noch in der durch Adolf Stern ergänzten 23. Auflage von 1890 und vielleicht noch in der jüngsten Fassung.

Digitized by Google

Einsamen dabei nicht mitspielte, konnte ihm gar nichts helfen; es heißt dieselben Anklagen nur unpersönlicher, unschärfer zusammenfassen, wenn wir ihn für ein Opfer der Zeitverhältnisse erklären. Für sein erstes Unglück freilich ist keiner verantwortlich zu machen: es lag darin, daß ihm rechtzeitige Erkenntnis der mitgeborenen Dichtergabe versagt war. Und dennoch wiederum, wäre er in anderer Landschaft als in der nüchternen Mark, in anderem Stand als im altpreußischen Offiziersadel aufgewachsen, hätte er nicht doch ein wenig früher zu spüren gewagt, daß er zum Poeten geboren sei?

Es tut einem in der Seele weh, Goethe in dieser Verknüpfung zu sehn. Indessen ist es nicht zu leugnen, daß der Halbgöttliche von Weimar betrüblich die Grenzen seiner Persönlichkeit zeigte, als es galt, den werdenden und dann den rasch gereiften Dichter in Kleist zu erkennen. Für diesen wurde es verhängnisvoll, daß Goethe als Leiter des Weimarer Theaters den „Zerbrochenen Krug", statt ihn zu kürzen, zu einem beinahe „abendfüllenden" Dreiakter zerdehnte. Recht anfechtbar und unersprießlich war des Meisters Wort, das viel nachgesprochene, Kleist „gehe auf die Verwirrung des Gefühls aus". Er ging ja gerade im Gegenteil auf Entwirrung „verwirrten" Gefühls aus — wenn man denn das quietistische Alteherrenwort einmal gelten lassen will, das keine ästhetische Wertung bedeuten kann. Von der Verwirrung des Gefühls geht sicherlich Kleist, wo er tragisch gestaltet, und geht jeder Tragiker aus; denn solche Verwirrung ist doch wohl das, was im Ästhetikerdeutsch als innerer Konflikt bezeichnet wird. Und wo Kleists poetische Mittel geruhsamen Lesern oder Hörern das Gefühl verwirren, da wird in der Hauptsache nichts anderes schuld sein, als die Neuheit dieser herbmännlichen Dramatikerweise. Und selbst bei den unleugbaren Überspannungen kann von „ausgehen auf", von einer Absicht des Verwirrens nicht die Rede sein.

Schlimm sind die liebelosen Bemerkungen, wie Goethe sie nach dem Theaterskandal des „Krugs" und später gemacht hat oder haben soll. Schlimmer noch wirkten seine Urteile über „Penthesilea", die deren Dichter ihm (mit seiner Zeitschrift „Phöbus") „auf den Knien seines Herzens"* überreichte. Mündlich spottete Goethe scharf über das Amazonenwesen. Das wäre nun Geschmackssache; traurig ward solches Nörgeln an einem genialen Gedicht erst, da es nirgends durch Anerkennung der Vorzüge aufgewogen wurde. Mit der Penthesilea, so erwiderte er auf Kleists ehrfurchtvollen Brief, könne er sich noch nicht befreunden; sie bewege sich in einer zu fremden Region. Und daran flocht er nur noch die bekannte, rein theaterdirektormäßige (an sich nicht verwerfliche) Äußerung, junge Männer von Geist und Talent sollten nicht „auf ein Theater warten, welches da kommen soll . . ."

Kleist, den schon Goethes abfällige Worte über „Amphitryon" tief bewegt hatten, litt schwer unter der kalten Ablehnung seiner leidenschaftlichen Amazonendichtung. Das Weimarer Mißgeschick des

* Die Worte sind auch in Kleists Brief zwischen Anführungzeichen gesetzt. D. V.

Digitized by Google

„Zerbrochenen Krugs“ kam bald danach, und der Dichter gab Goethes Einrichtung die Schuld daran. In heftigen Epigrammen entlud er seinen Groll, sogar an eine Forderung des großen Widersachers soll er gedacht haben. Die Verbindung mit Weimar war gelöst; und das wirkte auf Goethes Getreue zurück und schadete dem Jüngeren (zum Beispiel bei Cotta und Iffland) empfindlich. Auch über den „Kohlhaas“ wurde nur ein ungünstiges Urteil Goethes bekannt, der das Werk zwar „artig“ erzählt und „geistreich“ zusammengestellt befunden, jedoch die „nordische Schärfe der Hypchondrie“ zurückgewiesen haben soll. Tatsache bleibt mindestens, daß der Emporstrebende von dem olympisch Thronenden nicht handbreit hinangezogen wurde.

Wie die „Störrigkeit der Zeit“ im übrigen, soweit sie nicht von dem fremden Eroberer ausging, dauerhaft in des Dichters Familie und in den Machthabern seines Vaterlandes, daneben natürlich auch in einem begriffsstützigen Rezensenten- und Theatralikertum sich verkörperte, das wissen die neueren Biographen genauestens von Stufe zu Stufe zu schildern. Hier sei nur einem Überblick Raum gegeben, damit begründet werde, warum unser Tragiker — trotz dem freiwillig vorzeitigen Abschied vom Leben — als ein Held zu ehren sei.

Die Familie. — Sie anzugreifen, wäre sinnlos. Da sie 1792 den Heinrich, das fünfte Kind des mäßig begüterten Kapitäns Joachim Friedrich von Kleist, dessen Vater ebenfalls Offizier gewesen, als kaum Fünfzehnjährigen ins Garderegiment eintreten ließ, konnte noch niemand wissen, daß der angehende Gefreite-Korporal einen dichterischen Genius in sich trage. Der Vater war vier Jahre vorher gestorben; im Anfang des Jahres 1793 folgte die geliebte Mutter; die Kinder waren nun recht eigentlich der Familie überantwortet. Ihr war schon einmal ein edler Dichter entsprossen, Ewald Christian, der Sänger des „Frühlings“. Er lag sogar in Heinrichs Geburtsstadt, in Frankfurt an der Oder begraben. Aber war er nicht zugleich ein heldenmütiger Offizier Friedrichs des Großen gewesen und auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf ein Opfer seiner todverachtenden Tapferkeit geworden? Der Nachfahre Heinrich freute sich noch nach Jahren, auf der Reise nach Paris in Halberstadt vom greisen Vater Gleim zu hören, wie Ewald Kleist einst, im Zweikampf verwundet, durch Gleims heitere Dichtung „seltsam und merkwürdig genug“ dem Leben erhalten blieb und aus Dankbarkeit sich selbst der Dichtkunst ergab. Heinrich Kleist — das „von“ ersparte er sich in jener Epoche — war damals, anno 1801, schon seit zwei Jahren nicht mehr Soldat. Aber noch immer war er sich selber des Dichterberufs nicht klar bewußt.

Der Soldatenstand, dem er „nie von Herzen zugetan gewesen“, weil er „etwas durchaus Ungleichartiges“ mit Kleists ganzem Wesen in sich trage, war dem Jüngling in fünf, sechs Dienstjahren vollkommen verhaßt geworden. Im siebenten zog er die Folgerung: er bat den König um seinen Abschied. Er ertrug es nicht mehr, „unaufhörlich gemartert“ zu werden von dem inneren Zwiespalt zwischen den Pflichten des tief und zart empfindenden Menschen und des gestrengen Offiziers. Bestimmte Pläne für einen andern Nährberuf hatte er nicht. Nach „möglichst vollkommener Ausbildung“ strebte er, ganz im Sinne Goethes und Schillers. Nur jahrelanges Stu-

Digitized by Google

dium in Frankfurt und Göttingen nahm er sich vor. „Nicht aus Mangel an Brot, nicht aus Spekulation auf Brot," so heißt es weiter in dem bewundernswerten Lebensprogrammbrief des Einundzwanzigjährigen an seinen früheren Lehrer, „sondern aus Neigung zu den Wissenschaften, aus dem eifrigen Bestreben nach einer Bildung . . ." verließ er den Militärdienst. Für die fernere Zukunft beruhigte ihn sein „guter Wille, keine Art von Broterwerb und Arbeit zu scheuen, wenn sie nur ehrlich sind".

Die Familie ihrerseits hätte nicht Familie sein müssen, gleichviel ob adelig oder bürgerlich, wenn auch sie sich dabei beruhigt hätte. Vorerst konnte sie den selbstgewissen Feuerkopf nicht zwingen, zwischen Jurisprudenz und Kameralwissenschaft zu wählen, konnte nur lächeln, als er erklärte, er würde sich schämen, auf Konnexionen bei Hofe zu rechnen. Nachher aber, als das kleine Vermögen aufgebraucht war, der Dichter sich entdeckt und bald wieder, an der idealtreuen Vollendung des „Robert Guiskard" verzweifelnd, selber sein Dichten verworfen hatte, da gewann die Familie den entscheidenden Einfluß. Heinrich wurde Beamter und arbeitete brav in Königsberg — bis die zwingende Leidenschaft zur Dichtung ihn wieder von dannen trieb. Wer will ihr unrecht geben, der Familie, daß sie immer und immer wieder auf einen Brotberuf hinwies? Wer will diese märkischen Kleinstädter, Soldaten, Hofleute verurteilen, daß sie ihn schließlich für eine verlorene Existenz hielten, den mehr als Dreißigjährigen, der bei keinem Tun auszuhalten schien, der auch in dem selbstgewählten Beruf als Tagesschriftsteller und Zeitunggründer zweimal, dreimal scheiterte?

Und überdies hat Heinrichs Lieblingsschwester Ulrika nicht anderthalb Jahrzehnte lang als treue Helferin die Familie höchst würdig vertreten? Hat der Bruder ihr nicht noch an seinem letzten Tag dies Zeugnis ausgestellt: „. . . Wirklich, Du hast an mir getan, ich sage nicht, was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war . ."?

Und die Regierenden! Woher sollte Friedrich Wilhelm III. Witterung für das Genie haben? Wie sollte er anders sein als „sehr ungnädig", über den problematischen Gesellen, der Portepee und Amtsfrack verschmäht, in der Schweiz die bäuerliche Idylle und in Paris schöngeistiges Weltbürgertum versucht hatte, von allerlei „Ideen und Schwindeln" beherrscht war und flügellahm zurückkehrte? Und der gute Polterer Köckeritz, der als Generaladjutant die Ungnade auszusprechen hatte, war er nicht einfach ehrlich, da er dem Inkulpaten als ein Hauptverbrechen vorwarf, „Verse gemacht" zu haben? Später dann der vielgeplagte Staatskanzler Hardenberg, warum sollte er seine unverbindlichen Liebenswürdigkeiten gerade dem Schriftsteller Kleist gegenüber ernstlich verwirklichen, in dessen „Abendblättern" Adam Müller die Hardenbergische Politik angegriffen hatte?

Sei's drum: wir wollen keinen Vorwurf erheben. Goethe und die Kleists und die Regierenden und schließlich auch die Skribenten und Theaterdirektoren, sie alle folgten am Ende nur ihrer Natur und den Geboten der Zeit. Die Welt kann sich nicht anders machen

Digitized by Google

als sie ist wegen eines Künstlers von wenig robustem Nervensystem, der ohne Zweifel selbst erst ziemlich spät des eigensten Zieles inne ward und im bürgerlichen Sinn durch ‚Unbeständigkeit, zuweilen auch durch unzeitgemäße Erhitzung sich selber das Fortkommen erschwerte.

Aber ihr gegenüber sehn wir den Helden. Den Unbeirrbaren, bis zur letzten Stunde sich selbst Getreuen. Was der umliegenden Mittelmäßigkeit als Unbeständigkeit erschien, war lautere Beständigkeit: Beständigkeit zuvörderst im Suchen seiner selbst, und danach im Erfüllen der Genie-Pflicht, die er endlich am tiefsten Grunde seines Selbst — als tiefsten Grund dieses Selbst erfühlt hatte. All die irdischen Mächte, mochten sie subjektiv mehr oder minder schuldlos bleiben, wirkten in Wahrheit denn doch dem Unglückseligen entgegen, als hätten sie sich miteinander gegen ihn verschworen. Er aber hielt heldisch stand. Um der inneren Stimme unerschütterlich zu gehorchen, gab er in jeder Lebenslage alle äußeren Vorteile preis. Mehr als einmal verzichtete er so auf Bräutigamsglück und friedlichen Hausstand. Und aus seinem guten Gewissen heraus meinte er, als Dreiundzwanzigjähriger, zur Ungnade seines Herrschers: „Wenn der König meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weniger.“ Also sicher und getrost schritt er seinen Weg hin — jeweils solange er ihn klar zu erkennen vermochte. Wurde sein Weg zur Höhe ihm verdunkelt, so fügte er sich wieder und wieder schlichtweg unters Joch der allgemeinen Werktagspflicht.

Dies eben verdient von allen gekannt und gewürdigt zu werden: daß er, in seiner Bedürfnislosigkeit und unermüdlichen Arbeitlust, durch Feindseligkeiten äußerer, materieller Art nicht gebeugt werden konnte, daß vielmehr jede seiner Absturzkrisen aus innerstem Erleben über ihn kam. Wobei wir das Dramatikergesetz der Steigerung unheilvoll stilgerecht walten sehen. Mit gänzlich ungebrochener Seelenkraft schied er sich vom Soldatentum. Bestürzt entsagte er der Wissenschaft, als die Versenkung in Kants Erkenntnislehre ihm die Relativität alles Irdischen, die Unmöglichkeit zeigte, unbedingte Wahrheit zu sammeln, die Vergeblichkeit allen Bestrebens, „ein Eigentum sich zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt“. Als so seine heiligen, einzigen Ziele, Bildung und Wahrheit, ihm entwertet wurden, glaubte er sogar alles verloren zu haben. Doch ein „großer Spaziergang“, die Reise nach Paris, und der Aufenthalt in der Schweiz, den er daran schloß, gaben ihm für die versunkene Gelehrsamkeit den unvergleichlichen Ersatz, der seiner harrte: die Poesie. Verhängnisvoller mußte die dritte Enttäuschung werden, die ihm auch dies Letzte, Höchste zu rauben schien.

Mit der „Familie Ghonorez“, die alsbald in „Die Schroffensteiner“ umgewandelt wurde, war ihm der erste, nicht fehlerlose zwar, doch verheißungvolle und mehrfach schon anerkannte Wurf gelungen. Allein der junge Urheber war so schnell darüber hinausgelangt, daß er die allerletzte Kleinarbeit der Vollendung den Schweizer Freunden überließ. Ihn trieb sein Ehrgeiz, der weit mehr als Ruhmsucht war, nunmehr das denkbar Gewaltigste auf dem Feld der tragischen Dichtung zu leisten: mit seinem „Robert Guiskard“ vermaß er sich

Digitized by Google

Goethen den Kranz von der Stirn zu reißen. Ein halbtausend Tage arbeitete er mit aller Kraft seines Herzens und Geistes daran, von schwerer Krankheit unterbrochen, danach unstet von Ort zu Ort getrieben, aus der Schweiz nach Weimar und Osmannstädt, nach Leipzig und Dresden, nach der Schweiz zurück, nach Italien und wieder nach Paris. Der alte Wieland allein bewog ihn, Teile des „Guiskard" mitzuteilen, und urteilte begeistert: „Wenn die Geister des Äschylus, Sophokles und Shakespere sich vereinigten, eine Tragödie zu schaffen, so würde sie das sein, was Kleists Tod Guiskards des Normannen ... Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren, die große Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die ... selbst von Goethe und Schiller noch nicht ausgefüllt worden ist." Noch nach Jahren entsann sich Kleist, der überwältigende Eindruck auf Wieland sei der stolzeste Augenblick seines Lebens gewesen. Und trotz dem und alledem, ihm selbst genügte sein Werk nicht. Nach unsagbarem Ringen mit seinem Genius, in einem Zustand hoffnungloser Verzweiflung, gab er den „Robert Guiskard" zu Paris dem Feuertod preis. Die seltsame Sehnsucht nach dem Tod, nach einem andern Stern, die ihn von früher Jugend auf lockte, erwachte neu. Er wollte den Tod im Heer der Franzosen suchen, wurde aber zurückgeholt, verfiel wieder in schwere Krankheit und kehrte nach Monaten in die Heimat-Hauptstadt zurück, zerbrochen, verarmt, gedemütigt — jedoch durch nichts anderes als durch den eignen titanischen Dichterwillen!

Der „Guiskard" erwachte (trotz einem späteren Versuch des Dichters, ihn wieder zu erwecken) nicht wieder zum Leben; nur der markige Anfang der Exposition blieb erhalten. Dessenungeachtet gibt es nichts Wichtigeres als dieses Werkes Geschichte in Kleists Leben. Nicht willkürliche Vermessenheit spornte ihn zu dem aufreibenden Mühen. Er hatte den klaren Plan, den charakterisierenden und idealisierenden Stil innig miteinander zu vereinigen; eine Synthese von Shakespere und den klassischen Tragikern Griechenlands schwebte ihm in der Tat vor. Heldisch steigerte er sein junges Künstlertum. Heldisch verzichtete er auf halben Sieg. Und heldisch edel, in denkwürdigen Worten zu der Schwester* sprach er, vor dem Zusammenbruch, seinen Verzicht aus. Er tröstete sich, daß er der heiligen Schutzgöttin der Familie wohl genug getan habe. „Und so sei es denn genug. Das Schicksal ... will, denke ich, die Kunst in diesem nördlichen Himmelsstrich noch nicht reifen lassen. Töricht wäre es wenigstens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk setzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu schwer ist. Ich trete vor einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich ein Jahrtausend im voraus vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie ausspricht."

In Wahrheit vermochte auch die dritte Krisis den Helden nicht zu zerbrechen. Während der nüchternen Amtsarbeit, der er sich nun redlich widmete, gewann die überirdische Macht der Dichtung wieder

* Man lese diesen ganzen rührenden Brief, aus Genf, 5. Oktober 1803.

Digitized by Google

und endgültig Gewalt über ihn. In den kaum sechs Jahren, die ihm noch bleiben sollten, schuf er — trotz neuer Krankheit durch Überarbeitung, trotz Gefangenschaft und widrigsten Tageskämpfen — die ganze Fülle der Dichtungen, die wir als sein reifes Lebenswerk kennen: außer der allzu veredelten Umdichtung von Molières „Amphitryon" die „Penthesilea", den „Zerbrochenen Krug", „Das Käthchen von Heilbronn", „Die Hermannsschlacht", den „Prinzen von Homburg", dazu die klassische Erzählung vom „Michael Kohlhaas", die anderen meisterlichen Novellen, die vaterländische Lyrik und vieles andere, das der „Phöbus", die 1809 vergeblich vorbereitete Zeitschrift „Germania" und die „Berliner Abendblätter" brauchten. Sobald Kleist fühlte, daß kein Widerstehen gegen die Lockung der Poesie mehr half, bemühte er sich wiederum, reinen Tisch zu machen. Ihm war es nicht gegeben, zwei Herren zugleich zu dienen. Beamter konnte er nur sein, solange er sich das Dichten versagte. Nun er abermals Dichter sein wollte, mußte er den Herrendienst wieder aufgeben.

Die Königin Luise gewährte ihm einen Ehrensold von monatlich fünf Louisdor — allein, als dies eintrat, stand das unheilvolle Jahr 1806 bereits vor der Tür. So war er während seiner letzten Lebensjahre zumeist genötigt, vom Ertrag seiner dichterischen und journalistischen Arbeiten zu leben. Und er, der es ursprünglich entschieden verschmäht hatte, durch Bücherschreiben Geld zu erwerben, er erwies sich jetzt als unermüdlich fleißigen, geschmackvollen, geschickten Schriftleiter und Tagesschriftsteller. Doch er sollte auch hierin kein Glück haben. Zuletzt, als die „Abendblätter" sich vortrefflich einführten, wurden sie von der verstimmten Regierung durch den Zensor unter Mitwirkung der aufgeschreckten zwei Konkurrenten meuchlings umgebracht, trotz der unverdrossenen Gegenbemühung des Leiters Kleist.

Da seine Dramen nicht aufgeführt wurden, teilweise nicht einmal einen Verleger oder nur elende Honorierung fanden, geriet er in Not. Allein das bürgerliche Elend hätte ihn nimmermehr zum unwiderruflich letzten Schritt gedrängt, gerade ihn nicht; obwohl dieser Grund genügt hätte, wohlfeile Vorwürfe post humum ihm zu ersparen. Noch einmal, zum vierten und letztenmal, sollte er innere Not auskosten. Mit der geheimen Nachwirkung der früheren Enttäuschungen verband sich die bittere neue Qual: von der Familie nun (wie eine peinvolle letzte Begegnung mit Ulrike ihm kundtat) als rettunglos Verkommender betrachtet zu werden und seine Dichtung von jeder ernstlichen Wirkung auf die Nation abgeschlossen zu sehen. Und dies wiederum stand in Verbindung mit dem Letzt-Entscheidenden, das mit privaten Nöten gar nichts mehr zu schaffen hatte: mit dem Zusammenbruch des Vaterlandes:

Wehe, mein Vaterland, dir! Die Leier zum Ruhm dir zu schlagen,
Ist, getreu dir im Schoß, mir, deinem Dichter, verwehrt.

Auch darin nämlich bewährte sich die Heldenseele des Dichters, daß das große Unglück des Heimatstaates ihn nicht klein fand, ja im Gegenteil flammende Vaterlandsliebe erst in ihm entzündete. Die Kinder des achtzehnten Jahrhunderts, zumal die schöngeistig angelegten, kannten noch nicht das bewußt nationale Empfinden. Die Vorzeichen der Katastrophe von Jena weckten es in Heinrich von Kleist,

Digitized by Google

und in keinem entfachte es sich kraftvoller als in ihm. Ende des Jahres 1805 schon sah er klar voraus, was kommen mußte. Er beklagte, daß der König samt Familie und Hofstaat nicht opferwillig das Beispiel zur nationalen Erhebung gab — er sprach das aus, was acht Jahre später erst, zwei Jahre nach seinem Tode, sich erfüllte! Und sein Zorn gegen den längst gehaßten „Wolf", Napoleon, gab ihm den Wunsch ein, daß einer „diesem bösen Geist der Welt die Kugel durch den Kopf jage", und ließ ihn grimmig hinzufügen: „Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu tun hat." Ob Kleist selber, wie behauptet wurde, später die Absicht hatte, diese Tat auszuführen, scheint noch sehr zweifelhaft zu sein. So viel aber steht fest, daß er im Stillen eifrig an den Bestrebungen zum Abschütteln der Fremdherrschaft und zur Wiedergeburt Preußens teilnahm. Und wie rückhaltlos er schließlich auch als Dichter den Kampf gegen den Korsen und die Franzosen, die „Affen der Vernunft", aufnahm, das bezeugen seine letzten Werke. Leider nur — war die Zeit noch nicht reif für so wuchtige Töne. Sein lyrischer Racheschrei „Germania an ihre Kinder", sein herrliches Nationaldrama „Die Hermannsschlacht", diese (trotz überhasteter Formung) einzige Mischung von Ingrimm und Humor, und alles Verwandte wurde nicht ans Licht des Tages gelassen.

Unglück über Unglück auch hier. Heinrich von Kleist verschmähte es, mit seinem Hermannsdrama Geld zu erwerben. „Ich schenke es den Deutschen!" Nur einwirken, entflammen, einig machen war sein Ziel, auch bei seiner jäh emporschießenden vaterländischen Lyrik. Für beides hoffte er 1809 auf Wien und machte sich selbst auf den Weg — allein Napoleon kam ihm zuvor. Den hoffnungreichen Tagen von Aspern folgte rasch Österreichs Überwindung. Im folgenden Jahr starb Kleists Gönnerin, die Königin Luise, die er an ihrem letzten Geburtstag noch, am 10. März 1810, durch sein (namentlich in der Sonettfassung) wundervolles Huldigunggedicht vor dem versammelten Hof zu Tränen gerührt hatte. Ein Jahr später, da der ersehnte Krieg mit Napoleon zu nahen schien, bewarb Kleist sich wieder, mit Hilfe einer warmherzigen Fürsprecherin, um eine Offiziersstelle. Der König — es war am 11. September — bewilligte sie gnädigst für den Fall, daß es zum Krieg komme — „was Gott verhüten wolle". Die fromme Hoffnung Friedrich Wilhelms erfüllte sich, für noch zwei Jahre — und Heinrich Kleists letztes Hoffen hörte auf. Der letzte Besuch in Frankfurt an der Oder, von dem schon die Rede war, das fassungslose Erschrecken Ulrikens beim Anblick des schwer geprüften Bruders und die Vorwürfe der Verwandten über sein angeblich verfehltes Leben trieben ihn noch näher dem Entschluß, ein Ende zu machen. Und da sich's um dieselbe Zeit entschied, daß Preußen unter dem Korsen gegen Rußland kämpfen sollte, war alles reinlich beseitigt, was ihn noch hindern konnte, der alten Todessehnsucht endlich Erfüllung zu schaffen.

Nicht einmal um seinen dichterischen Nachlaß sorgte er sich mehr. Bei einem Verleger, der nicht antwortete, lagen noch Kleists einziger Roman und sein fürstliches Geschenk an Preußen: „Der Prinz von Homburg". Der wurde glücklicherweise nachher ans Licht gezogen, der Roman freventlich verschlampt. Am 21. November endete der

Digitized by Google

Dichter, vierunddreißigjährig, sein glückgemiedenes Dasein. Am 22. schrieb der Staatskanzler auf ein noch unerledigtes Gesuch Kleists um zwanzig Louisdor Vorschuß auf seine Equipierung eigenhändig: „Zu den Acten, da der p. v. Kleist A. U. U. nicht mehr lebt . . .“

Es hat, bis in die jüngste Zeit, nicht an vereinzelten Sittenrichtern gefehlt, die sich anmaßten, den toten Mann wegen seiner selbstherrlichen Festsetzung des Schlußdatums verurteilen zu wollen. Ja, es scheint, daß seine eigne Familie recht lange glaubte, sich seiner gewissermaßen schämen zu müssen, da sein letzter Schritt gegen preußisch militärisches Gefühl verstieß. Wir überlassen die beneidenswert Sicheren ihrem Schicksal. Und lassen uns nicht nehmen, daß in diesem gottbebürdeten Dichter ein geborener tragischer Held lebte, dessen Ruhm und Fluch es war, daß er über die Heldenforderung „Alles oder Nichts“ auf die Dauer nicht hinwegkam.

Im übrigen, niemand kann es mehr als wir bedauern, daß in Kleist nicht mehr Geduld und Ahnungvermögen lebten; daß er nicht die zwei Jährchen noch aushielt, wonach sich alles, alles auch für ihn hätte wenden können oder gar wenden müssen. Ohne Zweifel hätte Heinrich Kleist sich auch auf den Schlachtfeldern des Befreiungkrieges als Held bewährt, würdig des Vorbildes Ewald Kleist, und hätte wahrscheinlich den Ruhm des kühnen Jungen Theodor Körner überstrahlt. Indessen, unendlich wichtiger als all solche Erwägungen ist heut ein anderes: daß wir Kleists Menschentum und Dichtertum als ein Einiges und Einziges begreifen, daß wir aus seinem tragischen Geschick das eigenwillige Menschwerden der künstlerischen Schöpferkraft besser verstehen lernen, auf daß die Umwelt neuer Genien immer minder „träge“ und immer weniger auf Widerstand gegen die Geistesgewalt erpicht werde. Und dann vor allem dies: daß wir ehrfürchtig Heinrich Kleists Lebenswerk uns zu eigen machen.

Die Entwicklunglinie Kleist-Hebbel-Ibsen will uns nicht unbedingt als ein Aufstieg erscheinen. Was Kleist im „Guiskard“ erringen wollte, ist am Ende durch bewußte Stilverschmelzung von keinem zu erreichen. Um zu dem großen und lebensvollen Stildrama zu gelangen, nach dem unsre Zeit noch immer vergeblich begehrt, haben wir nirgends einen besser berufenen Führer, als Kleist selbst, wie er in seiner reifen Bühnendichtung, vornehmlich im Stärksten des „Käthchen“, in der „Hermannsschlacht“, im „Prinzen von Homburg“ leuchtend voranschreitet. An seine germanische Realistik ohne Formlosigkeit, an sein rücksichtloses und doch stilbewußtes Charakterisieren gilt es anzuknüpfen. Nicht um Unnachahmliches, sein märkisch Junkerliches etwa, nachzuahmen, sondern um seinem großen Herzen und zugleich seinem vielfach noch heute unterschätzten Kunstverstehen nachzueifern. Denn noch immer erkennen wir in ihm Preußens größten Dichter überhaupt und den dramatischsten Dramatiker deutscher Zunge.

Willy Rath

Digitized by Google

Lose Blätter

Schnitzlers „Weites Land“

Aus mancherlei Erlebnisgründen steigt dem Schaffenden das Schaffen auf. Der eine erlebt nur sein Leben stark und täglich neu, stärker, tiefer. Das Erleben sammelt sich in ihm, steigt, schwillt, fließt über. Es ist „Blut“, mit dem dann seine Dichtungen geschrieben sind. Womit freilich nicht alles gesagt ist. Wir wünschen das „Blut“ auch rot und stark. Wünschen es von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt aber vielleicht mitgetrieben im Rollen von des Gedankens Macht. Und es kann kommen, daß ein gut Empfindender sagt: Ich mag das Blut nicht sehen; wozu überhaupt erzählt er das alles? Immer sein eignes Ich voran, und es zieht mich nichts zu ihm . .

Andern fließt das Blut nicht in die Werke über. Und sind dennoch Dichter, etwa Dichter der Dinge. Für ein ganz kleines Kind hat alles Leben, ist alles im Weltlauf wert, sobald es nur von der eignen Seele berührt wird. Ein zwölfjähriges „weiß“, daß der Stein nichts ist als ein totes Etwas. Aber der Dichter berührt ihn dann wieder mit der Seele, und der Stein lebt wieder auf, lebt, weil in ihn hinein, um ihn herum gelebt wird vom Dichter her. Ganze Welten leuchten im Kleinen und Großen auf, aus Steinen, Pflanzen, Regen, Wind, Gestirnwandel. Wer sie leuchten sehen will, muß freilich Steine, Pflanzen und Gestirnwandel gesehen haben in seinem eignen Wesen. Hebbel, der wohl nur Pflastersteine so kannte, versprach dem freiwilligen Leser des wundervollen „Nachsommers“ von Stifter darum „die Krone Polens“. Es kann aber ganz wohl kommen, daß man der Naturphänomene in Druckerschwärze satt wird. Man will Natur unmittelbar, und von der Dichtung andere Kräfte, Erregungen, Bilder . .

Und wiederum gibt es Dichter, welche die Kraft haben, ein paar Gestalten vor sich hinzuschauen und sie dann leben zu lassen wie ihre leibhaftige Umwelt. Solche Dichter leben scheinbar? wirklich? nicht in sich, leben in Gestalten, erleiden, lieben, vernichten mit ihren Gestalten. „Ich stell mir vor, viele Dichter sind geborene Verbrecher“, sagt Fabrikant Hofreiter in Schnitzlers „Weitem Land“, „— nur ohne die nötige Courage — oder Wüstlinge, die sich aber nicht gern in Unkosten stürzen ...“ Der Schrei des Herzens und die Flut der Seele klingt in ihrem Werk nun freilich entfernter. Und sie ermüden leicht.

Noch viele Visionen vom Schaffen drängen sich auf, wenn man einmal das Wunder in Muße betrachtet. Wie schuf Lessing? Wie Ibsen? Nun, das Leben also will sich sehen, will sich selbst gegenüberstehen, sich freier und gereinigt neu erschaffen. Einer preßt es aus sich heraus, einer sucht es in Wald und Feld, einer in Gestalten. Heute sind viele, die es gleichsam unmittelbar sehen wollen, nicht gepreßt und gesucht; ohne leidenschaftliche Anstrengung und Blutgeruch. Einfach, sie treten aus sich heraus und sehen es an. Von der Seite, wie der Tod auf Böcklins Palette sieht. So sehen sie sich und die andern und wie sie miteinander verbunden sind und wie die Stunden inneren Seins sich folgen ohne Ursache und doch im Gesetz. Und gerade dieses Verbundensein, Nichtverbun-

Digitized by Google

denſein, Wirken und Gewirktwerden der Seelen, das dünkt ihnen Leben, da das Sein ſelbſt ihnen zurückblieb im verlaſſenen Ich. Mörderiſch — kein anderes Wort will für dieſen unergründlichen Vorgang der Selbſtentäußerung paſſen. Guſtav Wahl ſagt im „Weiten Land“ den Dichtern (merkwürdigerweiſe ganz im Jargon Hermann Bahrs!): „Das ſind Unmenſchen. Sie frei herumrennen laſſen, das iſt ja ein Blödſinn.“ Ein Querſtand in der Symphonie des Menſchenlebens iſt es gewiß. Man ſpricht mit ihnen, und ſie antworten, aber zugleich ſehen ſie innerlich ſich und ihr Gegenüber in andern Szenen, ergrübeln ihr Werden und Wollen; und treffen ſo oft tief in das, was die Selbſtlebenden als Wirklichkeit empfinden. Sie ſagen einem Enttäuſchungen, Wünſche, geheime Luſt und Qual zu auf den Kopf. Und wenn ſie dichten, ſo zeigen ſie dem Empfangenden nicht nur Bilder des Geſchehens wie er ſie ſieht im Leben, ſondern auch die Heimlichkeiten mit, den Geſpenſterreigen, der im Hin und Wider als dunkles Schattenſpiel mit gegeben iſt. So iſt der dargebotene Anblick der Seele nicht nur der des Alltags oder geſteigerter Kräfte, ſondern hinter jeder Regung dehnen ſich deren Triebe und Beziehungen, dehnen ſich dunkle und helle Vorregungen und Nachregungen .. es „weitet“ ſich das „Land“ der Seele.

Unangenehm iſt es, ja peinigend grotesk kann es wirken, wenn ein Dichter in Anführungzeichen dieſes „ſelbſtmörderiſche Erlebnis“ nicht hat, ſeine Äußerungform aber als willkommene Methode von einem andern abſieht und ſie dann handhabt wie ein Orang-Utan ein Mikroſkop. Das heißt alſo, irgendein Beobachter des Lebens ſieht auch allerlei Hintergründe des Daſeins und Unbewußtheiten im Seelenleben, aber er kann ſie nicht in ein einheitliches Geſchehen geſtalten wie Schnitzler, kann ſie überhaupt nicht geſtalten, ſondern zieht ſie mit Entdeckerfreude hervor und präſentiert ſie, die Untermalungen ſind, als das eigentliche Bild des Lebens, das unterſte zu oberſt kehrend, das Ganze alſo verkehrend. Daß der Anblick beſtechend iſt, fühlen ſie inſtinktiv, er ſchmeichelt dem Überlegenheitbewußtſein, — wie unäſthetiſch er und das ganze Verfahren wirkt, iſt freilich allzu deutlich. Las man da etwa kürzlich einen Münchner Roman von einem vielgenannten Wiener Autor, „Viſion der lieben Frau“, worin Malweibchen, Luxusdamen und ein begnadeter Künſtler durcheinandergeſchickſalt waren. Und wie einfach waren die Erklärungen alle, die dieſer „Dichter“ aus der Stärke ſeines „zweiten Geſichts“ hinzubrachte: Malweibchen? Jedenfalls durchaus mehr Weibchen, als Malende. Eine ſtolze, hehre Frau? Nein, eine heimliche Dirne oberflächlicher Natur! Und ein Künſtler liebt ſo etwas? Weil er eben ſein Ideal hineinſieht, wie das die Künſtler tun. Beweis? Unſer „Dichter“ hat einen genauen Beweisfall, den Fall Stauffer-Bern, deſſen Dokumente er ſicherheithalber gleich wörtlich in ſeine „Dichtung“ hereingedruckt hat. Man muß Erzeugniſſe einer ſolchen Hilfloſigkeit einmal in zehn, fünfzehn Beiſpielen nacheinander leſen, um zu ermeſſen, welche Höhe die Meiſterſchaft eines Artur Schnitzler bedeutet. So tief ſind ſeine Einſichten, daß ſelbſt die Form Bahrſcher Randgloſſen ſie nicht entwertet, und ſo ſehr im Eigenton zittert es vom Grunde ſeiner „Tragikomödie“ herauf, daß ſie faſt gar kein Lächeln ſondern tiefe Erregung hinterläßt, — Furcht und Mitleid oder Furcht und Mitſchau ins Unergründliche.

In ſeiner Welt, die man aus Proſa und Dramen kannte, hat ſich Schnitzler auch diesmal gehalten. Dieſelbe Wiener Luft, in der es von

Digitized by Google

Sinnlichkeitenparfüm leise wittert, dieselben Kreise alltäglichen Umgangs bei der Jause, auf dem Tennisplatz, im Kurpark. Und wiederum Ehegatten, die sich geliebt haben, sich lieben mit Fragezeichen, sich „treu“ oder „untreu“ sind und es sich halb gestehen halb verschweigen — „die Wahrheit erfährt man ja nie“ — dieselbe Getrübtheit der Gefühle und damit verbunden die Instinktivität der Entschlüsse. Dieselbe? Ein Dichter wiederholt sich nicht. Es charakterisiert den echten, daß er nicht bekanntes sondern unbekanntes Wesen zeigt. Aber nicht jeder Teil seines Schaffens braucht neu zu sein — die Glasstücke des Kaleidoskops bleiben sich immer gleich; und in Schnitzlers Werken waren Gleichheit und Ungleichheit mit den Vorigen meist etwa gleichstark. Das Ende der Liebesspiele ist diesmal, daß ein Gatte — Hofreiter — in plötzlichem Entschluß dem Geliebten seiner Frau Feigheit vorwirft, um ein Duell zu erzwingen. Moralisch, wie der Alltag sagt, ohne Recht, da er seine Frau nicht stark liebt und selbst mit andern Frauen oft Beziehungen hat. Er tötet den jungen Verehrer. Und im letzten Akt erfahren es seine Frau und seine Geliebte: jene verläßt ihn, diese will ihm treu folgen. Aber er ist durch alle Ungewißheit des Daseins, aus der nun die furchtbare Gewißheit des Todes entsprungen ist, dem Leben entfremdet. Auf Hofreiters oben angeführte Bemerkung im dritten Akt, über die Dichter, antwortet der Dichter: „Und wissen Sie, was Fabrikanten von Glühlichtern gewöhnlich sind, Herr Hofreiter? . . . Glühlichterfabrikanten — sonst nichts.“ „Wär gut, wenn's wahr wäre . . .“, erwidert der Fabrikant. Er gehört zu denen, die „sich in Unkosten stürzen“, und als am Schluß sein Kapital an Herz vergeben ist, erwidert er der Geliebten: Ich gehöre niemand auf der Welt. „Niemandem. Will auch nicht . . .“

Solche Züge zeigen vielleicht, daß auch Schnitzler, der so fertig war, so Abgerundetes schuf, noch Entwicklung, noch Vertiefung erlebt. Hier gestaltet er Entwicklung. In ganz leisen Worten und in Geschehnissen, die um so lauter, dröhnender hineinhallen. Das hatte er früher nicht so; selten zeigte seine Dichtung ein so ernstes, durchfurchtes, charakterreiches Gesicht mit eindringlichen Zügen.

Das „weite Land“ ist natürlich mit Worten nicht zu erschöpfen. Man muß sich hineinverlieren können — und auch wieder heraus. Eins sei noch angemerkt. Es wolle, wer das erste nicht kann, den Dichter dafür nicht verantwortlich machen. Man kann sich ja andre wählen, etwa Liliencron oder Polenz. Aber Worte wie „müde“, „blasiert“ und ähnliche treffen wie schlechtes Geschoß nicht in den Lebensknoten. „Deplaziert“ sind sie; man sollte mehr Achtung haben vor dem Schmerz und der Qual, die allzeit mitgedichtet hat an solchen Werken, und vor dem Können überhaupt und dem seienden Wert. Wer aber nicht wieder „heraus“ kann aus dieser Welt, wolle freundlichst bedenken, daß sie trotzdem nicht die einzige ist, beispielweise ist sie zur Lieferung ethischer Maximen schon aus rein pragmatischen Gründen ungeeignet. Das Stück ist an vielen Städten aufgeführt worden, meist mit dem Erfolg, daß man ihm „Achtung“ entgegenbrachte. Gewiß ist, daß Achtung nicht die Stimmung ist, die für den Weg ins „weite Land“ genügend ausrüstet. Geduld, feines Hören, Unvoreingenommenheit, Vertrauen zum Führer, wohl auch, mit einem guten Wort gesagt: Liebe wird dazu gehören, um all seiner Wesenhaftigkeiten inne zu werden. **Ezard Nibden**

Digitized by Google

[Wir geben im folgenden die letzte Szene des vierten Aktes und den Schlußakt aus Schnitzlers neuem Werk wieder. So verschlungen die Fäden sind, welche sich in der Dichtung von Person zu Person spinnen, es spricht doch das Wesentliche der Geschehnisse auch aus dem Bruchstück; selbst die starke Spannung, welche sich in der Beleidigung hier löst, wird man nach wenigen Worten fühlen können. — Dr. Mauer, der in der folgenden Szene mit Frau Genia Hofreiter spricht, ist ein alter Freund Hofreiters, ihres Mannes; er will aber nun sich von diesem Kreis zurückziehen, da Hofreiter (im 3. Akt) mit der jungen Erna Wahl ein sehr leidenschaftliches Liebeverhältnis angefangen hat, derselben Erna, deren Liebe Mauer zu gewinnen hoffte. Diese heimliche Eifersucht ist es, welche Mauer „von hier forttreibt". Während Hofreiter, der früher mit Frau Natter intime Beziehungen hatte, am Völser Weiher im Gebirge das neue Verhältnis mit Erna Wahl fand, hat seine Frau Genia, die sich lange von aller Lüge freigehalten hat, endlich auch des Fähnrichs Otto von Aigner Liebe gewonnen und ihn an sich gefesselt. Diesen zwingt nun Hofreiter zum Duell. Warum? „Man will nicht der Hopf sein." Das leicht klingende Wort hat schwerstes Gewicht. Ein Drang heraus aus dem Wirrnis liegt darin, ein Moment tiefster Erbitterung. Aber es ist besser, solche Worte klingen, in sich wirken zu lassen, als sie zu deuten. Frau und Geliebte Hofreiters stehen stumm und hören das krasse Wort, und über allem liegt es wie ein Fatum.

Im fünften Akt vollendet sich das Spiel. Erna, die Hofreiter mit voller Hingabe der ersten Liebe liebt, tritt noch ganz sicher auf; ganz aus der Bahn geworfen Frau Genia. Da kündigt das Telegramm die Ankunft ihres Sohnes Percy an. Hofreiter hat ihn — wohl in dem Instinkt, ihn dem zerrissenen Leben seines Hauses entziehen zu müssen — nach England zur Erziehung gegeben. Er sollte schon längst zurück sein zum Ferienbesuch. Vieles wäre dann vielleicht anders, denn gerade um ihr Verhältnis mit dem Fähnrich leichter geheim halten zu können, hat seine Mutter Genia ihn noch ferngehalten. Nun trifft er ein mutterloses Heim, und seine frohe Stimme zerbricht zuletzt allen Halt in der Seele seines Vaters. Frau Meinhold, die einzige unangetastete Frauengestalt der Dichtung, die stolz und gütig lebt, ist auch die einzige, die im Allertiefsten getroffen wird. Sie verliert mit Otto von Aigner, ihrem Sohn aus geschiedener Ehe, alles was das Leben für sie noch hatte. Noch lebt sie in dem Irrtum, er sei nur abgereist, und kommt aus ihrer ungewohnten Einsamkeit zu der Frau, die sie gern hat und die ihrem Sohn lieb war. Da tritt der ein, der ihn erschossen hat.

Das „weite Land" ist im Verlag von S. Fischer in Berlin erschienen.]

Das weite Land

Vierter Akt, Schlußszene

Mauer: Ich muß leider fort, gnädige Frau.

Genia: Und es ist wohl anzunehmen, daß man Sie in der nächsten Zeit hier nicht sehn wird . . .

Mauer: Es ist anzunehmen, gnädige Frau.

Genia (sieht ihn an): Es tut mir leid, daß ich einen Freund verloren habe. Auch ich, die wahrhaftig ohne Schuld ist, wenigstens gegen Sie. Warum antworten Sie mir nicht, Doktor? Ich will mich nicht in

Digitized by Google

Ihr Vertrauen drängen, um so weniger als ich mir ja denken kann, was Sie von hier forttreibt.

Mauer: Es ist diesmal kein Anlaß, Ihnen über Ihren Scharfblick ein Kompliment zu machen. Sie gestatten mir jetzt, gnädige Frau, mich zu entfernen.

Genia: Ich habe Ihnen nichts zu gestatten und nichts zu verbieten. Besonders als ... gnädige Frau. Leben Sie wohl, lieber Doktor! — Und — bitte lassen Sie mich Ihnen noch eine Mahnung mit auf den Weg geben! — Nehmen Sie's nicht gar zu schwer. Es wäre doch lächerlich, wenn Sie, ein Mensch, der das Leben von seiner ernstesten Seite kennt, dergleichen Spielerei und Spiel wichtig nähme. Liebessachen sind nichts andres, Doktor, glauben Sie mir. Und wenn man erst drauf gekommen ist, sie sehr lustig anzusehn — und mitzumachen.

Mauer: Wenn man drauf gekommen ist ...

Genia: Werden Sie auch, lieber Freund. Die dummen, schweren Worte, die Ihnen durch den Sinn gehn, die blasen Sie nur gefälligst in die Luft. Und Sie werden sehn, wie leicht sie eigentlich sind. Sie fliegen ... alle ... sie verwehn, diese schweren, dummen Worte ...

Mauer: Es gibt vielleicht wirklich nur ein Schweres auf der Welt — und das heißt Lüge.

Genia: Lüge? Gibt's denn das in einem Spiel? List oder Spaß heißt es da.

Mauer: Spiel —?! Ja, wenn es so wäre! ... Ich versichere Sie, Genia, nicht das geringste hätt ich einzuwenden gegen eine Welt, in der die Liebe wirklich nichts andres wäre als ein köstliches Spiel ... Aber dann ... dann ehrlich, bitte! Ehrlich bis zur Orgie. ... Das ließ ich gelten. Aber dies Ineinander von Zurückhaltung und Frechheit, von feiger Eifersucht und erlogenem Gleichmut — von rasender Leidenschaft und leerer Lust, wie ich es hier sehe — das sind ich trübselig und — grauenhaft ... Der Freiheit, die sich hier brüstet, der fehlt es am Glauben an sich selbst. Darum gelingt ihr die heitre Miene nicht, die sie so gerne annehmen möchte ... darum grinst sie ... wo sie lachen will.

Genia: Sie sind ungerecht, Doktor. Wir geben uns ja alle Mühe. So rasch geht das freilich nicht. Aber wir haben die beste Absicht. Merken Sie's nicht? Adele Natter, zum Beispiel, bringt ihre Kinder mit in unser Haus, ich plaudre mit Erna, als wäre der Weiher von Völs das harmloseste Wasser von der Welt, Friedrich spielt seine Tennispartie mit dem Herrn Fähnrich von Aigner ...

Mauer: Warum sollte er nicht?

Genia: O, Doktor! ...

Mauer: Ja, ich weiß ... auch das ...

Genia: Wer hat es Ihnen gesagt?

Mauer: Wer —? Geben Sie acht, Genia. Friedrich selbst.

(Die Tennispartie ist zu Ende. Die Teilnehmer kommen allmählich näher.)

Genia: Friedrich ...?! Natürlich ahnt er. Ich hab es gleich in seinem Blick gelesen ... als er uns vom Balkon aus begrüßte ... Aber wozu dies warnende „Geben Sie acht" —? Er wird es mir nicht übelnehmen. — Vielleicht hätte sich Otto auch umgebracht — wie jener andre. Und man darf doch einen jungen Menschen einer solchen Kleinig-

Digitized by Google

keit wegen nicht in den Tod treiben. Friedrich wird zufrieden mit mir sein. Morgen, wenn ... mein Geliebter fort ist ... werd ich ihm die ganze Geschichte selbst erzählen.

Mauer: Das dürfte nicht mehr notwendig sein. Er ahnt nicht, er weiß ... Er hat den Herrn Fähnrich heute nacht gesehn ... um halb zwei ...

Genia (zuckt zusammen, faßt sich rasch).

Paul, Gustl, Erna, Stanzides, Abele, Frau Wahl, Natter, Otto und Friedrich (vom Tennisplatz).

Genia: Nun, wer war Sieger?

Paul: Die alte Garde lebt noch. Herr Hofreiter hat gewonnen. Neun zu acht.

Stanzides: Schade, daß Sie nicht zugesehn haben, gnädige Frau. Es war eine schöne Partie.

Friedrich: Na, Mauer, du bist ja doch geblieben. Das ist nett von dir!

Paul: Jetzt käme noch das Match Fräulein Erna und Herr Hofreiter.

Erna: Es ist schon zu dunkel, das verschieben wir auf morgen. Und wir telegraphieren dem Herrn Fähnrich das Endresultat des Tourniers.

Otto: Meine Herrschaften, ich muß mich nun leider wirklich empfehlen. (Er beginnt sich zu verabschieden.)

Friedrich (folgt ihm mit den Blicken): Schade, daß wir nicht morgen noch eine Partie spielen können, Otto! — Ich hab heut gar keine rechte Freude an meinem Sieg.

Paul: Warum denn? Der Herr Fähnrich hat famos gespielt, und Sie, Herr Hofreiter, noch besser.

Friedrich: Ich weiß nicht. Sie waren nicht recht in Form, Otto. Einen Schlag haben Sie gehabt, wie ich ihn von Ihnen gar nicht gewohnt bin. So einen zerstreuten, so einen undezidierten, so einen ängstlichen Schlag ... Abschiedsstimmung wahrscheinlich.

Otto: Vielleicht Befangenheit einem so starken und ausgeruhten Gegner gegenüber. Nun, wenn ich wiederkomme, in drei Jahren, sollen Sie mehr Freude an meinem Gegenspiel haben, Herr Hofreiter.

Friedrich: Ja, wenn man das so sicher wüßte, daß man sich wiedersieht! ... Ich rede nie von so fernliegenden Dingen ... drei Jahre ... Denken Sie, was indessen alles passieren kann. Man hat doch nicht alles so in der Hand. Es gibt Ereignisse, denen gegenüber alle Voraussicht versagen kann ... und alle Vorsicht.

Natter: Und gerade diese dürfte nicht eine Haupteigenschaft des Herrn Fähnrich sein.

Otto: Das fürcht ich selbst, Herr Natter.

Friedrich: Das können Sie selber gar nicht wissen, Otto, ob Sie von Natur aus vorsichtig sind oder nicht ... In einem Beruf, der so ganz auf Haltung und Disziplin gestellt ist, wie der Ihre, hat man sozusagen keine Gelegenheit, sich selbst kennen zu lernen. Glauben Sie nicht?

Mauer: Genug Psychologie für die späte Abendstunde, denk ich. (Zu Otto.) Wir gehn vielleicht gleich zusammen.

Friedrich (kümmert sich gar nicht darum): Ich zweifle natürlich nicht, daß Sie jederzeit bereit wären, für Kaiser und Vaterland und auch für viel geringere Dinge Ihr Leben hinzugeben, aber da spielt doch

Digitized by Google

der äußere Zwang eine gewisse Rolle. In der Tiefe Ihrer Seele, ganz in der Tiefe, Otto, sind Sie feig.

(Große Pause.)

Otto: Ich habe nicht recht verstanden, nicht wahr?

Friedrich: Ich weiß nicht, was Sie verstanden haben. Ich werde es auf alle Fälle wiederholen: feig.

Otto (einen Schritt auf ihn zu).

Friedrich (ihm rasch entgegen).

Otto: Sie werden von mir hören.

Friedrich: Hoff ich (leise) und bald. In einer Stunde, im Park ..,

Otto (ab).

Paul (sagt leise etwas zu Gustl, folgt mit ihm dem Otto).

Erna (steht regungslos).

Genia (regungslos).

Frau Wahl (sieht sich ratlos um, wendet sich an Adele).

Natter: Wir wollen nun nicht weiter stören.

Friedrich: O nein, das tun Sie nicht — im Gegenteil. (Zu Mauer abseits.) Auf dich hoff ich zählen zu können.

Mauer: Nein. Dabei tu ich nicht mit.

Friedrich: Als Arzt, Mauer. Das darfst du mir nicht verweigern, das ist deine Pflicht.

Mauer (zuckt die Achseln): Bitte.

Friedrich: Danke. Lieber Stanzides.

Stanzides: Ich bitte über mich zu verfügen.

Friedrich: Ich danke Ihnen. Natter, darf ich Sie bitten?

Natter: Lieber Hofreiter . . .

Friedrich (zieht Natter nach vorn): Ich denke, wir sind einig in unserer Ansicht über das Leben, nicht wahr? Zum Totlachen.

Natter: Ich hab es immer gesagt.

Friedrich: Der neueste Spaß hätte eine Würze mehr für mich, — wenn Sie mein Sekundant sein wollten.

Natter: Gern. Der Herr Fähnrich schießt gewiß nicht schlecht.

Genia (mit einem plötzlichen Entschluß zu Friedrich hin): Friedrich . . .

Friedrich: Später.

Genia: Jetzt.

Friedrich (zu den andern): Sie entschuldigen. (Mit ihr nach vorn.)

Frau Wahl (zu Erna hin, will sie zum Fortgehen veranlassen).

Erna (weist sie ab, steht an der Mauer des Hauses).

Frau Wahl (wendet sich zu Adele, die unter dem Nußbaum sitzt und ihrem Gatten nachsieht).

Natter und Stanzides (gehn nach rückwärts. Mauer steht allein).

Friedrich (zu Genia): Nun?

Genia: Was ist dir denn eingefallen? Wie durftest du . . .

Friedrich: Na, fürcht dich nicht. Ich werd ihm nicht viel tun, wahrscheinlich gar nichts.

Genia: Warum also? Wenn dir an mir noch das geringste läge . . . wenn es Haß wäre . . . Wut . . . Eifersucht . . . Liebe . . .

Digitized by Google

Friedrich: Na ja, von all dem verspür ich allerdings verdammt wenig. Aber man will doch nicht der Hopf sein. (Wendet sich von ihr ab, folgt Natter und Stanzibes.)

Genia (steht vorn regungslos).

Erna (steht an der Mauer des Hauses).

(Die Blicke der beiden Frauen begegnen sich.)

Vorhang

Fünfter Akt

(Zimmer in der Villa Hofreiters, das an die aus dem ersten Akt bekannte Veranda stößt. Licht und freundlich. Eine große Glastüre, die auf die Veranda führt, steht offen. Rechts und links von der Glastür Schränke. In der Mitte ein großer Tisch, Decke darauf, Zeitschriften, Bücher. — Sessel. An der linken Wand ein Kamin, davor ein kleines Tischchen, Stühle usw. Bilder an den Wänden, rechts eine zweite Türe. Standuhr links vorn. Etagere rechts vom Kamin mit Büchern.)

Genia (kommt von rechts im Morgenkleid. Sehr blaß und erregt. Zur Verandatür, tritt auf die Veranda hinaus, wieder zurück, setzt sich an den großen Tisch, nimmt eine der dort liegenden Zeitschriften, starrt hinein, dann wieder vor sich hin).

Erna (ohne Hut, im Sommerkleid, sehr rasch von der Veranda herein).

Genia (auf, rasch gefaßt): Erna? ... was gibt's?

Erna: Sie sind noch nicht zurück? Ist noch keine Nachricht da?

Genia: Wie sollte denn eine Nachricht da sein? Kommen Sie doch zu sich, Erna. Vor heute nachmittag — kann's ja gar nicht sein. Wahrscheinlich erst morgen früh. In dieser Stunde finden wohl die Vorbesprechungen statt.

Erna (sieht sie an): Ja, natürlich. Verzeihn Sie, daß ich weiterfrage. Ich weiß, daß ich kein Recht habe, aber die seltsamen Umstände ...

Genia: Sie haben so gut ein Recht, um jemanden zu zittern, wie ich es hätte.

Erna: Ich zittre nicht, Frau Genia. Das ist nicht meine Art. Ich wollte nur fragen, ob Sie Ihren Herrn Gemahl heute schon gesehn haben?

Genia: Mein „Herr Gemahl" ist schon gestern abend in die Stadt gefahren. Allerlei bei seinem Advokaten zu ordnen jedenfalls. Das ist ja nun einmal üblich, auch wenn es ganz überflüssig ist. Er wird Verfügungen treffen. Vielleicht sogar irgendwelche Briefe und Papiere verbrennen. Kurz sich geradeso benehmen, als wenn es eine ungeheure ernste Sache wäre, obwohl es nichts ist als eine lächerliche Eitelkeits- und Ehrenkomödie, wie wir ja alle wissen.

Erna: Ich bin davon nicht überzeugt, Frau Genia.

Genia: Ich bin es. Kommen Sie, Erna, wir wollen in den Garten gehn, der Tag ist so schön. Wir wollen plaudern. Sie haben mir ja noch gar nichts von Ihrer Reise erzählt. Sie haben interessante Dinge erlebt ... am Völser Weiher ...

Erna: Ist es möglich, daß Sie in dieser Stunde spotten können, Genia?

Genia: Ich spotte nicht. Ah, ich bin fern davon ... Sie lieben ihn wohl sehr ... meinen „Herrn Gemahl", nicht wahr —?! Nun ja,

Digitized by Google

es ist kein Wunder. Der erste — das ist doch immerhin ein Erlebnis. Oder bedeutet das auch nichts mehr? Sie müssen mir darüber Aufschluß geben, Erna. Ja! — Ich finde mich nämlich nicht mehr zurecht. Das Leben ist um so viel leichter geworden in der letzten Zeit. Als ich so jung war wie Sie, nahm man gewisse Dinge noch furchtbar ernst. Es sind nicht viel mehr als zehn Jahre seither vergangen, aber mir scheint, die Welt hat sich seitdem sehr verändert.

Stubenmädchen (mit einem Telegramm von rechts. Geht gleich wieder).

Genia (öffnet es rasch): Von meiner Schwester Mary. Sie kommt heute mittag mit Percy an. Hier. (Sie gibt Erna das Telegramm.) Es wird ein lustiges Wiedersehen werden. Aber wollen wir nicht doch in den Garten, Erna? Oder machen wir eine kleine Spazierfahrt. Ja? Der Tag ist so schön. Die Luft wird Ihnen wohltun. Sie sind blaß ... Sie haben vielleicht nicht sehr gut geschlafen.

Erna: Nein. Ich habe gewacht. Und um fünf Uhr früh hab ich meinen Bruder fortgehn sehn. In jedem Augenblick können wir erfahren, wie es ausgegangen ist. Denn während wir hier reden, ist alles längst vorüber.

Genia: Erna — ich sagte Ihnen doch, Friedrich ist in die Stadt gefahren, zu seinem Advokaten ... wahrscheinlich.

Erna: Er ist nicht zum Advokaten gefahren. Ich weiß es. Ich habe meinen Bruder gesprochen heut früh als er fortging. Gestern abend noch ist alles abgemacht worden. Heut morgen um acht hat das Duell stattgefunden. Ich nehme an — nicht gar weit von hier. Im Heiligenkreuzerwald wahrscheinlich. Und jetzt ist alles ... vorbei.

Genia: Nun, so ist es eben vorbei ... Jetzt ist nichts mehr zu ändern, nicht wahr? Im Heiligenkreuzerwald, glauben Sie? — So sitzen sie jetzt alle zusammen im Stiftsgarten, unter dem schattigen Laub und feiern die Versöhnung ... Das Frühstück war schon vorher bestellt von den Herren Sekundanten. Und versöhnt ist man ja schnell, wenn man einander nie wirklich böse war. Was denken Sie, Erna, trinken sie auf unser Wohl? Warum nicht. Das Leben ist ja so lustig. Vielleicht erscheinen sie zusammen hier, Arm in Arm. Ja ... Wir sollten ihnen entgegengehn.

Erna: Ich will nach Hause ... Vielleicht ist mein Bruder schon zurück ...

Genia: Gut — gehn Sie nach Hause, Erna ... Ich warte hier ..

Erna (scheint nach draußen zu lauschen).

Genia: Was haben Sie? — Ja, es sind Schritte.

Erna (zur Verandatür): Es ist Frau Meinhold.

Genia (zuckt zusammen): Wie ...?

Erna: Sie kommt ganz ruhig heran. Sie weiß nichts.

Genia: Was will sie so früh ...

Erna: Sie weiß sicher nichts. Sie geht langsam. Ihre Züge scheinen mir ganz unbewegt. Wenn Sie nur die leiseste Ahnung hätte, sähe sie anders aus. Woher sollte sie auch. Fassen Sie sich, Frau Genia!

Frau Meinhold (kommt): Guten Morgen.

Erna: Guten Morgen, gnädige Frau.

Genia: Sie sind es, Frau Meinhold? Ah ... (Sie steht auf.)

Digitized by Google

Erna: Auf Wiedersehn!

Frau Meinhold: Sie gehn schon? Hoffentlich bin ich es nicht, die Sie davontreibt?

Erna: Durchaus nicht, gnädige Frau. Ich hatte mich gerade empfohlen. Adieu, Frau Genia. (Ab.)

Genia. Frau Meinhold.

Genia (mit ungeheurer Selbstbeherrschung): Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehn, Frau Meinhold. Es hat mir sehr leid getan, daß Sie gestern gefehlt haben.

Frau Meinhold: Sie hatten ja größere Gesellschaft, da tu ich nicht gern mit. Heute bin ich um so früher da, wie Sie sehn, Frau Genia.

Genia: Es ist gar nicht so früh. (Auf die Standuhr sehend.) Richtig erst zehn Uhr! Ich dachte, es müßte bald Mittag sein. Friedrich ist schon längst in die Stadt gefahren. Sie wissen ja, Frau Meinhold, er ist gestern angekommen.

Frau Meinhold: Natürlich weiß ich das. (Lächelnd.) Otto hat mir ja abends seine Grüße überbracht.

Genia: So — Ihr Herr Sohn verläßt Sie schon heute . . .?

Frau Meinhold: Mein Herr Sohn ist sogar schon fort. Noch gestern mit dem letzten Zug ist er hineingefahren. Und heute abend fährt er nach Pola.

Genia: Heute abend schon? Ah!

Frau Meinhold: Sollten Sie das wirklich erst von mir erfahren?

Genia: O, das wußt ich wohl. Ich dachte mir aber, den heutigen Tag wollte er ganz seiner Mutter widmen.

Frau Meinhold: Er hat heute in der Stadt noch eine Menge zu tun, so haben wir uns schon gestern abend Adieu gesagt . . . Es ist besser so.

Genia: Gewiß ist das besser.

Frau Meinhold: Können Sie sich denken, Frau Genia, wie mir das heute morgen war, als ich nun wieder so ganz allein in meiner Laube beim Frühstück saß. Nun ist mein kleines Haus mit einem Mal so leer . . . wie ich's lange nicht gewohnt war. Ich bin nun eine Zeitlang doch recht verwöhnt gewesen — trotz allem. Und der Gedanke, daß er diesmal auf so lange fort ist und so weit, das macht das Haus noch leerer und trauriger. Drum bin ich lieber fortgegangen . . .

Genia: Ich versteh's.

Frau Meinhold: Nicht mit der Absicht, Sie so früh zu stören, Frau Genia, das muß ich Ihnen gestehn. Durchaus nicht. Ich wollte einen Spaziergang machen . . . einen einsamen Waldspaziergang. Und nun bin ich doch da. Weiß Gott, wie das kommt. Es muß mich wohl irgendwas hergetrieben haben. (Sieht sie lange an.)

Genia (erwidert ihren Blick): Ich danke Ihnen.

Frau Meinhold: Danken Sie mir nicht. Ich hatte nur die Wahl, Ihnen sehr böse — oder sehr gut zu sein. Und als ich meine Wohnung verließ, war es noch lange nicht entschieden. Denn in diesen letzten Tagen, jetzt, da er fort ist, darf ich's Ihnen wohl sagen, Genia — ist mir manchmal recht bang gewesen . . .

Digitized by Google

Genia: Bang —?

Frau Meinhold: Ich kenne ja meinen Sohn . . . Und hab's ihm angesehn, wieviel er gelitten hat in dieser letzten Zeit. Er ist so gar nicht geschaffen . . . in unwahren Beziehungen zu leben . . . Ich hatte . . . Angst um ihn . . . Sie haben ihm so viel bedeutet, Genia! Mehr als sein Beruf, als seine Zukunft, als ich, als sein Leben. O Gott, was hab ich alles gefürchtet. Und habe geschwiegen. Mußte schweigen. Und sogar begreifen mußt ich's. Ich hab es ja kommen gesehn, vom ersten Tag an, da Otto Ihr Haus betrat. In all meinem Groll, meiner Angst, meiner Eifersucht, mußte ich es doch begreifen. Sie waren ja so allein, Genia, und so schwer gekränkt . . . durch lange Jahre! Auch wenn am Ende ein Schlechterer gekommen wäre, als Otto — ich hätte es Ihnen nicht übelnehmen können. Und nun — da er fort ist, ist all mein Groll und meine Eifersucht dahin und ich frage mich nur: Wie wird sie es tragen? Sie — die ihn doch geliebt hat!

Genia: Frau Meinhold, ich bin wahrhaftig so viel Teilnahme gar nicht wert. — Ich werde versuchen, ihn zu vergessen. Und es wird mir gelingen. Das ist gewiß, — so gewiß als es ihm gelingen wird. Ich habe den festen Willen ihn zu vergessen. Wie sehn Sie mich denn an, Frau Meinhold? Glauben Sie mir denn nicht? Sie müssen keine Angst haben. Es ist nichts verabredet zwischen uns. Ich schwör es Ihnen . . . Wir werden uns nicht einmal schreiben. Das steht fest.

Frau Meinhold: Sie sind sehr gut, Genia.

Genia: Ich bin nur . . . klug, Frau Meinhold. Nur klug . . . (Plötzlich bricht sie in ein heftiges Schluchzen aus. Sinkt mit dem Kopf auf den Tisch.)

Frau Meinhold: Genia, Genia. (Sie streicht ihr über die Haare.) Weinen Sie nicht. Genia! Es ist freilich ein geringer Trost, — aber wir werden es gemeinsam tragen, daß er fort ist . . . Sie sehen ja doch, daß meine Wahl getroffen ist, und daß ich mich entschlossen habe, Sie . . . nicht zu hassen. Kind, Kind, — beruhigen Sie sich doch. Wir wollen Freundinnen sein, Genia. Es geht ja wohl nicht anders. Genia . . . Genia!

Genia: Frau Meinhold . . . (Sie faßt ihre Hand, als wollte sie sie küssen.)

Frau Meinhold: Finden Sie wirklich keinen andern Namen für mich? Ich bin ja seine Mutter, und er hat Sie geliebt.

Genia (schüttelt wild den Kopf): Nein, nein, nein, ich kann nicht mehr . . .

Frau Meinhold (sieht sie lange an): Ich will Sie nun doch lieber allein lassen . . . Leben Sie wohl. Aber wenn Sie des Alleinseins müde sind, — so kommen Sie zu mir. Sie finden mich immer bereit Sie zu empfangen. Adieu, Genia. —

Friedrich (von der Terrasse aus herein. Dunkler Paletot über dem schwarzen Gehrock. Schließt rasch den Paletot, spannt seine Züge).

Genia (starrt ihn wie fragend an).

Friedrich (lächelt starr ohne zu nicken. Zu Frau Meinhold in seiner lachenden Art, die nun wie eine Maske wirkt): Küß die Hand, gnädige Frau. (Er nimmt ihre dargebotene Hand mit einem kaum bemerklichen Zögern.) Wie geht's?

Digitized by Google

Frau Meinhold: Danke. Schon so früh aus der Stadt zurück?

Friedrich: Aus der Stadt? Nein. Ich fahre jetzt erst hinein. Ich hab nur meinen Morgenspaziergang gemacht. Ein . . . herrlicher Tag . . .

Frau Meinhold: Sie haben eine schöne Reise gehabt.

Friedrich: Ja, sehr schön. Sehr schön. Ich bin höchst befriedigt. Gutes Wetter, interessante Menschen, was will man mehr.

Frau Meinhold: Ja richtig, ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen.

Friedrich: Einen Gruß? Mir? . .

Frau Meinhold: Sie werden sich ein wenig wundern. Einen Gruß von Herrn von Aigner.

Genia: Von Ihrem Gatten?

Frau Meinhold: Ja, heute früh. Eh ich von Hause fort ging, ist nämlich ein Brief von ihm gekommen, nach vielen, sehr vielen Jahren der erste. Und in wenig Tagen kommt er selbst. Eine Konferenz mit dem Minister, wie er schreibt.

Friedrich: Ja, natürlich, wegen der neuen Bahn. Wird großartig werden, die neue Bahn. Übrigens wird er auch noch einmal Minister werden, Ihr Herr Gemahl. Überhaupt ein merkwürdiger Mensch, ein höchst merkwürdiger Mensch. Er hat noch eine große Zukunft.

Frau Meinhold: Glauben Sie das wirklich?

Friedrich: Warum denn nicht?

Frau Meinhold: Er spricht nämlich in dem Brief auch von seiner schwachen Gesundheit . . .

Friedrich: Schwache Gesundheit! . . . Auf Felsen klettern kann er allerdings nicht mehr, aber Minister werden, das strengt ja weniger an. Und der Absturz ist weniger gefährlich. Er ist übrigens gar nicht krank. Er ist das Leben selbst. Der überlebt uns alle. Pardon, ich kann natürlich nur von mir sprechen, wir können ja alle immer nur von uns sprechen . . . (Lacht.) Ein sehr interessanter Mensch . . . wir haben viel miteinander geredet . . . in den paar Tagen . . . Ich hab ihn gern.

Frau Meinhold: Er scheint Sie auch sehr ins Herz geschlossen zu haben. Ja, es ist ein sonderbarer Brief. Rührend beinah. Und ein bißchen affektiert. Das wird er sich wohl nicht mehr abgewöhnen.

Friedrich: Nein, das kaum mehr . . .

Frau Meinhold: Also auf Wiedersehn.

Friedrich: Auf Wiedersehn, gnädige Frau. Und wenn Ihr Herr Gemahl hierherkommt, unser Haus ist natürlich . . . Les amis de nos amis . . . und so weiter . . . Adieu, gnädige Frau.

Genia (begleitet sie ein paar Schritte).

Frau Meinhold: Bleiben Sie doch, bleiben Sie doch, liebe Frau Genia. Auf Wiedersehn. (Ab.)

Genia (rasch zurück).

Genia. Friedrich.

Friedrich (stand regungslos).

Genia: Nun? . . . Alles . . . gut —?

Friedrich (sieht sie an): Na . . .! —

Genia: Er ist verwundet —?! Friedrich! . . .

Friedrich: Tot ist er!

Digitized by Google

Genia: Friedrich, treib es nicht zu weit! Hier hört der Hohn auf.

Friedrich: Er ist tot. Ich kann's nicht anders sagen.

Genia: Friedrich, Friedrich ... (Auf ihn zu, packt ihn bei den Schultern.) Du hast ihn umgebracht, Friedrich ... Und — seiner Mutter die Hand gedrückt.

Friedrich (zuckt die Achseln): Ich hab nicht gewußt, daß sie da ... bei dir ist. Was hätt ich tun sollen?

Genia: Tot ... tot! ... (Plötzlich auf ihn zu.) Mörder!

Friedrich: Es war ein ehrlicher Kampf, ich bin kein Mörder.

Genia: Warum, warum ...

Friedrich: Warum —? Offenbar ... hat's mir so beliebt.

Genia: Es ist ja nicht wahr! Mach dich nicht fürchterlicher als du bist. Du hast nicht wollen. Ein entsetzlicher Zufall war's! ... Du hast nicht wollen ... es ist nicht wahr ...

Friedrich: In dem Augenblick, da er mir gegenübergestanden ist, da ist es wahr gewesen.

Genia: Grauenhafter Mensch! Und hast seiner Mutter die Hand gedrückt. Hast ihn nicht einmal gehaßt und ihn doch umgebracht. Böse-wicht, eitler, grauenhafter Bösewicht.

Friedrich: So einfach ist das nicht. Hineinschaun in mich kannst du doch nicht. Kann keiner. Die arme Frau Meinhold tut mir leid. Auch mein guter, alter Herr von Aigner. Aber ich kann ihnen nicht helfen. Nein. Auch dir nicht. Und ihm nicht. Und mir. Es hat sein müssen.

Genia: Müssen? —

Friedrich: Wie er mir gegenübergestanden ist mit seinem frechen, jungen Blick, da hab ich's gewußt ... er oder ich.

Genia: Du lügst, er hätte dich nicht ... er nicht ...

Friedrich: Du irrst dich. Es war auf Leben und Tod. Er wollte es so gut wie ich. Ich hab's in seinem Aug gesehn, wie er in meinem. Er ... oder ich ...

Erna und Mauer (aus dem Garten).

Erna (bleibt an der Tür stehn).

Mauer (rasch zu Genia, drückt ihr die Hand).

Friedrich: Ah Mauer, du, schon da?

Mauer: Ich habe nichts weiter zu tun gehabt.

Genia: Wo ist seine Leiche?

Mauer: Auf dem Weg.

Genia: Wohin?

Mauer: In das Haus seiner Mutter.

Genia: Weiß sie ... wer wird ihr ...?

Mauer: Es hat's noch keiner gewagt.

Genia: Ich will es ihr sagen. Es ist meine Pflicht. Ich geh zu ihr.

Friedrich: Genia ... Einen Augenblick. Wenn du zurückkommst, bin ich kaum mehr da. Ich kann nicht von dir verlangen, daß du mir die Hand reichst, aber — wir sagen uns halt Adieu.

Genia (sich erinnernd): Percy kommt. Noch in dieser Stunde.

Friedrich: Percy? Den erwart ich noch ... Dann ... die übrigen ... na ...

Genia: Was hast du vor?

Friedrich: In die Stadt hinein. Das beste wird wohl sein, ich stell

Digitized by Google

mich selbst. Geschehn wird mir ja nichts. Ich hab ja nur meine Ehre gerettet. Vielleicht, daß sie mich gegen Kaution . . . allerdings Fluchtverdacht ist vorhanden.

Genia: Daran denkst du! und der andre liegt erschossen —!

Friedrich: Ja, der hat's freilich leichter als ich. Für den ist alles erledigt. Aber ich — ich bin auf der Welt. Und ich gedenke weiter zu leben . . . Man muß sich entscheiden. Entweder — oder.

Genia (starrt ihn an): Aus . . . (Will gehen.)

Mauer: Frau Genia . . . Sie dürfen diesen Weg nicht allein gehn. Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten.

Genia (nickt): Ich danke Ihnen. Kommen Sie.

Mauer und Genia (ab).

Erna. Friedrich.

Friedrich (steht noch starr wie früher).

Erna (an der Türe, bewegungslos): Was wirst du tun?

Friedrich: Wie es immer ausfällt, Verurteilung oder Freisprechung, selbstverständlich fort aus der Gegend . . . aus dem Weltteil.

Erna: Und — wo immer du hingehen willst, Friedrich — ich folge dir.

Friedrich: Danke. Wird nicht angenommen.

Erna: Ich fühl es stärker als je, Friedrich, wir gehören zusammen.

Friedrich: Irrtum. Du stehst jetzt unter dem Eindruck dieser Sache. Wahrscheinlich imponiert's dir sogar, daß ich . . . aber das ist Täuschung. Alles ist Täuschung. Nächstens schnapp ich doch zusammen. Aus Erna, auch zwischen uns. Du bist zwanzig, du gehörst nicht zu mir.

Erna (immer auf demselben Platz): Du bist jünger als alle.

Friedrich: Still! Ich weiß, was Jugend ist. Es ist noch keine Stunde her, da hab ich sie glänzen gesehn und lachen in einem frechen, kalten Aug. Ich weiß, was Jugend ist. — Und man kann doch nicht jeden . . . Bleib wo du bist, Erna, amüsier dich gut und . . .

Erna (lauscht): Ein Wagen.

Friedrich (bleibt starr): Percy.

Erna (jetzt etwas näher zu ihm): Glaube mir, Friedrich, ich liebe dich, ich gehöre dir.

Friedrich: Ich niemandem auf der Welt. Niemandem. Will auch nicht . . .

Kinderstimme im Garten: Mutter! Vater!

Friedrich: Percy. (Er wimmert einmal leise auf.) Ja, Percy, ich komm schon. Da bin ich. (Rasch hinaus auf die Veranda.)

Erna (bleibt stehn).

Vorhang

Digitized by Google

Bruno Saßnick, Das Schloß der Lüge. Federzeichnung

Rundschau

Allgemeineres

Totentage,

Gedenktage für die Geschiedenen, legt sowohl die katholische wie die protestantische Kirche in die Zeit, da dieses Heft erscheint. November — es stimmt ja auch mit der Jahreszeit zusammen. Das „große Sterben“ in der Natur, das doch in Wahrheit gar kein Sterben ist.

Ruht der Beklagte Tag und Jahr, dann kann ja die Erinnerung an ihn insofern auch rein sein, als wir sie uns gestalten können, wie unser Inneres verlangt. Dürfen wir das gleiche von der „Trauerzeit“ sagen? Es ist ganz seltsam, was alles sich aufdrängt, wenn wir einmal im eignen oder in einem Hause, das uns nahesteht, einen Sterbefall und die Zeit, die sich ihm anschließt, mitleben.

Von dem eigentlichen „Trauergeschäft“ spricht Rath an einer andern Stelle dieses Heftes. Genug, daß es dort geschieht, und hier nur so viel von der Sache: Wir alle empfinden's als unerträgliche Aufdringlichkeit, wenn fremde Agenten uns mit einem Seufzer „auf das herzlichste kondolieren“, bevor sie ihre Preisverzeichnisse vorlegen — würden sie das aber wagen, wenn's nicht von der Mehrheit zum mindesten geduldet, womöglich gar gewünscht würde? Es gehört sehr vieler Orten immer noch zum sogenannten guten Ton. Und der „gute Ton“ der Vielzuvielen drängt sich nicht nur hiermit ins Trauerhaus. Wenn du das Herz zum Zerbrechen voll Weh um einen Verstorbenen hast, so stilisiere vor allem eine Zeitungsannonce und einen druckbaren Trauerbrief. Wenn dir nichts gleichgültiger ist, als dein Anzug, so lasse dir schleunigst den Schneider kommen, von wegen der Trauertoilette. Wenn du nichts mehr brauchst, als das Alleinsein, so wage ja nicht, „Kondolenzbesuche“ abzuweisen und den und jenen etwa nicht „geziemend“ zu empfangen. Dann bedanke dich hübsch bei allen, die dich ihrer herzlichen Teilnahme versichern, mag ihnen der Verstorbene auch rein nichts gewesen sein und bist du selber ihnen auch nicht mehr. Denn das „gehört sich so“. In jedes Trauerhaus, wie eigner, wie persönlicher Geist darin gewaltet haben und weiter walten mag, drängt sich noch vor dem Sarge mit breiten

Digitized by Google

Bruno Saßnick, Greis und Jugend. Federzeichnung

Ellenbogen die Konvention, und zunächst einmal ist sie es, die nun drin herrscht.

Man sagt, das alles hätte auch sein Gutes, denn es „zerstreute“ die Leidtragenden. Eine vortreffliche Menschenart, die sich solcherweise „zerstreuen“ läßt! Wüßte man nicht, wie Vieles jahrhundertelang einfach nach dem Gesetze der Trägheit weitergetragen wird, weil's schon die Ahnherren auf den Schultern trugen, es könnte einem bange werden beim Zurückschließen von all diesen Erscheinungen auf das Sein.

Aber die Konvention herrscht weiter. Soundso lange schwarze Kleider, vom soundso vielten ab sind pfeffer- und salzfarbene erlaubt, vom soundso vielten weg darfst du dich wieder juchheifarben tragen, ohne „anzustoßen“. Zylinder und Handschuhe, Schleier und Schleppe, es hat alles seine schönen Regeln, und in Extrafällen darf, wie bei Hofe, die Trauer mal auf einen Tag „unterbrochen“ werden. Ferner: du darfst zwar lesen oder auch schmökern, was du magst, aber nicht in ein Konzert und nicht ins Theater gehn, gäbe man auch Beethovens „Fidelio“ oder Shakesperes „Lear“ darin. Denn Konzert und Theater sind „Vergnügungen“, und die schicken sich für einen Trauernden nicht.

Der unabhängige Mensch braucht sich um all diese Narrheiten ja nicht zu kümmern, ihm kann's gleich sein, ob der Spießer aus der Nichtbefolgung der „Trauerregeln“ auf Herzlosigkeit schließt. Aber auf dem Abhängigen lastet die Philister-Tyrannei, die ihm das Heiligste, was er in solchen Zeiten hat, verhäßlicht, veräußerlicht und verkleinlicht. Wir behaupten, Hochachtung zu haben vor dem Schmerz und nennen ihn heilig. So sollten wir die Gesellschaft dahin bringen können, daß sie ihn als reine Privatsache ansieht, als etwas, dessen Gestaltung sie überhaupt nichts angeht. Weniger als irgendwer sonst dürfte der Trauernde Gegenstand der Aufmerksamkeit oder gar der Beobachtung sein, *das* ist's, wodurch die Gesellschaft ihm ihre Teilnahme beweisen kann, nachdem Kranz und Gruß gesandt ist. *Nichts* von ihm verlangen, auch keinen „Dank“, *nichts* von ihm erwarten. Ihn sich selbst überlassen und ob er es so oder so treibe, eingedenk zu bleiben, daß er nur *seine* Sache betreibt. Alle Schlüsse, die sich aus irgendwelchem Sichgeben hier ziehen lassen, sind

Digitized by Google

ja auch trügerisch. Es kann einer schluchzend weinen und doch dabei schon an irgendwelches Tröstliche denken, und es kann einer lachend lärmen und doch dabei, wie im Stormschen Gedicht, im Ohr die Stimme aus der Gruft hören, die sein ganzes künftiges Leben lang mittönen wird. A

Vom religiösen Leben

Von der Seele

Die Angelsachsen — und besonders freilich die Angloamerikaner — senden uns sonderbar prophetische Bücher herüber.

Des Engländers Richard Jefferies „Geschichte meines Herzens“* ist ein Gebet, das sich an keinen Gott richtet: „Man gebe mir.“ Das Gebet eines Ketzers.

Drei Gedanken, sagte er, haben seit zwölftausend Jahren die Menschen gefunden, die Existenz der Seele, die Unsterblichkeit und die Gottheit — „ich bin überzeugt, daß mehr zu entdecken ist“. Und er träumt und dichtet, um es zu entdecken.

Er träumt von einem stärkeren und genußfähigeren Körper — er hatte mit Krankheit zu kämpfen und starb früh —, von einem Zustand der Dinge, in dem der Mensch nur noch den Alterstod stirbt, den heute niemand stirbt, sie sterben heute alle an vererbten Schwächen, auch die über hundert Jahre Alten: Wir wissen nicht einmal, wie hoch das normale Alter des Menschen gehe — und vielleicht gar — — der Mensch ist etwas so Sonderbares und Besonderes, über alle Tiere hinaus, wer weiß — — —? Und er träumt von neuen Medien, andern als dem des Lichtes. Es gibt vielleicht unendlich feinere Medien, mit denen wir in die Schatten des Gestirnhimmels eindringen lernen werden, so daß dann die durch das Licht erschlossenen Himmelsräume uns als die eigentlich dunklen vorkommen werden gegenüber diesen.

Und er träumt von einem arbeitlosen Leben — Askese und Arbeit sind ihm der Feind. Den Wert der Arbeit preisen nur die, denen er zugute kommt. Ja nur die, welche wissen, daß, wer nicht arbeitet, Zeit findet zu denken. Und wer erst denkt, der könnte sich fragen, weshalb einige herrschen und genießen und die andern arbeiten. Aber er ist überzeugt, daß ein Jahr der Arbeit genügen würde, die nötigen Güter für dreißig Jahre der Ruhe hervorzubringen. „Ich weiß natürlich, daß etwas Arbeit oder Aufsicht immer nötig sein wird, daß der Pflug die Furchen ziehen und der Same ausgestreut werden muß, aber ich behaupte fest, daß der hundertste Teil der Arbeit und Plackerei, die jetzt vergeudet wird, genügt, und daß im Lauf der Zeit durch immer verbesserte Organisation und fortschreitende Entdeckungen auch dieser Teil sich noch verringern wird.“ Aber selbst die Idee der Organisation ist nicht die letzte oder höchste, obwohl die zurzeit am meisten versprechende.

Vor allem aber hängt Jefferies an seinen Ideen über die Seele. Stärkeres Seelenleben, grenzenloses, alle Schranken überschreitendes, — wenn der Handwerker eine Säge als seine schärfste kennen gelernt hat, wird er gerade sie zur Seite legen? „Aber wenn wir die Existenz und die Macht der Seele leugnen — indem wir uns weigern sie anzuwenden — dann können wir nur gleich um mehr als zwölftausend Jahre der menschlichen Geschichte zurückgehen.“ „Die

* Deutsch von Hedwig Jahn. Einführung von Ellen Key (Jena, Diederichs).

Digitized by Google

Beschränkung des Gedankens auf rein mechanische Routine hemmt den Fortschritt geradeso, wie die Beschränkungen mittelalterlichen Aberglaubens. Man lasse den Geist denken, träumen und sinnen; lasse ihn volle Freiheit genießen." Man habe den Geist mit Kenntnissen genährt, aber die Seele schlummern lassen.

Jefferies bekämpft nicht sowohl jene drei Gedanken, die die Menschen in zwölftausend Jahren gefunden haben, — er möchte sie überbieten. Der Verfasser, sagt er von sich selbst, „behauptet, aus seinem Geiste die Überlieferung und das Wissen vergangener Zeiten ausgelöscht zu haben, und der Natur und dem Unbekannten persönlich gegenüberzustehen". Und in der Tat vergeht fast das halbe Buch in einem gotttrunkenen Preis der Natur und seines Lebens in ihr mit wundervollen Prosagesängen auf Wiesen, Hügel, See und Sonne.

„Er strebt darnach," sagt er weiter von sich, „daß die Ausbildung der Seele ebenso ernstlich durchgeführt werde, wie die Ausbildung des Körpers im alten Griechenland, und die des Geistes heutzutage." Die Seele aber ist ihm der „Geist des Geistes".

Stolterfoth

Dilthey†

Literatur

Gerade zu der Zeit, als die Grundlinien des naturwissenschaftlichen Weltbildes festgelegt wurden, das heute alle Formen unsres äußeren, und so manche Regung unsres inneren Seins durch seine Wirkungen beherrscht, brach einer von denen, die zu seiner Erschaffung viel getan hatten, in die Klage aus: „Was wir wissen können, das interessiert uns nicht, und was uns interessiert, das können wir nicht wissen!" Wohl haben wir eine Wissenschaft, die uns die Bahnen ferner Weltkörper berechnen lehrt — was hilft uns das, wenn wir das Nächste nicht verstehen: uns selbst. Hier versagt unsere Wissenschaft, denn das Herz hat einen Verstand, den der Verstand nicht versteht. Die Wissenschaft indessen, auf die der Verstand des Herzens hinaussieht, ist noch nicht geschaffen, und es ist ungewiß, ob sie je wird geschaffen werden können: es ist die Wissenschaft vom Menschen. — Die naturwissenschaftliche Epoche in der Geschichte der Philosophie, deren Beginn man von den revolutionibus des Kopernikus datieren mag, und in der wir immer noch stehen, spricht es hier durch den Mund eines ihrer größten Vertreter aus, daß das größte Problem, das sie aufgeworfen hat, ein ungelöstes, wo nicht ein unlösbares ist. Nämlich dies: für jene „Wissenschaft vom Menschen" diejenigen Prinzipien zu entwickeln, die es erlauben, unsern wollenden und gefühlsmäßigen Teil ebenso zu objektivieren, wie die mathematischen Prinzipien, unserer Kenntnis von der äußeren Welt die Wahrheitsform geben.

Es hat lange gedauert, ehe dies Problem der Wissenschaft vom Menschen, das einst den Geist Pascals gequält hatte, wieder dem Gewissen einer Zeitepoche sich aufzudrängen vermochte, und nichts kennzeichnet wohl besser die Größe des Stiles, in der Wilhelm Dilthey es ergriff und formulierte, als der Umstand: daß es ihm gelang, seinen Stachel ein naturwissenschaftliches Geschlecht tief fühlen zu lassen, das längst der Bescheidenheit ledig geworden war, mit der Newton sein großes Lebenswerk dem Spiel eines Kindes verglichen

Digitized by Google

hatte, das bunte Kiesel aufliest am Gestade des Ozeans.

Doch, Dilthey ergriff das Problem nicht eigentlich; er schuf es vielmehr um. Zwischen Pascal sowie ähnlichen Denkern, die sich dem Gegenstand von der emotionalen Seite her genähert hatten, und ihm liegt die Kritik der reinen Vernunft; von Hegel scheiden ihn die persönlichen Bedingungen, die beide für die Bearbeitung der Frage mitbrachten. Dies zeigt sich deutlich schon in der Formulierung, die Dilthey diesem, seinem Lebensproblem gegeben hat: er sah in ihm die Forderung einer Kritik der historischen Vernunft. Man bemerkt leicht die Anknüpfung an Kant; wichtiger aber ist der Gegensatz gegen Kant. Kant hatte in seiner Kritik der reinen Vernunft zwar eine Begründung der Erfahrung überhaupt gegeben; indessen trägt diese Begründung doch immer das deutliche Vorgefühl dessen, daß aus dieser Erfahrung die naturwissenschaftliche Erfahrung, die exakte Wissenschaft wird. Im Gegensatz zu dieser Erkenntnistheorie der Naturwissenschaft bemühte sich Dilthey um die wissenschaftlichen Grundzüge gewisser anderer Betätigungen des Menschengeistes, die man, zwar nicht ganz angemessen, aber doch immerhin deutlich genug auf das Gemeine hinweisend, als Geisteswissenschaften bezeichnen kann. Die Naturwissenschaften sind die Wissenschaften von dem, was sich selbst nicht versteht; die Geisteswissenschaften sind die Wissenschaften von dem, was sich selbst versteht. Im Grunde aber können wir nur das verstehen, was sich selbst versteht. Auf diese Geisteswissenschaften dehnte Dilthey den kantischen Gedanken aus, daß wir die äußere Wirklichkeit ja gar nicht anders erfahren können, als gemäß den Gesetzen unsres Anschauens und Denkens, daher es denn der Verstand ist, der der Natur die Gesetze vorschreibt, nicht umgekehrt. Man sieht leicht, was auf dem neuen Gebiet aus dem kantischen Prinzip werden muß: auch durch unsre innere Natur, durch den ganzen emotionalen Teil unsres Selbst wird damit ein gesetzlicher Zusammenhang gezogen. Die Formen, in denen der Mensch überhaupt sein persönliches Schicksal in Freud und Leid, in Hassen und Lieben, in Begehren und Fürchten empfängt, sind auch die gestaltenden Kräfte, die „Operatoren“ in allem Menschenwerk. Diese in einem Verband zusammenwirkenden Operatoren nennt Dilthey die Strukturzusammenhänge des Seelenlebens, und diesen Strukturzusammenhängen gilt das Projekt einer ganz bestimmten Wissenschaft, die Dilthey die beschreibende Psychologie nennt, und die er der experimentellen sowohl als der spekulativen entgegensetzt. Wir haben es also hier mit einer Realpsychologie zu tun, die gar nicht mit Abstraktionen arbeitet, sondern es vielmehr unternimmt, „den Inhalt unsrer Seele selber zu ordnen, in seinen Zusammenhängen aufzufassen, soweit möglich zu erklären. . . . Indem ich die Gesetze erforsche, nach welchen Empfindungen sich in Vorstellungen ausbilden und Vorstellungen sich zueinander verhalten, so finde ich nichts als Formen, innerhalb deren die Seele tätig ist.“ Die Fruchtbarkeit dieses Prinzipes für die Geschichtswissenschaft, und für die Erklärung der geschichtlichen Bildungen, wie Recht und Sitte, auseinanderzusetzen, das ist hier nicht unsres Amtes.

Digitized by Google

Wir wenden uns vielmehr Dilthey, dem Ästhetiker zu durch Weiterführung des eben herausgestellten Gedankens. Ersichtlich kann man jene Strukturzusammenhänge in einer doppelten Absicht erforschen. Man kann die Gesetze eines solchen Zusammenhanges im allgemeinen aufzustellen trachten, und man kann ihrer individuellen Gleichung in einem besonderen Falle nachgehen. Das erste macht den Gang der Geschichte im allgemeinen verständlich, das zweite dient der wissenschaftlichen Darstellung des einzelnen Lebenslaufes. Hier wird die Bedeutung verständlich, die das Problem der Biographie allezeit für das Denken Diltheys gehabt hat. Sein vorderstes Interesse aber hatten jene Lebensläufe, die als Blüte ein Kunstwerk, und zwar besonders ein Dichtwerk gezeitigt haben. Man sieht auch leicht, warum. Wie in dem bekannten Schulexperiment, auf das Faraday aufbaute, die Eisenfeilspäne auf dem Papier die Kraftlinien des Magneten, wie die Chladnischen Klangfiguren die Tonschwingungen übersetzen, so ist das Dichtwerk ein treuer, und, was für Dilthey noch mehr ist, ein nacherlebbarer Ausdruck der Konfigurationen seelischer Energien, die einmal in einem Dichter Leben waren. Und wie Michael Faraday seine Kraftlinien als strebende Wesen, als gespannte Bogen empfand, so Dilthey die gestaltenden Mächte, die er in der Dichterseele entdeckte. Damit zerfiel ihm auch der Dualismus zwischen Leben und Dichtung; sein vorbildliches Dichterverstehen allererst hat uns das Wort Goethes in seinem tiefsten Sinn zum Bewußtsein gebracht: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.“ Nun ist wohl mit Eins auch die Bedeutung klar, die der Titel des Buches von Dilthey hat, das am meisten auch in „weiteren Kreisen“ Verbreitung gefunden hat, „das Erlebnis und die Dichtung“. Erlebnis und Dichtung sind für Dilthey nicht zwei Dinge, die nur durch ein „und“ einträchtig gemacht worden sind, nein, das Erlebnis des poetischen Individuums ist nichts, als die Vorform seiner Dichtung. Damit dehnt Dilthey den Hildebrandschen Gedanken: die Fähigkeit, ein Kunstwerk der bildenden Kunst zu schaffen oder zu genießen sei nichts als die Weiterbildung der Fähigkeit, überhaupt räumliche Eindrücke zu bekommen über das Ganze der Persönlichkeit aus — übrigens lange vorher, ehe Hildebrand diesen seinen Satz ausgesprochen hatte. Die Fähigkeiten, mit denen die Dichter ihr individuelles Dasein gestalteten, und die Arten, darinnen sie es erlebten, sind nach Dilthey — diesen Leibnizischen Ausdruck zu gebrauchen — die Präformationen der Kunstwerke, die zu schaffen ihnen bestimmt war. „Der Vorgang, in dem vermittels dieser Seelenprozesse die poetische Welt entsteht, und ein einzelnes dichterisches Werk sich bildet, empfängt sein Gesetz aus einem Verhalten zur Lebenswirklichkeit, das vom Verhältnis der Erfahrungselemente zum Zusammenhang der Erkenntnis ganz verschieden ist.“ So hat Dilthey etwa das Genie Goethes begriffen, und er konnte sich dafür auf Goethe selbst berufen, der da meinte, „der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents“. Dilthey zeigte, daß die inneren Kategorien

Digitized by Google

Goethes, von seiner gesichtsmäßigen Begabung an, über seine Fähigkeit des Nacherlebens, bis zu der Gewohnheit des Nachdenkens über sich selbst — daß diese inneren Kategorien, sage ich, in denen er sein Leben erfuhr, es auch waren, die seine Dichtung bestimmten: der Strukturzusammenhang des Erlebten ging bei Goethe restlos in den Ausdruck ein. Wie Goethes Dichtung, so begriff er Goethes Philosophie: zunächst als ein Haus, das sich eine Persönlichkeit gebaut hat, darin zu wohnen.

Diese Gedanken, die, dank dem großen persönlichen Einfluß Diltheys und der Wirksamkeit seiner Schüler, auch unter dem Handwerkzeug der Literaturhistoriker sich einzufinden beginnen, scheinen mir dazu bestimmt zu sein, eine große und erfreuliche Aufräumungsarbeit unter dem ungeheueren literaturhistorischen Material zu vollziehen, das die Forschung namentlich der letzten Jahrzehnte uns gebracht hat. Nur die Strukturzusammenhänge des wirklichen Erlebens eines Individuums, die wirklich nachweisbar sind in dem, was uns von diesem Individuum wichtig ist, in dem Kunstwerk, werden uns als wissenswert erscheinen: nur ihr Ruhm sei die Sonne der Toten, nicht die unchristliche Neugierde ihrer Nachfahren.

Seine erlesene Fähigkeit, fremde Seelen nachzuerleben, hat Dilthey auch dazu geführt, aus dem Rahmen der Theorie herauszutreten, und an mustergültigen Beispielen der Biographie zu zeigen, wie er sich seine Lehren in die Praxis übersetzt dachte. So hat er uns jene Aufsatzsammlung geschenkt „das Erlebnis und die Dichtung", die, klar und tief wie ein Bergsee, eigentlich eine obligatorische Lektüre für jeden sein sollte, der sich für das Wesen der Dichtung interessiert. Seine größeren Biographien aber blieben Torsen. Man hat diesen Umstand: daß Dilthey nur erste Bände schrieb, oft beklagt, und doch war es kein Zufall, daß es so kam. Diltheys Problem hatte dies Besondere, daß es erhellt werden konnte nur durch ein Alternieren zwischen Theorie und Praxis, dabei die erste die Lehrmeinung, die zweite deren Erprobung und Ausführung lieferte. So wollen wir dankbar sein für das, was er hinterlassen hat; was er hinterlassen wollte, war eben im Rahmen eines Menschenlebens nicht unterzubringen und erwartet seine Ausführung von seinen Schülern und Nachfolgern.

Friedrich Kuntze

Theater

Neues von Sudermann, Holm, Shaw und andern

Berliner Theater

Wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen; wer in enger Kate wohnt, soll nicht Götter und Heroen zu Gaste laden, sie sprengen ihm sonst mit dem Riesenmaß ihrer Erscheinung Dach und Wände, daß der Wind durch alle Löcher pfeift. Hermann Sudermann, der sein In- und Anwesen doch mittlerweile kennen sollte, ist so unvorsichtig, in das Vorspiel seiner fünfaktigen Tragödie „Der Bettler von Syrakus" (Buchausgabe bei Cotta, Stuttgart) eine Idee, einen erhabenen Gedankenträger aus einer höheren Welt einzuführen — na, da haben wir denn das Malheur! Was ohne diesen anspruchsvollen Gast als historisches Anekdotenstück sich redlich aus eigner Tasche hätte nähren können, sieht sich nun gemüßigt, bei Goethe, Schiller, Grillparzer und

Digitized by Google

Hebbel an die Tür zu klopfen, und — findet die Herrschaften nicht zu Hause. Diese Peinlichkeit hätte es sich, ihnen und uns ersparen können.

Lykon, der Feldherr der Syrakusaner, steht vor der großen Stunde seines Lebens. In einer engen Felsschlucht erwartet er das Heer der Karthager und hofft es in dieser günstigen Stellung aufzureiben bis auf den letzten Mann. Statt dessen ist *er* die Maus in der Falle: die Karthager haben mit Hilfe des Verrats, den Arratos, Lykons Landsmann und Freund, an Syrakus begangen, die Höhen am Ein- und Ausgang der Schlucht besetzt, das Schicksal Lykons und seiner Getreuen scheint besiegelt. Da tritt vor ihn, der soeben noch den Ruhm als der Güter Höchstes gepriesen, eine rätselhafte Erscheinung, ein Dämon mit fahl leuchtendem Antlitz, mit starr gespreizten Fittichen und ehrner Keule, die er mit vernichtender Gebärde bald auf diesen, bald auf jenen der nächtlich schlummernden Krieger herabsenkt. An Lykon will die Erscheinung schonend vorüberschweben. Da ruft er sie an: Wer bist du? Und sie stellt sich vor: Ich bin der Allbezwinger, aber nicht der Tod, sondern sein grausamerer Bruder, der das Lebendige auslöscht auch von der Tafel des Gedächtnisses, der Ruhm und Namen vertilgt, bin „*das Vergessensein*“. Noch vor einem Augenblick hätte Lykon diesen Dämon als seinen ärgsten Feind gehaßt, jetzt paktiert er mit ihm: Gib mir den Sieg, und ich bin dein! Und so geschieht's. Wie durch ein Wunder siegen die Syrakusaner, aber Lykon wird „abgetan“, und statt seiner erntet, nicht ohne heimliche Mithilfe seines Freundes Mago, des Karthagerhauptmanns, der falsche Arratos die Lorbeeren.

Soweit das Vorspiel. Soweit das Drama, wenn man eine so abstrakte Erscheinung wie dieses „Vergessensein“ als einen Gegenspieler und Lykons „Sieg oder Ruhm?“, so blitzschnell entschieden, als einen seelischen Konflikt anerkennen will. Denn alles, was in den weiteren fünf Akten folgt, ist nur Ausmalung des Zustandes, in den sich der Feldherr gefesselt begeben hat; von dem Problem der Erbfeindschaft zwischen Ruhm und Tat, Verdienst und Lohn wird nichts gestaltet. Lykon kommt nach zehn Jahren, die er in karthagischer Kerkerhaft verschmachtet hat, als Geblendeter in Bettlerkleidern in seine Vaterstadt zurück und findet hier den Arratos als Gemahl seiner ungetreuen Gattin Philarete und als Tyrannen von Karthagos Gnaden. Sein eignes Gedächtnis aber ist ausgelöscht; ein Gesetz verbietet bei Todesstrafe, den Namen dessen auch nur zu nennen, der durch seinen Leichtsinn Syrakus dem Verderben ausgeliefert hätte, wäre nicht Arratos gewesen. Unerkannt auch von seinen Nächsten, von Kindern, Freund und Gattin, so ausgiebige Gespräche Sudermanns schwülstige Jambensprache den Blinden mit ihnen führen läßt, unerkannt auch von Mago, der als eigentlicher Herr der Stadt regiert, weiß er die Jugend von Syrakus zum Aufstand gegen Arratos zu entflammen, den Tyrannen selbst in den Tod zu treiben und die karthagischen Schiffe aus dem Hafen zu jagen. Erst als er, beim Aufstand selbst verwundet, vor dem Hausaltar seines Palastes sterbend zusammenbricht, klingt ihm aus dem Munde seiner Tochter ein erster ahnungsvoller Laut des Ver-

Digitized by Google

stehens ans Ohr: Von allen kann dies nur einer gewesen sein! . .

Macht es die sittigende Sphäre des Königlichen Schauspielhauses, unter dessen ständige Hausdichter er nun aufgenommen, macht es seine eigne mit den Jahren sich einstellende Sänftigung, das eine ist nicht zu verkennen: Sudermanns theatralische Mittel, die noch in den „Strandkindern" auf gar wilden Rossen ritten, gewöhnen sich allgemach an Zaum und Zügel, und fast rührend ist es, zu beobachten, wie er manchmal die schon nach einem neuen Effekt ausgestreckte Hand noch im letzten Augenblick sinken läßt und sich zur „Verhaltenheit" zwingt, wo's ihn doch in allen zehn Fingern juckt, die zwölfschwänzige Peitsche auf die schnaubenden Renner herabsausen zu lassen. Auch das soll ihm zugegeben werden, daß in den Begegnungen des blinden Bettlers mit Frau und Kindern und in den Szenen des Gastmahls, wo dieser die Jünglinge von Syrakus aus schwelgerischer Wollust zu patriotischer Tat aufstachelt, ein paar pathetische Gefühlstöne aufklingen, die nicht mit dem billigen Schimpfwort „Theaterei" abgetan zu werden verdienen. Ja, es wird sogar der Versuch gemacht, dem armen Opfer der Vergessenheit noch in zwölfter Stunde eine vierfache Überwinderrolle aufzubürden, indem er seine Rache- und Triumphgelüste an Gattin, Tochter, Sohn und Vaterstadt in Segen verwandelt — aber da tritt unversehens die „Idee" aus dem Vorspiel an den Dichter heran, hebt ihre Keule und erschlägt ihm dies verspätete Wollen als nicht zum Pakt und Thema gehörig. Er mag nun selber tun, was seine immer wiederkehrende Lieblingsszenenanweisung „Fährt hoch auf! Zuckt jäh empor" so oft von seinen dramatischen Personen verlangt — dem anekdotischen Geschehnisstück ist es nicht mehr vergönnt, sich zu der Höhe einer symbolischen Gedankentragödie mit ewigem Menschheitsgehalt und siegreicher sittlicher Idee aufzurecken.

Ein heiteres Quintett dramatischer Behaglichkeiten, in dem hie und da sogar schon verfrühte Karnevalsglöckchen klangen, war nicht vergebens bemüht, uns aus Sudermanns altgriechischer Jambenpathetik zu unsersgleichen mit und ohne Zopf zurückzuführen. Da war zunächst im Neuen Schauspielhause Hans Apels heiteres Traumspiel „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt", das die Kunstwartleser schon von der Dresdner Aufführung her kennen (Kw. zweites Märzheft 1910) und das bei uns kein viel besseres Los fand als dort. Auch hier nahm man es mehr als Jux und Ulk denn als ein wirbeliges, humoristisch lächelndes und sogar sittlich lehrsames Pronunziamiento gegen das banausische Philistertum und die schwachen Idealistchen, die in Gefahr geraten, sich um ein paar tausend Talerchen gemein mit ihm zu machen. Besser schon verstand man Korfiz Holms „Hundstage" im Theater an der Königgrätzer Straße. Ist man doch durch Bahr und — um höher zu greifen — durch Björnsons Lustspiel vom jung-alten Wein daran gewöhnt, das Lob der Ehe aus dem Rebensaft zu schmecken, wenn sich der Most der Komödienintrige auch noch so absurd gebärdet. So fühlte man sich denn, stolz auf seinen sichern Instinkt, diesen Kreuz- und Querliebschaften gegenüber von vorneherein in der Rolle des Durchschauenden und Verstehenden, quittierte dankend über

Digitized by Google

drei leidlich geistreich verplauderte Theaterstunden und fand zu Hause Ahnung und Gegenwart völlig glatt, als man vor der Buchausgabe (München, Langen) die kreuzbrave Widmung an die Dichtersfrau des Simplizissimusredakteurs las:

„Du bist dran schuld: wie ich den Stoff auch drehe,
Und was ich schreib — es dient zum Lob der Ehe."

Dann kam einmal wieder Bernard Shaw und baute den artigen Kindern ein Theater im Theater auf, „Fannys erstes Stück", das ein bißchen gegen den Cant der Londoner Polizei und des englischen Publikums aufbockt, seinen „Falken" aber in den vier Kritikern findet, die der Schelm von Irland gleich dazu liefert und die ihm — wer lacht da nicht schon mit? — reichliche Gelegenheit bieten, die werte Kollegenschaft und sein eignes liebes Ich gehörig zu frotzeln. Wenn man's in dem bei Fischer in Berlin erschienenen Buche liest, ist's fast noch amüsanter als in der Aufführung des Kleinen Theaters, wo es einem nicht vergönnt, über Fräulein Fannys aufgeregte Dilettanterei rasch hinwegzublättern, um sich desto verständnisvoller mit dem feinironischen Vor- und Nachspiel zu unterhalten, mag man sich nun in einem der vier schwatzenden Beckmesser wiedererkennen oder sich als den Erhabenen über sie empfinden, erhaben und überlegen wie Fanny ...

Oder auch wie Hugo Lubliner. Was kümmert's den, daß die Brüder Hart ihn schon vor dreißig Jahren als Theatraliker der Platitüden und als verlogenen Virtuosen der Knalleffekte abgetan haben — wo Lindau Dramaturg, warum sollte da nicht auch Lubliner heute wieder gnädig unter die Hausdramatiker aufgenommen werden? 1882 ritt man in „Kritischen Waffengängen" mit Schwert und Lanze gegen ihn an, 1911 hebt sich keine Feder mehr gegen ihn, so völlig entwaffnend wirkt seine unschädliche Harmlosigkeit in der „Glücklichen Hand", einem Heiratslustspiel, das nicht eher locker läßt, als bis es zwei Paare unter die Haube, ein freiherrliches Vermögen an den richtigen Erben und einen königlichen Geistesreichtum beim anspruchlosesten Theaterpublikum der Welt an den richtigen Mann gebracht hat. Den Chimborasso der Heiterkeit erklomm dieser Kgl. Schauspielhausabend, als Anna Schramm auf dem „Schur" der Frau Justizrätin Eichler mit wippendem Federhut erschien und dieses Monstrum Altberliner Eleganz nach dem Rhythmus ihrer mütterlichen und schwiegermütterlichen Gefühle auf dem Kopfe tanzen ließ — hin und her, her und hin. Es fehlte nicht viel, und Parkett und Logen hätten vor Vergnügen mitgetanzt.

Endlich: Reinhardt erweckte Gozzis „Turandot", oder vielmehr er gab ihr mit Hilfe der neuen Verdeutschung von Karl Vollmoeller (Berlin, S. Fischer) ihr ursprüngliches loses Märchen- und Maskengewand wieder, das Schillers selbstherrliche Bearbeitung schier in eine tragische Heroenrüstung mit dem Schwert der sittlich-idealistischen Idee verwandelt hatte. Da war ja nun glücklich das, wonach die von der Literatur erlöste absolute Theaterkunst der Reinhardtischen Bühnen offenbar schon lange gelechzt hat: eine richtige commedia dell'arte mit Maskenfreiheit und Extemporespiel. Nun, man kann sich vorstellen, wie der Regieappetit sich da schmatzend an die Tafel setzte und

Digitized by Google

nach Herzensluſt einhieb. Es gab einen luſtigen Abend, an dem alle Teufel los waren, alle Teufel der Keckheit, der tollen Laune und manchmal auch der eitlen Breitſpurigkeit, aber auch alle guten Geiſter des dekorativen Geſchmacks in den phantaſtiſch parodierenden Bühnenbildern aus Seide und Papier, den wie aus Porzellan und Elfenbein geformten pagodenhaften Zeremonien und nicht zu vergeſſen in der all dies ſchillernd illuſtrierenden Muſik Ferruccio Buſonis, die das Drama zuweilen geradezu in eine Pantomime mit Orcheſterbegleitung verwandelte. Alles, ſelbſt Moiſſis prachtvolle Glut, Gertrud Eyſoldts grauſam lüſterne, nur allzu geſchraubte Kaprice und der andern Hanswurſtſtreiche, alles rief uns zu: Ein Spiel, Kinder, ein Spiel! Wer wollte da nicht mitſpielen und Rute und Beſen des literariſchen Kritikerernſtes für einen Abend in die Ecke jagen! Zumal wenn uns verſichert wird, daß aus dieſem Abend des Stegreifs und der Masken kein Prinzip gemacht werden ſoll, daß man nur den Schauſpielern einmal Trenſe und Maulkorb löſen möchte, damit ſie ſich auf fetter grüner Wieſe recht nach Herzensluſt tummeln und mäſten können. Friedrich Düſel

Herzog Heinrichs Heimkehr*

In der ſehr langen Expoſition dieſes mit ſchwerem Jambenpathos einherſchreitenden tragiſchen Dramas wendet Franck alle erdenklichen Belebemittel an: ſchroffe Gegenſätze, Spannung, Enthüllung, neue Spannung, faſt-Viſionäres und Kraſſes nebeneinander, Haß und Liebe, Machtſucht und exotiſche Schimmer. Wenn ſich trotzdem für mein Gefühl kein rechtes Leben einſtellen will, ſo führe ich das auf einen Stilfehler einerſeits und einen Naturfehler anderſeits zurück. Jener iſt ſo zu belegen: die fünffüßigen Jamben haben die Gefahr epigoniſchen Klanges an ſich. Franck will ſie meiden und drängt nun in die Form einen übermäßigen Inhalt hinein, wozu er die Hilfe ſtändiger Aſyndeta, Gedankenſtriche, Andeutworte gebrauchen muß. Eine Mutter will nicht, daß ihre Tochter immer die Klagen anhört, welche ſie um den verſchollnen Gatten ausſtößt. Sie ſagt:

„Bad du im Sonnenſchein die braunen Flechten,
derweil ich dem Kamin, dem Stuhl, dem Tiſch,
— zu Hören gut wie du, mein Kind — nein beſſer;
denn ihnen kann kein Herz erfrieren — Tag
um Tag, bis er zurückkehrt — kommen wird er! —
das Klagelied von Herzog Heinrich ſinge,
den ſie, vor ſechsundzwanzig Wehe-Jahren,
ins Morgenland hinauszureiten, Abſchied
von ſeinem Weibe nehmen ſahen. —“

Derartig ſtotternde und würgende Satzweſen ſind geradezu häufig in dieſem Drama. Und wie man ſieht, iſt über dem Bemühen, kurz zu ſein im Ausdruck, das andre vergeſſen: daß der Inhalt möglichſt klar und ſchlicht zu Worte kommen ſollte. Nichts brauchte an dieſer Stelle geſagt zu werden als: Liebes Kind, laß mich meiner Pein, geh du ins lichte Leben hinaus. Das übrige iſt Expoſitionmaterial (wird freilich dann im Stück alles noch wiederholt). Aber einfache Herzensworte in Jamben zu ſagen,

* (Drama von Hans Franck. Uraufführung in Altenburg)

Digitized by Google

gelang Franck nicht. Und so hat das Werk trotz heißesten Bemühens epigonalen Klang, vermehrt um ungeschickte Diktion und Breite des Vortrags. Man täte ihm jedoch wohl unrecht, wenn man dies nur auf Nichtkönnen zurückführte. Seltsam genug ist es zu sagen, und doch scheint es so: auch ein Nichtwollen liegt in all dieser Künstelei. Und das ist es, was ich mit dem „Naturfehler" meine. Offenbar hat Franck von dem Neuklassizismus Paul Ernsts tiefe Eindrücke bekommen. Nun will er Stil, will er große Kunst, will er unerbittliche Schicksalkonflikte und Unnahbarkeit der äußeren Form. Der Neuklassiker gibt sozusagen nicht zu, daß es irgendwo ganz einfach auf Herzenstöne und lebendige Kraft ankomme, sondern er will darüber hinaus Form, Erhöhung, Stil. Man mag über diese Absicht denken wie man will, eins scheint mir immer wieder sicherer, je öfter solche Dichtungen kommen: nur wer ein ganz gewaltiges, elementares Erlebnis hat, wer ein reicher und hinreißender Lebenskünder ist, kann es formen, erhöhen, stilisieren. Nur dann stehen Mühe und Ergebnis im Einklang, — dürftiger Gehalt aber verträgt diese Aufstelzung nicht, ohne grotesk zu werden, sieht man ihn nur offnen Auges an. Das ist Paul Ernsts Ergebnis, so ähnlich sieht auch dieses Stück aus. Diese Worte sind etwas hart, aber wo man für eine ganze Schar von begabten Poeten eine Gefahr fühlt, muß wohl der Versuch erlaubt sein, in aller Ruhe so deutlich wie möglich zu machen, wo sie liegt. Als der junge Herzog nach einjähriger Trennung heimkehrt, sagt sein Weib „aufglühend":

„Schnödes Witwentum,
zur Gruft hinab mit dir! Heinrich
ist da!
Ein Kind werd ich ihm tragen!
Herauf! Herauf!
du Wonnenjahr."

An solche Stellen denke ich, wenn ich etwas Groteskes in diesen Bemühungen finde. Wie heftig hat nicht dieser oder jener Neuklassiker das Naturalistenwühlen im Natürlichen abgelehnt, das Alltäglichkeitkramen und die Lust am Elementaren. Aber was die früheren als neu Geschautes, Entdecktes empfanden und mit Freude überschätzten vielleicht, jedenfalls aber kannten in ihrer Hingabe, das bringen diese Jüngsten nun als stigmatische Phrase wieder, mit edlen Versen verbrämt. Paul Ernst schon hat diese Neigung zur formelhaft werdenden Mann- und Kindsehnsucht à tout prix, und diese scheint sich jetzt einbürgern zu sollen. Chrysothemis, Ninon, Beatrix gegen Nora, Helene Alving, Griselda. — Eine Fülle von steigernden und hebenden Motiven bringt auch die Folge, ein rastloses Jagen nach erdenklichen Wirkungen. Geisterstimme, Kerkernacht, Verrat, Zweikampf zwischen Vater und Sohn. Wunderbarerweise blüht aber zwischen diesen starren Szenen-Mauern, die so viele Werksteine verbrauchen, dennoch gelegentlich eine freie Blume. Ein paar Töne, rasch verklingend, kaum deutlich vernehmbar, geschweige denn mächtig und beherrschend, verraten, daß im Urgrund vielleicht auch dieses Schaffens ein innigeres Fühlen, ein feineres Hören echter Lebenstöne ist. Und wenn etwas berechtigt, trotz aller Unzulänglichkeit in Francks Schaffen noch Zukunftmöglichkeiten anzunehmen, so sind es wohl diese tieferen Töne aus dem nie ganz zu verschüttenden Brunnen der Natur. W. Sch.

Digitized by Google

Collegium musicum

Es ist hier schon oft der Gedanke ausgesprochen worden, daß eine wirkliche Reform unsres Musikwesens nicht auf dem Boden der Geschäftskonzerte zu erhoffen ist, sondern von besonderen Vereinigungen gebildeter oder bildungdurstiger Musikfreunde. Sie bestehen schon jetzt vielfach, und schon heute geschieht in ihnen die Pflege der Tonkunst in jener plan- und geschmackvollen Weise, die wir den landläufigen Musikabenden wünschen. Je mehr solche Vereinigungen wir bekommen, je mehr sich der Musikhunger der Bevölkerung darin sättigt, je weiter werden die hier beobachteten Grundsätze die Hörer empfindlich machen gegen die schlechten Konzertsitten, die der Markt gezeitigt hat. Unter den erziehlich wirkenden Musikvereinen sei als neuer Typus das „Collegium musicum“ der Universität Leipzig genannt, das vor einigen Jahren von Hugo Riemann begründet wurde und an die alte, von Telemann ins Leben gerufene, von J. S. Bach geleitete Studentenvereinigung dieses Namens anknüpft. Es versteht sich von selbst, daß in diesen Aufführungen das musikgeschichtliche Interesse vorwiegt. Aber es kommt dabei ohne Zweifel auch manches heraus, was über die Bannweite des wissenschaftlichen Seminars hinaus als etwas Lebendiges, noch heute zum Gefühl Sprechendes sich erkennen läßt. Eben darum muß man es bedauern, daß diese Erfahrungen in der strengen Abgeschiedenheit der Alma mater der Besitz Weniger bleiben, nicht in die Welt hinauswirken. Vor mir liegen die gedruckten Programme zweier Semester. Es wäre aber sehr willkommen, wenn ein Teilnehmer an diesen Abenden der Öffentlichkeit jährlich Bericht gäbe, was an lebender Musik bei diesem Durchwühlen der alten Musikschätze zutage gefördert worden ist. Daß jetzt nicht schon jede Universität, die einen Lehrstuhl für Musik hat, auch ein solches Kollegium besitzt, gehört zu den Unbegreiflichkeiten unsrer Zustände, in denen gut Ding auch im Jahrhundert des Verkehrs noch immer Weile braucht. Richard Batka

Wieder einmal Offenbach

Unsern Theaterdirektoren ist wieder einmal Heil widerfahren. Sie haben Offenbach entdeckt. Mit dem Auge entdeckt nämlich — seit ihnen Reinhardt gezeigt hat, welch köstlichen Vorwand für Ausstattung er bietet. Und für neue Regietricks. Das Rezept ist einfach: English girls und Auftritt durch den Zuschauerraum: „Original fahr hin in deiner Pracht.“ Aber sehen wir von den Mätzchen und der Mode ab! Mit diesem Offenbach wär etwas zu machen, wenn ihn jemand für Ohr und Geist entdecken wollte. Holt doch erst die feine Musik heraus! Laßt sie nicht von Operettenroutiniers verbanalisieren! Stellt Männer vom Schlage eines Schuch, Bloch und dergleichen vor die Partitur der „Schönen Helena“, und ihr werdet staunen, wie sie klingt! Und sorgt für neue Verdeutschungen durch Männer von Geist — nein, hier darf es einmal heißen: von Esprit, merzt den blödsinnigen Wiener Tabbädelhumor aus, den die früheren Übersetzer in den witzigen Dialog getragen haben. Die parodistischen Stücke wirkten seinerzeit durch zahlreiche Anspielungen auf politische und kulturelle Verhältnisse ihrer Zeit und sind für die jetzt Lebenden nur noch historisch zu verstehen. Solche Stellen werden also am besten entfernt.

Digitized by Google

Hie und da wird es möglich sein, sie durch Aktualitäten zu ersetzen. Warum geschieht das nicht? Warum immer nur die Renaissancen aus dem Farbentopf, nicht aus dem Text und aus den Noten, wie sich's bei einem Satiriker der Musik gebührt? Freilich, es gibt auch einen Offenbach, der nicht nur ein glänzender Karikaturist in Tönen, die Spottdrossel unter den Musikanten war, ich meine den Offenbach der ersten Periode, der seine entzückenden, ganz unfrivolen Musiquetten zu den Einaktern der Bouffes Parisiens schrieb. Diesen Offenbach der köstlichen „Dorothea", der „Verlobung bei der Laterne", „Fortunios Lied" usw., diesen überaus lieblichen Offenbach, diesen angewandten Satz vom kleinsten Kraftmaß, den sollten namentlich die kleinen Bühnen zu Ehren bringen, indem sie ihn nicht etwa modern auffärben, sondern dem Text, der Musik und der Wiedergabe den Schliff der Facetten geben, der hier notwendig. Diese Wiedergeburt hätte den Vorzug, daß sie kein Geld kostet, freilich aber Geist, Anmut und Mühe. Den schädlichen Einfluß, den der Parodist Offenbach in der seligen Gründerzeit ausübte, haben wir heute schwerlich mehr zu fürchten. Wohl ist ihre Tendenz nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen, aber man darf wohl sagen: er stand höher als sein Publikum. Und er darf uns heute als ein starker Helfer im Kampf gegen die Verseichtigung der gegenwärtigen Operette dienen: er degradiert den Hörer nicht zum Vieh, er appelliert immerhin an den Geist im Menschen. Richard Batka

Bruno Saßnick

Wer unter unsern Lesern kennt den Namen? Es müßte ein seltsamer Zufall sein, wenn ihn einer kennte, dem nicht der Mensch, der so heißt, auf seinem Lebenswege begegnet ist. Denn das liegt im Wesen gerade dieses Dichter-Zeichner-Träumers, daß er ganz ohne Streben, vielleicht ohne Wunsch danach ist, bekannt zu sein. Wenn ihn aber einer unsrer heutigen Kritiker wirklich kennen gelernt hätte, ich vermute, so hätte er sich schnell nach anderswem umgeblickt. Der kann nicht zeichnen, der ist kein Graphiker, der ist Dilettant — solcherlei Urteile wären ganz in der Nähe zur Hand, um Saßnicks Blätter abzuweisen.

Aber man kann ja Mängel sehn und sich trotzdem an Werten freuen, ja erheben, die außer den Mängeln auch noch da sind, wenn sie für unser Gefühl die Mängel überleuchten. Sollen sie das, so müssen wir sie freilich in uns nachbilden können. Das geht nicht immer. Das Auge, das für Reize des Kolorits so empfindlich ist, daß es ihrer Werte froh genießt, auch wo die Zeichnung schlecht und der seelische Gehalt bescheiden, ist selten. Noch seltener aber ist die Fähigkeit, Phantastisches nachzuerleben, denn nichts ist so gewiß das Stiefkind der heutigen Erziehung, als die Phantasie. Wer an der Phantasie lahmt, der lege deshalb Saßnicks Blätter ohne Zeitverschwendung weg, sie können nie zu ihm reden. Die andern aber werden, vermute ich, gerade jetzt zwischen den Totengedenktagen gestimmt sein, diesen seltsamen Gebilden eines Einsamen eine Weile zuzusehn.

Die Blätter Saßnicks sind mit der Feder eingezeichnet in ein dickes, mit der Feder eigenhändig geschriebenes Buch, dessen Inhalt ein Philosophieren, Dichten und Prophezeien ist. Konstantin Brunner, dem ich die Bekanntschaft mit diesem Manne verdanke, schreibt mir von ihm: „Sein ganzes Lebensbewußt-

Digitized by Google

sein ist recht eigentlich beständiger Traum, der ihm das Außen seines Daseins, ja des Daseins der ganzen Welt aufhebt. Die Welt ist ihm nicht als Welt, nur als Geist vorhanden; für ihn ist nicht die Doppelheit von Geist und Welt: nur die Einzigkeit, die im innerlichen Gemüt und Herzen ergriffen wird. Er lebt ein mystisches Bewußtsein, die Welt überspringend. Für diese ist all sein Trieb und Wille gehemmt, er findet sich zuinnerst in der Fremdheit gegen sie, im Widerstreit mit ihr." Ich meine, das hier Gesagte und eine bereitwillige Phantasie genügen, um den Bildern Raum und Kraft zu geben, die weniger Illustrationen zu dem mit Worten Geschriebenen als ein Abglanz von Gesichten sind, die ihm gleichzeitig aufstiegen. Gesichte von dem Ringen des Menschen mit dem Tag und von seiner Erlösung durch das Ewige. Von dem Menschen, der sich verzehrt in Sehnsucht um die große einsame Blume in der Öde, deren Blätter ihn berühren. Von dem Einsamen, der arm und nackt, festgebannt an seinen Felsen nach dem Menschendorfe dahinten mit der Kirche schreit. Der welkt, wie seine Geschwister welkten. Der am Strande des Meeres aus den Wolken getränkt wird. Der mit den Tausenden von Lichtgedanken all der Sehnenden selber gen Himmel steigt. Und endlich den Tod stürzen sieht ins Nichts.

Sind solche Blätter wertvoll oder sind sie's nicht? Nur das persönliche Erfahren in sich selber kann dem Einzelnen auf diese Frage antworten. Wer nur „Gedanken" sieht oder Einfälle, dem wird nichts von all dem Gezeichneten Wärme geben. Es gehört ja nicht einmal eine starke Intelligenz dazu, solche Gedanken, solche Einfälle zu haben — die laufen schon mit den alten Redebildern der Sprache über Land. Die Frage nach Kunst bedeutet hier schlichtweg: geben uns diese Bilder *mehr* als Gedanken und Einfälle? Geben sie uns auch noch ein Nacherleben und also ein sinnendes Weiterleben? Tun sie es nicht, so kann es am Künstler liegen, der dann im Grunde nüchtern gewesen ist. Aber auch an uns, wenn uns die Phantasie dabei versagt, das wirklich als Leben empfundene Gesicht so stark in uns nachzubilden, daß wir nun wie in einer Körperwelt im Bilde „wohnen". Für mich ist kein Zweifel daran, daß diese Saßnickschen Gestaltungen „echt" sind.

Bruno Saßnick ist 37 Jahre alt und wohnt in Berlin-Wilmersdorf.

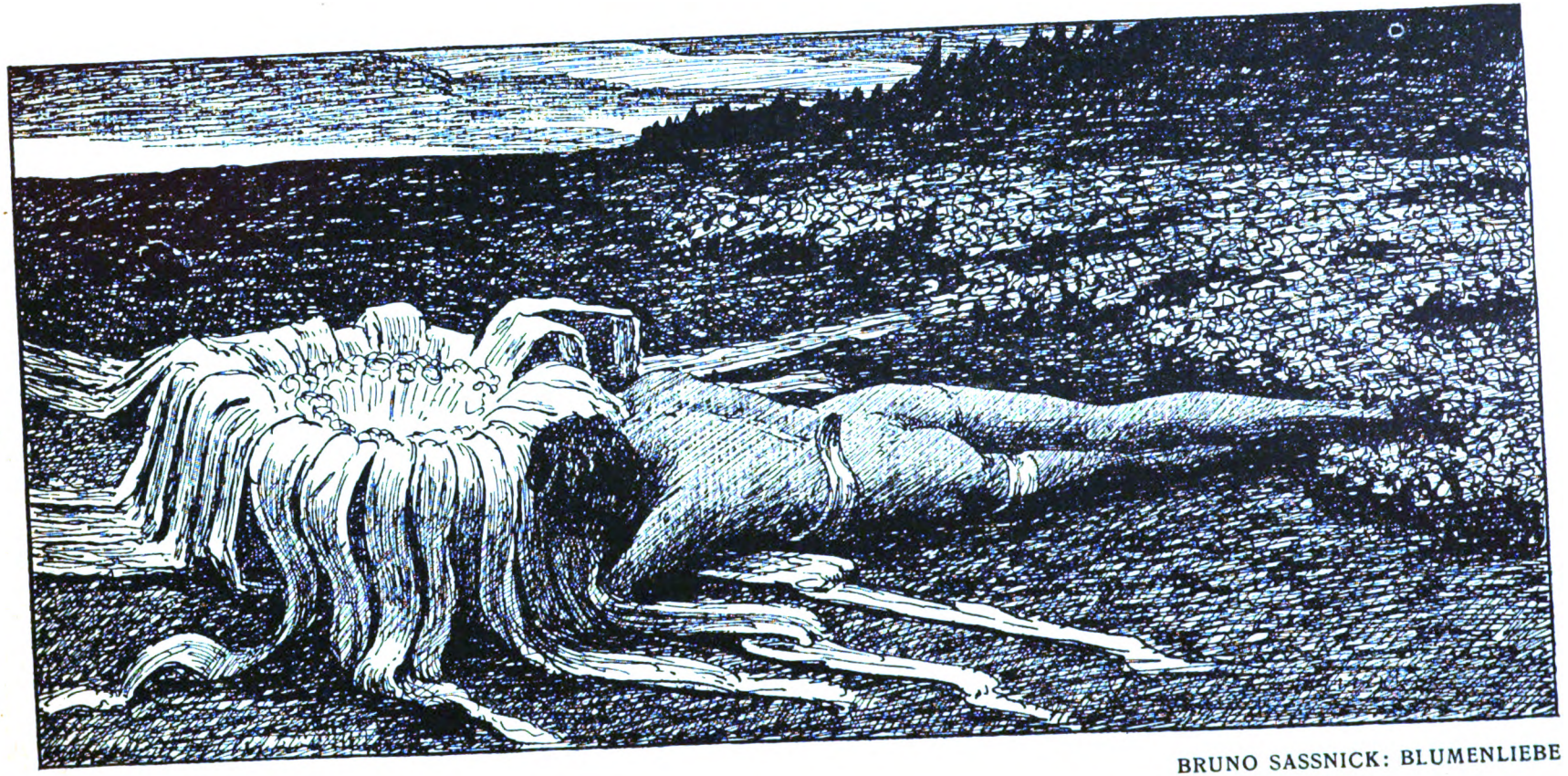
Angewandte Kunst

Das Denkmal und sein Platz

Bei dem Kolonialdenkmal, von dessen Planung seitens der Berliner Regierung und dessen Ablehnung seitens der Stadt Schöneberg hier bereits gesprochen wurde, hat die Regierung die Methode gewählt, sich nach einem Platz umzusehen, noch ehe dieses auch nur entworfen ist.

Wer ganz naiv und allgemein, ohne von Berliner und sonstigen neuzeitlichen Erfahrungen beschwert zu sein, das Problem von Platzauslese und Denkmalprojekt betrachtet, wird gewiß sich freuen über die von der Regierung hier gewählte Reihenfolge: erst der Platz und dann das Denkmal; denn er wird als Motiv für dieses Verfahren eben eine künstlerische Überlegung, ein architektonisches Verständnis, ein städtebauliches Verantwortlichkeitsgefühl vermuten. Wird glauben, daß man das Standbild in seiner gedanklichen Struktur, in seinem künstlerischen Stil, seinen Proportionen, seinem

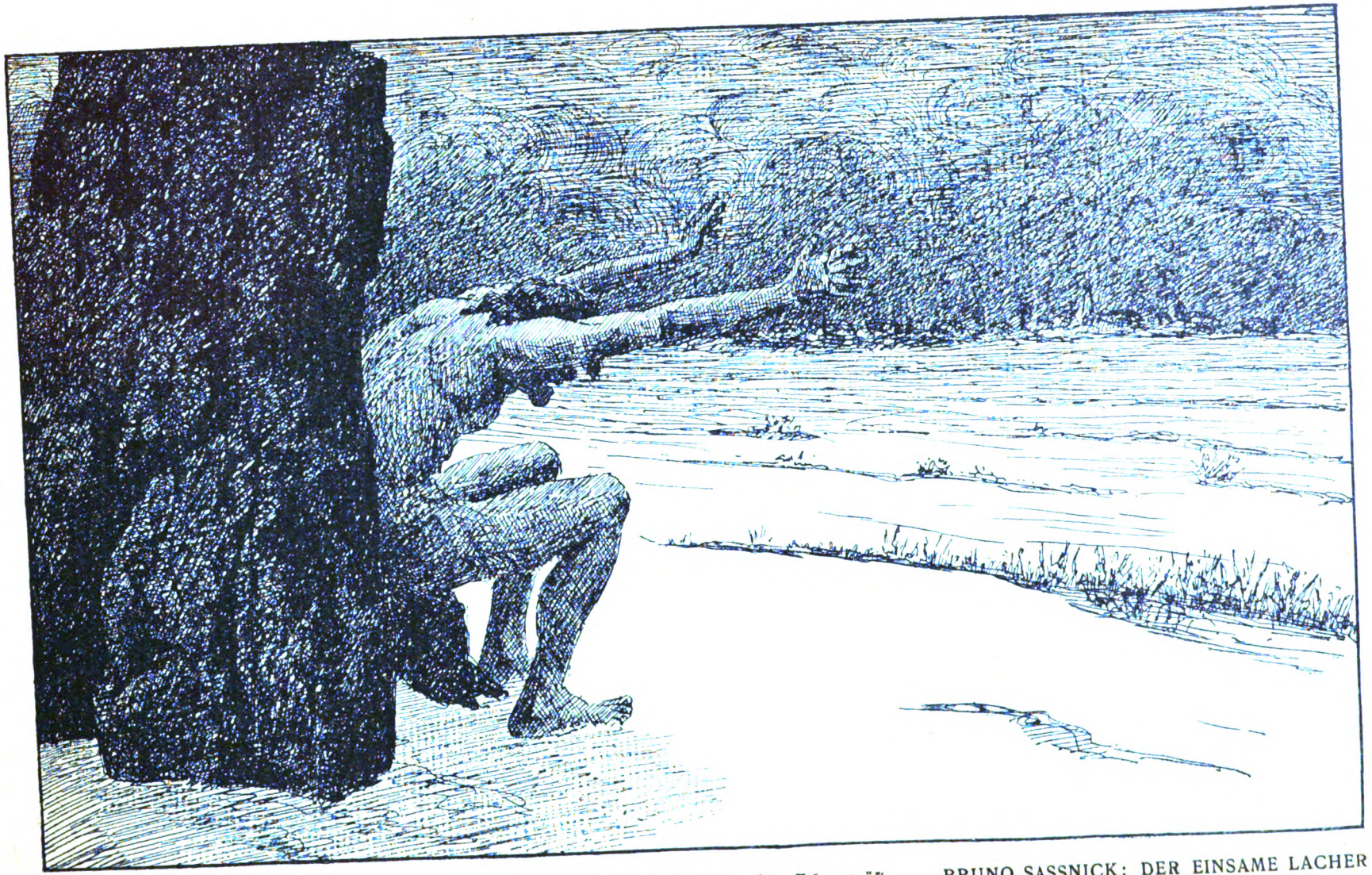
Digitized by Google



BRUNO SASSNICK: BLUMENLIEBE

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

An der Ecke des Felsen, wo die Schneewüste sich streckt, sitzt der Einsame und lacht.

BRUNO SASSNICK: DER EINSAME LACHER

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe —
Gehet auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.

BRUNO SASSNICK

Digitized by Google

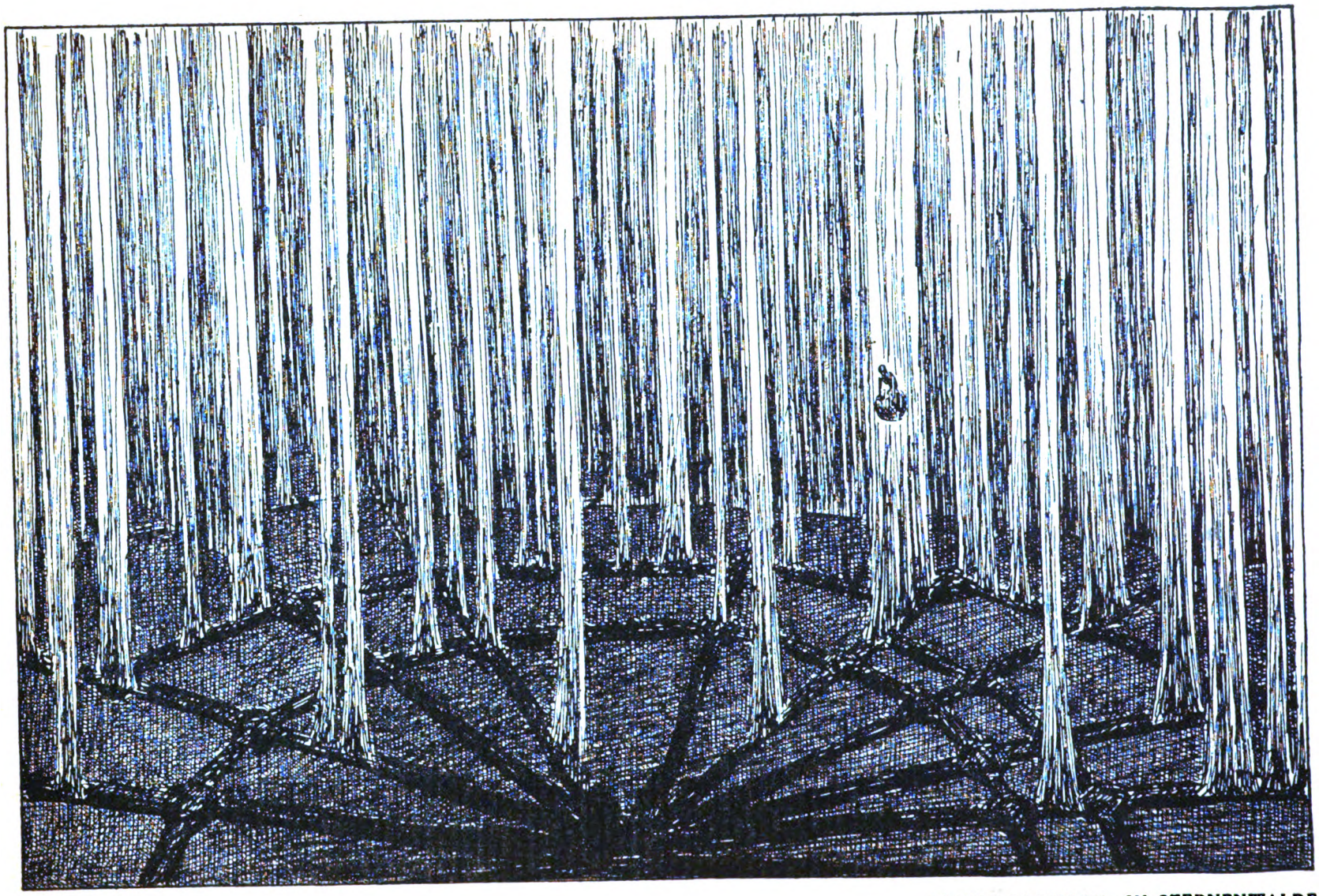
Digitized by Google

Oh, reiche mir den Trank der Labe — der Liebe, die den Gram vergessen läßt — der mir das Herz so arg beschwert. — Laß mich ihn schlürfen, den ich lang begehrt — — den Trank — — —

BRUNO SASSNICK:
DER TRANK DER LABE

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

BRUNO SASSNICK: IM STERNENWALDE

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

BRUNO SASSNICK, STURZ DES TODES

Digitized by Google

Digitized by Google

ganzen Aufbau dem vorher bestimmten Standort anpassen, es architektonisch mit seiner Umgebung in Einklang setzen, es „ins Bild stellen“ wolle. Wie gesagt, er wird sich freuen über die Regierung und ihr neues Prinzip.

Sonst war die Sache doch so: Eine schöne historische oder pathetische Idee wurde im Atelier, wo alle architektonischen Gedankeneinflüsse hübsch abgeblendet sind, sozusagen auf dem Isolierthron der „Freien Kunst“, ausgedacht und sauber in Denkmalgröße und Denkmalmarmor ausgehauen. Und dann ging man mit dem fertigen Produkt nach einem Platze krebsen (wobei höchstens der Inhalt, der Gegenstand der Schöpfung mal einigen Einfluß auf die Wahl hatte); und waren die nötigen Quadratmeter Bodenfläche gefunden, so stellte man das Werk auf, wenn möglich in den Achsenschnitt, und glaubte mit etlichem Mosaikpflaster drumherum und Blumenrabatten in Zuckerbäckerarabesken, wenn's zum höchsten kam, mit einer klassischen Pergola ein Ausreichendes getan zu haben, um es mit seiner Umgebung architektonisch in Harmonie zu setzen. Das war die Städtedekorationskunst im üblichen Stil. Nicht ganz unähnlich der, die auch im Wohnraum üblich war.

Nicht sowohl die plastische als hauptsächlich die architektonische Unzulänglichkeit ist es, die unsre modernen Denkmäler auf Plätzen oder sonst in architektonischer Umgebung zum weit überwiegenden Teil so ungenießbar macht. Der Verfall unsrer Plastik liegt weniger in dem Erlahmen des eigentlich plastischen Könnens als in dem Schwinden des tektonischen und architektonischen Gefühls und Gewissens; deshalb sind die Spuren des Verfalls eben da am empfindlichsten zu bemerken, wo alle Wirkung auf die architektonische Resonanz gestellt ist, in den öffentlichen Denkmälern. Fehlte den modernen Bildhauern mit wenigen Ausnahmen, wie etwa Hildebrand, schon der unwillkürliche architektonische Tastsinn auch im freiesten Formen, den doch schon das Material des Steins der Hand und Phantasie gleichsam suggerieren sollte, und der eben jedem, auch dem kleinsten, freiesten und realistischen skulpturalen Gebilde jenes Etwas von Statik und ideeller Raumbedingtheit verleiht, das die Anfühlung an umgebende Architektur so musikalisch zauberhaft vollbringt; so fehlte ihnen leider in noch viel größerem Maße der Sinn dafür, daß ein öffentliches Denkmal ein Stück Stadtarchitektur ist, nicht viel anders im Grunde als ein Gebäude, und also in seiner ganzen Anlage, seinen Verhältnissen, seiner Struktur und Physiognomie ein Moment tragen müsse, das es dem architektonischen Gesamtleben harmonisch einverleibt. Diese Verständnislosigkeit fand sich denn allerdings glänzend unterstützt von dem allgemeinen Unverstand, der unsre modernen Städte baute, unsre Straßen und Plätze so maurermeisterhaft zusammenstoppelte, ohne auch nur eine Ahnung zu haben von dem Begriff einer Städtebaukunst. So kommt es denn, daß sich bei den modernen Denkmälern ganz selten mal etwas von dem Verwachsensein mit dem Bilde zeigt, sondern daß sie nur wie zufällig, willkürlich und vorübergehend, wie aus irgendeiner fremden Spielschachtel herausgenommen und spielend umhergestellt scheinen. Wie ein Genrebild, auch wenn's auf die Wand

Digitized by Google

selbst gemalt ist in äußerlicher Vergrößerung, immer nur wie hingehängt, wie zufällig, wie vorübergehend erscheint; während doch ein echtes Wandgemälde, im Geist seiner Form aus der Struktur des umfangenden Raumes erblüht, mit ihm wie in Ewigkeit verbunden dasteht, notwendig, unverrückbar.

Zum Glück sehen wir ja in unsern Tagen hier einen großen Umschwung sich vollziehen. Nicht nur, daß in dem neuesten allmählich schon zur Herrschaft gelangenden Bildhauergeschlecht ein feineres, reineres architektonisches Empfinden wieder die Hand führt; die Ideen, die zuerst im Kunstgewerbe sich durchkämpften und von hier aus schließlich unsre ganze Kunstanschauung durchdrangen, sie haben vor allem dazu beigetragen, daß in dem Kunstempfinden der neuesten Zeit das architektonische Gefühl immer mehr zur Vorherrschaft gelangt, zum gouvernementalen Leitungsgedanken sich erhebt. Unsre gesamte moderne Ästhetik ist gleichsam unter die architektonische Dominante gestellt. Der Raum, die umschließende Gesamtheit ist das im letzten Grunde alles Bedingende, das, worin alles einzelne organisch gebunden ist. Das Denkmal hat bei allem plastischen Eigenleben sich mit architektonischem Leben zu durchdringen, sich einzufügen mit seinem geschlossenen Individualleben in den Lebenszusammenhang mit seiner Umgebung. Bei aller Selbständigkeit, Freiheit, bei allem Realismus, allem Pathos, bei dem größten plastischen Bewegungs- und Ausdrucksreichtum, alles ist doch zuletzt gebunden in den architektonischen Grundakkord. Das öffentliche Denkmal ist sozusagen das Ornament an der Fassade der Stadtarchitektur. Und wie das Ornament organisch eingefügt sein muß in den architektonischen Grund, den architektonischen Rahmen, so wird eine Zeit, die die Städtebaukunst wieder zu Ehren bringen will, die ästhetisch immer aus dem ganzen Zusammenhange empfinden, die nicht Einzelheiten zusammenstoppeln, sondern aus Gesamtgedanken heraus das Einzelne organisieren will, auch das Denkmal nicht absolut als ein künstlerisches Sondersein, sondern als ein Dienendes, Schmückendes zugleich betrachten, wird es also organisch einfügen wollen in den stadt-architektonischen Lebenszusammenhang. Und wie man nicht die Fassade für das Ornament schafft und durch es die Struktur bestimmt sein läßt, sondern umgekehrt, so wird man auch im allgemeinen wenigstens, im Prinzip, nicht den Platz für das Denkmal schaffen, sondern das Denkmal für den Platz. Für den Plastiker, wenn es ein echter Künstler des Steins ist, wird die Einschränkung keine Bedrückung, sondern eine Erleichterung sein. Und eine „Erniedrigung“ ist sie nur für skulpturale Phrasenhelden.

Und also wäre, wenn künstlerische Absicht, wenn der Wille, das projektierte Denkmal dem von der Stadt erbetenen Platz in Stil und Charakter einzupassen der leitende Gedanke sein sollte, das Verfahren der Regierung, erst sich einen Platz zu sichern, ehe man für die Idee des Kolonialdenkmals die künstlerische Gestaltung finden läßt, als ein Zeichen des neuen Städtebaugeistes mit Freuden zu begrüßen. Haben aber die Skeptiker recht, die der Berliner Regierung solchen Geist nicht zutrauen wollen? Die alten Erfahrungen sprechen allerdings dagegen. Vielleicht aber auch die neuen?

Digitized by Google

Als Platz für das Denkmal war also von der Regierung der Bayrische Platz in Schöneberg ins Auge gefaßt worden. Dieser Platz aber, der in seiner gartenkünstlerischen Gestaltung mit ihrer Architektur und Plastik einer der feinsten Schmuckplätze Berlins ist (und er wäre es noch mehr, wenn eine gleiche künstlerische Besonnenheit schon in dem Bebauungsplan des umkränzenden Häuserkomplexes gewaltet hätte) ist für die Aufstellung eines Kolonialdenkmals so absolut ungeeignet, daß man sich das Bild gar nicht vorstellen mag. Nicht nur, daß der idyllische Charakter mit dem notwendigen Pathos solches Denkmals in schlimmer, durch keine Kunst zu überbrückender Diskrepanz stehen würde; die künstlerische Ausgestaltung dieses Platzes ist auch so abgeschlossen schon, daß kein Raum, das Wort nicht geometrisch, aber ästhetisch genommen, mehr vorhanden ist für ein hervorstechendes Denkmal. Die Angelegenheit ist ja erledigt. Die Schöneberger Stadtväter erkannten die Gefahr und lehnten die Ehre, ihren Platz durch ein Denkmal verwüsten zu lassen, glatt ab. Daß diese Ablehnung geschah, das läßt den angenehmen Schluß zu, daß in der Schöneberger Stadtverwaltung die neuen städtekünstlerischen Einsichten bereits Fuß gefaßt haben; daß aber die Regierung den hier gänzlich unmöglichen Bayrischen Platz überhaupt in Erwägung ziehen konnte, das muß leider die Befürchtungen nähren, daß bei ihr diese Einsichten noch nicht obwalten, daß vielleicht ihrer Suche nach einem Platz *vor* der Formung der Denkmalsidee überhaupt weiter keine künstlerischen Motive und Absichten zugrunde liegen, und daß sie also auch dem neuerwählten Platz und seiner architektonischen Gestalt kaum einen besondern Einfluß auf die künstlerische Gestaltung des Denkmals einräumen wird. Daß wir also höchst wahrscheinlich wieder irgend so ein Standbild — und ein Standbild „muß" ja nun mal heutzutage jedes Erinnerungszeichen sein — bekommen werden, wie sie überall und nirgends zu stehn oder nicht zu stehn die gleiche schöne Berechtigung haben.

Erich Vogeler

Die Bauschönheit des Gerichtssaals

Ein juristischer Hochschullehrer schreibt uns:

In der spärlichen Literatur zur Ästhetik des Rechts, in den noch spärlicheren Abhandlungen, die die Beziehungen des Rechts zur bildenden Kunst ergreifen, kommt wohl die Rede hier und da auf Architektur; auch dann fast ausschließlich auf das malerische und plastische Beiwerk, die Ornamentik, den Motivkram. Hier soll die eigentliche Architektur, als reine Raumkunst, betrachtet werden; abgetrennt von der Schmuckschönheit die reine Bauschönheit, als erste Anforderung der Ästhetik des Gerichtssaales. Architekten haben sich natürlich über ihre Grundsätze zum Gerichtssaalbau verbreitet; nun muß aber auch einmal der Jurist, als Rechtsästhetiker, versuchen das Seinige beizutragen. Er, der den Ausdruck des Rechts in Wort, Schrift und Gebärde sucht, darf nicht davon ausgeschlossen sein (oder sich selbst davon ausschließen), an des Rechts baulichem und bildnerischem Ausdruck mitzuwirken.

Justiz ist heut. Ein öffentliches Wirken und Darstellen, und die Räume öffentlichen Wirkens und Darstellens werden deshalb die Gegenstände des Vergleichs abgeben

Digitized by Google

müssen, aus dem das Wesen und Gesetz der Gerichtsbauschönheit zu ermitteln ist. Also die Stätten des Kultus, der Bühnenkunst und der Ausstellungen.

Es versteht sich von selbst, daß die Architektur des Gerichtssaals nicht mit den Raumwirkungen der Kirchenbaukunst arbeiten kann. Bereits die Notwendigkeit, außer den Sälen für die öffentlichen Verhandlungen eine Menge von Stuben für die Bureauarbeit unterzubringen, verhindert dies. Es kann nicht wie bei der Kirche Gebäude und Innenraum einfach identifiziert werden. Gerichts- und gottesdienstliche Versammlung sind, seitdem sie nicht mehr im Freien (Forum, Gerichtslinde) oder in offenen Hallen (Basilika, Gerichtslaube) stattfinden, getrennt.

In einem Glauben, dessen Gottesdienst wie der katholische, von allen der Religion zur Verfügung stehenden ästhetischen Mitteln Gebrauch macht, erzielt auch die großartige Raumwirkung höchste, drastische Triumphe. Nichts kann ihre Entfaltung hindern, vor allem nicht die Rücksicht auf Rede und Miene des Priesters. Wo die Messe ertönt, die Weihrauchfässer geschwungen werden, die tausend Lichter glänzen und die Heiligenbilder lebendig lobpreisend Erlösung, Entsagung, Verzückung, Vergebung von den Wänden strahlen, wo die Unendlichkeit in der Anschauung reproduziert wird, da ist es oft sogar erwünscht, daß des Priesters Wort und Antlitz den Massen verschwindet, wenn nur der Schmuck und das Gold seines Gewandes verschwimmend die Stelle andeutet, wo das hochheilige Mysterium sich in Wirklichkeit vollzieht. Und selbst in protestantischen Predigtstuben, da durch die bloße Schrift und den Gedanken, durch das anschauungsbare, rein innerliche Zu-Gott-führen des Geistes in der Predigt eine Hauptaufgabe des Kultus erfüllt werden soll, ist es nicht immer ein Fehler, wenn Mund und Stirne des Predigenden den Andächtigen fern und undeutlich bleiben, wenn nur der Ruf der erhobenen Stimme zu ihnen dringt.

Ganz anders im Gerichtssaal. Alles muß hier unbedingt deutlich werden, denn das Verborgene soll hier gefunden und soll licht werden, das fein Versponnene soll entwirrt, haarfeiner Trug, stahlscharfe Gewalt gespalten werden. Danach sind auch die Lichtwirkungen zu bemessen. Keine Dämmerung darf möglich sein, kein geheimnisvoller Winkel, keine Ecken und Nischen. Sondern gleiche Helligkeit aus großen unverzierten Fenstern.

Der Ernst und die Ruhe in den Mienen und auf der freien Stirn des Richters, jede Bewegung seiner Lippen muß allen sichtbar sein, daß sie Lauschen gebietet und Umlauschen verbietet in jeder Sekunde und daß alle den Gerechtigkeitswillen in ihnen lesen, Beruhigung und Vertrauen aus ihnen schöpfen mögen.

Selbst das Interesse der Öffentlichkeit auch in Schwurgerichtssälen muß sich diesen Rücksichten fügen. Und ein wohlverstandenes Interesse der Öffentlichkeit wird das nur seiner selbst willen tun. Denn dies erfordert nicht, daß Vielzuviele dem Gericht beiwohnen, sondern verbietet es; nicht zu Tribünen und nicht zu Szenen darf das Gerichtshaus werden, nicht zur Volksversammlung, nicht zum Theatersaal.*

* Beides war das hellenische Gericht und erlag dieser schlimmen Vereinigung größter Gegensätze. Der attische Prozeß war politisch und

Digitized by Google

Enge, kleine, düstre Beklommenheit erregende Räume sind — wie die Verhüllung des Richters — nur möglich in einer furchtbaren Krisis der Justiz, wenn die Öffentlichkeit versagt, Gerechtigkeit zur Rache wird, und wie sie als Privatexekutivjustiz, als heimliches Gericht, ins Dunkel der Höhlen flüchten und die heilsame und heilige Scheu, die das Gericht verbreiten soll, sich auf ihr Allerletztes, Niederstes, auf das Unheimliche zurückziehen muß: Vehmgerichte des Mittelalters und „Duckduck"justiz der Australier, „File"genossenschaften der alten Kelten.

Deshalb müssen die Gerichtssäle große, aber mäßig große Räume sein. Auch darf keine ihrer Erstreckungen sich unverhältnismäßig dehnen. Der Akustik wegen dürfen die Räume nicht zu hoch sein, aber auch aus besonderen rechtsästhetischen Gründen darf die Decke nicht in ihrer Höhe oder (wie bei gotischen Kirchen) in ihrer Form ein Stück Himmel vortäuschen; bestimmt abgeschlossen muß diese Freistatt und Feste der Gerechtigkeit sein von dem Unbegrenzten, Schrankenlosen der Welt, „wo der Himmel so hoch und die Untreue so groß". Der Gerichtsraum darf auch nicht ein schmaler Schuppen sein, an dessen einem Ende das Gericht, an dessen anderm das Gerichtsvolk sich verliert. Es darf auch kein zu großer Raum zu beiden Seiten des Gerichts freibleiben oder gar dergestalt verwendet werden, daß ein Teil der Gerichtsanwesenden den Richter von der Seite sieht. Ein Profil wirkt durch Linien, nicht durch Geist, und die Stirn, die Lippe, vor allem das Auge des Richters sind es, an die und durch die das Innere des Gerichtsanwesenden gebannt werden muß.

Überhaupt sind es Köpfe, bildnerisch gesprochen Porträts, die im Gerichtssaal, als einer vollkommen geistigen Sphäre, allein den Blicken erscheinen dürfen; dazu etwa noch Büsten; die breite Brust und Schulter des Kräftigen, mehr noch der gebeugte Rücken des Armen und Kranken und endlich Hände, wenn die Augenblicke hoher Erregung erhobene, abwehrende Hände, weisende Finger emporschnellen lassen. Das nun tagtägliche Ungeistige der übrigen Gestalt muß eher verhüllt bleiben. Darum darf die Helligkeit keine Lichtflut sein. Sie wirkt als Symbol, und um die Züge des Angesichts klarer erkennen zu machen. Das Licht der Sonne macht hier Geistiges offenbar, nicht soll es herhalten, um natürliche mechanische Einzelheiten in scharfer Trennung voneinander unterscheiden zu lassen. Was an genauen feinen Einsichten der bloßen Natur und Technik der Richter haben muß, wird vorgetragen, es ist längst von den Sachverständigen an ihrem Ort unter den stärksten Beleuchtungen gesehen. Also nicht etwa eitel Glas und Eisen; wie in einer Maschinenausstellung, einem Laboratorium, einem Atelier. Das würde auch, besonders wenn sich auf allen Seiten Fenster befinden, jenen Abschluß der Gerichtsstätte von der Welt der Leidenschaften und Ungerechtigkeit aufheben, noch ärger als zu starke Höhenentwicklung. Vor allem sollen hinter den Richtern keine Fenster liegen, kein in ihrem Rücken liegendes Licht darf das äußere Treiben, darf Einflüsse von außen in Erinnerung bringen. Oder (wenn die

beifallüstern, das Publikum war darin der Hauptfaktor. Ein Urteil im Theatersaal hat keine Würde, ein Urteil in der Volksversammlung keine Unabhängigkeit mehr. D. V.

Digitized by Google

Fenster hoch angebracht) Sonnenschein, Wolken und wechselndes Wetter zeigen, hier, wo reine Stetigkeit ihre Wohnung haben soll. Große Fenster, aber nicht bis auf den Fußboden, der vielmehr ein wenig dunkler liegen muß; hohe Brüstungen, notwendig auch der Sicherheit halber, Störungen von außen gegenüber, und damit ein Angeklagter nicht zum Entspringen versucht werde: da nämlich Eingitterung der Fenster unter keinen Umständen stattfinden darf, denn nie darf Gerichtssaal und Gefängnis in eine Einheit gebracht werden! Es war eine der großen, argen, kindisch grausamen Verwirrungen der Menschenseele, in der das Strafgericht als ein Gefängnisteil, der Angeklagte als Gefangener gedacht und empfunden wurde. Dem gefährlichsten Verbrecher sollen im Gerichtssaal die Fesseln abgenommen werden, nach unsren heutigen Rechtsgangordnungen; im Gerichtssaal ist ein Asyl der Freiheit.

Th. Sternberg

Heimatpflege

Mitteldeutsche Städtebilder

Die Beilage, die so überschrieben ist, soll auf Bände hinweisen, die wir als Mithelfer bei der Augen-Öffnungs-Arbeit ganz besonders begrüßen: auf das von R. Piper & Co. in München verlegte Werk „Die schöne deutsche Stadt“ von Gustav Wolf, von dessen drei Bänden der „Mitteldeutschland“ behandelnde schon erschienen ist. Sollen wir den üblichen Vorbehalt betonen, unser Lob besage natürlich nicht, daß wir jede Einzelbemerkung des Herrn Verfassers „unterschrieben“? Als wenn's hier aufs „Unterschreiben“ ankäme; darauf kommt es an: daß all diesen Dingen wieder nachgedacht und nachgefühlt werde, daß sie wieder in vielen Menschen leben. Wie oft wird über Schulmeisterei geklagt, nur, weil der angeblich Beschulmeisterte sich „ausgeliefert“ fühlt, weil er dem Redenden nichts zu antworten wüßte, weil er zu einer wirklichen Auseinandersetzung seiner Persönlichkeit mit der sprechenden zu schwach, also: weil er selbst schülerhaft ist. Daß wir stark werden, daß wir selbst urteilen, daß wir selbst sehen lernen, darauf gehn alle solche Arbeiten wie die Schultze-Naumburgs und auch wie die Gustav Wolfs aus. Man sehe die Bilder, die er bringt, mit Aufmerksamkeit durch, man lese, was er zur Sache zu sagen hat, man denke dem nach, man vergleiche die Wirklichkeit und suche weitere Beispiele aus ihr — dann ist für diesen Fall erreicht, was wir „Schulmeister“ erstreben. Sägen wir doch alle an dem Ast, auf dem wir sitzen, und werden wir doch alle um so vergnügter sein, je bälder wir herunter können. Wenn wir erst wieder so weit sind, daß nichts mehr bewußte „Kunst“ ist, daß wie ehedem die erfreuliche Gestaltung der Dinge aus dem Bedürfnis der Menschen von selber hervorgeht, dann kann unsre „Schulmeisterei“ dieses Erdenhaus mit getrostem Lebewohl verlassen — aber eher, fürchte ich, nicht.

Um von den Absichten Wolfs zu zeugen, ein paar Sätze aus seiner Einleitung:

Die einstige Fähigkeit des deutschen Volkes, Städteschönheit zu genießen und zu schaffen, schläft seit Jahrzehnten. Man blickt durch die trübe Brille der Spezialwissenschaft Kunstgeschichte auf „Sehenswürdigkeiten“ wie Kirchen, Rathäuser, Denkmäler, allenfalls auch ein paar Bürgerhäuser, bewertet sie nach Stilreinheit und Fülle der Ornamentik und setzt ihnen einen Stern im Baedeker — aber das übrige

Digitized by Google

schiebt man lieblos in die Rubrik des Gewöhnlichen. So baute man auch bis gestern die modernen Großstädte in abscheulichem Dualismus: hier zu dürftiger Existenz zinstragende Miethäuser, dort zu Repräsentationszwecken teure Prunkstücke.

Das war anders und wird anders sein. Die Stadt ist das Gehäuse einer bürgerlichen Gemeinschaft, ist ein lebendiger Organismus. Es gab schon früher harte und nüchterne Notwendigkeiten wie heute, aber auch eine hohe freudige Lebensanschauung, und man fand Formen, in denen sich beides harmonisch durchdrang. Und aus dieser Verschmelzung gerade wuchs die Schönheit der alten Stadt — ein Ganzes, in dem groß und klein, bedeutend und bescheiden, lebendig und ruhig sich gegenseitig dienen. Man wird dieser schönen deutschen Stadt nicht gerecht, wenn man nur Einzelheiten oder nur Gesamtbilder anschaut, sondern erst durch die Betrachtung von beiden, und eines Dritten, das ihren Zusammenhang darstellt: des Stadtplans. Ästhetische und praktische Fragen werden zugleich erörtert werden müssen, wenn man in das Wesen dieser Schönheit eindringen will.

Man glaube doch nicht, daß ästhetisches Empfinden nur im blauen Ungewissen wurzele; es ist sicher ein wenig im Vernünftigen verankert. Der Mensch sagte wohl ursprünglich bei Betrachtung eines Stadtbildes nur „hier ist gut wohnen“; doch dieses Vernunfturteil setzte sich in die Empfindung um „hier ist schön wohnen“. Und immer schneller geschah diese Vermittlung vom Auge über den Verstand hin zum Gemüt. Beim feinorganisierten Menschen wird die Verstandesbrücke übersprungen, auf den kaum gefaßten Augeneindruck antwortet sogleich das Empfinden mit schön oder unschön. So ist das ästhetische Fühlen eine Folgeerscheinung der unausgesetzten Prüfung aller Dinge auf ihre Zweckmäßigkeit hin — eine selbständig gewordene freilich.

Diese Annahme ist gewagt, sie läßt sich nicht beweisen; hüten wir uns aber, gar zu schwerwiegende Folgerungen auf ihr zu begründen, so kann sie uns doch helfen, manches klarer zu sehen.

Heute ist Ähnliches freilich schon zum groben Schlagwort geworden. So die Behauptung, daß „die reine Zweckform“ zugleich das vollendete Schönste darstelle. Wer schärfer zusieht, kann ihr nicht beipflichten, sondern erkennt, daß die Dinge nicht so einfach liegen.

Da die unmittelbaren Zwecke der einzelnen menschlichen Werke doch wieder nur dem höheren Zweck untergeordnet sind, die Menschheit im Ganzen höher zu führen, genügt nicht immer das nackte, mathematisch nachweisbare Ausreichen der konstruktiven Gebrauchsformen, sondern es muß ein Überschuß, eine freudige Mehrleistung zu finden sein — neben dem beschränkten Können auch das freudige Gestalten-Wollen. Ja, zwei anfangs widerspruchsvolle Kräfte — die ewig eingrenzenden natürlichen Möglichkeiten und unsere über Alles hinausstrebenden Begierden — in harmonischer Verschränkung zu sehen: das macht wohl den beglückenden ästhetischen Genuß der Kulturwerke aus. Es ist, als würden die ungezügelten Wünsche der Menschen vom ruhigen Kreise der Möglichkeiten zu einer schönen Mäßigkeit gebämmt, als würden sie durch die Reibung an harten Hemmungen zu herrlichen Kristallen geschliffen. Nirgends aber erscheint das so wundervoll zur Sichtbarkeit verdichtet, als in der Architektur, dem Städtebau, überhaupt in der ganzen räumlichen Gestaltung unserer Heimat.

Digitized by Google

Gibt es noch ein Vaterhaus?

Die Bodenreform (XXII, 19) teilt einige Zahlen mit, die sie einem Aufsatz des Lehrers Battista in Wien entnimmt und die den unlängst hier mitgeteilten des Fürther Lehrers Weiskopf sich ergänzend zugesellen: Die Hauptstraße des 3. Bezirkes in Wien, ein alter, nur wenig in den letzten fünfzig Jahren veränderter Straßenzug, hatte im Jahre 1812: 118 Häuser, 1842: 143 Häuser, und 1872: 165 Häuser. In den Katasterblättern von 1902 finden sich nur mehr 6 Namen (5 v. H.) jener Familien, die 1812 dort wohnten, 13 Namen (9 v. H.) von 1842 und 42 Namen (25 v. H.) von 1872. Battista schließt: „Der Nachweis würde bei einem andern Straßenzug ganz ähnlich ausfallen. Wenn man bedenkt, daß die Katasterblätter nur die Namen der Hauseigentümer nennen, in den Häusern aber zahlreiche Familien hausen, die oft nur ganz kurze Zeit im Hause verbleiben, so kann wohl von einem angestammten Besitz, von einem Vaterhaus keine Rede sein."

Handel und Gewerbe

Karl Mann

bittet uns, die folgenden Zeilen wiederzugeben:

„Im 2. Oktoberhefte erwähnten Sie ein Gerücht, daß es mit der Gemeinnützigkeit der »Gesundheit-Zentrale G. m. b. H.« in Berlin nicht recht richtig sei. Die Firma sei nämlich durch vierzigjährige Verträge verpflichtet, ihre sämtlichen Waren von der »Wormser Weinmost- und Nuxo-Zentrale G. m. b. H.« in Berlin zu beziehen, und deren Hauptinhaber sei mein Vater. Demgemäß wachse dessen Nutzen und das Familienvermögen im gleichen Verhältnis, wie sich der Umsatz der gemeinnützigen Gesundheit-Zentrale durch die Mitwirkung der Allgemeinheit steigern wird. Exz. von Schmoller und die anderen 68 Ehrenförderer hätten sich also hinters Licht führen lassen.

Ich erkläre hiermit, daß nichts davon wahr ist. Die in solchen Gegensatz gebrachten zwei Firmen sind völlig eins (zu deutsch: identisch): die eine dieser Firmen ist nur der alte Name aus der Zeit, wo nur Wormser Weinmost und Nuxo-Nußnahrung in Hauptvertretung betrieben wurden; nach allmählicher Erweiterung auf Gesundheitbedarf aller Art und vielerlei tägliche Gebrauchsartikel wurde der umfassendere Name »Gesundheit-Zentrale« gewählt und handelsgerichtlich eingetragen. Der Übergangzustand endet mit Schluß dieses Jahres.

Das falsche Gerücht mag dadurch entstanden sein, daß meine Familie beteiligt ist (im ganzen übrigens mit nur 17500 Mark) an einigen Herstellerfirmen, die verpflichtet sind, ihre Erzeugnisse an die gemeinnützige Vertriebsorganisation »Gesundheit-Zentrale« in Berlin 40 Jahre hindurch zu besonders günstigen Großhändlerbedingungen jederzeit zu liefern und auch alle Anfragen und Aufträge aus Brandenburg nach Berlin zu überweisen. Der Vorteil für die »Gesundheit-Zentrale« liegt darin, daß, je länger man bei einer Hauptvertretung mit Lieferung und Überweisungspflicht gesichert ist, desto unbesorgter Aufwendungen für die anfängliche Einführungsarbeit gemacht werden können! Selber aber kann man jederzeit den Warenbezug von dieser bestimmten Firma aufgeben zugunsten einer andern, die etwa noch mehr Vorteile bietet. — Diese Beteiligungs-Herstellerfirmen

Digitized by Google

(1 in Worms, 2 in Hamburg) zahlen nun aber denjenigen Teil ihres Geschäftsgewinnes, der im Verhältnis auf die (rasch steigenden) Bezüge der gemeinnützigen Gesundheit-Zentrale entfällt, nicht an meine Familie aus, sondern an die Kasse der »Stiftung für Lebens- und Wirtschaftsreform-Bestrebungen«, welche laut Stiftungsurkunde vom 11. Februar 1911 seit dem 1. Januar 1911 einen »klagbaren Anspruch« hat auf den ganzen Geschäftsgewinn der gemeinnützigen »Gesundheit-Zentrale« (bezw. Wormser Weinmost- und Nuxo-Zentrale) in Berlin W 9.

Meine eigene ganze Tätigkeit für diese gemeinnützige Vertriebsorganisation (als verantwortlicher alleiniger Geschäftsführer) ist völlig ehrenamtlich unentgeltlich. Meine Lebensaufgabe, in Gemeinschaft mit meiner gleichgesinnten Gattin, und sozusagen der Inhalt meines Daseins ist es fortan, diese gemeinnützige Handelsorganisation von ihren Hunderttausenden- zu Millionen-Umsätzen und zugleich möglichst viele Menschen (zumal führende Persönlichkeiten) dahin zu bringen, daß sie die ganze gewaltige Tragweite des organisatorischen Vorgehens auf diesem, anerkanntermaßen wirklich »neuen Wege zur Gewinnung von Mitteln für Wohlfahrtszwecke«, wie der Aufruf vom Juni 1911 überschrieben ist, voll erfassen. Der Geschäftsgewinn wird jedoch noch erhöht um den Wert meiner Arbeitskraft; mein Alter ist jetzt 37 Jahre.

Meine Familie hat, ebensowenig wie ich selber, in keiner irgendwie denkbaren Form irgendwelchen Vorteil dabei. Denn die Verzinsung des bar eingezahlten Betriebskapitales, das seit 1904 in diesem Geschäftsbetriebe bisher rein kapitalistisch auf vollen eigenen Gewinn arbeitete, ist nicht höher, als man sie jederzeit bei Hingabe auf völlig sichere zweite Hypotheken haben kann, nämlich fünf Prozent. Darum braucht man sich dann gar nicht mal auch nur eine Minute weiter zu kümmern; hier aber trägt meine Familie noch das (allerdings wohl nur theoretisch vorhandene) Risiko. Daß meine Familie an den drei Herstellerfirmen seit vielen Jahren beteiligt ist, wurde von jeher in unzähligen Druckschriften hervorgehoben; denn wenngleich der Anteil auch sehr gering ist, so kann ich doch auf Grund dieser Tatsache und des mir zustehenden Rechtes jederzeitigen Einblicks die wertvolle persönliche Bürgschaft für Naturreinheit usw. des alkoholfreien Weines, der Nuxo-Nußnahrungsmittel usw. geben, und dies begründete ein Vertrauensverhältnis zu sehr vielen Kunden.

Karl Mann"

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß wir diese Zeilen unsern Lesern mit besonderm Vergnügen vorlegen und daß wir keinen Grund sehen, die Richtigkeit ihres Inhalts irgendwie zu bezweifeln. A

Trauergeschäft und Stadt

Will man sich einen Augenblick mit den peinvoll letzten Dingen befassen, so dünkt mich eine andre Frage des Bestattungwesens nicht minder wichtig als die nach Erde oder Flamme. Wenigstens für die Großberliner und für all die übrigen deutschen Groß- und Mittelstädter, denen die meisten Formen des öffentlichen Lebens früher oder später nach berlinischem Muster zugeschnitten werden — sofern nicht ohnehin die heut so wundervoll durchgeführte Mechanisierung des

Digitized by Google

Lebens für Gleichförmigkeit gesorgt hat. Uns so beschaffenen Stadtleuten allen sollte ein anderes sogar noch näher liegen — und liegt es auch; bloß daß es nicht so leicht zur öffentlichen Aussprache gedeiht, weil keine Grundsätze im Spiel sind und gerade die jeweiligen „Interessenten“ nicht in der seelischen Verfassung fürs Artikelschreiben und Protestieren zu sein pflegen. Das andre ist: das Trauergeschäft.

Durchschreitet man die Straßen der sogenannten Weltstadt und genießt auch nur ganz vorüberstreifenderweise ein wenig von der abwechslungreichen Pracht der Schaufenster, so fällt der Blick des öftern auf ein Bild, das schicksalsschwangere Schwere und widerwärtige Nüchternheit absonderlich in sich vereinigt: die „Auslage“ einer „Pietät“anstalt, eines Bestattunginstituts .. eines Sargladens schlichtweg. Zwischen ff. Fleischwaren und Pariser Korsetten, zwischen „Kintopp“ und Schuhlager — wär's noch zwischen zwei Lebensversicherungen! — ist eine reiche Auswahl der düsteren Behälter bedrohlich zur Schau gestellt; einerseits zinkene mit Mäanderfriesen, Akanthuskanten und Gußengelchen, anderseits hölzerne mit mehr oder minder pomphafter Schnitzerei; in W. W. gibt's auch schon Urnen.

Man muß durchaus nicht bange sein vor dem Tod, wenn man diesen Anblick nicht täglich soundso oft genießen mag. Man kann mit Vorliebe Friedhöfe besuchen, kann sich geradezu dankbar dieses oder jenes freigelegenen Gottesackers entsinnen, „der den raschen Wanderblick hielt zu ernstem Sinnen“ — und kann oder muß doch einen wachsenden Abscheu empfinden vor dem aufdringlichen memento mori der Herren Sarghändler.

Die Läden mit Totenladen sind ja noch nicht in allen Teilen der Großstadt gleichmäßig zahlreich. Am wenigsten sind sie zu umgehen in den neueren feineren Vierteln, wo zwar mehr jüngere als ältere, aber dafür mehr zahlungfähige als -unfähige Menschen hausen. Sie haben, diese Läden, noch nicht die Häufigkeit der Nikotin-Eckbuden erreicht, sind aber doch bereits beiläufig so verbreitet wie die vornehmeren Käsefilialen. Mehr und mehr bemächtigen auch sie sich der „guten Ecken“ an verkehrsreichen Straßenkreuzungen — „Laufgegend“, Horatio!

Muß das sein? Noch nie sah ich jemand vor solchen Schaufenstern verweilen, als höchstens einmal ein unmündiges Kind mit staunenden Augen. Dagegen kann man wohl beobachten, daß junge Dämchen, die sich der Reihe nach in sämtlichen Schaufenstern zu spiegeln lieben, beim unvermuteten Erblicken der Särge peinlich berührt sich abwenden. Das wäre ja an sich kein Unglück. Jedenfalls aber: den Zweck, Beschauer anzulocken und Käufer aus ihnen zu machen, haben die öffentlichen Sargmagazine doch wohl kaum. Die unerfreuliche Schaustellung läßt sich also nur als ein Ergebnis geschäftlichen Wettbewerbs erklären. Sie geschieht, um die Firmen dem Gedächtnis einzuprägen; das Vorzeigen der „Ware“ ist im übrigen sinnlos. Ein Schildchen am Haus, eine Zeile im Firmenverzeichnis des Adreßbuchs und des Fernsprechverzeichnisses würde für sich allein vollkommen den einzigen Zweck erfüllen, der für die Allgemeinheit in Betracht kommen kann: nach einem Todesfall den Leidtragenden prompt zu sagen, wo sie den Sarg erhalten können.

Aufdringliche Geschäftsreklame in Dingen, die der Majestät des Todes

Digitized by Google

unterstehen sollten — ich muß mich wirklich recht sehr wundern, daß noch keine von allen Kirchen- und Religionsgemeinschaften sich dagegen empört hat. Schon das bloße Dasein der großtuerischen Läden mit riesigen Spiegelscheiben und schwarzen und goldenen Schriftflächen drumherum ist ja schreiende — um nicht zu sagen: himmelschreiende — Reklame. Sie wird aufdringlicher noch durch das Vorhandensein, die Zahl und oft auch den Inhalt der Aufschriften. Selbst wenn die nur lauten: „Überführungen von und nach außerhalb" — „English spoken" — „Feuerbestattung, Trauergesänge, Trauerdekoration" — selbst dann ist's zu viel; weil damit die Trauerangelegenheiten auf den ganz gewöhnlichen Geschäftsstil hinabgedrückt werden. Noch schlimmer aber wird es gelegentlich, wo übereifrige Wettbewerber noch mehr ins einzelne gehen: „Verbrennung schon von 300 Mark an" — „Echt französischer Zinksarg" — „Original englischer Kindersarg" — „Särge in jedem Geschmack" — „Dekorationen usw. in jeder Preislage" . . . Da ist jedes weitere Wort entbehrlich. Und doch, gefallen läßt man sich den Betrieb. Und von keiner Seite geschieht etwas gegen die Giebelreklame der Sarggroßhändler. Niemand wehrt der pöbelhaften Unverfrorenheit, die zum Beispiel bei einem Friedhof in Schöneberg eine fensterlose, den Gräbern und Grüften zugewendete Hauswand völlig mit Trauerfarbe überstrichen und mit einer kolossalischen Sargreklame „geschmückt" hat. Auch die Großstadt, mag man hieran wieder ersehen, braucht den Heimatschutz.

Der angestrengte Wettbewerb im Trauergeschäft (der vor ein paar Jahren zu einem häßlichen Firmengezänk im Anzeigenteil Berliner Tagesblätter führte) bringt aber außer den öffentlichen auch private Greuel mit sich, die womöglich noch empfindlicher mißwirken können: das Provisionwesen und die offenen oder verkappten „Offerten" im Trauerhaus, deren Fülle sich an manchen Orten zum wahren Offertenkrieg — zur Provisionenjagd entwickeln kann. Selbstverständlich werden in dieser „Branche" des Geschäftslebens die Zivilstandsnachrichten mit unermüdlicher „Teilnahme" verfolgt und frühe Nachrichten von Todesfällen, die eine rechtzeitige Geschäftsempfehlung ermöglichen, entsprechend belohnt. Ja es soll vorkommen, daß Sargmacher und -händler — vielleicht sind hier mehr die kleinen beteiligt? — sich schon für Schwerkranke auffallend interessieren und diplomatische Verhandlungen mit ihren Dienstboten oder Pflegern anzuknüpfen suchen. Den einzelnen Handwerkern oder Kaufleuten wird man dergleichen nicht einmal sehr verargen dürfen. Einem solchen Ausnahmegeschäft, das so gar nicht auf eine regelmäßige Tageskundschaft zählen kann, werden mildernde Umstände nicht abzusprechen sein.

Diese Erscheinungen insgesamt aber führen zu unserem zweiten Grund hinüber. Bei der rein geschäftlichen Anlage des gegenwärtigen Bestattungwesens kommt nicht bloß die Gefühlssache in Betracht. Die Gefahr ist zu groß, daß die Lage und Stimmung der Leidtragenden händlerisch ausgebeutet werde; und zwar systematisch, ohne daß persönliche Verruchtheit der Handelnden erforderlich wäre. Die wohltätige Rückwirkung des Wettbewerbs, die sich sonst in einem gewissen Maßhalten der Forderungen zu zeigen pflegt, bleibt hier ziemlich wirkunglos. Denn wie soll etwa das „sargkonsumierende Publikum" den Vorteil des reichlichen

Digitized by Google

Angebots ausnützen? Bei dieser Ausgabe wird in der Regel nicht gehandelt. Meist wird der erste beste genommen und sein Preis bewilligt. Die Sargbranche kann also im ganzen ihre Verkaufspreise „hochhalten“, und der erfahrene einzelne kann die Gelegenheit wohl auch zum „Hochnehmen“ nützen. Es wäre ein Wunder, wenn so exemplarische Kontrollfreiheit nirgends zu Überforderungen führte. Geschäft ist Geschäft, und ein traurig Geschäft wie das Trauergeschäft muß wohl (zumal bei „großzügig“ moderner Handhabung) seinen Mann ausnehmend gut nähren; sonst würden nicht mehr und mehr Kapital und Eifer drangewendet.

Wer solchen Schäden, die im Kern ja nicht von heut oder gestern sind, zu Leibe will, muß sich bemühen, ein Heilmittel zu finden. Im Fall des Trauergeschäfts bedarf es keines Mühens. Das Allheilmittel liegt vielmehr so offenkundig nah, daß es nicht zu begreifen ist, warum eine so einfache und aussichtreiche Kur nicht längst angewandt wurde. Wenn irgendwo, so ist hier die Verstädtischung angebracht, sinnvoll, nützlich, notwendig. Die Städte haben ja schon Friedhöfe unter sich; sie müssen auch alles, was dazu gehört, Sargbelieferung und das ganze Bestattungwesen, unbeschadet des religiösen Teils, übernehmen. Ein einfaches Mittel? Ich höre schon Zweifel laut werden, die bekannten Zweifel an der Fähigkeit der „schwerfälligen“ Verwaltungen, etwas andres als bureaukratische Arbeit zu leisten. Allein ich könnte das schlechterdings nicht für einen auch nur halbwegs ernsthaften Einwand halten. Ist eine Behörde unfähig, so muß sie eben einer fähigeren weichen! Übrigens höre ich, in Wien sei das Trauergeschäft bereits eingemeindet und in Dresden sei es schon seit langem wenigstens möglich, sich obrigkeitlich begraben zu lassen. Es mag auch noch in andern Städten so sein. Ich bin dem nicht einmal weiter nachgegangen, weil die Sache nur zu klar für sich selbst zu sprechen scheint.

Wenn die Stadtverwaltung die Aufgabe der Sarggeschäfte mitbewältigt, so fallen von vornherein — um mit dem Praktischen zu beginnen — die Kosten für Reklame, insbesondere auch für Ladenmieten, fort. Die für Miete werden außerordentlich hoch sein, da ein Sargmagazin den Mietwert des Hauses vermindern muß; selbstverständlich wird dies gegenwärtig für die Verkaufspreise angerechnet. Außerdem aber hat die Stadt selbstverständlich auf die berechtigten und unberechtigten Aufschläge der Wiederverkäufer zu verzichten. Nur den Ersatz der unumgänglichen Selbstkosten darf sie beanspruchen, wofern nicht ausdrücklich Luxus gewünscht wird. Und da ließe sich ein weiterer sozialer Fortschritt erreichen. An Luxusbestattungen könnte die Gemeinde vielleicht etwas verdienen, was den Bestattungen Unbemittelter zugute käme. Man weiß, wie tief im schlichten Volk der Wunsch wurzelt, daß das Begräbnis bürgerlich, wenn auch bescheiden, nicht aber armenrechtlich-kläglich gehalten werde. Alternden oder siechen Leuten verbittert diese Sorge oft genug die letzte Lebenszeit. Städtische „Regie“ könnte da viel Gutes wirken, wenn sie bei diesem letzten Anspruch des Bürgers oder der Bürgerin keine Armenklasse bestehen ließe, sondern jedem mindestens ein würdig-einfaches Begängnis sicherte, zu sehr mäßigem oder gestundetem Preis, oder auch, wo's nottut, völlig unentgeltlich.

Die Schreinermeister und kleine-

Digitized by Google

ren Fabrikanten würden dabei nichts verlieren. Die Stadtverwaltung hätte mit ihnen allen Verträge abzuschließen, wonach sie mit einem vernünftigen Verdienst die Särge lieferten. Mancher würde danach mehr Stetigkeit für seine Arbeit gewinnen. Die größeren Händler der Trauerbranche aber, an deren Dasein die Öffentlichkeit wirklich kein Interesse hat, könnten ja bei der „Enteignung", wenn es sein müßte, eine Abfindung erhalten. Was alles im Namen der Stadtgemeinde dauernd gemacht und gut gemacht werden kann, zeigt die wirklich schwerfällige Verwaltung Berlins in neuerer Zeit besonders durch die vorzügliche Bewirtschaftung ihres großen Güterbesitzes. Das Trauergeschäft ist ja daneben eine verhältnismäßig einfache Sache.

Bedeutsamer noch als die Verbilligung der Bestattungen würde vielen sicherlich der sittlich-kulturliche Fortschritt sein, sowohl für die Großstadtdurchwanderer, denen manch widerlicher Anblick erspart würde, wie auch für die Leidtragenden, die dann in den Stunden und Tagen der bittersten Notwendigkeiten nicht mit eifernden Geschäftsmenschen zu tun hätten. Die Erfüllung der letzten Pflichten gegen den toten Nächsten würde so um vieles erträglicher.

Alles, alles spricht für eine kräftige Aufrüttelung der Stadtobrigkeiten, und alles, alles gegen das Trauergeschäft von heut!

Willy Rath

Volksvertretung und allgemeine Meinung

In einer Zeit, die der allgemeinen Meinung immer mehr Geltung verschafft, müssen wir uns darüber klar werden, in welchem Maße diese allgemeine Meinung in der Volksvertretung zum Ausdruck kommt. Daß dies im preußischen Abgeordnetenhaus oder in einem der österreichischen Landtage nur in unzureichendem Maße der Fall ist, liegt auf der Hand. Aber auch das allgemeine Wahlrecht, das für den deutschen Reichstag und das österreichische Abgeordnetenhaus gilt, verleiht den einzelnen Strömungen innerhalb der Bevölkerung nur ungenügend Ausdruck. Es kann Bewegungen geben, die im ganzen Lande sehr verbreitet sind und eine erhebliche Wirksamkeit ausüben, ohne daß sie durch einen einzigen Abgeordneten vertreten sind, während irgendeine Zufallsmehrheit in einem unbedeutenden Wahlbezirk einen Abgeordneten aufzuweisen hat. Nehmen wir beispielshalber an, es gebe zwei Parteien, die Blauen und die Braunen. Es werde in fünf Wahlkreisen gewählt, von denen jeder fünf Wähler aufweise. In jedem Wahlkreise gebe es drei blaue und zwei braune Wähler. Beim allgemeinen und gleichen Wahlrecht, wie wir es haben, kämen dann nur fünf blaue Abgeordnete ins Parlament, die Braunen blieben völlig unvertreten. Anders bei der sogenannten Verhältniswahl, bei der die Zahl der Abgeordneten jeder Partei der Zahl der für diese abgegebenen Stimmen entsprechen muß. In unserm Falle verhielten sich die Stimmen der Blauen zu denen der Braunen wie 3 zu 2, das heißt: von fünf Abgeordneten hätten drei der blauen und zwei der braunen Partei anzugehören. Heute werden durch den Grundsatz, daß die Mehrheit jedes Wahlbezirks entscheidet, vor allem solche Bestrebungen zurückgedrängt, die vorläufig noch selten die Mehrheit an einem einzelnen Ort erlangen, so beispielsweise die gegen den Alkohol. Auch die Bodenreformer finden nur

Gesellschaft

Digitized by Google

schwer eine Vertretung. Dies Wahlrecht zwingt die Wähler zu Kompromissen aller Art. Anhänger der entgegengesetzten Lebensanschauung müssen oft ihre Stimmen vereinigen, wollen sie nicht unvertreten bleiben. Das Verhältniswahlrecht entspricht sicher mehr den Forderungen der Ausdruckskultur als das heutige Reichstagswahlrecht, aber auch ein Parlament, das so zustande kommt; gibt keine ausreichende Sicherheit. Wir wissen aus Erfahrung, daß die einmal gewählten Abgeordneten vieles beschließen können, was der allgemeinen Meinung widerspricht. Es kann vorkommen, daß in Teuerungszeiten, wenn das Volk unruhig wird, die Volksvertreter sich der Fleischfrage keineswegs eifrig annehmen. In der Schweiz besteht daher die Bestimmung, daß die Regierung dem Volk ein Gesetz vorlegen muß, wenn es von einer bestimmten Anzahl von Bürgern verlangt wird. So wie das Volk bei uns Abgeordnete wählt, so entscheidet es dort gelegentlich auch darüber, ob etwas Gesetz werden soll oder nicht. Es wird so verhindert, daß die Meinung der Mehrheit im Volke Jahre hindurch ganz ausgeschaltet werden kann, nachdem einmal die Abgeordneten — meist auf eine Frage, auf eine bestimmte „Wahlparole" hin — gewählt sind. Wenn das Volk auch nur in Ausnahmefällen von einem solchen Rechte Gebrauch macht, so liegt doch eine große Beruhigung darin, daß die Staatsbürger den Abgeordneten nicht auf Treu und Glauben ausgeliefert sind, daß nicht alle möglichen Einflüsse und Kompromißverhandlungen den Willen der Gesamtheit fälschen können. Die Übergänge zwischen den einzelnen Legislaturperioden werden minder schroff, wenn der Volkswille sich nicht nur bei den Wahlen äußert. Auch wird so weit leichter die Teilnahme Aller am politischen Leben wach erhalten. Es ist klar, daß in vielen Fällen heute weite Kreise der Bevölkerung ein Gesetz nicht beurteilen können, so etwa ein Bankgesetz, sind doch selbst die meisten Abgeordneten über solche Gegenstände höchst unzulänglich unterrichtet. Es gibt aber ebenso zweifellos zahlreiche Gesetze, über die sich in Deutschland und Österreich die meisten ein berechtigtes Urteil bilden können. Nun erfordert es freilich eine gewisse Reife, ein solches Recht vernünftig zu gebrauchen, es wäre aber irrig, mit seiner Gewährung solange zuzuwarten, bis diese Reife vollständig erreicht ist; wissen wir doch, daß die Gewährung politischer Rechte das beste Mittel zu sein pflegt, zu ihrer Ausübung zu erziehen. Man kann auf trocknem Boden das Schwimmen nicht lernen. Selbst wenn das Recht der Volksabstimmung zunächst manche fehlerhaften Gesetze zur Folge hätte, so bliebe doch die so überaus wertvolle Steigerung des bürgerlichen Verantwortlichkeitgefühls und Selbstbewußtseins davon unberührt. An den Schweizern können wir sehen, wie erziehlich und bildend die allgemeine und dauernde Teilnahme am politischen Leben auf alle wirkt. Karl Wilhelm

Echte Bismarcklocken in unerschöpfter Fülle

Uns wird die folgende Geschäftsempfehlung zugesandt, mit der die bildende und die haarschneidende Kunst Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken fordern. Wir geben sie in wortloser Begeisterung weiter:

Für alle Deutschen im Inlande und im Auslande das feinsinnigste und wertvollste Bismarckandenken

Digitized by Google

sowie für Sammler aller Nationen eine historische Bismarckreliquie allererſten Ranges bilden die mit einer Locke des Altreichskanzlers verſehenen Bronzeabgüſſe der Pfretznerſchen Bismarckbüſte. Dieſe Büſte, zu welcher der Altreichskanzler als Achtzigjähriger im Jahre 1895 Modell geſeſſen hat, iſt nicht nur die letzte, ſondern auch die naturgetreueſte und künſtleriſch hervorragendſte aller vorhandenen Bismarckbüſten. Die Echtheit der in die einzelnen Bronzeabgüſſe unter Deckglas eingefügten kleinen Locken iſt durch eidesſtattliche Verſicherung des Friſeurs Röhrig zu Bergedorf und des bekannten langjährigen Kammerdieners des Fürſten, Pinnow, ſowie ferner neuerdings durch rechtskräftiges gerichtliches Urteil feſtgeſtellt. Jeder Büſte wird eine notarielle Originalurkunde beigefügt, welche die vorerwähnten Echtheitsbeweiſe in beglaubigter Form enthält. Die Zuſammengehörigkeit von Büſte und zugehöriger Urkunde wird dadurch hergeſtellt, daß beide außer einem übereinſtimmenden geſetzlich geſchützten Warenzeichen eine beſtimmte, für jedes Exemplar wechſelnde Chiffre enthalten, ſo daß alſo für jede einzelne Büſte der urkundliche Echtheitsbeweis für alle Zeiten feſtgeſtellt iſt.

Der urſprüngliche Haarſchatz (die ſämtlichen Haarſchnitte der letzten acht Lebensjahre) iſt noch faſt vollſtändig vorhanden. Es iſt ihm bis jetzt (Mai 1911) lediglich eine beſonders große (der Originalmarmorbüſte eingefügte) Locke ſowie für gelegentliche Zwecke ein kleiner Teil des Haarſchnitts vom 27. Januar 1893 entnommen, da urſprünglich beabſichtigt war, mit dieſer Reliquie erſt zum hundertjährigen Geburtstage des Altreichskanzlers allgemein hervorzutreten. Bei der Größe des vorhandenen Haarſchatzes erſcheint es indes unbedenklich, ſchon jetzt dieſes wertvolle Andenken den zahlreichen Verehrern des Fürſten zugänglich zu machen.

Es ſind vorab Bronzebüſten in zwei Größen hergeſtellt, und zwar in Höhe von 29 cm, Preis M. 350, und in Höhe von 14 cm, Preis M. 200.

Die Lieferung geſchieht, da die Anfertigung eines jeden Exemplars eine zeitraubende künſtleriſche Bearbeitung erfordert, in der Reihenfolge der eingehenden Beſtellungen. Beſonderen Wünſchen hinſichtlich der Lieferung größerer Locken, welche in verſchiedenen Abſtufungen in beſchränkter Anzahl vorhanden ſind, kann ev. Rechnung getragen werden.

Alleinverkauf vorgenannter Büſten für Dresden nur im Kunſtgewerbehaus von Friedrich Pachtmann, Hoflieferant S. Majeſtät des Königs, See-Straße, vis-à-vis Viktoriahaus, am Bismarckdenkmal. Platz auf der Hygiene-Ausſtellung: Halle XIV (Halle für Körperübungen, Spiel und Sport), woſelbſt auch die große Marmorbüſte ausgeſtellt iſt.

„Handarbeiten in der Kinderſtube“*

Mann und Weib

Vor Weihnachten und vor den Geburts- und Ehrentagen der Familienhäupter zieht meiſt in Kinderſtube und Wohnzimmer ein unheimlicher Fleiß ein. Die ge-

* Die Pflege der Handarbeit in Schule und Haus behandelt das Buch „Die neue Nadelarbeit“, erſchienen im Verlage des Albrecht Dürer-Hauſes, Berlin.

Digitized by Google

wohnten Spiele und Beschäftigungen ruhen eine Weile, und es beginnt ein ungewohntes, durchaus nicht immer freudiges Tun und Treiben.

Die Weihnachtsarbeit! Wie viele Seufzer und Tränen hängen an ihr, wie viele Ermahnungen und Strafen!

Wie kommt es, daß das Kind, das im Durchschnitt ein freudiger Geber ist, nicht mit Lust und Liebe an seine Festvorbereitungen geht und aus diesen nicht die geringsten Anregungen in sein Alltagsleben hinübernimmt; daß es die Weihnachtsarbeit wie einen lästigen Tribut betrachtet, her als Anzahlung auf den künftigen Gabentisch zu entrichten ist? Wenn wir wirklich unter den Hunderten von Möglichkeiten gar nichts finden können, was in unsern Kindern die Lust des Schenkens, die Freude an der eigenen Arbeit, die Spannung der Überraschung anregt, so müssen wir wohl auf sehr falschem Wege sein bei der Wahl und Einrichtung unsres Arbeitsfeldes.

Der Hergang ist ja auch fast immer trostlos prosaisch, unüberlegt und ganz unrationell. Unter zahllosen andern Besorgungen bringt eines Tages die Mutter das Material zur Weihnachtsarbeit nach Hause. Entweder entstammt es dem Warenhaus, wo es für 63 und 97 Pfg. wahre Wunder an Billigkeit und Scheußlichkeit gibt, oder den Stickereigeschäften, wo es überzahlt worden und nicht minder scheußlich ist.

Eine Großmutter, vier Tanten, ein Onkel, ein Vater, zwei Cousinen sind von zwei bis drei Kindern zu beschenken. Das gibt schon zwanzig kleine Arbeiten, an deren Auswahl die Mutter vielleicht eine halbe Stunde wenden konnte, — wie kann sie in der Zeit noch Beziehungen zwischen dem kleinen Geber und den Wünschen des Empfängers suchen! Der Onkel ist vielleicht eine Leseratte; er bekommt ein Lesezeichen — aber er liest nur Zeitungen und Fachschriften, für die Lesezeichen eigentlich nicht in Betracht kommen. Eine Tante, die ein Reiseleben führt, bekommt ein Staubtuchkörbchen, eine andere, die elektrisches Licht brennt, Zylinderhütchen; Großmütter bekommen so viele wärmende Hüllen Jahr für Jahr, daß die robusten Kräfte eines Fuhrknechts sie nicht einmal auftragen könnten; und das Los der Väter sind Rauchutensilien, ob sie den Tabak lieben oder nicht. All die kleinen Sachen sind angefangen, vorgezeichnet, vorgeschrieben, versehen mit ein paar Fädchen des Stickmaterials; und was dem Kinde bleibt, ist ein stumpfsinniges Ausfüllen und Nahtziehen, an dem es keinen Spaß haben kann. Kommt das Fest heran, so ruht ein trauriges Häuflein angeschmutzter, unfertiger Dinge im Kasten und bleibt noch lange das Schreckgespenst für Regentage und Strafstunden, während einen Teil die Mutter durch nächtliche Nachhilfe gerettet hat, die sie als natürliche Strafe für den Mangel an wirklicher Kultur in ihrem Kinderzimmer betrachten sollte. Vernünftige, allzu nüchtern denkende Mütter, die den Mißstand empfinden, haben die ganze Handbeschäftigung, „die Weihnachtsarbeiterei“ aus der Kinderstube verbannt. Damit haben sie aber von zwei Übeln nur das kleinste gewählt und ein wichtiges Erziehungsmittel aus der Hand gegeben, das sie in keiner Weise ersetzen können.

Der ethische Wert des Schenkens liegt nicht im Herunterstü-

Digitized by Google

cheln eines beliebigen Gegenstandes, sondern im Denken für andre, im Vertiefen in anderer Eigenheiten und im Herausfinden dessen, was ihnen Freude macht; in der Fähigkeit, sowohl Überlegung wie Mühe und Arbeit, Zeit und Geld für das Vergnügen anderer opfern zu können und dennoch jedes Opfer als Freude zu empfinden. Wenn das Kind sie empfinden soll, bedarf es aber einer andern Erziehung — in der Arbeit selbst. Vertieft sich die Mutter rechtzeitig in liebevolle Verhandlungen mit ihrer Kinderschar, in alle Möglichkeiten, Freude zu machen und die Geschmacksrichtungen der Empfänger zu ergründen, führt sie sie zu Beobachtungen und selbständigen Ideen, so wird der innere Gewinn dieser Art des Schenkens sich das ganze Jahr hindurch fühlbar machen, ja Einfluß auf die Gemütsbildung für das ganze Leben haben.

Soll aber die praktische Arbeit gleichen Gewinn für die Zukunft bringen, so muß auch darin die Mutter völligen Wandel schaffen. Eine vernünftige Pflege der Beschäftigungs- und Nadelarbeit kann eine Grundlage für die ganze Geschmackskultur der Kinder schaffen. Dafür ist alles andere notwendiger, als das mechanische Stricheln. Das kommt so selbstverständlich und so leicht, wenn der Gegenstand das Kind interessiert, daß die Technik nur Frage einer gewissen Übung ist. Viel wichtiger ist es, die immer vorhandene Phantasie, die Gestaltungskraft der Kinder zu wecken und für praktische, gute Arbeit nutzbar zu machen; und das Allerwichtigste ist, an der eignen Arbeit den Kindern Urteil und Verständnis für die Forderungen zu geben, die unser heutiges Gefühl an die Erzeugnisse von Kunst, Gewerbe und Industrie stellt. Durch Theorie erringt man dieses Verständnis am allerschwersten; wie spielend aber wächst es in der Praxis, in einer selbständigen Betätigung: im Ausdenken eines Planes, im Finden einer neuen Form, in der Zusammenstellung von Farben, im Bestimmen des Materials. All dieses nimmt man dem Kinde, wenn es nur die vorhandene Arbeit zum Fertigmachen bekommt. Erst das Gestalten aus der Phantasie heraus, das Bedenken von Größenverhältnissen, das Wählen und Wühlen im Material, Abwägen, Probieren, Diskutieren ist geistige Tätigkeit und kann geistige Qualitäten wecken. Welch ein Leben zieht dann im Kinderzimmer ein, welche Feststimmung mit dem Beginn der Arbeit!

Wenn der Kampf der Meinungen in der Kinderstube ausgetobt hat — hoffentlich war er recht lebhaft und stürmisch — wenn es festliegt, daß Nadelbücher, Toilettenkissen, Brillenfutterale, Kasten, Lesezeichen gearbeitet werden sollen, dann hat schon die Weihnachtsarbeit in vollem Umfange begonnen. Alles ist Interesse und Bewegung. Es ist eine Menge zu tun, um die Maße der Brillen zu nehmen, die Einteilung von Nadelbüchern nach den verschiedenen Nadeln zu machen, die Größe der Kasten je nach ihrer Bestimmung festzulegen und schließlich mit Schere und Papier oder dem Bleistift Formen für die äußere Gestalt zu finden. Wieviel läßt sich dabei besprechen, spielend, ohne eine Lehrstunde zu geben: Über die Torheit, eine Form zu verschnörkeln, wenn die Einfachheit dem Zweck besser dient; über das Vernunftgemäße von Einteilung und Einrichtung. Hierin sollte die

Digitized by Google

Haupttätigkeit der Kinder liegen, hieran Mädchen und Knaben gleichmäßig beteiligt sein. Sie müssen vergleichende Beispiele aus den täglichen Gebrauchsgegenständen suchen, die sie auch in der Puppenstube und Kleidung wiederfinden, sich die innere und äußere Form in ihrer Zweckmäßigkeit und ihren Fehlern klarmachen. Gleichzeitig entsteht die Materialfrage in den Beratungen. Natürlich muß die Kinderstube einen Vorratskasten besitzen, aus dem Stoff, Leder, Pappreste, Band, Spitze, Garn und Wolle hervorgekramt werden können. Das ist ein Arbeiten aus dem Vollen. Wie vieles kann über das Material gesagt werden; wurzelt doch in seiner Fälschung, in unrichtiger Verwendung, in falscher Aufmachung das Übel unsrer ganzen häuslichen Einrichtungsmisere. Von den Imitationen des Leders, der Holzmaserung in Papier, der unwaschbaren Puppenwäsche, den unlogischen Puppenmöbeln, den unbrauchbaren Instrumenten im Kinderzimmer zu all den schlechten Stoffen, die nach mehr aussehen wollen, als sie sind, zu den antik gefärbten Marmorvasen aus Gips, zu den Maschinenspitzen, die Handarbeit vortäuschen, den blechernen Broncetellern, Vasen und Schlössern, kurz dem ganzen „Schmückedein-Heim"-Unheil, führt derselbe breite, bequeme Weg durch Gedankenlosigkeit, Prahlsucht und Unverständnis. Sollte der Mensch ihn noch beschreiten mögen, der im Kinderzimmer stets gehört und geübt hat: Immer die einfachste, ruhigste, zweckentsprechendste Form jedem Gegenstand geben; stets das praktischste, dauerhafteste, geeignetste — darum beste — Material wählen?

Manche Mutter will einwenden: „Ich kann meine Kinder nicht anleiten, das verstehe ich selbst nicht." Noch nicht; aber kann sie sich diese Begriffe nicht aneignen, indem sie streng mit sich und ihrer Umgebung ins Gericht geht, indem sie sich gutes, einfaches Kunstgewerbe ansieht und Schriften liest, die ihr Unverständliches erklären? Sie sagt auch: „Ich bin auf die Stickereigeschäfte angewiesen; denn ich kann nicht zeichnen, kann den Kindern bei ihren Mustern nicht helfen." Davon ist ja aber auch fast gar nichts mehr nötig, wenn schon Idee und Form und Einteilung vom Kinde stammen.

Nun findet es noch die hübscheste Art, seinen Gegenstand zu gestalten, indem es für ein Täschchen die einzelnen Stoffteile zusammenhäkelt oder ein Nadelkissen selbst füllt und die Naht mit selbstgeknüpfter Schnur verziert, oder die Ränder eines Pappkastens durchlocht und mit Wolle zusammennäht. So, einfach anfangend, nur erst das Nötigste an jedem Gegenstand tun, immer ein paar lebhafte, gute Farben nehmen, angeregt aus der Natur, den Schmetterlingen, Blumen, Käfern; dann — wenn das Bedürfnis nach weiterer Verzierung sich meldet, ein paar Begrenzungslinien hinzufügen, in Stil-, Kreuz- oder Zier- und Nähstich. Erscheint nach längerer Zeit einmal ein schüchternes Ornament, so wird es sich nach der Gewöhnung an das Einfache weiter in einfachsten Grenzen halten, auf der geraden Linie, dem Viereck, dem Kreis aufbauen. Dazu ist nicht gar zu viel Zeichnung von seiten der Mutter nötig. Was das Kind selbst an Schnörkeleien versucht, kommt ihm meistens von außen, als Erbteil von seiner Väter Ungeschmack.

Was für reizvolle Sachen in der einfachsten Anlage so aus

Digitized by Google

Kinderhand hervorgehen können, ist erstaunlich, und nicht minder, was der Erwachsene in der Mitarbeit gewinnt. Am erfreulichsten ist aber der Ausblick in die Zukunft, wenn die Nutzanwendung dessen, was die Weihnachtsarbeit, die Puppenkleidung, die Puppenstube, die Sägearbeit gelehrt hat, sich an der Hauseinrichtung, der Frauenkleidung, in der ganzen Gestaltung des häuslichen Lebens zeigen wird. Margat Grupe

Gemeinschaftserziehung 2

Das Prinzip des Gemeinschaftsunterrichts, wenn es auf allen Stufen durchgeführt werden soll, fordert nicht nur gleiche Lehrstoffe und Lehrziele, es setzt auch voraus, daß die gleiche Art der Behandlung, die gleichen Methoden und dieselbe Disziplin dem Bedürfnis beider Geschlechter entsprechen, und zwar auf allen Stufen, daß mithin die Entwicklung der gesamten Persönlichkeit sich in der gleichen Art und derselben Zeit vollzieht. Dem aber widersprechen alle Erfahrungstatsachen. Nur im Kindesalter und auch hier nur annähernd zeigt sich eine solche Gleichartigkeit. Etwa vom dreizehnten Lebensjahre an gehen die Geschlechter auseinander, und ein jedes entwickelt sich in einem besondern Gang, der in körperlicher wie in geistiger Hinsicht von dem des andern Geschlechts abweicht. Erst nach voll abgeschlossener Differenzierung, etwa in der Mitte der zwanziger Jahre, findet in intellektueller Hinsicht eine Annäherung statt. Diese Erfahrung, die jeder macht, der Mädchen und Knaben neben sich aufwachsen sieht, wird durch die psychologische und physiologische Wissenschaft in vollem Umfange bestätigt.

Die Tragweite dieser Tatsache reicht offenbar über das bloß Didaktische hinaus, und die Notwendigkeit oder doch der Vorteil der Scheidung gilt für die gesamte Schuldisziplin, wie für die Erziehung überhaupt. Mädchen von fünfzehn Jahren müssen anders behandelt werden als Knaben in demselben Alter. Der Zugang zu ihrem Interesse und zu ihrem Verständnis ist ebenso verschieden wie der zu ihrem Herzen. Unzweifelhaft weichen die Individualitäten von denen des andern Geschlechts beträchtlich weiter ab als untereinander. „Es ist schon schwer, eine Klasse von dreißig Jungen oder dreißig Mädchen so zu behandeln, daß die einzelnen zu ihrem Rechte kommen. Hat man dreißig Jungen und Mädchen durcheinander, so verdoppelt sich die Schwierigkeit, und auf jeden einzelnen kommt halb so viel Rücksicht.“ Diese schlagende Äußerung hörte ich aus dem Munde eines angesehenen amerikanischen Pädagogen, des Leiters einer der ersten dortigen Lehrerbildungsanstalten, die selbst Koedukation hat. In der Tat sollte es ohne weiteres einleuchten: das Prinzip des Gemeinschaftsunterrichts tritt dem Streben nach Individualisierung, das heute unsre pädagogische Literatur beherrscht, so entschieden entgegen, daß es ein Widerspruch ist, beides zu gleicher Zeit zu fordern. Wir haben bis jetzt in Deutschland bei aller Uniformität der Disziplin und der Methoden doch wenigstens die beiden Geschlechter verschieden behandelt. Wer dem entgegentritt, sollte sich mindestens bewußt sein, daß er damit einer *individuellen Gestaltung des Unterrichts entgegenarbeitet*.

Was vor allem gehemmt, wenn nicht ganz unterbunden wird, ist die erzieherische Einwirkung im tieferen Sinne des Worts, die Möglichkeit eines persönlichen Verhältnisses

Digitized by Google

zwischen Lehrer und Schüler. In Amerika tritt dieses, wie überhaupt der unmittelbare Einfluß des Erwachsenen auf die Heranwachsenden zurück. Die Jugend erzieht sich dort weit mehr selbst und hält sich selbständiger der älteren Generation, Lehrern wie Eltern gegenüber. Gewiß hat das manche Vorzüge, und etwas mehr von dieser Selbständigkeit kann man unserer Jugend immerhin wünschen. Aber wir haben auch hier wie anderwärts keine Ursache, uns selbst aufzugeben und die „verehrende Ader" — um einen Goetheschen Ausdruck zu brauchen —, die in jedem Volke älterer Kultur der Jugend natürlich ist, zugunsten eines fremden Begriffs von Selbständigkeit zu unterbinden. Das Ideal einer Erziehung im höchsten Sinne des Worts, wie es den Besten unsres Volkes vorgeschwebt hat und von den Besten unsrer Jugend gefühlsmäßig als ein Bedürfnis empfunden wird, wollen wir uns nicht durch gleichmacherische Prinzipien verkümmern lassen.

Fassen wir unsre Ergebnisse zusammen.

Die Befürchtungen moralischer und besonders sexueller Natur, die man vielfach an die Gemeinschaftserziehung knüpft, haben sich als grundlos erwiesen. Aber ebensowenig zeigen sich die Hoffnungen erfüllt, welche die Vorkämpfer der Koedukation auf sie setzen. Für die höchsten Ziele der Schulerziehung ist sie vielmehr ein Hemmnis: sie erschwert die Entfaltung zu persönlicher Kultur, die erzieherische Einwirkung des Lehrers auf die Individualität des Schülers. Daher ist es falsch, aus der Gemeinsamkeit des Unterrichts für beide Geschlechter ein Prinzip zu machen, ein pädagogisches Ideal in ihr zu sehen.

Gleichwohl kann der Fall eintreten, daß die Gemeinschaftserziehung das geringere von zwei Übeln ist, und dieser Fall ist überall da gegeben, wo sie das einzige Mittel ist, um beiden Geschlechtern eine gleichwertige Bildung zu verschaffen. Wo daher die Mittel nicht ausreichen, um getrennte Bildungsanstalten für beide zu errichten — und in vielen, ja den meisten kleinen Orten ist das vorläufig der Fall —, da tut man ganz recht daran, dem amerikanischen Beispiele zu folgen und beide gemeinsam unterrichten zu lassen. Das geschieht, wo es die Verhältnisse fordern, in den meisten deutschen Staaten schon jetzt, und die Rigorosität, mit der Preußen an dem Prinzip der Trennung festhält, ist in der Praxis nicht wohl zu rechtfertigen. Aber das Prinzip selbst ist das richtige: der Gemeinschaftsunterricht ist nur ein Notbehelf, und es ist unter allen Umständen wünschenswert, daß wir die Entwicklung der amerikanischen Schulen, die von der Gemeinschaft zur Trennung führt, schneller durchlaufen als es drüben geschieht.

R. Lehmann-Posen

Vom lateinischen Extemporale

Erst will ich dem Leser einmal etwas so Schönes zeigen, daß ich mich fast scheue, das vor aller Augen zu tun. Ein Quintaneraufsatz — so wie er geschrieben ist. Es ist kein Buchstabe daran geändert.

„Wie ich einmal einen großen Schrecken bekam.

Es war einmal im Sommer, als die Erntezeit war, fast den ganzen Tag hatten wir die Garben hinauf- und herabgeworfen. Da nun die Uhr sechs schlug, hielten wir auf. Abends, so um 7—1/2 8 Uhr mußten wir die Pferde zur Weide bringen, und das war unser Hauptspaß. Nämlich, wenn es abends so schön

Digitized by Google

kühl und ruhig ist und der Mond uns in die Augen blickt, der ein Bündel Stroh auf der Schulter trägt, dann wird man noch einmal lustig. Als Otto Kröger und ich so auf den Pferden saßen und flöteten, hörten wir von weitem ein lautes Rasseln, und das war ein Automobil. Otto Kröger wußte, daß der Schwarze leicht scheu wird, und deshalb setzte er sich auf den Braunen, der nicht so leicht scheu wird. Das Automobil kam näher und näher. Zuletzt war das Automobil schon dort, wo ich auf dem Pferde saß. Jetzt sollte man mal sehen, wie das Pferd mit den Hinterbeinen in die Luft sprang und den Kopf zwischen die Beine steckte und ich vorn über die rechte Seite des Pferdes flog. Wie ich da in Angst war, kann ich keinem erzählen. Aber welch einen Schreck ich bekommen habe, will ich sagen. Nämlich ich habe einen Schreck mit blassen Lippen bekommen. Und als ich da so an der Seite des Pferdes hing, hatte ich mich halb an den Mähnen, halb an den Zügel gefaßt. Indes hatte sich das Automobil längst aus dem Staube gemacht. Und Otto Kröger saß schon ganz weit von mir auf seinem Pferde und lachte sich beinahe krumm, und hätte er noch länger gelacht, wäre er auch noch vom Pferd herabgekuselt. Da dachte ich bei mir selbst! Da sank mir das Herz in das Beinkleid und hinter mir lacht die Gemeinheit.* Und seit dem Tage habe ich niemals wieder auf den Schwarzen geritten. Und das ist die Geschichte, wie ich vom Pferde herunterkuselte."

Lies es noch einmal, Leser, es lohnt sich. Wie sich da Bild an Bild reiht, und alles sich zusammenfügt, daß der Sommertag mit dem Knabenglück in unsrer Seele bleibt. Und wie er ganz drin ist, der kleine Kerl, mit seiner Frische, mit seinem Arbeitseifer, seiner Schelmerei, mit dem großen Wundern in den Augen und — ja, ich will es doch auch sagen: mit seinem Vertrauen im Herzen.

Wenn der Junge, der das geschrieben hat, sieben Jahre älter ist, dann sitzt er in der Oberprima. Das heißt, vielleicht. Vielleicht dauert's ein paar Jahr länger, vielleicht kommt er überhaupt nicht hin, weil er „zwar in den Realien genügende Fortschritte gemacht hat, aber für die Sprachen leider nun einmal nicht begabt ist". Doch falls er nun in Oberprima ist, so übersetzt er das folgende Deutsch ins Lateinische. Bevor du, Leser, dieses liest, tu, was du zu tun pflegst, wenn du an eine fatale Arbeit gehst. Zünde dir eine Zigarre an, oder sprich ein Stoßgebet, oder schneuze dich erst mal, je nach deiner Natur. Für einen älteren Herrn ist's vielleicht überhaupt nichts: man muß Arme und Beine brauchen, um durchzukommen.

„Nachdem wir die Unmöglichkeit dargetan haben, die Gemeinschaft unter den Menschen zu pflegen, außer wenn das höchste Gut in irgendwelcher Verbindung mit der Tugend steht, kommen wir jetzt zu dem zweiten Punkt der Erörterung, nämlich den Gemütsbewegungen und ihrer Beherrschung. Und zwar wollen wir zuerst über den Schmerz sprechen, den man nicht fürchten darf, wenn man soll tapfer sein können. Oder sollte jemand geneigt sein zu glauben, daß es tapfer sei, wenn man etwas Menschliches fürchtete? Aber, so möchte man nun vielleicht fragen, gibt es denn wohl

* Wenn einer in der Klasse eine rechte Dummheit gemacht hat und die andern fangen an zu lachen und er merkt dann, was er gemacht hat, dann pflege ich so zu zitieren.

Digitized by Google

überhaupt nichts, was der Mensch fürchten müßte? Auf solche Frage ist, scheint mir, die Antwort nicht schwer; und schon jenes oben hinzugefügte Wort »menschlich« weist auf die darauf notwendige Beantwortung hin; nämlich daß das, was durch die Tugend, das heißt durch das göttliche Gebot dem Menschen zu tun verboten ist, er fürchten muß; denn darin liegt in Wahrheit das größte Übel, und gerade immer der Tapfere wird dies besonders meiden. Wenn man aber in dem Schmerz das höchste Übel sieht, der doch mit der Tugend in keinerlei Verbindung steht, und ihn als das größte Übel fürchtet, so kann man unmöglich tapfer sein und sich von dem Pflichtgefühl leiten lassen. Und ebensowenig verträgt sich die Tugend der Selbstbeherrschung — über diese bleibt noch zu sprechen — mit der Anschauung, daß das Vergnügen das höchste Gut sei. Denn wenn der Mensch das höchste Übel fürchtet, so erstrebt er auch das höchste Gut; und ohne Rücksicht auf irgend etwas wird, wer in dem Vergnügen das höchste Gut sieht — das ist doch wohl leicht zu erkennen — mit aller Gewalt darauf aus sein, alles zu erreichen, was seiner Lust förderlich zu sein verspricht; und daß ein solcher Mensch ganz und gar gleichgültig ist gegen die Pflicht und überhaupt kein Pflichtgefühl besitzt, was bedarf es da noch der Worte!"

Was war das eigentlich? Ich frage dich, Leser, auf Ehre und Gewissen: bist du dir darüber klar? Wenn nicht: hast du den Mut, diesen Weg noch einmal zu wandern?

Aus der Ferne sagen kluge Leute: es sei nicht so schlimm, es sei nur ein Ausnahmefall. Es ist keiner. Das Programm, in dem dieses Extemporale steht, ist ausverkauft, weil solche Extemporalien darin stehen.

Komm, Axt, Beil oder Hacke in der Hand, was du hast, und schlag mit zu, daß der Weg frei wird. Sieh, da kommt mein Quintaner, der Junge mit den noch sonnigen Augen. Soll der auch noch liegen bleiben mit wunden Gliedern?

Der vor kurzem veröffentlichte Erlaß des Kultusministers weist dem Extemporale einen viel bescheideneren Platz an als es bisher im gymnasialen Unterrichtsbetrieb innegehabt hat. Immerhin werden noch alle vier bis sechs Wochen aus dem bis dahin gewonnenen Sprachmaterial Arbeiten zusammengestellt und den Schülern zur Übersetzung vorgelegt. „In diesen zu zensierenden Klassenarbeiten ist eine Häufung grammatischer Schwierigkeiten und absonderlicher Wendungen und Konstruktionen zu meiden", heißt es im Erlaß. Wie notwendig gerade diese Mahnung war, zeigt unser Beispiel, dem man in der Tat weitere nicht minder schöne ohne viel Mühe, soviel man mag, aus den gebräuchlichen Übungsbüchern anreihen könnte. Nun ist doch Hoffnung, daß diesen ganz besonders greulichen „papierenen Drachen" unter den wesentlich ungünstigeren Lebensbedingungen, die ihnen von dem neuen Erlaß geschaffen worden sind, der Lebensatem ausgehe. Aber man wird sehr wachsam sein müssen, solange das Extemporale noch als formales Übungsmittel gebraucht wird.

Heinrich Frese

Unter uns

Kleine Ergänzungen und Berichtigungen

Unter den Bildern zu Professor Kleins Beitrag über die Marsyasgruppe im vorigen Heft sind durch ein Versehen einige Unterschriften falsch, was dem aufmerksamen Leser des Aufsatzes freilich

Digitized by Google

sofort auffallen dürfte. Die Skizze ist nicht von Mayerl, sondern von August Brömse, und die Tafel vereinigt beide Namen, während der Text doch besagt, daß die Rekonstruktion von Mayerl allein ausgeführt wurde.

Mitregierung

Hat man sich überzeugt, daß das Verdrängen der Nation von jeder Teilnahme an der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den Gemeingeist erstickt, und daß dessen Seele eine Verwaltung durch besoldete Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten muß aufhören, und dessen Stelle nimmt die Tätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt, weil ihn seine Verhältnisse in das wirkliche Leben hineinrufen und zur Teilnahme an dem Gewirre der menschlichen Angelegenheiten nötigen. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken; denn sie ist mit ihrer Lage und ihren Bedürfnissen am besten bekannt, und auf diese Art nimmt die Verwaltung eine dieser Lage gemäße Richtung und kommt in Übereinstimmung mit dem Zustande der Kultur der Nation. Stein

Unsre Bilder und Noten

Totengedenktage — auch unsre Bilder sind diesmal der Stimmung gewidmet, die in der Landschaft draußen und in der Kirche über diesen Wochen waltet!

„Meiner Mutter“ — läsen wir's nur und sähen wir nicht, wir würden uns vielleicht vor einem Blatte fürchten, das diese Unterschrift trägt. Wir wissen zu wohl, daß auch ehrliches Empfinden als peinliche Sentimentalität wirken kann, wenn seinem Gestalter kein Gott gegeben hat, zu sagen, was er leidet, und was ihn erhebt. Der Sentimentale spiegelt, betont, überreizt dann sein Gefühl für den Ausdruck und er schauspielert deshalb, wenn er vielleicht auch nur aufrichtig mitteilen möchte, was seine Schwäche wirklich bewegt. Der Kraftvolle hat so reich zu geben, daß er zurückhält. Der Sentimentale ist auch in vornehmen Gefühlen niemals keusch, der Starke gibt uns durch ein Ahnenlassen mehr, als der Schwächling durch ein Paradestellen. Hier ist nichts als ein herbstlicher Baum über Steinen und ein Blick auf weiten ruhigen Horizont. Und doch: sie war und gab mir, sie mußte sterben und sie lebt, sie ist und gibt mir noch — all das flüstert um diesen Baum. Mir scheint, wer so gestalten kann, ist einer, dessen Namen wir uns merken sollten, wenn wir ihn noch nicht kennen. Es ist wieder ein neuer Name: Kurt Kluge. Wir hoffen von der Kunst des jungen Leipzigers, der ihn trägt, bald wieder sprechen zu können.

Gedenken wir noch einer viel zu früh Verstorbenen: Emilie Pelikan. Sie wird auch im Bewußtsein der Zeitgenossen wieder aufleben, wenn man einmal nicht nur nach einer Seite hin Kunst sieht. Nur wünschten wir, wir könnten ihrem Gedenken besser dienen, als durch diese farbige Verkleinerung hier, die leider all die leidigen Mängel farbiger

Digitized by Google

photomechanischer Verkleinerungen zeigt. Ein Ahnen von der Hoheit dieses Werkes weht trotzdem doch wohl auch über dieses Blatt noch. Auf den höchsten Gipfeln wohnt der eisige Tod, aber auch die höchste Erhabenheit. Wer das nicht bloß „weiß", wer das „fühlt", dem wird das Werk der toten Künstlerin ein „Schauen" geben.

Die Bilder von Bruno Saßnick werden in der Rundschau besprochen, ebenso die „Mitteldeutschen Städtebilder" der Illustrationsbeilage. A

Unsre Notenbeilage bringt ein Stück aus Wilhelm Kienzls neuer Oper „Der Kuhreigen", welche in diesen Tagen zu Wien ihre Erstaufführung erfahren wird. Der Umstand, daß einer der Mitleitenden am Kunstwart der Verfasser des Textes ist, bildet ein Hindernis, uns in dieser Zeitschrift mit dem Werke kritisch zu befassen. Da der Komponist aber infolge jenes Umstandes billigerweise auch nicht durch Totschweigung benachteiligt werden soll, geben wir einfach eine Probe seiner Musik und begnügen uns mit wenigen einstellenden Worten. Der Stoff der Oper, die natürlich der volkstümlichen Gattung angehört, ist die Novelle „Blanchefleur" von Karl Bartsch in seiner Sammlung „Vom sterbenden Rokoko". Sie behandelt die Geschichte des Sergeanten Primus Thaller von der Schweizergarde zu Paris, der sich hinreißen läßt, den „Kuhreigen" zu singen, worauf nach einem alten Gesetz die Todesstrafe steht, weil die Schweizer früher beim Hören dieser Weise, von Heimweh ergriffen, scharenweise desertiert waren. Wir wählen die Stelle, wo Primus im Gedanken an die Heimat das verhängnisvolle Lied anstimmt, weil sie zwei Hauptmotive der Oper, den „Kuhreigen" und das „Straßburglied" enthält und entfaltet. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

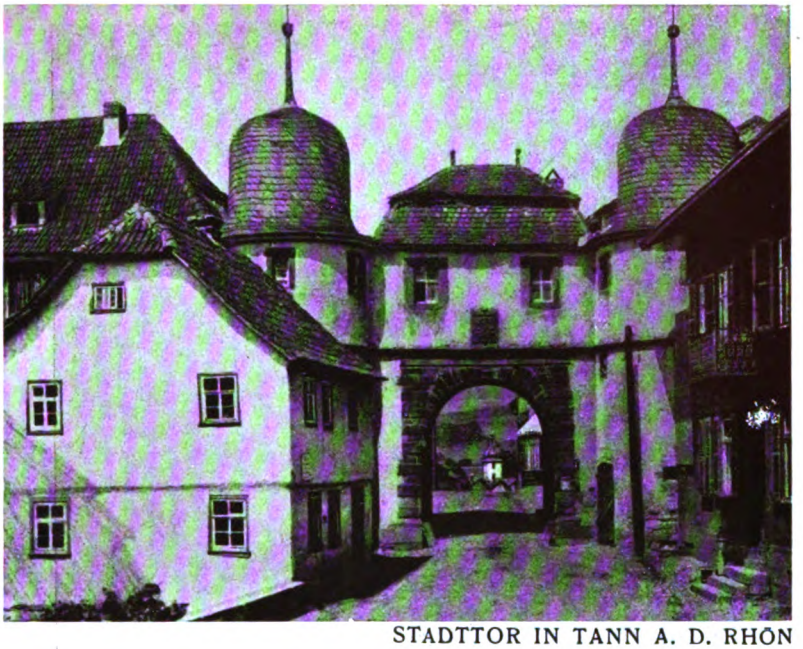
EMILIE PEILKAN

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: MITTELDEUTSCHE STÄDTEBILDER

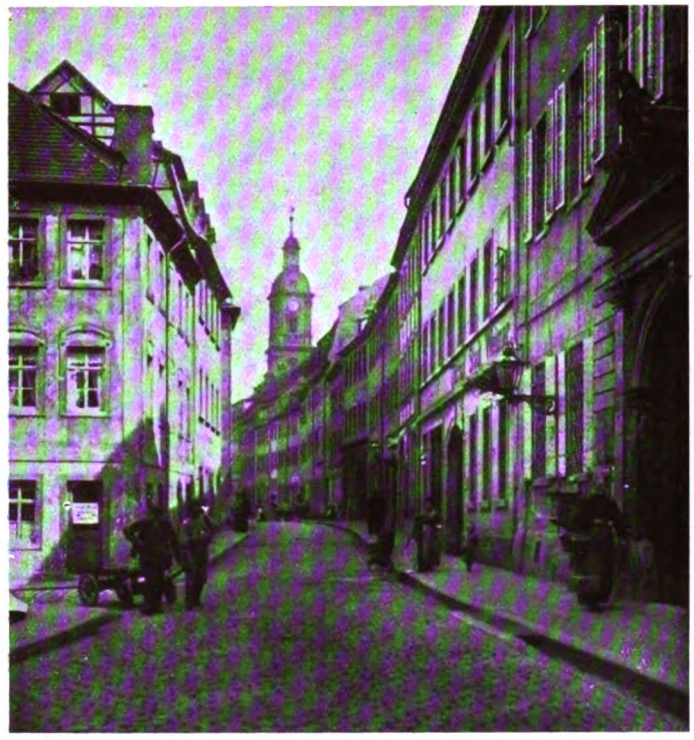


STADTTOR IN TANN A. D. RHÖN

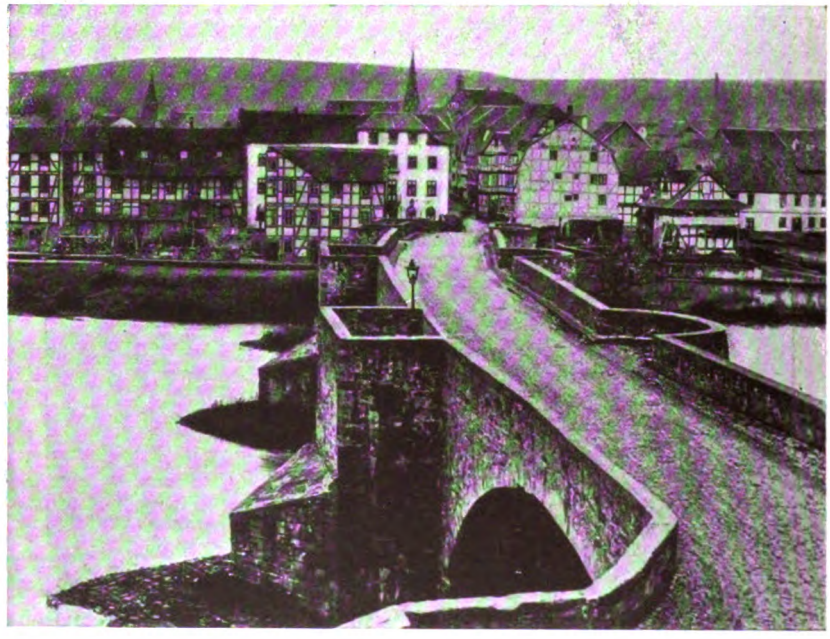
AM FISCHMARKT ZU WETZLAR

Aus der Bücherfolge „DIE SCHÖNE DEUTSCHE STADT": Band „Mitteldeutschland" von Gustav Wolf. Verlag von R. Piper & Co. in München

Digitized by Google



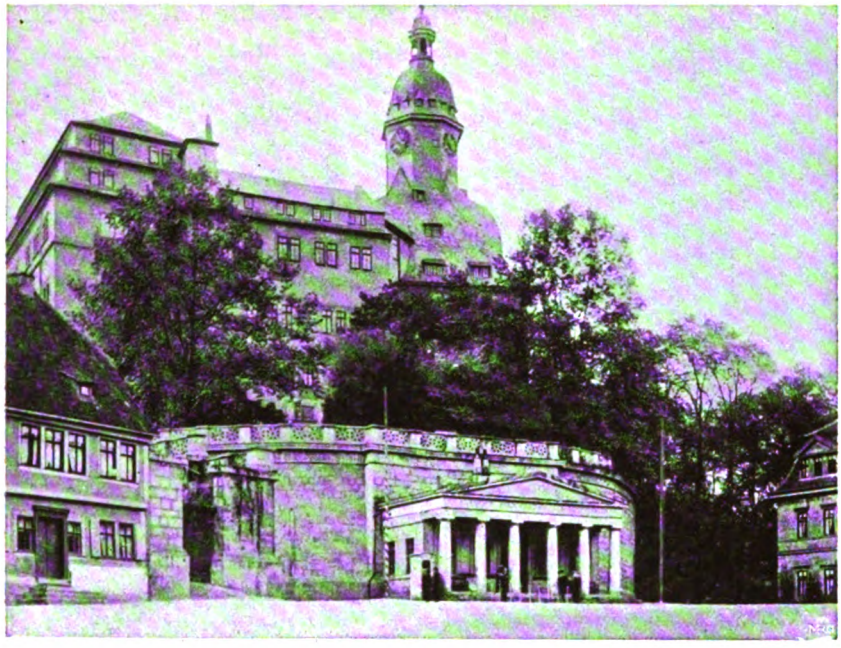
WEIDAISCHE GASSE IN GERA



AUS DEM KUNSTWART KRUMME FULDABRÜCKE IN MELSUNGEN

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: MITTELDEUTSCHE STÄDTEBILDER

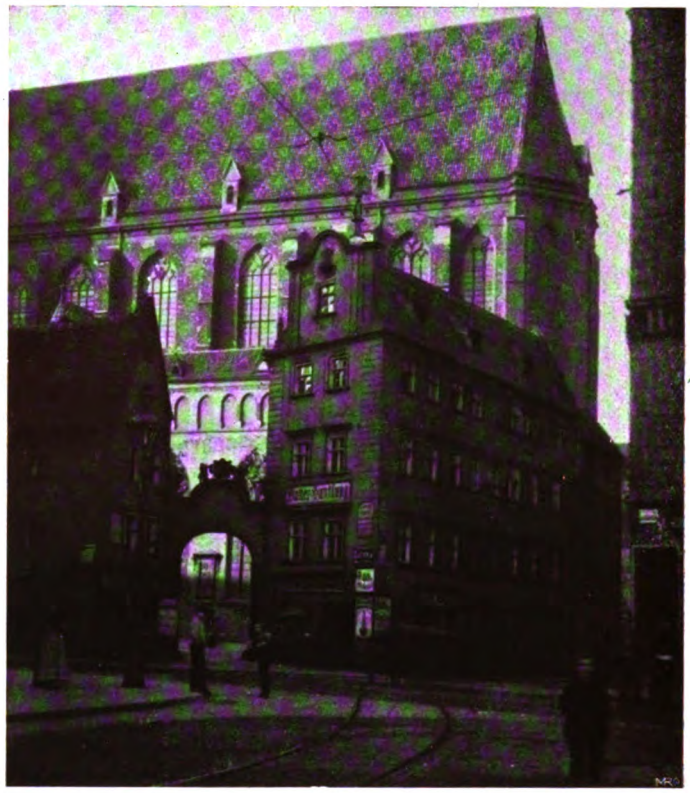


TERRASSE AM SCHLOSSPLATZ IN SONDERSHAUSEN

AM BRÄUHAUS IN OSTERODE

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: MITTELDEUTSCHE STÄDTEBILDER



VOR DER ELISABETHKIRCHE AM RING ZU BRESLAU

AUS DEM KUNSTWART

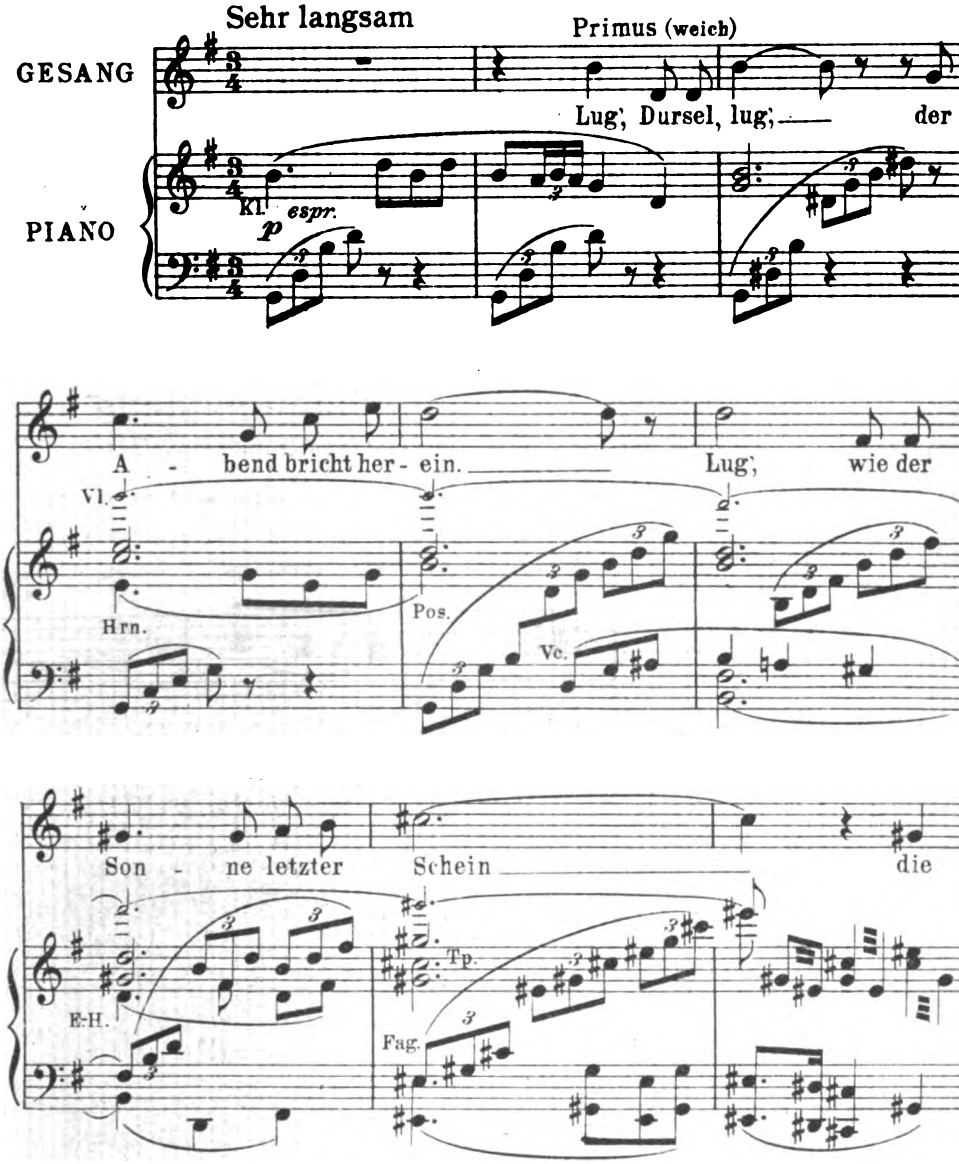
RATHAUS IN STADTREMDA

Diese acht Abbildungen entstammen der Bücherfolge „DIE SCHÖNE DEUTSCHE STADT". Band „Mitteldeutschland". Verlag R. Piper & Co., München

Digitized by Google

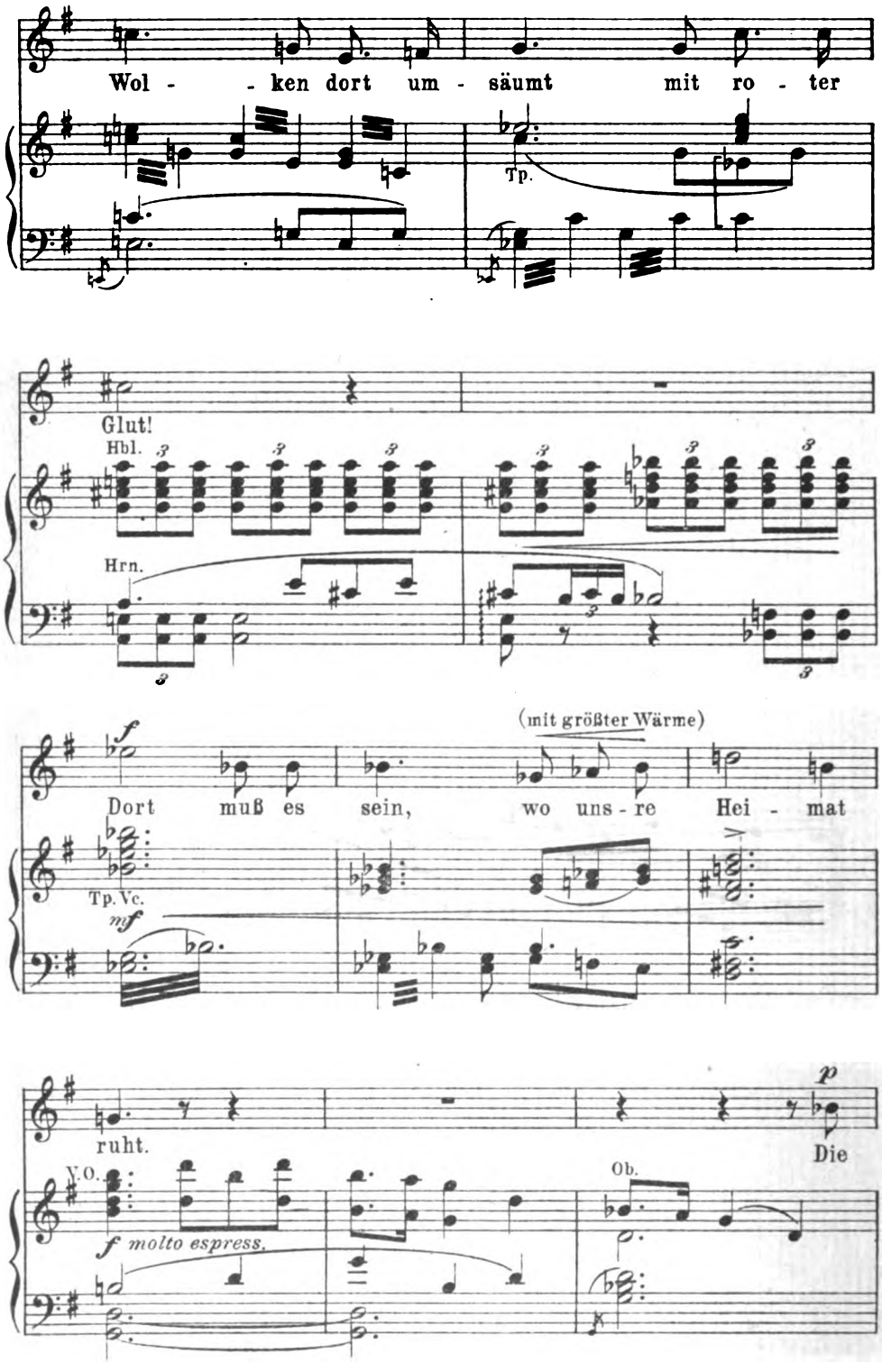
WILHELM KIENZL

Aus der Oper
„DER KUHREIGEN"

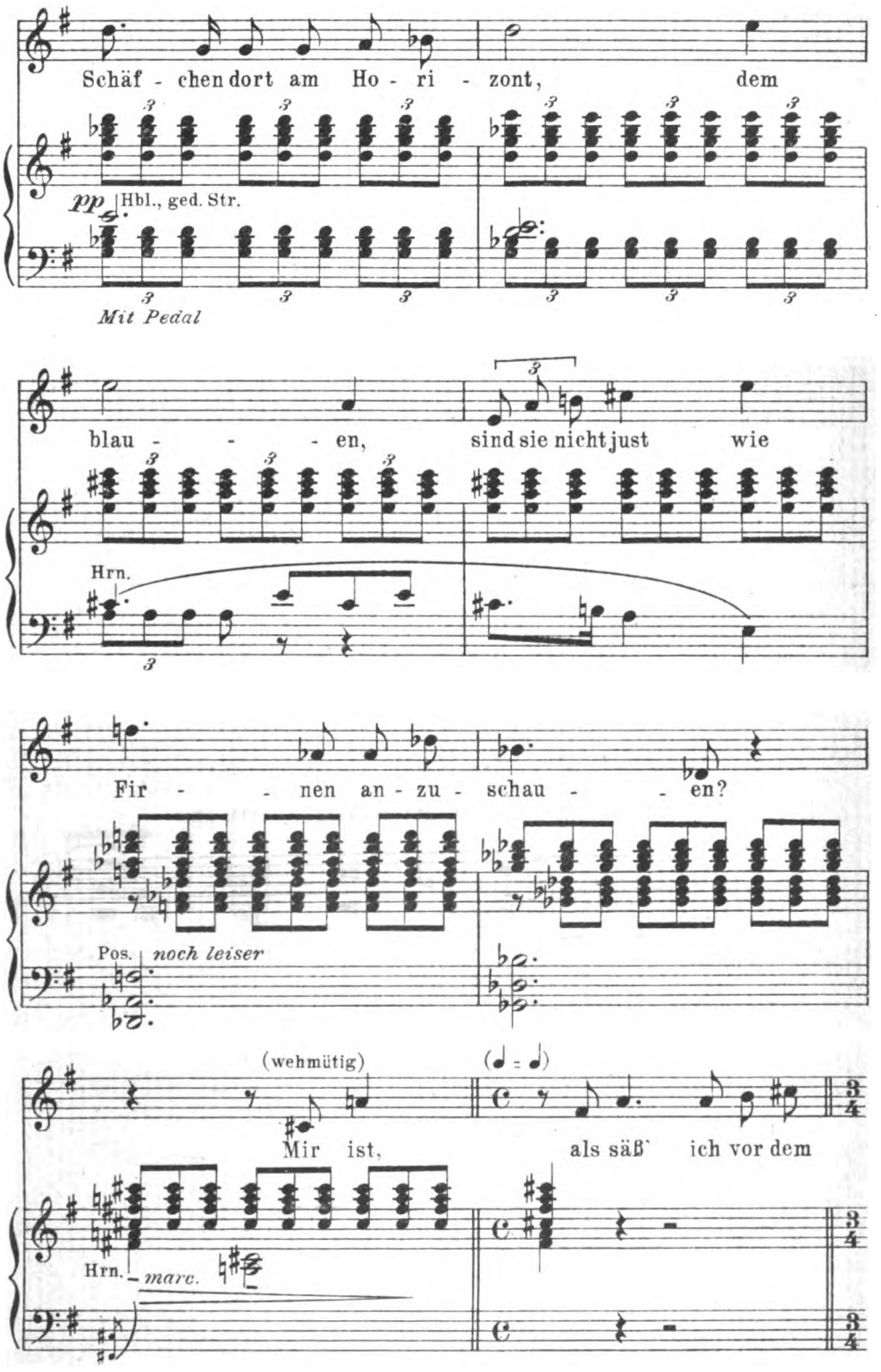


Mit besonderer Bewilligung des Komponisten und des Musikverlags Josef Weinberger in Wien-Leipzig

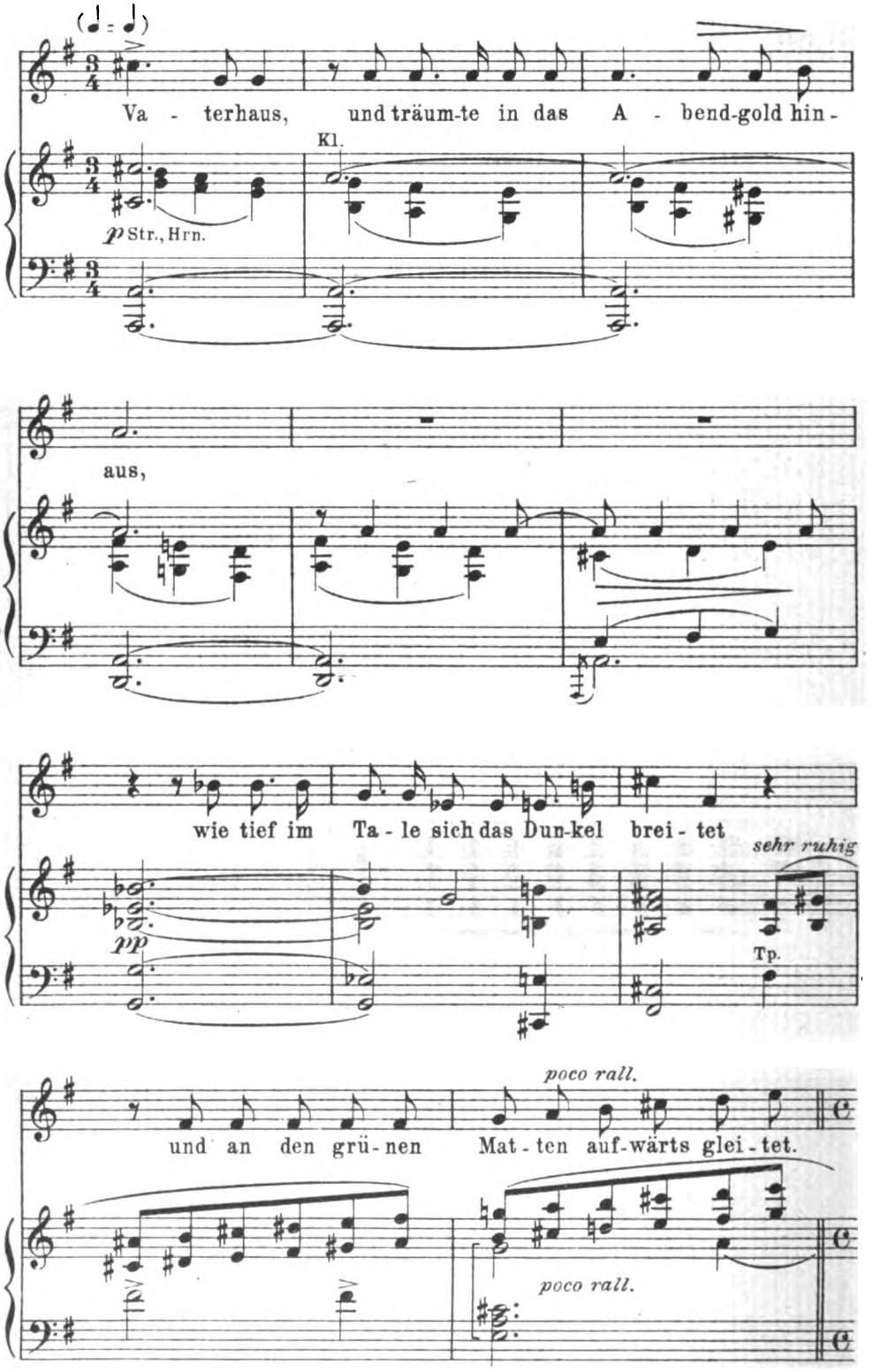
Digitized by Google



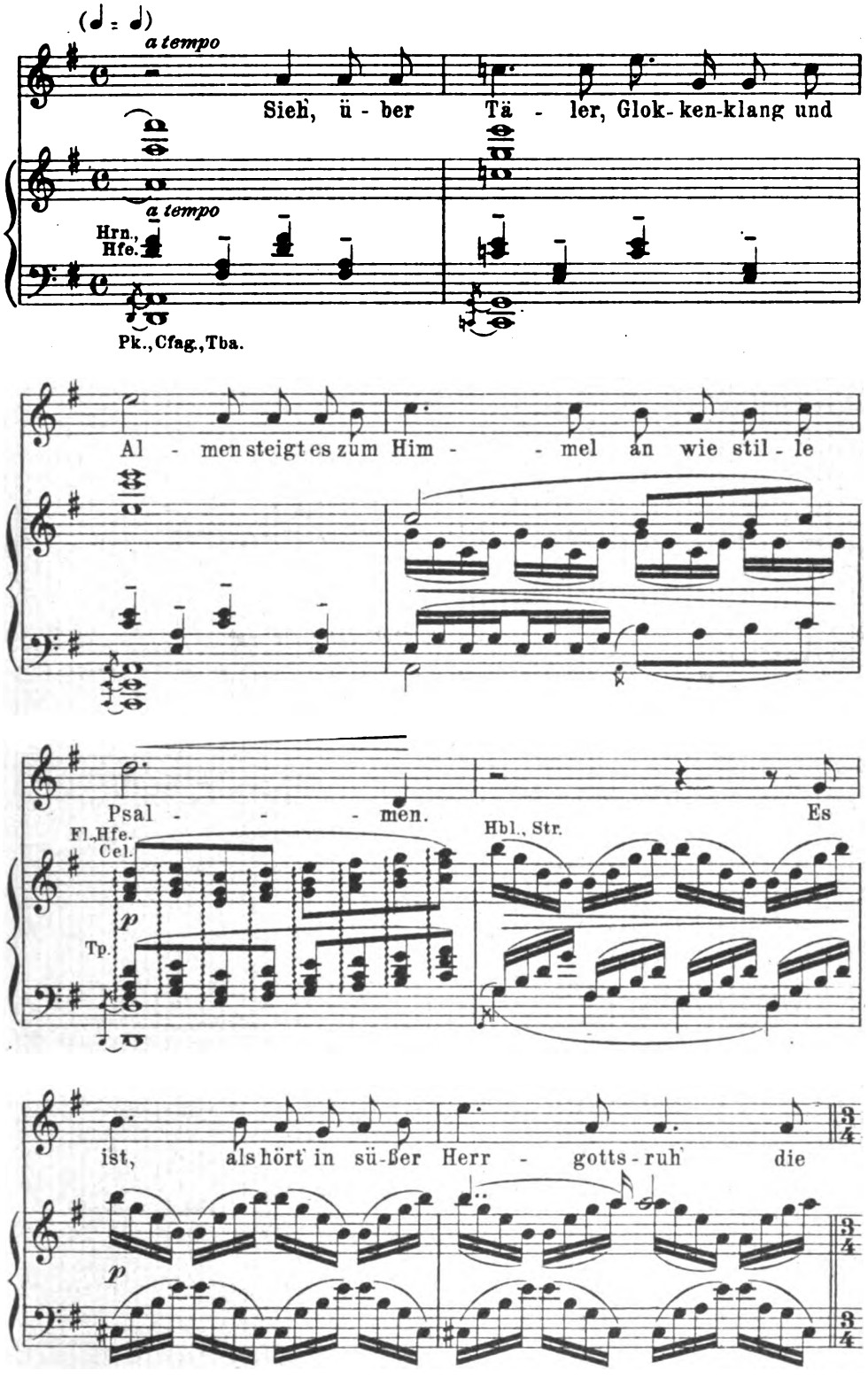
Digitized by Google



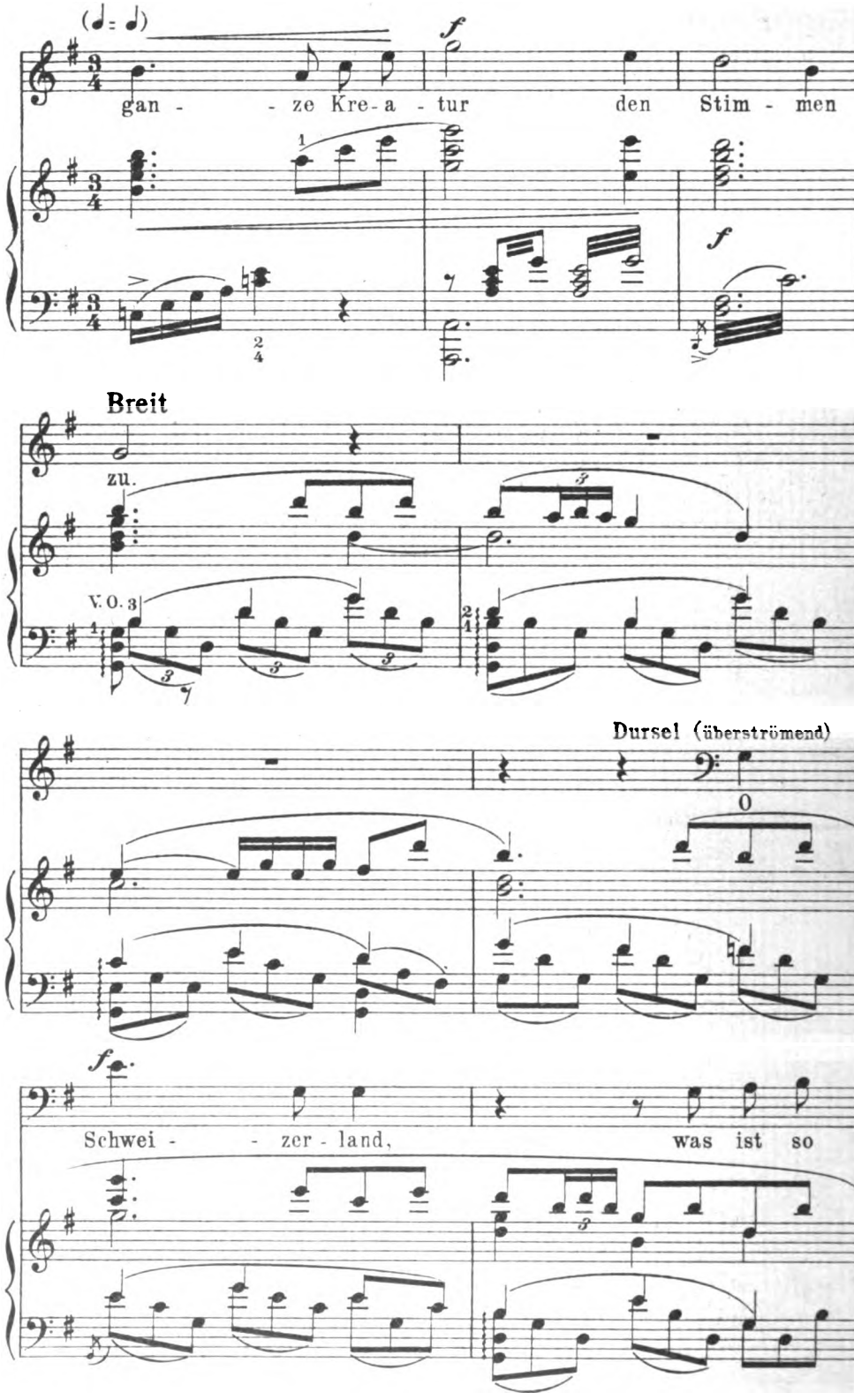
Digitized by Google



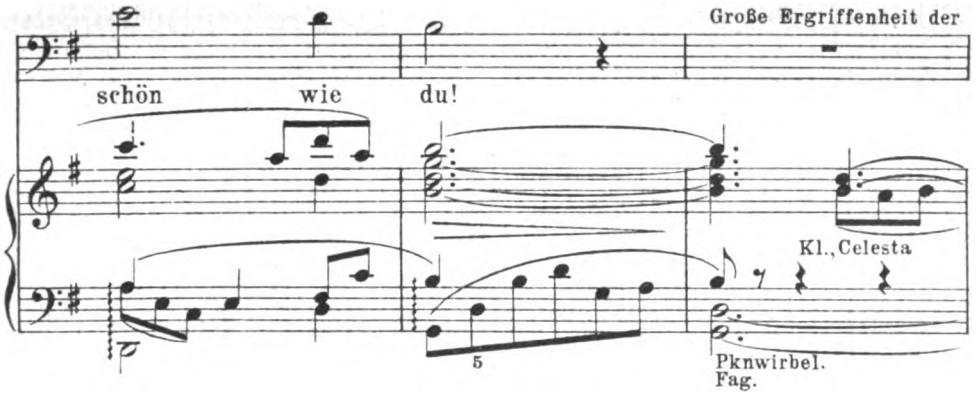
Digitized by Google



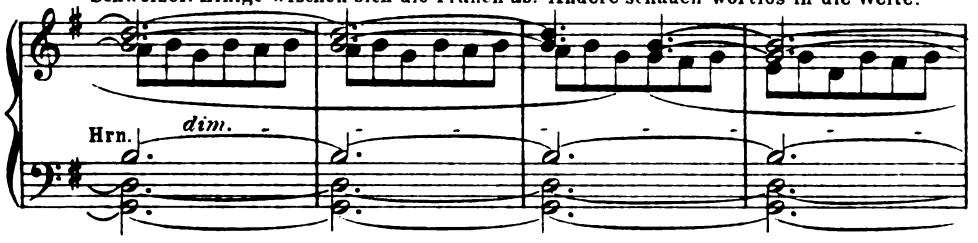
Digitized by Google

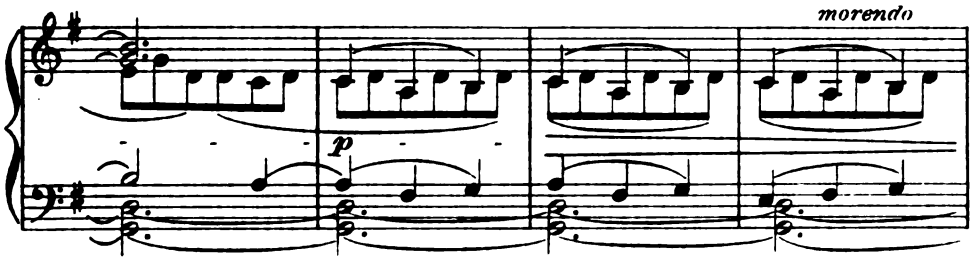


Digitized by Google

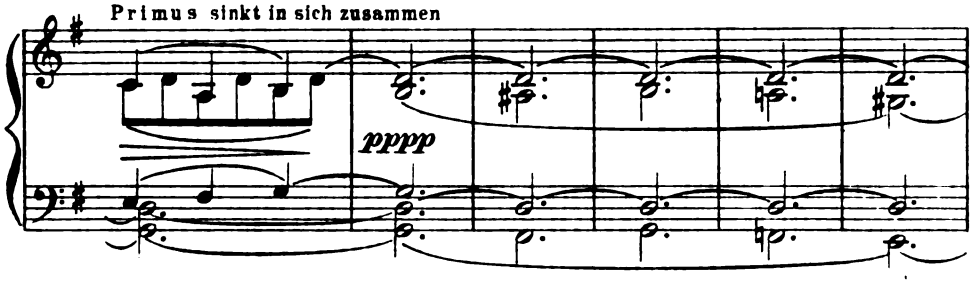


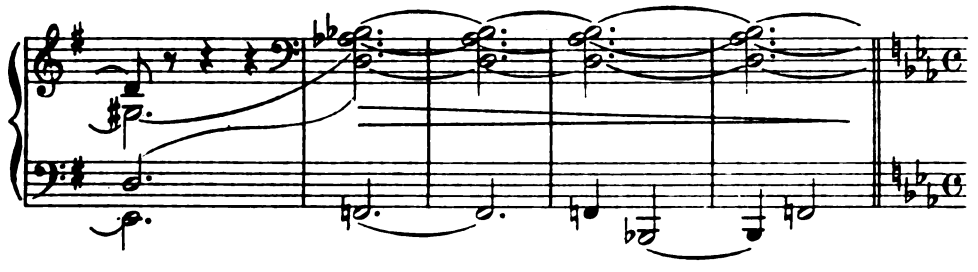
Schweizer. Einige wischen sich die Tränen ab. Andere schauen wortlos in die Weite.





Primus sinkt in sich zusammen

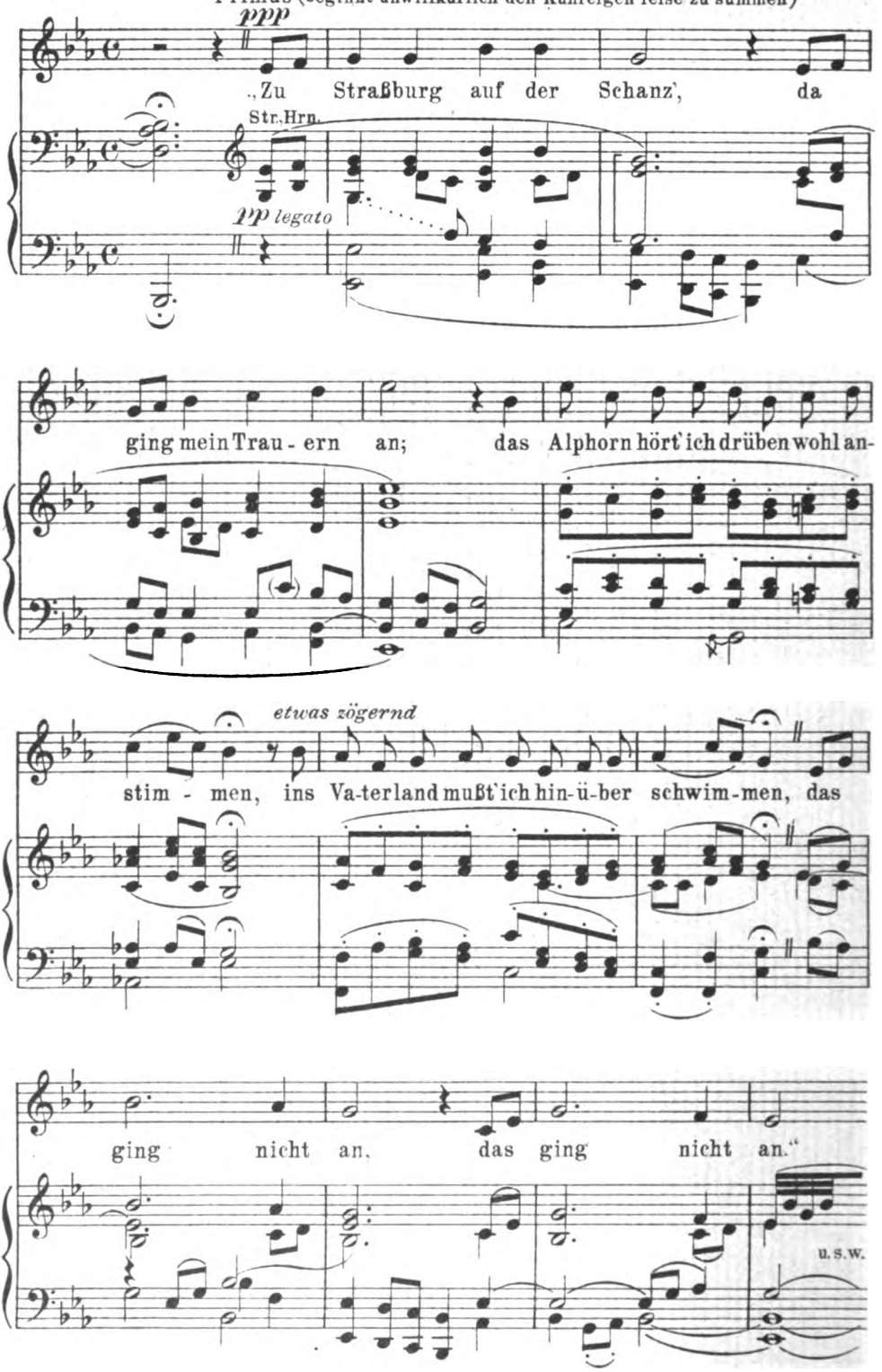




Digitized by Google

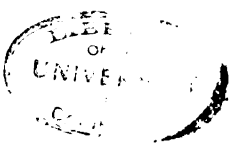
Sehr langsam

Primus (beginnt unwillkürlich den Kuhreigen leise zu summen)



Stichu Druck: Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

HERMANN GRAF

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 25 Erstes Dezemberheft 1911 Heft 5

Schenkfreude und Schenkunsinn

Leser und Leserin werden schnell bemerken, daß die folgenden Ausführungen einer durch praktische Arbeit höchst verdienten Frau die sogenannten „weiblichen Handarbeiten“ nur als Beispiele benutzen, um an ihnen eine ganze große Gruppe von Schenkunsinn anschaulicher zu erläutern. Deshalb setzen wir diesen Aufsatz zu dieser Zeit, wo das Schenken so viele Gedanken beschäftigt, an diese meistbeachtete Stelle unsres Blattes. Denn das sinnlose Schenken bedeutet alljährlich, mag sich's im einzelnen auch nur um Kleinigkeiten handeln, eine ungeheure nationale Verschwendung von Kraft in jederlei Sinn, einen Aufwand an Zeit und Gedanken, an Geld und Arbeit, der schlechterdings als Ergebnis ein Nichts hat. Weniger als ein Nichts: einen fortwirkenden, Schaden, weil einerseits das so Verschenkte Gutem und Nützlichem, Erfreulichem und Schönem den Raum wegnimmt, anderseits, weil dieser wertlose Kram Schenker und Beschenkte geradezu wegzieht von einer Gestaltung des Lebens als schönen Ausdrucks der wirkenden Kräfte, das besagt: von Kultur.

A

In meiner Jugend durfte man seine Weihnachtsarbeiten in der Schule die letzten Wochen vor Weihnachten machen. Die Handarbeitslehrerin half dabei, ach, nur zu sehr. Sie wußte genau, was jedes Jahr Mode war, wußte mitunter auch, was die Geschäfte gern los sein wollten. Danach stimmte sie die Gemüter der Klasse. 30—40 Geschenke verschiedener Art für jede Klasse konnte sie unmöglich herausfinden, auch nicht einrichten — nur das war die Hauptsache — so wurden wir denn mit sanfter Gewalt zu dem gebracht, was ihr bequem war. Machten schon vier eine Tischdecke, so mußte auch noch eine fünfte heran. Wollte eine einzige einen „Pompadour“ haben, so wurde sie überredet, daß die Mutter viel nötiger ein Rückenkissen brauchte, nun schloß sie sich drei andern damit an. Große Spannung, wenn die Lehrerin dem Weihnachtsmann gleich mit ihren Einkäufen erschien. Natürlich konnte nicht individualisiert werden. War der „Salon“ zu Hause grün, so bekam man wohl ein grünes Kissen, ob aber gelbgrün oder blaugrün, auf so raffinierte Unterschiede konnte man sich nicht einlassen. Wenn irgend möglich, wurde Samt und Seide, wurden schöne Goldschnüre oder ihresgleichen verwendet, die ganze Richtung ging dahin, den Müttern und Tanten durch strahlendes Material und eleganteste Aufmachung die Augen zu blenden. Wenn die Stickerei schlecht und recht fertig gebracht war, dann wanderte sie zurück ins Geschäft, um jene letzte Weihe zu bekommen, die häusliche Kunst ihr nicht geben konnte. Die prosaischsten Dinge kamen dabei zu wundersamen Außenseiten. Ein Jahr waren Marktkörbe die Losung. Ob die Mütter überhaupt den Markt besuchten, ob sie es liebten, einen großen Korb zu schleppen oder nicht:

Digitized by Google

Hedwig, Emma, Gretchen, Klärchen hörten so lange von den Reizen des Marktkorbes, bis sie nicht widerstehen konnten, selbst wenn die Mütter andre Wünsche angedeutet hatten. Wie pomphaft wurden die Körbe aber auch! Golden; auf jeder Deckelklappe eine Seidenstickerei, am Henkel, an den Griffen dicke Büschel von faustgroßen Seidenpompons — waren sie am Ende nicht gar auch mit Seide gefüttert? In schöner Übereinstimmung fand man die Körbe später auf den Nähtischchen der Mütter, die im Laufe der Jahre alle das gleiche Museum unbrauchbarer Geschenke: steinharte Sofakissen, goldene Staubtuchkiepen, unwaschbare Eisdeckchen usw. besaßen, wie sie schon alle von den Polterabendgeschenken her dieselbe Ausstattung aufweisen konnten.

Warum ich dieses erzähle? Um das Schenken in seiner absurdesten, abschreckendsten Form zu zeigen: Schenken ohne Wünsche zu erforschen, ohne Liebhabereien zu beachten, Verhältnisse zu berücksichtigen, auf den Geschmack des Beschenkten einzugehen, ohne selbst zu denken, zu prüfen, zu wählen, ein kleines Opfer an Zeit und Kraft zu bringen. Wenn aber das alles fehlt, so fehlt dem Schenken die Poesie — was noch bleibt ist der Austausch eines gewissen Geldwertes. Zumal was die Jugend der älteren Generation schenken kann, von der sie die Geldmittel zu ihren Geschenken bezieht, hat ja Wert oder Unwert allein nach dem Sinn, aus dem heraus es gegeben wird. Man kann Kultur im Schenken haben, eine Ethik des Schenkens, und man kann in äußerster Unbildung, in wilder Kulturlosigkeit schenken. Wer aber meint, daß wir heute weiter sind als damals, vor 20 Jahren zur Zeit der Marktkorbinvasionen, der irrt. Unsre Jugend wird noch immer zu planlosen Dingen, die gerade Mode sind, und die man billig bekommen kann, überredet. Und sie hat zu wenig feste Anschauungen, zu wenig Kultur, um so zu schenken, daß Geber und Empfänger die gleiche Freude empfinden. Ein Genie im Schenken — weil es ein liebevolles Herz hatte — ist mir in einem kleinen sechsjährigen Mädchen begegnet. Es bekam jährlich 2,40 Mark Taschengeld. Davon sparte es 1,30 Mark, weil es 13 Menschen beschenken sollte, für die Person also 10 Pfennige. Es fand für jeden etwas — ohne Hilfe — und hatte mit jedem Geschenk genau eine Liebhaberei oder Notwendigkeit des Beschenkten im Auge. Die Köchin bekam Sicherheitsnadeln für den Schürzenlatz, weil die Stecknadeln, die sie immer trug, ihr ins Essen fallen konnten. Das Kindermädchen, eine Naschkatze, bekam Bonbons, der große Bruder zwei Zigaretten, die Schwester ein Stückchen Stoff zum Puppenkleid, ein Freund zwei Ansichtskarten für die Sammlung, der Vater einen Tintenwischer, den er wirklich brauchen konnte, die Mutter eine Blume, der Bursche einen Bleistift usf. Sicher hat das kleine Ding wochenlang gedacht und gesucht, bis das alles zusammen war, und die Empfänger hätten Barbaren sein müssen, wenn die Gaben, die mit ganzer Seele gegeben waren und mit dem Verzicht auf Herrlichkeiten im Werte von 1,30 Mark, ihnen nicht die liebsten unter dem Tannenbaum gewesen wären.

Und nun hören wir so oft seufzen „ich weiß nichts zu schenken". Für sich selbst hat man einen langen Wunschzettel aufgestellt, jetzt

Digitized by Google

sucht man verzweiflungsvoll zwei Tage vor Weihnachten die Läden ab. Wie beschämend, wenn man in der Hast und Hetze erstandene Dinge mit dem typischen Wort „ich wußte nichts anderes“ überreicht. Dabei hatte man 365 Tage Zeit zu beobachten, womit man erfreuen könnte. Das späte Anfangen ist der Hauptfeind der Schenkfreude, aber nicht der einzige. Die Unbedachtheit und Unfähigkeit, sich in andre Gemütsart zu vertiefen, ist ein zweiter. Viele Menschen wollen durchaus schenken, was ihnen selbst Freude machen würde; das ist aber oft das Gegenteil von dem Wunsch des andern. Was fängt er mit dem Buch an, das den Geber interessieren würde, ihn aber nicht im geringsten? So kauft man — wie oft — das zusammen, was einem selber gefällt, oder was man gerne arbeitet, ohne groß an den Empfänger zu denken. Nein, man denkt schon in gewisser Weise seiner, aber ohne in seinen intimsten Ideenkreis einzudringen. Man sagt vielleicht: „Mein Onkel hat so wundervolle echte Perserteppiche, ich will ihm dazu eine Tischdecke mit Kelimimitation sticken.“ Versuchte man, sich vorzustellen, wie ein Mensch solche Imitation beurteilen und aufnehmen muß, der Kenner und Besitzer von echten guten Teppichen ist, so stünde man sicher gerade von dieser Arbeit ab. Lebt und webt die Großmutter in ihren Urvätermöbeln, in denen sie alt geworden ist, und kommt da die Enkelin und beglückt sie mit einer unsrer heutigen sogenannten Biedermeierstickereien, vor denen man sich in der Biedermeierzeit bekreuzigt hätte! Würde die Enkelin mit dem Gedanken an das Geschenk den verbinden, die Großmutter soll etwas haben, das eine Erinnerung an ihre Jugend ist, so würde sie vielleicht das abgenutzte Beutelchen für Whistmarken mit aller Liebe nacharbeiten, damit sie das neue wieder an das alte erinnert. Will sie ihr aber einen wärmenden Schal, ein Paar Pulswärmer spenden, so braucht sie wahrlich nicht in die Biedermeierzeit zu steigen und die Großmutter zu einer Maskerade zu zwingen.

Also nicht gedankenlos schenken! Und nicht gleichgültig! Wie oft wird man gewarnt beim Einkauf „das ist nicht haltbar, das ist nicht waschecht“. Und doch nimmt man gerade derlei „Geschenkartikel“, weil sie im Augenblick „nach etwas aussehn“. Wer aber das Bewußtsein hat, mein Geschenk hat einen wunden Punkt, der wird keine Geberfreude empfinden können.

Wenn also beispielsweise Sie, meine jungen Damen, schenken wollen, so gehen Sie alle Möglichkeiten durch. Es ist nicht allein die Nadel, die in Frage kommt. Wollen Sie aber sticken, so sei es Gutes. Immer ehrliche gute Arbeit, nicht die billige Imitation einer wertvollen Technik, eines wertvollen Materials. Betrachten Sie die Moden jedes Jahres. Überlegen Sie, ob ihnen zu folgen ist, ob sie abzulehnen sind. Die Seele der verflossenen Marktkörbe spukt noch in gar manchen Dingen. Im Jahre 1900 in „nadelgemalten“ Rosenzweigen, 1911 in täuschend natürlichen Beerenzweigen, die Mode der Holzperle ausnützend. Setzen Sie sich gerne auf Blaubeeren oder Berberitzen? Bilden Sie Ihren eignen Geschmack, damit Sie urteilen können. So wenig wie Sie verlangen werden, daß der Empfänger sich gegen seinen Geschmack freut, so wenig können Sie freudig verschenken, was Ihnen selber häßlich oder unvernünftig erscheint. Aber Sie

Digitized by Google

werden, je länger Sie suchen, immer mehr Dinge finden, die Sie beide befriedigen. Vermeiden Sie, einen Gebrauchsgegenstand durch Ihre Handarbeit unpraktisch zu machen; vermeiden Sie, ein Ding mit Handarbeit in Verbindung zu bringen, das gar nichts damit zu tun hat. Ich erinnere Sie an unnötig bestickte Reise- und Haushaltsutensilien, Thermometer, Barometer, Uhrhalter und all die „Necessaires“ und Mappen, die durch eine Stickerei zur Spielerei werden; ganz zu schweigen von den bemalten Kochlöffeln, Teebrettern, Sitzgelegenheiten. Vermeiden Sie die tausend unsoliden Sächelchen, die Ihnen in den Geschäften zum Bemalen, Bebrennen, Besticken angeboten werden. Es gibt bei uns eine ganze Dilettanteninduſtrie, die auf den Unverstand unsrer jungen Damen und ihrer weiblichen Angehörigen spekuliert. Aber wollen Sie denn ewig eine Klasse für sich bilden? Wollen Sie nicht lieber einmal vergleichen, was in einer gut und solide eingerichteten Wohnung, wie Sie sie in Zeitschriften abgebildet und in Musterzimmern ausgestellt sehen können, überhaupt an schmückendem Beiwerk zu finden ist, was der moderne Kulturmensch von seiner Wohnung und seinen Gebrauchsdingen verlangt? Zu ihrer Harmonie gehört, daß nichts überladen, nichts aus schlechtem Material, nichts von schlechter Arbeit sei. Darum versuchen Sie nicht erst auf Bäume zu klettern, die Ihnen zu hoch sind. Vermeiden Sie Arbeit, die Sie nicht tadellos leisten können, die man nachsichtig betrachten muß! Nachsicht ist für die Kinderarbeit oft richtig am Platz — aber Sie arbeiten als denkender Mensch. Sie wollen in ein Zimmer, in dem die Venus von Milo den Ehrenplatz hat, Reproduktionen von Menzels Kinderalbum und japanische Holzschnitte hängen. Gut, diese Gegensätze vertragen sich noch, weil sie beide gute Kunst zeigen. Aber Sie wollen dazu auf einem Pappwandteller Rosen und Veilchen hängen in der unvollkommenen Art, die man immer hat, wenn einem nicht der Mut fehlt, seine Dilettantenarbeiten zu verschenken. Sie wollen dem Bewohner dieses Zimmers nun auch noch Rembrandts Frau in Nadelmalerei auf sein Sofakissen bringen, damit er noch einen Heros der Malerei mehr hat? Wirklich, die Beschenkten können Ihnen dann nur mit süß-saurem Lächeln danken. Und auch das, glauben Sie mir, wird ihnen schwer genug.

Aber Sie werden meinen, daß die Auswahl der Geschenke ja noch geringer sei, wenn Sie streng sichten sollen. Im Gegenteil, Sie werden auf neue Möglichkeiten kommen, wenn Ihnen manche von den alten verschlossen sind.

Wie wäre es, beispielsweis, wenn Sie zu Weihnachten die Mutter, oder wer sonst Liebhaber ist, mit einer ganzen Reihe angetriebener Blumentöpfe, Hyazinthen, Krokus, Schneeglöckchen überraschten? Am schönsten wär's freilich, wenn Sie sie selbst gepflanzt und gepflegt hätten. Damit das Geschenk bei der Überreichung mehr Zierlichkeit hat, nehmen Sie ganz neue Töpfe, und statt der üblichen schauderhaften Papiermanschette ziehen Sie mit Wasserfarbe eine feine Linie um den Rand als kleine Verzierung. Das heißt aber nicht, daß der Topf „bemalt“ werden soll! Sicher würde auch die Haustochter ungeteilten Beifall in der Familie finden, wenn sie als Überraschung eine besondere Art von Konfekt, wofür es ja Hunderte von Rezepten

Digitized by Google

gibt, fabrizierte und es jedem Familienmitglied in besonderer Verpackung — immer nett und sauber, auch humoristisch aufbaute. Sie fände vielleicht Gelegenheit, im Sommer eine besondere Frucht für die Leckermäuler einzumachen, eine besondere, die nicht jeder hat. Auch hat mancher in der Familie eine Liebhaberei, eine Sammlung, einen Sport. Wenn dafür auch nichts schlechtweg zu „machen" wäre, so könnte man doch durch ein besonderes Exemplar, Käfer, Briefmarke, Stein, Pflanze durch Suchen, Erkundigung, Tauschen helle Freude bereiten. Lassen Sie ein Buch, dem Inhalt entsprechend schön binden. Suchen Sie selbst hübsche Vorsatz- und Einbandpapiere. Zeichnen Sie nur, wenn Sie das wirklich verstehn, genau auf, wie Sie die Einteilung, die Aufschrift haben wollen, sonst vermitteln Sie, daß dies einer besorge, der's kann. Ist man sehr bücherfreundlich in Ihrer Familie, dann lernen Sie selbst das Buchbinden. Dann können Sie Einbände, Mappen und Notizbücher, Kasten und Schachteln nach eigener Idee und Einteilung herstellen, vorausgesetzt, daß es Ihnen an Geschmack dafür nicht fehlt. Und dann vor allem die Augen auf, für das, was im Hause fehlt, was der Ergänzung bedarf, was erneuert und geändert werden muß, was der einzelne für seine Bequemlichkeit braucht. In den wenigsten Familien wird man Wertobjekte von der Jugend erwarten, aber gerade sie sollte dafür sorgen, daß das Notwendige in hübscher Art da ist. Müttern und Tanten wären vielleicht Lampenschleier, Scheibengardinen, Aberhandtücher, Bezüge für Kessel und Fußkissen, Taschen für Bestecke, alle Arten Decken für Bett, Tisch bis zum kleinsten Tablett erwünscht. Aber die Jugend stickt. An den ersteren ist logischerweise nicht viel Stickerei anzubringen, folglich imponieren sie nicht, an größeren Formaten wieder ist so viel nötig, daß die Arbeit übergroß scheint. Ihr Sinn steht nach den eleganten Seidendeckchen und Kissen, die als „Rühr mich nicht an" im Salon stehen, die mit einem Schreckensschrei jedem entrissen werden, der sie ihrer angeblichen Bestimmung nach gebrauchen will. Meine Damen, muß denn immer „kunstgestickt" werden?

Nehmen Sie leichte Seiden, Batiste, Kreppstoffe, kräuseln Sie sie zum Volant, geben Sie ihnen einen Abschluß von dicken Perlen oder beliebigem Zierstich, einen Hohlsaum usw. — und für Lampenschleier sowohl wie Gardine ist schon das Motiv gefunden. Probieren Sie einen gemusterten Kattun oder eine Möbelkretonne so lange mit Nadeln auf Ihrem Sessel hin und her, bis er gut sitzt und nähen Sie dann mit der Maschine die Sesselkappe. Wie erfreut wird die Mutter über die praktische Tochter sein, die sich zu helfen weiß und ihr den Tapezierer spart. Sehen Sie für die Dutzende von Decken, die für praktische Zwecke im Haushalt gebraucht und sehr schnell gebraucht werden, von aller verwickelten Arbeit ab. Dann sind selbst Bett- und große Tischdecken nicht unüberwindlich, und Sie haben die Genugtuung, nicht nur mit Sachen im Diminutiv, Deckchen, Kißchen usw. zu hantieren. Nehmen Sie schöne moderne Leinen, farbig oder weiß, grob oder fein, bringen Sie die Bahnen auf hübsche Weise zusammen, häkeln Sie sie mit Luftmaschen zusammen, daß ein Durchbruch entsteht, oder legen Sie ein Gabelbörtchen dazwischen; oder auch nähen Sie sie mit der Maschine zusammen und setzen Sie ein selbstgeknüpftes Börtchen, eine Litze

Digitized by Google

oder Soutache auf die Naht. Bleiben Sie für den äußeren Abschluß der Decke bei denselben Arten, oder machen Sie breite Hohlsäume, oder knöpfen Sie dicke Fransen ein. Sie könnten auch breite, farbig abstechende Blenden mit der Nähmaschine anbringen und mit Zierstichen übernähen. Für kleinere Deckchen zum Schutz der Nachttische, Tabletts, polierten Tische ist nichts praktischer und netter als der weiße Mull. Sie können sie so hübsch machen mit Klöppel- oder Valenciennesspitze zum Abschluß und haben etwas, das in jeder Wäsche mitgekocht werden kann. Wie viele Beutel lassen sich erfinden, vom Wäschebeutel in ganz gewöhnlich praktischem Stoff, zum Stopfbeutel, schon eine Nummer feiner und hübscher; vom Schuhbeutel für die Reise, einfach und sachgemäß, zum Beutel für Tanzschuhe, flott mit etwas Neigung zur Eleganz. Vom Beutel für Bindfaden mit Inhalt an verschiedensten Knäulen zum Handarbeitsbeutel, so hübsch ihn die Phantasie sich zu denken vermag. Ein nettes Geschenk, solche Reihe von Beuteln verschiedener Bestimmung, von denen jeder durch andern Stoff, andere Qualität wirkt und in Anbetracht der Menge auf besondere Verzierung des einzelnen verzichtet. In der Art könnte man vielleicht auch der Überproduktion von Sachets noch Reiz abgewinnen. Meistens werden sie mühsam, elegant, daher vereinzelt verschenkt. Erst bei einem halben Dutzend kann man aber hoffen, seine ganze Habe darin unterzubringen. Ein großes festes aus derbem Stoff für große Leinenschnupfentaschentücher, ein ähnliches etwas feineres für das kleine Leinentaschentuch. Eines aus gemusterter Seide für das Batisttuch, eines in eleganter Verarbeitung aus Batist vielleicht für farbige seidene Tücher und ein helles, weiches aus geblümter Seide für das halbe Dutzend Spitzentücher. So, Sachets für Krawatten, für Handschuhe. Alle diese Toilettensachen könnten aber auch in Kasten, die der Buchbinder aus Pappe herstellt, untergebracht werden, und diese sind wieder ein Geschenk, das in die Rubrik gut, praktisch, einfach gehört. Außen mit Stoff je nach Geschmack und Bestimmung bezogen, innen mit hellem, feinem wattierten Muster versehen. Und sorgen Sie für bequeme Gebrauchskissen, damit die Wohnung gemütlich sei! Lieber etwas Geld für weiche Füllung ausgeben als für den äußeren Glanz. Und sollen sie viel benutzt werden, dann nicht da verzieren, wo am meisten abgenutzt wird, mehr am Rand als in der Mitte, am Verschluß, in der Verschnürung, — an Waschbarkeit und Erneuerung denken!

Es ist hier nicht der Platz, alle denkbaren Geschenke oder Techniken einzeln durchzugehen. Wir wollten mit diesen *Beispielen* ja nur auf gewisse *Grundsätze* aufmerksam machen, nach denen manches frühere über Bord geworfen und anderes mehr gepflegt werden kann. Auch ist hier mit Absicht nichts erwähnt, wozu besondere Fertigkeiten oder gar Talente nötig sind. Nur eins soll hinzukommen, was so häufig fehlt, die *geistige Selbständigkeit*. Darum los von der halbfertig gekauften, vorgezeichneten Arbeit. *Das Geschäft sei der Ratgeber und Lieferer für das Material, nicht der Bevormunder für die Wahl und Mode.*

Margot Grupe

Digitized by Google

Lose Blätter

Joseph Viktor Widmann

In Deutschland kannten den nun Verstorbenen über die Kreise der Literaten hinaus nur wenige, in Österreich wußte man schon eher von ihm, in der Schweiz ist in den letzten zwanzig Jahren vielleicht keines Schriftstellers Name häufiger erwähnt worden, als der seine. Das hätte nicht so sein können, wenn Widmann nicht über das Feuilleton einer der besten schweizerischen Zeitungen, des „Bundes", verfügt hätte, aber das Amt war's nicht etwa allein, was ihm die Wirkung gab, sonst hätten andre Männer durch andre gute Zeitungen eine gleiche errungen. Zwar gaben Widmanns Kritiken für die allgemeine deutsche Literaturentwicklung keine neuen klärenden Gedanken, sie gingen nicht einmal immer darauf, das Wesen der einzelnen Sache herauszuarbeiten, sie begnügten sich oft mit dem Beleuchten nur einer Seite, nur eines Teils. Ich glaube auch nicht, daß die Unrecht hatten, die von einem unbewußten aber nicht ganz schwachen Einfluß persönlicher Beziehungen auf Widmanns Urteil sprachen. Trotzdem: es blieb immerhin etwas Wahres daran, wenn man von Widmann als dem „literarischen Gewissen der Schweiz" sprach. Zunächst: er war ehrlich und offenherzig. Dann: er war kein Philister, kein Stillstehender, kein Vergangenheitslober auf Kosten des Heute. Er war ferner, was, ach, so selten unter den Kritikern ist, eine nicht „literarhistorisch", sondern natürlich künstlerisch wertende Natur. Und war ein höchst gescheiter und in seiner Klugheit äußerst beweglicher Kopf. Freilich, das alles kann einer und braucht dabei nichts weiter als ein unterhaltender Feuilletonist zu sein. Widmann war doch mehr. Ihm hätte ein Spielenlassen seines Ichs nach manchem Wienerischen und Berlinerischen Vorbilde nicht genügt. Er war durch das, worüber er schrieb, immer viel zu sehr interessiert, als daß es ihm je vorzüglich ums schöne Schreiben als solches zu tun sein konnte. Geradezu ein Hauptverdienst des Kritikers Widmann scheint mir das: er übertrug schon durch den Ton auf seine Leser als eine Selbstverständlichkeit, was sich ihm von selber verstand: daß gute Literatur für ein Volk eine wichtige Sache sei. Das gab für alle Sätze, die er sprach, den Hintergrund.

Wenn aber Widmann nicht bloß Feuilletonist war im Sinne eines Unterhalters mit täglicher Kleinkunst, so war er doch ganz und gar Publizist. Mensch, mein ich, der nicht um des Gestaltens, sondern um des Wirkens willen außer der Feder noch die Druckerschwärze braucht. Man kann fast sagen, daß auch seine Poesie zu drei Vierteilen Polemik sei. Einer von denen, die ihn nicht nur hochschätzten, sondern auch genau kannten, nannte ihn mir gegenüber einmal den „Mann der Anmerkungen"; nicht nur in seinen Kritiken und Reisebüchern, auch in seinen Dichtungen sei er das. Und in der Tat, es drängt ihn selten dazu, sich selbst hingebend zu gestalten, es drängt ihn fast immer dazu, „Anmerkungen" zu einem Stoff zu machen und an ihm geistreich irgend etwas zu erweisen. Schon das bedeutet einen Unterschied vom echten Poetentum. Wenn man jetzt so weit geht, Widmann gar als vierten großen Schweizer neben Keller, Meyer und Spitteler zu nennen, so muß auch an die weit bescheidnere

Digitized by Google

Gestaltungskraft bei Widmann erinnert werden. Aber es wird überhaupt schwer, den Poeten Widmann als Schweizer zu fühlen, er wirkt weit eher auch literarisch als das, was er nach seiner Herkunft war, als Österreicher. Was ein Poet erlernen kann, hat er je länger je mehr gelernt, von den Lebenden nach dem Technischen hin in seiner letzten Schaffensperiode besonders von Spitteler. Für den Mangel an ursprünglicher Phantasie müssen in seinen Werken, so weit das geht, die Eigenschaften entschädigen, die wir schon vorhin hervorhoben. Sie können's immerhin in solchem Maße, daß man getrost sagen kann: eine Beschäftigung mit Widmann lohnt sich viel mehr, als, dem Absatz nach, die Reichsdeutschen zu glauben scheinen. Mit diesem Nimmermüden ist nicht nur einer der nützlichsten Arbeiter, es ist mit ihm auch einer der feinsten und regsten formenden Geister in der deutschen Literatur verstummt.

Alle Bücher Widmanns haben eine Gemeinsamkeit: im Grunde pessimistische Gedanken sind in ihnen männlich verarbeitet, bis die natürliche gesunde Freude am Lebendigen siegt. Das geht selbst durch seine Reiseschilderungen, es geht durch seine Dichtungen in dramatischer und erzählender Form, es geht ganz besonders durch die beiden Werke, die für seine bedeutendsten gelten, durch die „Maikäferkomödie" und den „Heiligen und die Tiere". Aus dem letztgenannten Werk bringen wir unsre Probe, die keinerlei besonderer Einführung mehr bedarf. Minor hat bekanntlich den „Heiligen und die Tiere" geradezu die bedeutendste Dichtung des neuen Jahrhunderts genannt. Da können wir aus mehr als einem Grunde nicht mit. Aber ein so gedankenreiches, kräftiges und zugleich feines Werk ist selten. Sein hier abgedruckter Schluß zeigt zudem Widmanns Kunst wohl in dem höchsten Aufschwunge, den sie erreicht hat.

Alle wichtigeren Bücher des nun Verschiedenen sind bei Huber in Frauenfeld erschienen.

Auf dem Berge der Versuchung

von J. V. Widmann

Am Saum der Wüste, wo der Blick verschmolzen glaubt
Zur Einheit Erd und Himmel, ragt ein stilles Haupt,
Ein ferner Berg, zu dem sich jedes Auge kehrt
Und manches müden Herzens letzter Wunsch begehrt.
Denn wie er, grau vor Alter, aber hoch, sich hebt,
Hat als ein Patriarch mit allen er gelebt,
Die in Jahrtausenden, erreichbar seinem Blick
Dies ebne Land entlang erfüllten ihr Geschick.
Beim Liebesspiel, in ihren Todeskämpfen wild
Stand auf der Augen Spiegelgrunde stets sein Bild,
Das Bild des Vaters, der, wie stumm er auch verblieb,
Beweise dennoch spendete von Treu und Lieb.
Auf seiner Felsenkuppe hielt er an im Flug
Der seltnen langersehnten Wanderwolken Zug
Und molk sie, wie ein Hirte, wenn der Abend sinkt,
Die Eimer füllt und spricht zum Volk der Seinen: Trinkt!
Die Rinnen, die den Segen führten schnell zu Tal,

Digitized by Google

Am grauen Bergstock sind wie Runzeln ohne Zahl
Und künden, auch wenn tief sich wölbt des Himmels Blau
Und flimmernd heiß die Luft: Noch gibt es Lebenstau.
Doch wenn zu Höllenglut sich facht der Sonnenbrand,
In den Bereich dann seiner mächtgen Schattenwand
Beruft der fromme Berg, was noch zu fliehn vermag
Mit flüchtgem Huf, mit sehnsuchtbangem Flügelschlag.
In dunkeln Klüften baut er ihnen kühle Ruh,
Und zu den Sternen hebt die Stirn die stolze Fluh,
Die aus des Himmels Tiefen blinken jede Nacht
Und immer sehn den treuen Berg und seine Wacht.

Auf steilem, nicht von Menschenfuß getretnem Pfad
Ist seinem Gipfel auch der heilge Mann genaht,
Den Psalm im Herzen: „Hebe deine Augen auf";
Denn Hilfe heischt sein traurig Herz, seit sich der Lauf,
Den alles Leben nimmt, das je geschaffen ward,
Ihm jammervoll hat in der Wildnis offenbart.
Ein Altar schien, ein hoher heilger Tisch des Herrn
Der abgeflachten Felsenkuppe Stock von fern,
Ein trostverheißend Denkmal, ja ein Himmelsthron,
Dem Friedensreich auf Erden aufgerichtet schon.
Und also klimmt andächtig er den Berg empor,
Die Ruhe suchend, die in Zweifeln er verlor.
Doch anders wirkt in anderm Aug der Dinge Schein
Und: „Hier" — sprach Asasel — „soll meine Bühne sein.
Hier mit der Wetterwolke Schönheit angetan,
Will ich in Geistermajestät dem Heilgen nahn,
Nicht aber als der Tiefe finstrer Dämon ihm
Erscheinen, nein! als hoher Fürst der Cherubim,
Der wie aus offnem Himmelstor mit leisem Schritt,
Sobald die Zeit erfüllt, an seine Seite tritt."
Und schon hat jetzt des heilgen Mannes Fuß berührt
Die letzte kurze Biegung, die zum Gipfel führt,
Da — horch! — vom schmalen Felsenvorsprung, dem entlang
Der steile Pfad empor sich windet, tönt Gesang,
Ein wehmutvolles, dennoch süßes Scheidelied
Aus eines kleinen Vogels Brust, der nicht mehr sieht
Die Sonne, der er sterbend singt, da altersblind
Die einst so klaren schwarzen Augensterne sind.
Längst haben sie beim Nahrungsuchen ihm versagt;
Nun kommt der Abend, hinter dem es nie mehr tagt.
Wie überm Nest vor Zeiten um die Kleinen her
Hat seiner blauen Schwingen Paar gebreitet er
Ergebungsmutig auf dem nackten Felsgestein,
In seiner letzten Not noch dankbar, daß allein,
In Einsamkeit und Frieden hier er enden darf,
Durch keines Feindes Schnabel oder Kralle scharf,

Digitized by Google

Vom Falken nicht gehetzt und auch erwittert nicht
Vom Amsenvolk, das sonst sich zur Bestattungspflicht
Schon drängt in langer Züge schwärzlichem Gewühl,
Wenn Leben noch im Leichnam wohnt und Schmerzgefühl.

Hier auf des heilgen Berges Zinne scheint der Tod
Erträglicher und sanfter seine harte Not.
Mit leisen aber holden Tönen darum klingt
Das Lied des kleinen Vogels, der im Sterben singt:

Die Blaudrossel: Du schöne Welt, ade, ade!
Ich muß dahin, mein Herz ist krank.
Doch liebe Welt, nimm, eh ich geh,
Noch diesen letzten Lebensdank.

Mich deucht, einst war ich nicht dabei,
Von allem Anfang war ich nicht.
Doch ein Gefängnis brach entzwei
Und um mich wallte Luft und Licht.

O! Luft und Licht, lang bliebt ihr treu,
Bis nah an diese Dämmerung,
Und waret täglich schön und neu,
Und ich war froh und ich war jung.

Mein Blut ging warm, mein Blut ging heiß,
Die Brust geschwellt von Lustgesang,
Und Lust war auch der Arbeit Fleiß,
Der längste Tag mir nicht zu lang.

Aus Halmen flocht ich mir ein Haus
Und hing es an die Felsenwand
Und flog am frühen Morgen aus
Ins unermeßlich weite Land.

Da kam der unvergeßne Tag,
Da mir auf solcher Frühlingsfahrt
Auf meines schönsten Liedes Schlag
Der Liebe süßes Echo ward.

Es schien ein Spiel und war ein Ziel
Und gab dem Leben erst Gestalt;
Selbst Sorge, die uns oft befiel,
Verlieh nur desto festern Halt.

Warum nur dünkt mich heut ein Fest,
Was einst ich kaum ertrug vor Gram?
Die Schlange kroch uns doch ins Nest!
Der Falke mir den Gatten nahm!

Digitized by Google

Und wenn ich endlich aufgebracht
Mit Müh und Not die junge Brut,
So hat sie bald sich fortgemacht,
Zu proben eignen Lebensmut.

Und einsam wieder ward mein Flug
Und manche dunkle Nacht verstrich,
In der mein Herz in Ängsten schlug,
Weil Mord auf meinen Spuren schlich.

Ich weiß nicht, war mein Leben leicht?
Es war am Ende voll Beschwer?
Jetzt aber, da es mir entweicht,
Strömt voller Glanz aus ihm mir her.

O! große Welt! ich bin so klein
Und muß nun gehn, — mein Herz ist krank —
Nun werd ich nie und nimmer sein . . .
Du schöne Welt . . . hab Dank . . . hab Dank . . .

Der Heilige (hinblickend):
Er stirbt! — Ein zitternd Dehnen. Nun ist's aus.
Der letzte Seufzer Dank noch! — So bescheiden
Verläßt der kleine Gast das Weltenhaus,
Zählt seine Freuden, rechnet nicht die Leiden.
Doch — wenn so sanft, wenn so genügsam sind
Die Schwachen, die das Leben müssen wagen,
Warum wird solch Geschöpf als Gottes Kind
Nicht über alles Leid hinweggetragen?
Die ungeheure Welt, unendlich groß,
Darin solch winzig Ding, klein zum Erbarmen,
Verloren, fern dem ewgen Vaterschoß,
Ein Raub zuletzt des Todes kalten Armen.
Und hatte dennoch Lob- und Dankgesang!
Weh mir! Wohin führt dies ergebne Dulden,
Als vor der grauenvollen Frage Zwang:
Schenkt das Geschöpf dem Schöpfer seine Schulden?
Verzeiht des sanften Herzens Überschwang
Die Welt, weil täglich neu sie sprießt und leuchtet,
Voll froher Farben ist und voller Klang,
Und Nächte hat, die kühler Tau befeuchtet?
Vergißt, weil süße Blumenkelche sind,
Großmut im Sterben fromm, daß Blut so blutig,
Und singt, wenn längst die Augen matt und blind,
Den letzten Sonnenhymnus todesmutig?

Ein Bangen, wie noch nie greift mir ans Herz.
Die ewge Liebe nur will ich verkünden

Digitized by Google

Und nun — aus klagelos ertragnem Schmerz
Tönt mir's wie Dämons Lachen —

Asasel (der Dämon, plötzlich neben dem Heiligen stehend, stark): — Gottes Sünden.
Der Heilige (erbebend): Wer spricht und lästert?
Asasel: Lästerung ist nicht,
Wenn mit sich selbst die Gottheit spricht.
Der Heilige: Die Gottheit? . . . du?
Asasel: Auch du. Sind unser drei.
(nach oben deutend)
Gott Vater —
(auf den Heiligen weisend)
Sohn —
(auf sich selbst)
Und noch ein Geist dabei.
Besinne dich nur deines wahren Seins.
Der Sohn bist du und mit dem Vater eins.
Der Heilige: Der Sohn!
Asasel: Der Sohn.
Der Heilige In namenloses Grauen,
In selges Wähnen stürzt das Wunderwort.
Doch soll kein Hauch den Lüften anvertrauen,
Was wie ein Traum aus ferner Kindheit Auen
Im tiefsten Herzen leise zittert fort. (entschlossen):
Nie darf dies Wort, niemals gesprochen sein,
Wenn, was es meint, zur Wahrheit soll gedeihn.
Ich bin und heiße Menschensohn!
Asasel: Ein Pseudonym, vorsichtig ausgeheckt,
Das einen König, der verließ den Thron,
So tief in sein Inkognito versteckt,
Daß er am Ende selber hat vergessen,
Auf welchem goldnen Stuhl er einst gesessen.
Der Heilige (Asasel betrachtend):
Groß stehst du da, und um ein stolzes Haupt
Seh ich den Zirkel einer Krone flammen;
Doch was der Blick bewundernd, zweifelnd glaubt,
Vor deiner kecken Rede bricht's zusammen.
Du aus der Gottheit? Aus dem ewgen Licht?
Du sprichst der ewgen Heimat Sprache nicht.
Asasel: Der Erdenleib nur, der dich jetzt umfängt,
Raubt die Erinnrung dir, wie wir verkehren,
Wir drei, in keine Zeitlichkeit gezwängt,
Drei Ströme wir, die brausend sich entleeren,
Die der Gedankenflut, die endlos drängt,
Mit keinem Damm, mit keiner Schleuse wehren;
Frei müssen ineinander sprühn und schäumen,
Die Wellen, die sich stolz und kraftvoll bäumen.
Weht nicht der Sturm, von wannen ihm's gefällt?

Digitized by Google

Wir sind zu groß, uns feierlich zu geben,
Die leeren Schwätzer dieser Erdenwelt
Laß pharisäisch sich durch Worte heben,
Wie sich ein Knirps auf Hochsandalen stellt.
Und selbst in ihnen mag der Wunsch erwachen
Zuweilen, so zu sprechen, wie's behagt;
„Zur Mördergrube soll sein Herz nicht machen
Der Mensch" — hat, glaub ich, irgendwer gesagt.
Wie dürfte da ein Gott nicht manchmal lachen?

Der Heilige: Ein Gott? . . . ich hab es nie gewagt.

Asasel: Du irrst. Ich muß aufs neu dir wiederholen:
Nur weil dies Kleid dich wunderlich vermummt
Und weil du schleichst auf müder Füße Sohlen,
Ist freies Lachen nun in dir verstummt.
Zwar geb ich zu, in dir war von uns dreien
Von allem Anfang an am meisten Ernst;
Im Himmel schon verstimmte dich das Schreien
Der Kreatur, das hier du hassen lernst.

Der Heilige (betreten): Du weißt? . . .

Asasel: Ich weiß, was ist und einstens war,
Wie eben noch den Vogel du bedauert,
Dies winzge Ding in all der Weltgefahr,
Die selbst in seinen Freuden ihn umlauert.
„Warum, der Henoch trug in seinen Schoß,
Der Mose bettete mit Vaterarmen
Einst auf dem Berg — warum er, gut und groß,
Eilt er herbei nicht, hier sich zu erbarmen?"
So dachtest du. Denn, seit du Mensch geworden,
Ist zwar dein Wesenskern verwandelt nicht,
Nur fließen die Gedanken in den Borden
Der Sprache, die in Kanaan man spricht.
Einst aber — kannst du dich nicht mehr besinnen?
Auf Jaspissäulen ruht der stolze Bau,
Wir auf drei goldnen Stühlen mitten innen,
Mit grenzenloser Weltenüberschau.
Und Halle stößt an Halle, wo wir wohnen,
Der Boden ein kristallnes Meer,
Die Säulenknäufe Perlenkronen,
Und Regenbogen gürten hin und her.
Topasne Mauern, chrysolithne Dächer,
Besinne dich doch nur auf all den Glanz,
Und dann — an eines denke der Gemächer,
Ein Purpurvorhang schied ringsum es ganz
Von all den andern offnen Himmelsräumen,
Denn in dies Kabinett zog sich zurück,
Der, den wir „Vater" nennen, um „zu träumen".
Doch — du erinnerst dich — er schrieb sein Stück . . .
(da der Heilige eine abwehrende Bewegung macht)

Digitized by Google

Es ist kein Grund, dein Kleid nicht ganz zu lassen;
Der Alte findet nun mal drin sein Glück,
Ein tragisch Drama, das ihn ganz erfüllt,
In einem schweren Pathos abzufassen,
Von dem die Erde stöhnt, das Weltall brüllt.
Denn, was er sinnt und schreibt, bleibt nicht papieren,
Stürzt sich in Fell und Federbalges Haft,
Fliegt, kriecht, läuft schreckensbang davon auf Vieren,
Da in ihm gärt der heiße Lebenssaft.
Wir damals, vor dem Vorhang stehend, lachten,
Wobei dein Lachen freilich bitter klang,
Indem wir zu dem Werke Glossen machten,
Das drinnen alle Tage neu mißlang.
(da der Heilige sich die Ohren zuhält)
Nein! höre noch. Du brauchst dich nicht zu schämen,
Daß du nicht schwiegst zu jenem Schaffen still;
War doch in deinem Spott ein leidvoll Grämen.
„Warum nicht statt Tragödien ein Idyll?“
So riefst du zürnend aus und standst in Gluten,
Wie wenn des Himmels Hälfte wetterblitzt.
„Warum nur soll im Heldenspiel verbluten,
Was weder Heldensinn noch -Kraft besitzt?
Wie bitter ernst um wenig Tropfen werben
Vom Honigseim des Glücks die Armen all,
Und müssen wie Heroen leiden, sterben,
Ein jeder Mückentod ein Schicksalsfall!
Und alles immer nach demselben Schema:
Der Hunger, der die Zähne fletscht und wetzt,
Und jenes andere verlogne Thema,
Die Brunst, die Fleisch auf Fleisch unendlich hetzt?“
Ich seh es noch, wie du Verachtung schnobst,
Und es geschah, daß du den Vorhang hobst,
Dein Finger hat ihm auf die Schrift getippt:
„Mit roter Tinte werd ich's korrigieren!“
Riefst du und wolltest ihm das Manuskript
Mit einem sonderbaren Kreuz verzieren.

Der Heilige (nach langer Pause des Grauens):
Entsetzlicher! — Wer nur gibt dir Gewalt,
In deines Atems Pesthauch mich zu bannen?
Ist's, weil ich fahren ließ des Glaubens Halt,
Als Mitleidtränen mir vom Auge rannen?
Verfluchte Worte fürchterlichen Sinns,
Der mich erbeben macht, sprach deine Zunge.
Den du als Gottes Sohn begrüßt — ich bin's,
Jetzt fühl ich's an dem Riß, dem wehen Sprunge,
Der mir das Herz will in zwei Hälften teilen,
Wie eines Hohepriesters Kleid zerreißt,
Da du mir Wunden schlugst, die nie zu heilen,
Mit deinem Lästerwort, verfluchter Geist!

Digitized by Google

Asafel: „Verfluchter Geist?“ — Wie eng doch diese Rinde
Des Erdenleibes dir den Sinn gemacht!
Der Heilige: Und du — was bietest du dem Gotteskinde,
Verworfner? — daß den Vater es verlacht!
Asafel: So nenn es denn „beweint“, wenn das dir lieber,
Und was ich „dichten“ nannte, nenne „krank“.
Der Vater träumt die Welt in schwerem Fieber,
Der Sohn zog aus und sucht den Heilungstrank.
Magst du mich „Satan“, „Geist der Hölle“ schelten —
Du bist doch da, hierin ist doch kein Trug,
Und fühlst es selbst, du kamst aus andern Welten
Mit einer Sendung her. Das ist genug.
Nur mußt du auf die Sendung dich besinnen:
Der Geist hat in die Wüste dich geführt,
Hier, bei den Tieren, muß dein Werk beginnen,
Nachdem ihr Jammer dich zumeist gerührt.
Der Heilige: Auf einen Irrpfad möchtest du mich leiten;
Zu meinem Volke nur ward ich gesandt
Und hab in diese Wildnis mich gewandt,
Den Geist zum Werk in Stille zu bereiten.
Asafel: Und diese Stille — hast du sie gefunden?
Hast du der Wüste Stimme nicht gehört,
Den steten Tropfenfall aus tausend Wunden,
Den Schrei der Angst, der sich zu Gott empört?
Er drang im Himmel schon durch jede Wolke,
Wie dicht den Erdkreis sie umschloß, zu dir.
Was willst du bei dem sündgen Menschenvolke?
Hier gilt's die Heilung zu versuchen, hier!
Hier trieft, das durch die ganze Schöpfung schneidet,
Am blutigsten — das fürchterliche Schwert,
Hier ist die Kreatur, die schuldlos leidet,
Und die allein drum des Erbarmens wert.
Wer, wenn er retten kann, hilft Bösewichten,
Statt zu befreien eine fromme Schar,
Die schon seit Ewigkeit mit Bleigewichten
An hartes Felsgestein gekettet war?
Der Menschen Volk laß für sich selber sorgen,
Dem hilft kein noch so heiliges Panier,
Dieselben sind sie gestern, heute, morgen;
Der Mensch ist bestenfalls das schlimmste Tier.
Du kannst es, wenn du Lust hast, selbst erproben,
Doch widerrat ich das Experiment;
Sie haben Martern, die im Himmel droben
Man selbst mit eingem Schauder teuflisch nennt.
Nein! diese Brut wird nie und nimmer besser,
Wie seit Aonen gilt in Zukunft auch
Krieg aller gegen alle bis aufs Messer,
Und immer bleibt ihr höchster Gott der Bauch.

Digitized by Google

Geh hin, versuch es ihrem Tun zu wehren,
Sag ihnen, Liebe sei das Hauptgebot,
So schlagen sie, ich wette, dir zu Ehren
Mit neuer Lust und List einander tot.
Wie anders diese willenlosen Scharen
Im Reich der Luft, des Wassers, im Gefild,
Die still und redlich ihre Straße fahren,
Ein jedes treu dem eingebornen Bild,
Das seines Wesens Kern enthält und Schranken;
Wie ernst erfüllen sie die enge Pflicht
Und sind in ihren träumenden Gedanken
Ganz, was sie sollen, einfach, harmlos, schlicht.
Sie sind die Heilgen, sie, die kein Verschulden,
Auch wenn sie andern Wunden reißen, trifft,
Denn auch ihr zorngер Zahn ist ein Erdulden
Und eingeimpfte Galle nur ihr Gift.
Hier gilt es drum vom unverdienten Bösen,
Von eines grauenvollen Fluches Last
Die einzig wahrhaft Guten zu erlösen;
Und das ist, was du selbst beschlossen hast,
Als du dich schwangst herab aus Himmelshöhen.
Warum noch zauderst du, gehst nicht ans Werk,
Da sie im Sand zu deinen Füßen flehen
Um mild Gehör, um gütig Augenmerk?
Versuch es doch!

Der Heilige: Versuchen ist dein Amt.
In Worten, die den Wahnwitz nur gebären,
Vermischest hohe du und niedre Sphären,
Und, weil mein Herz von Mitleid ist entflammt,
Zeigst du zur Qual ihm jene schlimmsten Schwären,
Die niemand lindern kann als nur der Tod.
Unheilbar ist der Tiere Not.

Asasel: Dem Menschen wohl, doch nicht dem Gottessohne.
Erprob, ob Wunderkraft nicht in dir wohne,
Tu irgendein verwegnes Machtgebot
Und sprich zu diesen Steinen: werdet Brot!

Der Heilige: Versucher! Schlange! Wie durchschau ich dich!
Wie an den Vater mir den Glauben
Willst du die Ehrfurcht mir vor dem Geschaffnen rauben.
Brot ist ein langes, redliches Bemühen
Des Samenkorns, das in die Erde schlich,
Brot ist des Himmels Tau, der Sonne Glühen,
Ein stilles Keimen und ein göttlich Blühen,
Ist Schweiß der Arbeit, die der Mensch vollbringt,
Und Lied der Lerche, die im Blauen singt,
Der Fluren Segen ist's, des Ackers Ehre,
Der Sinn des Kleinen, das zur Größe schwillt,
Ist des lebendgen Worts der reinen Lehre,

Digitized by Google

Die Frucht unendlich trägt, geheimes Bild.
Zum Blendwerk nicht der Zauberei verführen
Soll mich dein falscher Rat, nie diese Hand
An das verborgene Geheimnis rühren,
Das ewigen Erneuens Unterpfand.

Asasel: Und ewiges Erneuen — ist's zu loben,
Wenn unter Furcht sich alles Leben duckt
Und deine Lerche, statt am Himmel droben
Zu jubilieren, wund im Acker zuckt?
Gar plötzlich ist Erkenntnis dir gekommen,
Unheilbar sei der Tiere Wehgeschick.
Ein Mittel wüßt ich, das noch könnte frommen;
Besinne dich auf jenen Augenblick,
Als du die Lichter sahst verglasen
Des kläglich totgehetzten Hasen.
Da hattest du das Mittel selbst entdeckt:
Es könnte, wer den Tod nicht braucht zu schauen,
Doch seine Bitternis freiwillig schmeckt,
Der Rettung sich der Kreatur getrauen.
Nur sahst du ein: auf Erden ist kein Mann,
Der dies vermag, weil alle selbst gefangen
Im großen Fischernetz des Todes hangen,
Der da nicht marktet, wo er schon gewann.

Doch du, als Gott, nicht pflichtig jenem fahlen
Verleider alles Lebens, das sich regt,
Du könntest nun den einzgen Kaufpreis zahlen.
Wenn einen Gott das Leid der Welt bewegt,
Daß seiner Todesfreiheit er nicht achtet,
Das eigne Leben opfernd gibt dahin
Für all die Qual, in der die Erde schmachtet,
So ist Befreiung seiner Tat Gewinn.
Indem du stirbst, bringt, wie der Duft der Rose
Beglückend sich verbreitet weit umher,
Dein göttlich Sein hinaus ins Grenzenlose,
Besiegt mit Süßigkeit das bittre Meer,
Das salzig um die ganze Schöpfung brandet.
Leg ab dies niedre Kleid der Sterblichkeit,
Das deine Gottheit ärmlich nur gewandet.
Hier bietet gleich sich die Gelegenheit.
Von diesem Gipfel wirf dich kühn hinab.
Wer weiß — es wird die Tiefe nicht dein Grab;
Das Opfer ist vielleicht schon angenommen
Wie jenes Abrahams durch den Entschluß,
Der gute Wille wirkt der Tat Genuß,
Und seine Cherubim — ich ahn es — kommen
Und breiten ihre Schwingen unter dir,
So wie's geschrieben steht im Psalmbrevier.

Digitized by Google

Der Heilige: „Nicht Gott versuchen“ stehet auch geschrieben.
Des Zweifels wär's, ja der Verzweiflung Macht,
Nicht, wie du's spiegelst mir, ein reines Lieben,
Was so mich würf in finstre Todesnacht.
Noch an die ewge Liebe will ich glauben,
Wie auch der Wildnis Stimmen mich verwirrt.
Der Ring ist schuld, daß sich mein Herz verirrt.
Barmherzigkeit gab uns das Ohr des Tauben
Für Klagen, die der Mensch nicht hören soll,
Da nichts er spenden kann, als Tränenzoll.
(indem er den Ring abstreift und ihn betrachtet)
Kein Bote Gottes hatte dich gebracht,
Und unheilvoll war deine Macht.
Den Finger nicht allein, du goldne Schlange,
Das Herz auch schnürtest du, grausame Spange.
Fort denn für immer in die ewige Nacht!
(Wirft den Ring in die Tiefe)

Asasel: Auch gut! — So bleibt es mit dem Vieh beim alten,
Auch künftig wird's gerädert und gezwickt.
Du bist nicht ganz, wofür ich dich gehalten,
Dafür der Mann, der in die Zeit sich schickt.
Der sei nun ganz! — Stäub aus des Herzens Falten
Den Rest von Mitgefühl, der noch dich drückt,
Und dann ergreife frisch und froh das Leben!
So weit dein Blick von diesem Berge fliegt,
Was hier an Ländern uns zu Füßen liegt,
Mehr noch, die ganze Welt will ich dir geben,
Zum Herrscher aller Völker dich erheben,
Der glanzvoll jeden Widerstand besiegt;
Wovon seit Ewigkeit die Menschen träumen,
Was jeden aber nur als Trugbild narrt,
Das Höchste zwischen Erd und Himmelsräumen,
Die Macht, die mit des Willens Urkraft starrt —
Ich kann in Wirklichkeit sie dir verleihen,
Wenn du dagegen eines nur erkennst.
Daß ich der Größte von — uns dreien
Und mich anbetend deinen König nennst.

Der Heilige: So ist die letzte Hülle denn gesunken,
Und zähnebleckend sprüht das Angesicht
Des Fürsten dieser Welt der Hölle Funken
Aus falschen Satansaugen ohne Licht.
So plump und blind nach hundert krummen Schlichen
Zurückzutaumeln in den eignen Sumpf!
Wie schnell ist der geborgte Schein erblichen,
Wie schal dein Witz geworden und wie stumpf!
Mir, den du sahst in Herzensnöten zagen,
In die ein tief Erbarmen mich verstrickt,
Mir Herrscherglanz und Kronen anzutragen!

Digitized by Google

Den Augen, die der Schöpfung Leid erblickt,
Ein Leben leeren Scheines vorzuspiegeln,
Und daß ich solch Versinken in den Staub
Mit Abfall gar vom Vater soll besiegeln, —
Verworfner Geist! wie töricht, dumm und taub
Stehst du vor mir! — Zerfließe, nichtger Schemen,
Die Luft des heiligen Berges ist zu rein.
Schon leuchtet's über mir mit Diademen
Der Söhne Gottes; ewiger Sterne Schein
Hat hoch in Himmelsfernen sich entzündet
Und meine Seele schwingt sich im Gebet
Zu dem, den jene stille Schar verkündet
Und der im Nachtwind nahe mich umweht.
(Asasel verschwindet.)

Stimme Michaels (des Fürsten der himmlischen Heerscharen aus der Höhe:

Blick auf, blick auf!
Wir nahen zu Hauf. —
Dem Schwerte, dem scharfen,
Dem Schwerte des Lichts,
Weichen die Larven
Ins ewige Nichts.
Wir nahen, wir nahen
Mit himmlischen Harfen,
Mit Zimbeln und Flöten
Und heilendem Sang.
Du sollst uns empfahen,
Die Deinen, sie nahen,
Aus Ängsten und Nöten
Aus fesselndem Zwang
Das Herz dir zu lösen,
Wir scheuchten den Bösen,
Dir dienen die Engel
In liebendem Drang.

Der Heilige: Senkt sich herab die flammende Sternennacht?
Erschloß des Himmels goldenes Tor sich sacht? —
Wie wenn ins Meer der Mond sein Licht ergießt
Ein Strom — nein! — eine Straße niederfließt!
Zum Bergesgipfel eine Wandelbahn,
Wie sie Erzvater Jakobs Blicke sahn
Die Leiter! . . . ihre Sprossen lichter Glanz —
Rauschende Schwingen — schwebender Tanz —
Und näher kommt's! Und Stimmen! horch! Ein Lied!
Ist das ein Traum, der mir geschieht?
(Die himmlischen Heerscharen, voran die Erzengel Michael, Raphael und Gabriel, lassen sich auf der Bergeskuppe nieder.)
Raphael (zu den beiden andern Fürsten):

Digitized by Google

Laßt mich zuerst den Freudengruß ihm bringen.
(zur Menge der nachdrängenden Engel gewandt)
Herbei du, meine farbenfrohe Schar!
Ihr mit den grünen, roten, blauen Schwingen
Und mit den Sonnenaugen tief und klar,
Die lachend sich zu feuchtem Schimmer zwingen,
Aus dem der Regenbogen sich gebar.

Die ihr den Himmel malt mit zarten Tönen,
Das Meer, der fernen Berge blauen Hauch,
Die Blumen in die Flur, die tausendschönen,
Den dunklen Wald, den hellen Blütenstrauch,
Ihr Unermüdlichen, wenn's gilt zu schmücken
Mit Schönheit, die das Herz in Freuden schwellt,
Strömt aus im Lied der Augen hell Entzücken:
Auf goldnem Grund das bunte Bild der Welt.

Raphaels Engelschar (den Heiligen umringend):
Kühle Schatten. Morgenpracht.
Sieh die Erde neu geboren,
Eben noch im Traum der Nacht,
Jetzt zum frohen Licht erwacht,
Das ihr strömt aus goldnen Toren.

Wunderbares sich begibt.
Dornen wandeln sich in Rosen,
Die der Frühling küßt und liebt,
Und ein Blütenschauer stiebt,
Wo die Himmelslüfte kosen.

Im smaragdnen Wiesengrund
Funkeln atmende Juwelen,
Düfte haucht der Blumenmund,
Einen Gruß zum Sonnenrund,
Einen Gruß von Sonnenseelen.

Sonnenseligstes Juwel
Ist des Auges klarer Spiegel.
Ihm durch göttlichen Befehl
Öffnet ohne Hehl und Fehl
Sich des Lebens Schrift und Siegel.

Augen, die die Schönheit schaun,
Füllt mit jedem Atemwinken
Ihrer Wimpern froh Vertraun.
Selbst auch wirkend mitzubaun,
Mut aus all dem Licht wir trinken.

Digitized by Google

Der Heilige: Augen . . .
Wie schön, wie sanft es klingt! —
Um alles Leid aus euerm Lied sich schlingt
Ein weich Gespinst von zarten Schleiern.
Und wie ihr tröstend mich umringt,
Sehnt sich dies Herz, die Botschaft mitzufeiern,
Die von den Sternen ihr zur Erde bringt.
Nur — daß von Augen ihr mir singt . . .
(sich besinnend)
Augen sah ich rührenden Vertrauens,
Sah sie hin und her geschäftig gehn,
Gläubig suchend ihre Weide,
Unschuldshelle, lebende Geschmeide —
Plötzlich sah ich starr, weit aufgesperrt sie stehn,
Spiegel des Entsetzens, jähen Grauens,
Die nur den Feind noch, die den Würger sehn.
Augen — zum Sterben . . .
Spiegel in Scherben . . .
(dringend)
Sprecht, ist in meines Vaters großem Hause,
Wo Wohnung sich an lichte Wohnung reiht,
Bereitet eine stille Friedensklause
Dem ärmsten Tier nach allem Erdenleid?
Daß dort, was einstmals hart ihm ist geschehen
An Angst und Qual und bittrer Todespein,
Als Freudenkelch es siehet vor sich stehen
Und jauchzt verzückt: „Dies alles mußte sein!
Ich ward zerfleischt, zerrissen und zerrieben
Und starb und wähnte, daß es niemand sah,
Nun ward mir alles, alles gutgeschrieben,
Mein letzter Seufzer — ach! auch du bist da!“
Sprecht! könnt ihr diesen holden Trost mir weben
In euren Schönheitsoffenbarungspsalm?
Dann wird mein Herz zur Ruhe sich begeben,
Dann, wie die Sonne trinkt den Tau vom Halm,
Löst von der Wimper ihr die wehe Träne,
Mit der die Wildnis mir das Auge füllt.
(Pause)
Ihr schweigt! der Trost ist eitel, den ich wähne?

Michael (hinzutretend): Die letzten Dinge sind auch uns verhüllt.

Still harren wir, ob wir erkennen lernen,
Indem die Gegenwart wir staunend sehn.
Vernimm! im Feuerspiel der Himmelsfernen
Ist auch ein ewig Werden und Vergehn;
Es kreisen tote bei lebendgen Sternen,
Ein Reigen ist's, in dem sich Leichen drehn.

Digitized by Google

Und wir, ehrfürchtig, wollen Weisheit ahnen,
Daß, wie in winzger Mücken Sonnentanz,
Vernichtung lauert auch auf Sonnenbahnen
Und Tod auch bricht der Himmelsaugen Glanz.

Der Heilige: Und Tod bricht auch der Himmelsaugen Glanz?

Michael: Ein Sterben, ja — doch auch ein jung Erwachen
Von Frühlingssonnen ist, die Hoffnung lenkt,
Ein Weinen, ja — doch auch ein Wonnelachen
Aus Augen, die mit goldnem Licht beschenkt.
Und wir, die im kristallnen See uns baden,
Im Spiegelmeer astraler Herrlichkeit,
Das demanthart uns macht von Gottes Gnaden,
Wir stehn und warten ruhig Seiner Zeit.

Gabriel (hinzutretend): Und deine Zeit nunmehr ist auch
So wende zu den Brüdern deinen Blick. [gekommen.
Nur ihnen kann dein heilig Mitleid frommen.
Und schlimmer, glaube mir, ist ihr Geschick
Als derer, die in diesen Einsamkeiten
Nach regem Leben faßt ein jäher Tod.
Oft sahn sie seinen finstern Schatten gleiten,
Doch ihre Seele litt davon nicht Not.
Erst, wenn den Griff sie spüren seiner Klammer,
Dann gellt ihr sterbensbanger Schmerzensschrei,
Ein voller, aber bald geschweigter Jammer,
Ein Augenblick der Hölle — doch vorbei!
Sie aber, die jetzt deine Brüder heißen,
Ach! wie von Sorgen ist ihr Herz erfüllt,
Wie sie in Ängsten an dem Schleier reißen,
Der gnadenvoll das Kommende verhüllt!
Wie keinen Augenblick sie rein genießen,
Weil in die Gegenwart, die sie umfängt,
Begier und Wünsche nach dem nächsten fließen
Und in der Stunde Glück sich Zweifel mengt.
Und zu der Sorgenlast, was alles dräue
In Monden, Jahren, kommt die andre Pein,
Die rückwärts blickende, die bittre Reue,
Der leere Wunsch: O! könnt es anders sein!
Der Tierheit Fluch liegt auch auf ihrem Fleische
Und an des Weges End im Erdental
Steht, daß den Zoll er auch von ihnen heische,
Der fahle Tod und harrt am Henkerpfahl.
Sie haben ihn von weitem schon gesehen
Und, wenn auch meist mit abgewandtem Blick,
Sie müssen immer näher, näher gehen
Den einen Weg, erfüllend ihr Geschick.
Mühselig wankend und beladen schreiten
Sie ihren Pfad, wie keine Kreatur,
Berufen zwar zu hohen Seligkeiten,

Digitized by Google

Doch um so ärmer, sehnsuchtsbanger nur.
Sei denn ein Führer dieser irren Herde,
Die bald verzagt, bald trotzig sucht ihr Heil.
Das Tier erfüllt sein Dasein auf der Erde,
An jenen hat die Welt der Geister teil.

Raphael: Und sieh auch ihres Edelwuchses Schöne,
Nicht ihre Schmach und Niedrigkeit allein.
Auf Erden schreiten sie als Gottessöhne
Und Gottestöchter wohlgestalt und fein.
Was in dem welterfüllenden Gewimmel
Der Wesen alle, die gebar das Licht,
Was auf dem festen Land, im Meer, am Himmel
Gleicht einem edeln Menschenangesicht?
Du lächelst, weil ich viel zu schwach es sage,
Weil dich ein seliges Erinnern bannt:
Du hast am ersten deiner Erdentage
Im Blick der Mutter höchste Huld erkannt.
Sie ließ dich Göttlichkeit im Menschen schauen,
Nie mehr verloren geht das heilge Bild,
Lebt fort auf Erden in holdselgen Frauen,
Wie ewig sich verjüngt das Lenzgefild.
Aus klaren Himmelsaugen leuchtet Güte,
Sanft lächelt gnadenvoll ein süßer Mund,
Von reinen Stirnen weht's wie Maienblüte,
Und wer sie schaut, dem wird das Herz gesund.

Im Felsental des Todes ging, im dunkeln,
Ein Wanderer den bangen Pfad allein,
Da sah ein goldbesponnen Haar er funkeln
Ein seiden wallendes am Felsgestein.
Und plötzlich wußt er, frei vom Todesbangen,
Daß nun geadelt auch die Schattenwelt.
Denn goldne Schönheit war den Weg gegangen.
Wohl dem, der ihren Spuren sich gesellt!

Zu deinen Füßen auch, wenn sie nun wallen
Im Staube, da du zu den Menschen kehrst,
Mag eine Last von goldnen Haaren fallen,
Der du den frommen Liebesdienst nicht wehrst.
Da wirst du wissen: „Solche zu gewinnen,
Die irren können, ward ich ausgesandt;
Mein sind die Sünder und die Sünderinnen!"
So gehe denn; du hast es schon erkannt.

Der Heilige: Ich folg euch, schöne hohe Himmelsboten.
Doch laßt mich Abschied nehmen hier zuvor,
Abschied von den Lebendgen und den Toten,
Die ich gefunden kaum und schnell verlor.
(an den Rand des Berges tretend)

Digitized by Google

Da unten liegen sie im dunklen Grunde,
Der doch nicht dunkler ist, als ihr Geschick,
Und Erdenstunde geht um Erdenstunde
Hoch über sie hinweg wie jetzt mein Blick.
Nicht eine, die am Kerkergitter rüttle,
An das sich ihre Dumpfheit drückt und drängt,
Nicht eine, die den Baum des Lebens schüttle,
In dem ihr armes Schicksal schwebend hängt.

Auch mir ward Kraft zu solchem nicht verliehen.
So lebt und sterbt denn wohl, so gut ihr könnt!
Und muß fortan ich andre Bahnen ziehen, —
Bei euch zu lernen war mir doch vergönnt.

Ihr lehrtet eines mich, ihr schlichten Guten:
Sich selber treu sein und unschuldig bluten.

Rundschau

Religiöses Leben

Einige Geschenkwerke aus dem religiösen Lebensgebiete

Walter Pater führt die Renaissance auf die allgemeine Erregung des Menschenherzens zurück, für die er als erstes Denkmal das Fabliau von der Liebe des Aucassin und der Nicoletta hinstellt. Dies paßt nun zu seiner allgemeinen Anschauung von der Antike als der alleinigen Anregerin der Renaissance recht wenig. Auf eine tiefgehende Erregung des Menschenherzens haben andre den Menschen der damaligen Zeit näher liegende Faktoren stärker eingewirkt. Und erst in der durch sie geschaffenen Erregung hat jene Zeit sich dann der antiken Anregungen so lebhaft zu bemächtigen vermocht.

Wer sich einen Eindruck von der Glut verschaffen will, die aus ganz andrer Richtung her die Gemüter ergriffen hatte, der lese die Fioretti, von denen wir neulich gesprochen haben (Kw. XXIV, 14). Fast noch authentischer, nämlich heißer und unmittelbarer in das Entquellen hinein führt der Sonnengesang des heiligen Franziskus, jener klassische Hymnus, in dem die weite Natur als Bruder und Schwester in das erregte Menschenherz einbezogen wird. Oder gar die von Leidenschaft zitternden Lieder des seliggesprochenen Franziskanerbruders Jacopone von Todi. Der Sonnengesang und zwei sehr merkwürdige und charakteristische Lieder Jacopones sind in guter Übersetzung in prächtigem Geschenkband bei Diederichs erschienen.*

Fast wie in einem kostbaren Reliquienschrein liegt das Buch in seinem pergamentenen Schutzdeckel. Der Titel, der in sehr schöner gotischer Schmuckschrift auf einer

* Die Lieder des heiligen Franziskus. Übertragen von J. F. H. Schlosser, geschrieben von Rudolf Koch und in 400 numerierten Exemplaren vervielfältigt. In rote chinesische Seide gebunden 30 Mark. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Digitized by Google

glühend roten chinesischen Seide steht: „Die Lieder des heiligen Franziskus“ ist, wie wir sahen, nicht wörtlich zu verstehen. Die etwa fünfundsechzig Seiten sind nicht gesetzt, sondern die Schrift ist gemalt und als Holzschnitt abgedruckt. Nichts, das wie äußerlich dazu getaner Zierat wirkt. Nicht einmal Bilder oder Ornamente. Es ist als habe ein sehr kostbarer und heiliger Text sich sein Gewand selbst gewoben.

„In Glut mich Liebe senkte
In Glut mich Liebe senkte“

beginnt der erste Gesang Jacopones, so schließt er auch. Der zweite beginnt:

„O Lieb, aus Liebe künde
Warum mich so verwunden?
In Liebesglut geschwunden
Mein Herz und all mein Leben!“

Darauf ein ganz alles Maß sprengender Ausfluß der glühendsten Liebe, die in Schmerz übergeht. Ganz die Stimmung, die die Fioretti atmen, nur wilder und unmittelbarer. Der Gesang verläuft dramatisch. Die Seele weiß sich nicht zu fassen,

„Himmel und Erde läßt den Ruf erschallen,
Die weite Schöpfung hör ich schrein:
O Liebe!“

bis sie in Gefahr gerät, vor Weh irre zu reden:

„Stumm red ich, flieh und Bande mich umfangen,
Mich stürzend steig ich, bind und bin gebunden,
Steh außen drinnen, fang und bin gefangen,
Maßloser Liebe Bangen,
Was raubst du mir die Sinnen?
In solchen Flammen drinnen
Erstirbt mir Herz und Leben.“

Die Liebesklage geht in Anklage über. Auf diesem Höhepunkt erscheint der Geliebte selbst wie den allzu wütenden Sturm beschwörend, darnach das Wallen und Wogen wieder einsetzt, nach kurzer Sänftigung wieder um so stärker aufschäumend. Die letzten sechs Strophen fast jede Zeile mit einem doppelten Anruf: Lieb Liebe beginnend.

Dies ist es, was man die allgemeine Erregung des Menschenherzens nennen kann!

Es hat sich gewiß mit jener ersten italienischen Renaissance ähnlich verhalten wie später mit der deutschen, als aus dem brünstigen Stammeln des Pietismus, dem ganz ähnliche Töne entstürzen wie dem Franziskaner Jacopone, der Goethesche Geist aufsteigt, erst noch selbst wie trunken — der Überschwang der ersten Briefe, Werthertstimmung, noch Bekenntnisse einer schönen Seele im Wilhelm Meister — lebensvoll durch und durch, bis die Antike ihn faßt und zum Epigonen macht, wie sie jene erste Renaissance faßte und zur Epigonenzeit machte.

Ich rechne den Faust mit gutem Bedacht in das gleiche religiöse Lebensgebiet.

Wie da die kleinbürgerliche Liebesgeschichte sich auswächst, erst im kleinsten Rahmen doch alle Schrecken und Seligkeiten des Schicksals durchkostend. Das alte Volksmärchen — „ein altes Märchen endigt so, wer heißt sie's deuten!“ — und der feierliche Kirchengesang des Dies irae, die Engel und die Dämonen, der ewige Herrgott, der Alte, und der Teufel. Aber über Wissenschaftstreben, Magie und das künstlerische Erleben zweier Kulturen führt es bis zu aller Weisheit letztem Schluß.

Was andres ist Religion, wenn nicht dies tiefgefühlte Einfügen seines kleinen Lebens- und Schicksalskreises in das unendliche Welt- und Alleben! Es ist daher nicht

Digitized by Google

zu verwundern, wenn es Leute gibt, die den Faust gebrauchen, wie man die Bibel braucht.

Ich kenne jemanden, den ein braver Aktenmensch einen geschlagenen Nachmittag über mit oberbehördlichen Siebenweisheiten und unterbeamtlichen Kontraschlauheiten unterhalten hatte. Als er endlich aufgebrochen war, nahm der noch ganz betäubt Zurückgebliebene ein kleines Büchlein aus seinem Schrank, in dem er auf eine unscheinbare Art einige Lieblingsdichtungen hatte zusammenbinden lassen, und ging in den Wald an den See, um dort den Rest des Tages über im Grase zu liegen, Faust lesend, und am Ende im Abenddunkel zurückzukehren mit dem erlösten Gefühl: was geht ihr mich eigentlich an!

Wer den Faust so nahe an der Bibel empfindet, dem wird es gewiß eine Freude sein, ihn einmal nach Art guter alter Bibeln, voluminös und kostbar gedruckt zu sehen.* F. H. Ehmcke in Düsseldorf hat eine derartige Ausgabe bei Diederichs erscheinen lassen und in einem ausführlichen Aufsatz in der Zeitschrift für Bücherfreunde ihre Grundsätze erläutert. (Der Verlag wird gewiß der Ausgabe auf Verlangen den Ehmckeschen Aufsatz im Sonderdruck beilegen.) Er ist sehr lesenswert für jeden, der sich für künstlerischen Buchdruck interessiert. Man kann viel über diese Frage aus ihm lernen. Und es ist sehr bedenksam, zu sehen, wie viele Fragen technischer und allgemein künstlerischer Art eine solche Ausgabe zu lösen und wieviel Schwierigkeiten sie zu überwinden hat, die der Betrachter des fertigen Buches nicht mehr ahnt.

Es ist dabei viel Vollkommenheit herausgekommen. Schon allein diese geschlossene schwarze Säule, von keinen dazwischen gedruckten Personennamen häßlich unterbrochen, — wie sehr entspricht sie wie der Goetheschen Behandlung des deutschesten aller Verse, so dem ehernen Schritt des Schicksals, dessen Lied hier ertönt.

Diederichs hat dem Faust in ganz ähnlicher Ausstattung die vier Evangelien folgen lassen.* Es hat einen eignen Reiz, die vertrauten Geschichten in den steilen und sozusagen gepanzerten Reihen alter, guter Buchstaben durch Verszählung noch unzerhackt an sich vorüberschreiten zu sehen. Es mag schon richtig sein, daß die Erforschung der Texte nicht selten recht wesentliche und für den Inhalt bedeutsame Verbesserungen der Lutherschen Übersetzung erlaubt hat. Wem es auf den wirklichen genauen Sinn der Texte ankommt, der wird unter allen Umständen ein modernes gelehrtes Bibelwerk zu Rate ziehen müssen, denn auch mit einer wörtlichen und genauen Übersetzung ist das rechte Verständnis dieser alten Texte nicht hinreichend gesichert. Wer aber das Kunstwerk unsrer

* Goethes Faust. Teil I und II. Folio. In alter Fraktur gedruckt bei Drugulin-Leipzig. In Pergament gebunden 20 Mark. Jena, Diederichs. Der typographischen Anordnung des Textes liegen bestimmte künstlerische Prinzipien des ausführenden Künstlers F. H. Ehmcke zugrunde.

* Die vier Evangelien: Markus, Lukas, Matthäus, Johannes in der Übersetzung von Luther. Durchgesehen von Heinrich Weinel. Gedruckt nach Angabe von Rudolf Koch in den Typen seiner Schrift durch die Offizin von F. A. Lattmann in Goslar. Jena, Diederichs. Preis in Leder 30, in Originalleinwand 20 Mark.

Digitized by Google

Sprache genießen will, das der Luthertext* darstellt, dem ist diese schöne Geschenkausgabe zu empfehlen. Ein allerglücklichster Griff ist die Umstellung der Evangelien, durch die der Markus an die erste Stelle gerückt ist. Erst so entfaltet sich das Kunstwerk der Evangelien in seiner vollen Schönheit. Der knappe, strenge und an den andern Evangelien gemessen selbst dürftige Markus, dennoch voller gezogener Kraft wie ein Blütenstengel, der noch alle Pracht verborgen in sich hat, dann die mittleren Evangelien mit den reichen Kindheits- und Auferstehungsmythen, überall voll der kostbarsten Herrenworte, schließlich dieses ganze Leben in Farben und Bluht ausbrechend in der Johanneischen Jesusdichtung. Der Einband in Pergament mit Schließen und einem Emblem in Gold, das vornehme Zurückhaltung und Pracht der Linienführung vereinigt.

Bonus

Zur religiösen Krisis

von Artur Bonus. Selbstanzeige**

Man pflegt sich, wenn man über Religion verhandeln will, zur Unterstützung auf allerlei Wissenschaft und Philosophie zu berufen. Ich betrachte diese wissenschaftliche und philosophische Entwicklung als nur ganz entfernte Folge der eigentlich religiösen Umwandlung, die sich in uns vollzogen hat. Und ich glaube, daß die Religion dieser Unterstützung nicht bedarf, die vielmehr ihre reine Ursprünglichkeit gefährden und fälschen kann. Ich habe meinerseits versucht, die religiöse Entwicklung, die sich zu vollziehen anschickt, rein aus sich selbst darzustellen. Ich hoffe damit der religiösen Vertiefung zu dienen.

Man nehme an dem Ausdruck „Mythos“ keinen Anstoß. Ich verstehe darunter eine mehr oder minder rein religiöse Aussprache im Gegensatz zu aller philosophischen und pseudowissenschaftlichen Verballhornung der Religion. Es ist also durchaus im Sinn meiner Darstellung, wenn man statt „Mythos“, falls einem das Wort nicht gefällt, „religiöse Wahrheit“ oder „religiöse Erkenntnis“ oder „religiöse Aussprache“ setzt. Das Wort Mythos hat den Vorzug, kürzer zu sein und daran zu erinnern, einmal, daß die authentische religiöse Aussprache nicht in Analogie zur wissenschaftlichen oder philosophischen, sondern zur künstlerischen Aussprache steht, und anderseits den damit zusammenhängenden Vorzug, die Verwandtschaften der religiösen Wahrheit richtiger zu bezeichnen, als es ein Wort wie Erkenntnis tun würde, bei dem die Menschen unsrer Zeit immer an etwas Rationelles denken. Dagegen steht nur der Nachteil, daß man bei dem Wort Mythos leicht an freie Dichtung ohne Wirklichkeitsgewähr denkt. Aber diese Meinung, die Meinung, es gäbe nur wissenschaftlich feststellbare Wirklichkeit, ist überhaupt der Grundgegensatz gegen jede Religion.

* Ich persönlich habe allerdings bedauert, daß der Luthersche Text nicht ganz in der alten Fassung gegeben ist, sondern wie in den andern Bibelausgaben, der Sprache unsres Jahrhunderts angepaßt. A

** Bücher ständiger Mitarbeiter werden im Kunstwart nicht besprochen, wir bringen dafür Selbstanzeigen. Die neuen Bonusschen vier Bände „Zur religiösen Krisis“ heißen: „Zur Germanisierung des Christentums“, „Religion und Fremdkultur“, „Religiöse Spannungen“, „Vom neuen Mythos“. Sie kosten je 3 Mark und sind bei Dieterichs in Jena erschienen.

Digitized by Google

Was den ersten Band angeht, so bitte ich, den Titel von der „Germanisierung des Christentums“ nicht kleinlich aufzufassen. Ich konnte ihn, da er meinen Arbeiten einmal anhaftet, nicht einseitig ablösen. Er hat auch sein Gutes. Jeder, der das religiöse Leben und den es aussprechenden Mythos natürlicher haben will, wird sie bewußt oder unbewußt eben germanisch statt römisch, griechisch oder orientalisch haben. Weshalb sollte man diesen Gesichtspunkt nicht einmal etwas kräftiger betonen? Daß aber anderseits die Religion und ihre Aussprache, wie sie zurzeit sind, ob mit Recht oder Unrecht, Christentum jedenfalls genannt werden, läßt sich nicht weiter bestreiten. Ob im übrigen das, was bei dem Umschöpfungsprozeß herauskommt, noch Christentum zu nennen sein wird, lasse ich ausdrücklich unerörtert, — und zwar, weil es völlig gleichgültig ist. Wahrhafte Religion ist letzterdings nie etwas Historisches, das es nötig wäre mit einem historischen Namen zu benennen oder auch eines bestimmten historischen Namens zu entkleiden.

Der zweite Band verfolgt die religiöse Krisis auf das Gebiet der Gesamtkultur und im besonderen auf das der Schule. Der dritte lenkt auf das religiöse Gebiet zurück, um die Krisis von verschiedenen Seiten her näher zu beleuchten. Der vierte Band versucht die Tendenz der religiösen Entwicklung unsrer Zeit zu prognostizieren. Er versucht aufzudecken, was an Keimen eines neuen Mythos die Gegenwart enthalten möge.

Die ersten drei Bände sind aus Essays erwachsen, von denen einige an sehr entlegenen Stellen erschienen, manche, besonders im dritten Band, noch ungedruckt blieben. Der vierte ist eine neu geschriebene zusammenhängende Erwägung.

Artur Bonus

Bücher als Geschenke

Versuch einer Laienberatung

Je schneller in den letzten Jahren teure oder billige Ausgaben altbekannter Werke mit immer neuen preislichen Eigenheiten einander folgten, um so stärker wurde der Eindruck: wir Deutschen sind allmählich ein recht wohlhabendes Volk geworden, das ein ihm liebgewordenes Werk nicht nur lesen und besitzen will, sondern es auch in einer Ausgabeform bevorzugt, die durch Schönheit und Selbstwert ein gewisses Wohlgefühl vermittelt, — man bezahlt nun auch für dergleichen Liebhaberei schon ganz erhebliche Preise. So war eine im Jahr 1909 erschienene Ausgabe des Faust, die dreißig und später vierzig Mark kostete, zum Erscheinungtermine bereits vergriffen. Das gibt zu denken. Natürlich hat eine ganze Reihe von Künstlern dieses Arbeitfeld sogleich beackert, und seit den Tagen des beginnenden „Buchschmucks“, von dem man heute nicht mehr so gern spricht, ist keine Einzelheit der Buchherstellung der künstlerischen Prüfung entgangen. Papier des Buches und des Einbandes darf der Buchkünstler wählen, auch die Wahl der Type steht ihm frei; nicht minder hat er in die Technik des Bucheinbandes und die Anordnung des Satzbildes dreinzureden, von seiner Selbstherrlichkeit auf dem Gebiete des Schmuckes ganz abgesehen. Die Namen bevorzugter Buchkünstler sind heut in gewissen Kreisen wohl ebenso bekannt wie die der meistgenannten Dichter. Arm in Arm mit Gerhart Hauptmann fordert E. R. Weiß sein Jahrhundert in die Schranken.

Digitized by Google

Wenn wir nun hier eine kleine Auswahl von Erzeugnissen dieser neuen Bestrebungen gerade jetzt besprechen, wo der Brauch der Weihnachtgeschenke eine Beratung doppelt erwünscht macht, so muß mehreres vorausgeschickt werden. Verhältnismäßig gleichgültig würde uns diese ganze Bewegung erscheinen, wenn sie sich als rein kunstgewerbliche Einzelpraxis für Luxuszwecke allein darstellte. Aber, soviel auch natürlich noch Teures und Snobistisches hergestellt wird, es ist doch ganz unzweifelhaft eine Tendenz da, buchkünstlerisch Gutes auch billig zu geben. Je weiter die Kreise sind, denen sich das künstlerisch gearbeitete Buch anbietet, um so mehr wird man natürlich alle fühlbaren Subjektivitäten, Extravaganzen, Auffälligkeiten als störend empfinden. Was ein Künstler für dreihundert Mark für seine Freunde herstellt, unterliegt anderen Bedingungen als eine auf großen Absatz zielende Verlagpublikation für drei Mark. Ein Berater mag sich für seine Person noch so sehr für eine van de Veldesche Höchstleistung an Wunderlichkeiten begeistern, er muß wissen, daß wenn er sie rückhaltlos empfiehlt, er einem Publikum einen schlechten Dienst leistet, das in seiner großen Mehrheit seine esoterische Freude unmöglich teilen kann. Und das sollten auch die Künstler nicht übersehen: sehr viele von jenen mit bitterer Strenge aufgestellten Forderungen an ein „einwandfreies" Buch sind schlechterdings nur ihnen verständlich, gehen nur sie an, entstammen Bedenken oder Anforderungen, die sich erst aus jahrelangen Erfahrungen und sehr subjektiven Begabungen bei Leuten entwickelt haben, die vor allem Augen-Menschen sind. Kann unter solchen Umständen ein Künstler für sich in Anspruch nehmen, daß er selbst ein normales Lesergefühl gegenüber einem Buch mitbringe?

Es ist noch so, und der Himmel gebe, daß es so bleibe: Käufer und Leser schaffen sich Bücher an, um das darinstehende Werk mit möglichst großem Gewinn zu lesen, möglichst gesammelt, möglichst wenig gestört und, vielleicht auch noch, von dem spezifischen Wohlgefühl als Ergebnis einer sinnvollen Buchausstattung höher gestimmt. Was dagegen an buchkünstlerischen Arbeiten doch noch immer wieder wenngleich in abnehmendem Maße peinlich bemerkt wird, ist die Überschätzung des Buchäußeren, das Tüfteln und sichtbar verstimmende Experimentieren in einer Angelegenheit, die für den Leser, der beim Werke weilen will, ihren Zweck am besten erreicht, wenn sie sich möglichst unbemerkbar macht. Was also gute Arbeit, gutes Material, Unaufdringlichkeit und eine künstlerische Gesamtgestaltung mit einigermaßen billigem Preise verbindet, erscheint uns als das Wertvollste, auch wenn irgendeine Forderung höchstempfindlicher Augen unerfüllt bleibt. Was freilich ein billiger Preis ist, darüber wird gestritten werden. Man möge, wenn beträchtliche Markzahlen genannt werden, nicht übersehen, daß auch hohe Preise „billig" sein können, falls Vortreffliches dafür geboten wird.

Die neueren mehr oder minder vollständigen Bibliothekausgaben der Klassiker im weitesten Sinne zeigen die sowohl literarisch wie buchkünstlerisch löbliche Absicht, das Satzbild von allen entbehrlichen Zutaten zu befreien, die nicht vom Schöpfer selbst stammen, also vor allem von Anmerkungen, Zeilenzahlen und ähnlichen philologischen Überbequemlichkeiten. Was die Ausgaben des Bibliographischen

Digitized by Google

Instituts und Hesses, die in andrer Hinsicht ihre Verdienste haben, in dieser Hinsicht noch ohne Not tun, das kann wohl selbst wenig empfindliche Leute schon recht beträchtlich stören. Von neueren drängt die „Goldene Klassikerbibliothek", die ihnen im ganzen Gehaben noch nahesteht, bereits diese äußerlichen Hemmnisse zurück.

Als Erzeugnisse eigentlich buchkünstlerischen Strebens bieten sich jedoch erst die Ausgaben jüngerer Verlagsanstalten an, denen zumeist wissenschaftliche Ziele und die Neigung zur raschen „Vervollständigung" der Klassikersammlung fernliegen. Die sogenannte „Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe" des Insel-Verlags, die eigentlichen Insel-Ausgaben und die Tempel-Ausgaben sind damit gemeint. Alle drei haben den ruhigen Charakter der Zurückhaltung und Schlichtheit, den wir von vornherein als wünschenswert bezeichneten. Der Anmerkungen entbehrt zwar etwa die Insel-Ausgabe nicht, aber sie stellt sie an den Schluß. Als reine Textausgabe ziehe ich für mein Teil die „Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe" allen andern vor. Ein kleines handliches Format, ganz dünnes Papier mit fast ausfüllend großem ruhigem Satzbild in Antiquabuchstaben und biegsamer Einband in dünnem einfarbigem Leder kennzeichnen sie als verwandt den bekannten englischen Handbibliotheken. Wünschen möchte man, daß diese Ausgabe schneller fortschritte: es gibt bislang nur Schiller, Körner (warum ihn gar so früh?), Schopenhauer und einen Teil von Goethes Werken in dieser Form. Sehr vieles andere möchte man noch so zur Hand haben. Besonders empfiehlt die Bände noch ihr billiger Preis. Bei durchschnittlich 600 bis 1000 Seiten kosten sie 4 bis 7½ Mark. Man kann etwa Goethes Prosa in zwei Lederbänden zu 11, die Dramen in drei einzelnen Bänden zu 17½ Mark kaufen. Eine Ausgabe in biegsamem Leinen ist noch billiger; Schopenhauers Werke in 5 Bänden kosten da 20 Mark. Der „Tempel-Verlag" überrascht zunächst durch eine eigne Type, eine Art Kompromiß zwischen Antiqua und Fraktur. Man gewöhnt sich rasch an sie, und die ebenfalls einfach gehaltenen (steifen) Bände wirken im ganzen sehr vornehm und ruhig. Auf der gewöhnlich stark- aber einfarbigen Leinwand des Bandes ist nur der Rücken mit etwas Gold bezeichnet. Der Preis von drei Mark für den Band ist sehr niedrig, zumal die Bände einzeln käuflich sind. Solche „edle Ware" hätte man noch vor zehn Jahren nicht für das Doppelte erwartet. Der Tempel hat bisher Heine (vollständig), Schiller, Kleist, Uhland und Goethe gebracht, dazu das Nibelungenlied in Urtext und Übersetzung von Simrock. Die Dichter-Ausgaben enthalten zum Teil auch in je einem Band Biographien mit Briefstellen.

Im Insel-Verlag erscheinen ebenfalls erstaunlich billige Ausgaben verschiedener Alterer (Kleist, Heine, Lenau), die einen ruhig vornehmen Eindruck machen und teilweise wissenschaftliche Vorzüge aufweisen. Seine (von O. Walzel mit einem ungemein tiefdringenden Essay eingeleitete und von ihm herausgegebene) Heine-Ausgabe beispielsweise (10 Bände zu je 3 Mark) dürfte berufen sein, alle andern aus dem Felde zu schlagen. Als ein Kuriosum erfreulichster Art sei eine von R. Steigs Kennerschaft besorgte Auswahl aus Arnims Werken genannt, deren drei statt-

Digitized by Google

liche Pappbände nur drei Mark kosten.

Von den Einzelausgaben hervorragender Dichtungen sind einige in Sammlungen zusammengefaßt. Von diesen erscheint die „Pantheon-Ausgabe“ des Verlages S. Fischer in kleinen fast quadratischen Bändchen, deren roter Lederband biegsam ist. Sie glänzen in ihrem schmucken Gewande mit dreiseitigem Goldschnitt und gelegentlicher Rückenpressung ziemlich auffallend; leider sind einige Bücher sehr dick trotz der Teilung der Werke in mehrere Bände, eine kaum vermeidliche Folge des angenehm weiten Druckes. Im ganzen ist die Pantheon-Ausgabe dennoch wirklich empfehlenswert (Preis des Bandes 3 Mark, letzte Erscheinungen: Chamissos Schlemihl, Heines Atta Troll, Lenaus und Rückerts Gedichte).

Amelangs kleine Taschenausgaben werden manche Buchkünstler wohl überhaupt nicht zu den buchkünstlerischen Leistungen rechnen. In der Tat ist die unorganische Ornamentpressung auf hier stillos wirkendem Rippenpapier nicht gerade schön, und die neuerdings eingedruckten Verlaganzeigen widersprechen auch dem Feingefühl. Vielleicht entschließt der Verlag sich endlich, auf derlei Veraltetes zu verzichten, nachdem er schon eine Reihe Leder-Ausgaben ohne Ornamentik gebracht hat. Diese gehören zum Angenehmsten ihrer Art. Dünn und leicht — das sind die Stichworte, von denen das zweite eine Art Vorrecht des Verlags zu bedeuten scheint. Faustausgaben, Heine, Shakespere und andres bekommt man da in höchst anmutender Form, einfach in Glanzleder oder matt, und weich wie ein gebügeltes Damentaschentuch. Billig sind alle diese Ausgaben, über die man als Käufer sich zunächst einen Prospekt kommen lassen muß, um Bescheid zu wissen. Bei den freien Einzelausgaben ist nun das eigentliche Feld für intim auf den Gegenstand abgestimmte Leistungen, und allerlei charakteristische Unterscheidungen kennzeichnen verschiedene Auffassungen. Vom Faust zum Beispiel wird man leicht drei Dutzend Einzelausgaben und gewiß darunter ein Dutzend in ihrer Art empfehlenswerte zusammenbringen. „Mein Faust“, so überschrieb F. H. Ehmcke nicht eben bescheiden einen langen Aufsatz, in dem er die zahllosen Schwierigkeiten der künstlerischen und technischen Herstellung einer würdigen Jubel-Faust-Ausgabe interessant darlegt. Das Ergebnis seiner Bemühungen, im Verlag Diederichs in Jena erschienen (20 Mark), läßt von den Schwierigkeiten leider noch manches nachklingen im Anblick gewisser Absichtlichkeiten. Eine im wesentlichen auf kräftige und wirklich schöne Fraktur gestellte Ausgabe sollte außen nicht mit Antiquatitel paradieren und noch weniger das moderne Warenhauszeichen für und: & aufweisen. Auch die Angst vor ein wenig freiem Raum im Satzbild scheint uns aus Überempfindlichkeit geboren und mindestens mit einem ganz ausdruckslosen Spiralornament — unmittelbar nach der „Stimme von oben“ — wenig glücklich beschwichtigt. Dennoch lobt dieses Werk den Meister, und der erste Eindruck des in stattlichem Pergament gewichtig einherschreitenden, mit starkem Druckbild sozusagen ernst und volltönig redenden Buches vermittelt etwas von dem Würdegefühl, das wir von einer Monumentalausgabe des Faust gerade erwarten. Verwandt ist ihr die Ausgabe der vier

Digitized by Google

Evangelien von Rudolf Koch (derselbe Verlag und Preis), die aber buchtechnisch weniger Schwierigkeiten bot und darum leichter zu der abgerundeten innerlich-äußerlichen Vollendung gedeihen konnte, in der sie jetzt vorliegt. Das ist wirklich eine Luther-Bibel voll Kraft und wenn das vom unbelebten Gegenstand gesagt werden kann, voll Selbstbewußtsein! Die gesamte Heilige Schrift, auch die Apokryphen, gab Georg Müller in vier Bänden (kart. 20 Mark, in Halbfranz gebunden 30 Mark) des ungewöhnlichen Formats 13×23 cm heraus, in einer Ausstattung von Paul Renner, die, von vielen ähnlichen Bänden bekannt, wenig individuell und ausdrucksvoll anmutet; die Ausgabe entbehrt durchaus des starken und charakteristischen Eindrucks von Diederichs' Evangelien, aber sie war einmal ein Bedürfnis: der gebildete Laie ohne besondre Andachtgefühle brauchte für Gebrauch und Haus eine wohlanständige, handliche, vornehm wirkende Bibel wie diese. Sie bringt nichts als den laufenden (!) Text mit ganz klein hineingedruckten Verszahlen und diesen in moderner Fraktur. Die Bibel rückt in dieser Ausgabe in die allgemeine Bücherei des Bücherliebhabers, wenn schon an die Stelle, wo die „guten" Bücher stehen — und das hat seinen historischen und seinen Liebhaber-Sinn.

Eine Art Genießerluft weht um die Monumentalausgaben des Nibelungenliedes (36 Mark) und des Gudrunliedes (33 Mark), die Hans von Weber herausgab. Auf großen Blättern (39×29) nichts als je sieben Strophen in ganz einheitlicher alter Fraktur und die Seitenzahl, überall reichste Fülle des edlen Papiers — Pergament, Bütten, Hadern —, wie einladend zu sinnendem Verweilen bei den Eigenheiten des mittelhochdeutschen Textes und den Schönheiten der Dichtung. In ihrer völligen Schlichtheit bei edelstem Material erfüllt diese Ausgabe die vorhin aufgestellten Forderungen schlechthin ideal.

Goethes Werke, die in allen erdenklichen Gewandungen und Auswahlen angeboten werden, noch einmal neu aufzulegen, erscheint zunächst als ein Wagnis. Ohne das Hilfsmittel der Subskription wird sich auch kaum ein Verleger zu diesem Risiko finden. Nun hat es Georg Müller verstanden, die Gefahr zu beschwören: seine Propyläen-Ausgabe setzt sich durch. Sie wird aus 40 Bänden bestehen, deren jeder kartoniert 5, in Leinen $6^1/_2$, in Halbleder 8 Mark kostet. Der Gedanke war glücklich, war angesichts der zahllosen systematisch angeordneten Ausgaben wert, einmal versucht zu werden: das Riesenwerk dieses ganzen großen Lebens in biographisch-chronologischer Folge darzubieten. Schon das gibt dem Werk einen Liebhabercharakter; es lenkt um ein weniges vom einzelnen Dichtwerk ab und auf den Menschen hin, wenn man nebeneinander Briefe und Äußerungen, Gedichte, Rezensionen usw. findet; jedermann kennt Goethes Leben genug, um die Situation einigermaßen richtig einzuschätzen, und so kann sich eine innigere Versenkung in dieses Lebenskunstwerk anbahnen, als die von trivialen Biographen vermittelte. Da überdies die Bände in jeder Hinsicht (mit dem dunkelblauen, leicht goldgerandeten Leib mit grünem Schnitt und dem großen Lexikonformat bei geringem Gewicht und gefälligem Unger-Fraktur-Satzbild) einen vornehmen und wohltuend beruhigenden Ein-

Digitized by Google

druck machen, so erscheint die Ausgabe als eine der edelsten Gaben für den echten Liebhaber. Drei Supplementbände (20 und 22 Mark) enthalten Bildkünstlerisches zu Goethes Leben, ein erster stattlicher Band die erreichbaren Bildnisse Goethes; er lädt förmlich ein zu sinnender Betrachtung, und es ist diese über Auge und Gestalt geleitete gewiß eine der ergreifendsten seelischen Auseinandersetzungen mit dieser Kraft, die von Überschwang und trotzendem Willen zu Bescheidung und Einsamkeit kam.

Den „Werther" unsrer Zeit ganz in der Form moderner Buchkunst darzubieten, würde man vielleicht nicht mehr ganz als zeitgemäße Arbeit empfinden. Um so anziehender wirkt eine kleine, in braunem Leder erscheinende Ausgabe mit wenig Goldzierde; ihr hadrig-dunkles Papier mit dem kleinen Satzbild (210 S.), begleitet von Chodowieckischen Bildern (deren Reproduktionen man nicht allzu genau betrachten darf), geben einen starken Klang vielleicht nicht von der echten aber von unsrer Werther-Stimmung. Das edle kleine Werk ist im Insel-Verlag erschienen, es kostet zehn Mark. Mehr an Zierwerk (dies scheint uns vom Buchkünstler M. Behmer gut empfunden) vertrug der „Westöstliche Divan"; ein stilisiertes Traubengerank als Umschlag des hohen Bandes, Arabesken als Titelzeichnung, edles Bütten, auf jedem Blatt nur ein Gedicht, das ist diesem Werk weiter, lichter Denkweise und weithin fragenden Schauens angemessen (Insel-Verlag, 12 Mark). Man verkennt hier nicht, daß der Buchschmuck einer individuellen Auffassung Ausdruck ist, wenngleich in glücklichem Kompromiß mit dem Charakter des Gedichtes. Anders verhält es sich in Melchior Lechters etwa zwölf starke, aber sehr leichte Lexikonbände umfassenden Ausgabe Shakesperes. Diese Ausgabe bringt die neue Übersetzung Fr. Gundolfs, also eine mühevolle und überaus schätzenswerte Arbeit, vielleicht den deutschen Shakespere dieses Jahrhunderts, mindestens einen, der unserm Bedürfnis nach Urkraft und Eigenwert des Originals so nahekommt wie möglich — ist es da angebracht, ihn in einer Außenform darzubieten, die bis ins Kleinste hinein die ganz individuelle Note eines von kleinem Kreise hochgefeierten, sicher aber der Allgemeinheit fremden Künstlers aufweist? Ich sehe in Lechter einen charaktervollen und zielbewußten Künstler, — nicht einen „Manieristen" schlechtweg — und mir sagt dieser grüne Band mit Goldteilung, dieser schwarze, raumfüllende Antiquadruck in Blätterbandrahmen mit roten Auszeichnungen zu: dennoch vermag ich kein rückhaltloses Ja auf diese Frage zu antworten. Shakespere ist zu groß und vielgewaltig, um in diese Individualverschnürung einzugehn. Wir wünschen also noch eine reine Textausgabe dieses Werks. (Die Bände kosten einzeln in Leinwand 10, in Leder 15, ungeb. 8½ Mark; auf Subskr. 7½; 12½; 6 Mark). Ganz ruhig und vornehm wirkt dagegen eine ebenfalls große, stattliche Ausgabe der wundersam licht gestalteten „Renaissance"-Szenen des Grafen Gobineau, die der Insel-Verlag für 12 Mark verlegt.

Zwei kleine handliche Ausgaben des Georg Müllerschen Verlages weisen die heute viel beobachtete Neigung zum Empire auf. Beide schmeicheln mit zartbraunem Halblederband und weichen Farbtönen dem Bedürfnis nach weich abge-

Digitized by Google

tönter Eleganz. Grimms Märchen werden so in drei Bänden (10, in Leder 15 Mark) zum erlesensten Hausbuch, Eichendorffs Werke in fünf (je 6 Mark) zur Lektüre geschmückter Damen in einem sehnsuchtduftenden Boudoir. Vornehm sind ja beide, zumal Eichendorff sonst kaum in sehr angenehmen Ausgaben vorliegt. Aus Clemens Brentanos Werken mag sich jetzt der Liebhaber eine schöne Auswahl sammeln (Band je $8^1/_2$ Mark), nachdem in Georg Müllers Verlag eine nicht weniger als achtzehnbändige Ausgabe zu erscheinen begonnen hat. Sie ist, was selten genug, gleichzeitig Luxusausgabe in dunkelbraunem Leder und Vorsatzpapier, sehr distinguiert in ihren starken Großoktavbänden, und philologisch geleitet von mehreren bekannten Forschern und sogar die erste vollständige Ausgabe der Werke des einsamen Irrers überhaupt. Vollendet, wird sie ein prächtiges Denkmal von Gelehrtenfleiß und Editorenehrgeiz sein — wie so manche Bücherveröffentlichung von heute. Wann endlich wird der Verlegerwagemut sich auch mit denen verbünden, die nicht nur ausgraben und mumifizieren, sondern verlebendigen wollen? Wann wird nicht nur für die Bücherliebhaber, sondern auch für die Suchenden im Geist mit gleicher Entschiedenheit gearbeitet werden? Das ist, man verzeihe schon, doch die letzte Frage, die sich dringend meldet, wenn man auch nach der andern Richtung Geleistetes freudig und nachdrücklich anerkennt.

Vom Gesellschaftsroman*

Die besseren Unterhaltungsromane pflegen durchweg Gesellschaftsromane zu sein, in dem doppelten Sinn: daß sie einmal „die Gesellschaft", das heißt die obersten Rang- und Besitzklassen der bürgerlichen Welt schildern und zweitens zugleich als Lesestoff für sie berechnet sind, oder wenigstens hauptsächlich für sie und die nächstfolgenden Kreise, für jene Schichten des Bürgerstandes, die zu der „ersten Gesellschaft" idealisierend aufblicken oder mindestens genug Interesse dafür hegen, um die dort spielenden Romane mit Vorliebe zu kaufen.

Es ist hier also der eigentliche Gesellschaftsroman ins Auge zu fassen, der Weltausschnitt, der ausschließlich oder doch im wesentlichen das gesellschaftliche Treiben, die äußeren Zusammenhänge und zeitlichen Einzelerscheinungen umfaßt. Die weniger zahlreichen Romane dagegen, die sich mit derselben Gesellschaft abgeben, ohne sie als Hauptsache zu betrachten, die vielmehr rein dichterisch auf die Vertiefung der einzelnen Charaktere und die neuartige Beseelung der innern Menschheit-Welt-Zusammenhänge ausgehen, werden an andrer Stelle besprochen. Wiederum aber kann, wie beim bessern Unterhaltungsroman, dazu bemerkt werden, daß es zwischen dem ausgesprochen dichterischen und dem ausgesprochen gesellschaftlichen (oder unterhaltenden) Gesellschaftsroman viele Übergangserscheinungen gibt, vielartig schattierte Mischwerke, die es oft schwer und zuweilen unmöglich machen, klipp und klar festzustellen: dies Buch gehört entschieden ins Dichterische oder entschieden ins Gesellige.

Unser Gesellschaftsroman läßt sich, wie der „bessere Unterhaltungsroman", gut mit dem kunstgewerblichen Erzeugnis vergleichen. Das Kunstgewerbe erfordert weniger see-

* Als Probe aus dem „Literarischen Jahresbericht des Dürerbundes".

Digitized by Google

lisch schöpferisches als technisch anordnendes Vermögen, mehr Sinn und Geschmack für äußere Formung als Kraft für innere Gestaltung. Das gilt im Grund gleichmäßig vom erzählenden wie vom raumschmückenden Kunstgewerbe. Das Mitwirken seelischer Kräfte ist selbstverständlich bei beiden deswegen nicht ausgeschlossen. Im Gesellschaftsroman können sie sich unmittelbarer ausdrücken als im greifbaren Kunstgewerbe, weil des Romans Material das allerkostbarste, die Sprache, ist — dasselbe, womit in der Dichtung auch die allerreinste Kunst sich ausdrückt. Trotzdem kann die Ähnlichkeit nicht wohl bestritten werden.

Beide haben hauptsächlich die Bestimmung, Kunst dem bürgerlichen Leben dienstbar zu machen. Beide sind ohne den Zweck der praktischen Verwertbarkeit schließlich nicht denkbar und würden ohne ein lebenskünstlerisch gerichtetes Publikum nicht da sein. Auch die nichtangewandte Kunst, freie Bildkunst wie freie Dichtkunst, geht allerdings, ihren inneren Gesetzen folgend, auf eine Wirkung aus. Doch ist dies nicht die Wirkung des Kunstgewerbes, die zunächst auf vermehrte Lebensannehmlichkeit gerichtet bleibt; sondern die geheimnisvolle Wirkung des künstlerischen Erlebnisses, die Übertragung seelischer Bewegtheit vom Künstler auf den Betrachter oder Leser, vermittelt durch die Enthüllung neuer Lebensgesichte.

Im übrigen handelt es sich bei dieser Gegenüberstellung nicht um Vergleichen und Verurteilen; nur um Kennzeichnen und Auseinanderhalten. Redliches Kunstgewerbe ist ohne Zweifel eine achtbare Sache. Besonders von der gesellschaftlichen Wirklichkeit aus gesehn: es hilft unsern täglichen Wandel vor Unkultur — mindestens vor Unzivilisiertheit schützen. Tüchtige Gesellschaftsromane werden wohl immer verlangt werden, mag die literarische Mode sich ändern, soviel sie will. Sie ausrotten zu wollen, wäre natürlich ein Kampf gegen Windmühlen, sobald wir sie als eine Notwendigkeit, nicht der Kunst, wohl aber der Zivilisation erkannt haben. Die Unmenge untüchtiger Gesellschaftsromane totzuschweigen oder in besonderen Fällen öffentlich abzulehnen, erscheint sonach auch als ein gewisses Verdienst. Die besseren und besten Werke der Gattung setzen unzweifelhaft beachtenswerte Fähigkeiten voraus: Weltbildung, Finder- und Erfindergabe, Kompositionsvermögen, Liebenswürdigkeit. Und der „ruchlose Optimismus", der zu guter Letzt in aller übereinkünftlichen Kunst zu entdecken ist, kann, wenn er maß- und geschmackvoll gehandhabt wird, unter Umständen eine wohltätige Wirkung ausüben. — Sache der Kritik, des besseren Buchhandels, der Lehrer und Erzieher bleibt es natürlich, die Rechte der rücksichtsfreien Dichtung zu wahren, wo irgend die Möglichkeit für deren sofortiges oder künftiges Verständnis besteht.

Im ganzen sieht man auf unserm Gebiet wenig bloße Macher an der Arbeit: diese Art Literatur wird großenteils von Leuten hergestellt, die eigentlich Dichter sind oder sein könnten. Manche leugnen gar nicht, daß sie der geistigen Bequemlichkeit des größeren Leserkreises entgegenkommen. Mit sorglosem Lebenskünstlerlächeln gestehen es die einen, mit einiger Bitterkeit die anderen, weil sie — mindestens nach ihrer Überzeugung — durch materielle Rücksichten gezwungen wurden, von der freien Dichtung abzulassen.

Digitized by Google

Die deutsche Romanproduktion hat sich so gewaltig ausgedehnt, daß sie in Wahrheit eine lückenlose Überschau unmöglich macht. Und zur Stunde, wo dieser Bericht abgeschlossen werden muß, ist noch nicht alles erreichbar, was die besseren Spezialisten des Gesellschaftsromans ihrer Leserschaft unter den Weihnachtsbaum legen werden. Als Führende wurden hier vor einem Jahr — gleichfalls ohne Gewähr für Vollständigkeit — die folgenden genannt: Walter Bloem, Georg Engel, Ludwig Ganghofer, Rudolf Herzog, Paul Oskar Höcker, Joseph Lauff, Georg von Ompteda, Rudolf Stratz, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz, Hanns von Zobeltitz; H. von Kahlenberg, Olga Wohlbrück. Wer im folgenden Angaben über neue Bücher des einen oder andern von diesen Autoren vermißt, findet im vorigen Jahresbericht einen kleinen Hinweis, der im Notfall auch von der diesjährigen Neuheit ungefähr einen Begriff gibt. Eine gewisse Gleichmäßigkeit oder Gleichförmigkeit des Produzierens liegt ja in der Sache; denn die Rücksichten sind alle Jahre wieder dieselben.

Dem Fleißigsten gebührt wohl der erste Platz: Ompteda ist seit einigen Jahren der Rekordbrecher in der literarisch angehauchten Vielschreiberei. Die Folgen blieben nicht aus. Seine „Prinzeß Sabine“ (Fleischel, B., 5.—) ist von jedem Gesichtspunkt, auch von dem der Unterhaltung, ein anspruchvolles Nichts. Das ganze Buch dient dem Wichtigmachen eines Frauencharakters, der sehr vornehm und teilnahmewert sein soll, beides aber gar nicht ist. Ein Musterbeispiel dafür, wie man mit viel Gesellschaftskunde und mindestens ebensoviel Routine — keinen Charakter darstellt und auch sonst nichts sagt. Bedeutend mehr Leben umfaßt Omptedas andre Arbeit: „Margret und Ossana“ (Ullstein, B., 3.—). Hier bietet von vornherein der Schauplatz Interesse: Meran und Umgebung wurde zwar von Heyse schon gründlich verwertet, aber das ist lange her. Ompteda sieht diese Umwelt auf seine unheimlich objektive Art ziemlich neu und verflicht mit ihr die ortsansässige Aristokratie in eine wohlverschlungene Romanhandlung. Die Liebe zwischen zwei Schwestern und einem Manne wird psychologisch trefflich durchgeführt; hübsche Typen aus dem österreichischen Adel um 1900 fügen sich ein.

In seinem märkischen Roman: „Die herbe Gräfin“ (Engelhorn, St., 5.—) versteht es H. v. Zobeltitz wieder, dem vielgeschilderten Adelsleben in Berlin und auf den unfern gelegenen Gütern so gut wie neue Seiten abzugewinnen. Er bringt einen ungeheuer reichen deutsch-amerikanischen Parvenüsohn im Gegensatz zum vornehmsten Preußentum und schließlich in engste Verbindung mit ihm. In der Zeichnung der Aristokratie „sitzt“ jeder Strich, die Reise- und Gutsbilder bringen wünschenswerte Abwechslung, so daß der Leser kaum merkt, wie harmlos die Persönlichkeit des jungen Weibchens ist, das dem Buch den plakatkräftigen Titel liefern mußte. Ganz anders, durch persönliche Erinnerungen heiter fesselnd, zeigt Zobeltitz sich in dem Engelhorn-Band „Lichtenfelderstr. Nr. 1“ (Engelhorn, St., —.75). Wie zur Erholung von der regelrechten Gesellschaftsarbeit, wendet er sich der seligen Leutnantszeit und dem Bohêmeleben am Anfang seines Literatentums zu, offenbar halb beichtender, halb fabelnder Weise:

Digitized by Google

fröhliche „Dichtung und Wahrheit“, die gegen den Schluß (1870) auch des Ernstes nicht entbehrt.

In den Bänden der wohlfeilen „Allgemeinen Roman-Bibliothek“ (26. Jahrg., Band je —.75) von Engelhorn wird mit anerkennenswerter Ausdauer eine anständige mittlere Höhe des Gesellschaftsromans festgehalten. Sehr bedauerlich bleibt, daß noch immer rund die Hälfte der sechsundzwanzig jährlichen Bände dem Ausland eingeräumt wird. Im übrigen ist es alles Mögliche, was hier (für eine halbe oder ganze Mark) geboten wird — in Anbetracht nämlich der Voraussetzung, daß literarischer Ehrgeiz in der Grundlage der Sammlung kaum mitspielt und kaum mitzuspielen brauchte. Wieviel kunstärmer könnten diese siebenhundert Bände sein, ohne dem Unternehmer weniger eingebracht zu haben. In den früheren Jahrgängen tauchen gelegentlich Namen wie Spielhagen, Wilbrandt, Hopfen, Heyse, Heigel, Böhlau, Blüthgen, Ernst auf; Busse, Höcker, Rosner, Villinger, Voß, Wolzogen, beide Zobeltitz kehren öfters wieder. So mußte dem reisenden und dem sonstigen bloß Unterhaltung suchenden Publikum im Lauf eines Vierteljahrhunderts schon recht viel Lust am Schundroman verleidet werden. Im neuen Jahrgang finden wir von deutschen Werken zunächst zwei rein stofflich nicht ganz hierher gehörende: Marie Diers erzählt lebhaft — origineller im Titelgedanken als in manchen Situationen — die „Geschichte einer wandernden Liebe“, das heißt die jugendlichen Herzenserlebnisse eines weiblichen Wesens von der Backfischschwärmerei für einen alten Lehrer bis zur glücklichen Ehe und zur siebenten Mutterschaft. „Vor den großen Mauern“ von Katharina Zitelmann ist ein angenehm knapper „Roman aus Chinas jüngster Vergangenheit“, enthaltend die Geschichte einer Misch- und Mißheirat zwischen einer Norddeutschen und einem vornehmen Chinesen. Das Individuelle tritt dabei hinter die recht gescheit vergleichende Völkerkunde zurück; die eingewobene Darstellung des Boxeraufstands verdient Beachtung. Mit viel Temperament und gründlicher Kenntnis des Offizierlebens, doch unwahrscheinlicherweise in Tagebuchform, gibt Ada von Gersdorff Einblick in „Das Paradies der Erde“, wie es ein gutgearteter junger Garde-Infanterieleutnant in einer kleinen ostmärkischen Reitergarnison sucht. Auch Ada von Gersdorff scheint zu den Fleißigen zu gehören; in Reißners Verlag in Dresden erschien von ihr noch: „Gerda Gerovius“ (5.—), das etwas romantische Schicksal einer modernen Amazone, rassig vorgetragen. Richard Skowronnek schreckt keineswegs davor zurück, sein „Schweigen im Walde“ auf dem verbrauchten und nicht bis an den Schluß fesselnden Motiv aufzubauen, daß das zu vereinigende junge Paar aus Vetter und Bäschen besteht, die anfangs wegen Familienbesitz Prozeßgegner und feindliche Nachbarn sind. „Der Kampf um den Mann“ von Carry Brachvogel ist ein Münchner Gesellschaftsroman mit moralisch-satirischer Tönung, wie ihn wohl nur eine scharfsichtige Frau schreiben kann. Glückshochmut, Pech und bescheideneres, innerlicheres Glück: das sind die drei Entwicklungsstufen, die eine kurzsichtige Mutter mit ihren schönen Töchtern durchmachen muß; einzelne örtliche Erscheinungen sind gut gesehen, doch verdichtet es sich nicht zur münchnerischen

Digitized by Google

Atmosphäre. Dagegen erscheint das Atmosphärische gut geglückt in P. O. Höckers Sittengemälde aus der Berliner Hofgesellschaft: „Lebende Bilder“. Eine gediegene, figurenreiche Arbeit, die den tragischen Ausgang der Hauptheldin (wobei nur die Verwertung eines Mißverständnisses stört) nicht scheut. Durch die sittliche Wendung gegen frivole Oberflächlichkeit erhebt sie sich über die bloße Schilderung eleganter Geselligkeit, läßt aber die Tendenz gegenüber der Fabulierung nicht aufkommen. — Soweit über Engelhorns Bücherei.

Rudolf Herzogs feuriger Roman „Die Burgkinder“ (Cotta, 5.—) spielt am Niederrhein um die Wende des 18. Jahrhunderts. Er verknüpft die Geschicke von ein paar verwaisten und doch wohlbehüteten Kindern mit dem Schicksal des Rheinlands und ganz Deutschlands während der Kämpfe mit der französischen Republik und mit Napoleon. Der Vortrag ist nicht frei von sentimentaler Süßigkeit; das Ganze packt aber doch wieder durch das gewisse rheinisch trunkene Temperament und die herzhaft deutsche Begeisterung. Der Gegensatz deutscher und französischer Nationalität innerhalb einer Hochadelsfamilie gab F. von Zobeltitz neue Möglichkeit, seine alte Technik anzuwenden. „Die Spur des Ersten“ (Ullstein, 3.—) verläuft in anschaulichen, nur etwas breiten Schilderungen aus der Pariser Gesellschaft unter Napoleon III. und aus dem deutschen Gutsleben, wonach der gutdeutsche Stammhalter der deutschen Linie nach der glücklicherweise kinderlos gebliebenen Fehlehe mit der windigen Französin die eigens zu diesem Zwecke aufgesparte blonde agrarische Jugendfreundin heimführen darf. — K. v. Perfalls bajuvarische Natur ist nicht so auf das bewährte Salonverfahren eingefuchst. Etwas trocknen Tones geht Perfall in seinem rheinischen Roman „Denn das Geld . . .“ (Fleischel, 5.—) dem Unsegen des Mammons zu Leibe, nicht ohne nebenbei den Segen, den er bei guter Anwendung haben kann, zu berücksichtigen. Die stofflich überladene Handlung und der Ausdruck leiden an Härten; Ersatz bietet eine mannhafte Gesellschaftskritik, die manche tüchtige Sentenz findet. In annähernd ähnlicher Weise tritt auch bei Paul Langenscheidts „Graf Cohn“ (Langenscheidt, B., 5.—) und bei „Cessa Strassens Liebe“ (Reißner, Dr., 6.—) von Orla Holm die soziale Absicht — Gegenüberstellung von Bürgertum und Judentum einerseits und Aristokratie anderseits — der ziemlich kunstlosen Fabel unverkennbar hervor. Frau W. Heimburg steckt auch bei ihrer Geschichte der „Familie Lorenz“ (Union, St., 4.—) ganz in dem engen und braven gutbürgerlichen Familienwesen drin, das sie fraulich schildert. Des Freiherrn v. Schlicht „humoristischer“ Roman „Der Adjutant Seiner Hoheit“ ist eine breitgetretene und teilweise grobsinnlich gewürzte Hofanekdote von beträchtlicher Plattheit.

Die Methode des Gesellschaftsromans wurde auch auf geschichtliche Stoffe angewandt. H. V. Schumacher bearbeitete „Liebe und Leben der Lady Hamilton“ (bisher ein Band, Bong, Berlin, 5.—) sehr geschickt und geschmackvoll zu einem geschichtlichen Roman, der die Wirklichkeit leicht erklärt, stellenweise aber sich unmittelbar auf Zeitdokumente beruft. Erotische Begebenheiten, die im richtigen Ge-

Digitized by Google

sellschaftsroman noch immer nicht erwünscht (obwohl eher als früher geduldet) sind, waren hier schwer zu vermeiden. Noch heikler war die Aufgabe G. Klitschers — „Königsliebchen“ (Bong, 5.—): ein Roman über König Jérôme und sein Hofleben. Er hat sie mit gutem Takt gelöst, doch wäre diese Liebesgeschichte einer deutschen Reichsgräfin mit dem fremdländischen Wüstling schließlich entbehrlich gewesen. Stilgebauer hat Entbehrlicheres getan; ihm blieb es vorbehalten, in seinem „Purpur“ von einem „Herzog“ zu erzählen, dessen tragisches Geschick in allem Wesentlichen und in vielen Einzelzügen mit dem Ludwigs II. von Bayern übereinstimmt.

Dehmels „Michel Michael“ und Sohnreys „Düwels“

Hamburger Theater

Eins hebt Dehmels Komödie „Michel Michael“, so heterogene Elemente in ihr gemischt sind und so zweifelhaft ihr bleibender Wert ist, weit über die Lustspielproduktion unsrer Tage hinaus: mit ihr ist endlich einmal eine weder hüben noch drüben Rücksichten nehmende, eine alle Strebungen (also auch das in der Regel scheu umgangene Politische) nützende Zeitkomödie, eine Komödie des gegenwärtigen Deutschtums wenigstens versucht worden. Wenn es auch bei einem in manchem Betracht fragwürdigen Versuch geblieben ist, so liegt doch die Beziehungslosigkeit, die Interesselosigkeit und unwahre Zaghaftigkeit unsrer die Theater überschwemmenden sogenannten Komödie so sehr auf der Hand, daß schon dieser wagemutige Wille als Verdienst angesprochen werden muß. Zwar zunächst ist Dehmels Titelheld Michel Michael nur irgendein deutscher Bergarbeiter in einer aufblühenden Kreisstadt, die im Herzen Deutschlands zwischen dem Hörselberg und dem Kyffhäuser, dem Blocksberg und der Wartburg gelegen ist. Er ist drauf und dran, trotz der Warnungen seines Mündels, der sangesfrohen Lise, sein altangestammtes Heimathäuschen zu verkaufen und, in der Erwartung, dort höheres Menschentum am Werk zu finden, in die lockende Großstadt zu ziehen. Es gelingt Michel auch in einer maskendurchtollten Johannisnacht, den Kaufkontrakt von dem gerissenen Herrn Bergrat unterzeichnen zu lassen. Dann jedoch, nachdem er, betrunken gemacht, eingeschlafen war und durch einen wunderlichen, leicht deutbaren Traum gewarnt worden ist, erwacht er zu der Erkenntnis seiner an Dummheit grenzenden Verträumtheit. Er findet seine Lise und kehrt, obwohl die den Kaufkontrakt wieder zu erlisten wußte, da er sich an sein Wort gebunden hält, nur noch zu einer letzten (und zugleich ersten) Liebesnacht in sein Häuschen zurück. Irgendwo, wenn es sein muß jenseits des Meeres, wird er für sich, Weib und Kind ein Stück neues Land erwerben und es sich in höherem Maße als das ererbte zu eigen machen. Aber dieser Michel Michael ist, schon sein Name sagt's, dem Dichter nicht ein zufälliger Einzelmensch; er ist ihm der Repräsentant des gegenwärtigen Deutschen, des guten, alten, schwerblütigen, träumerischen, zipfelmützigen deutschen Michel, der von der Unruhe seines Herzens, der Liebe, getrieben, von den parteiischen Zeitgenossen, dem schwarzen und dem roten Karl, verlockt, von den guten Geistern seines Herzens, dem lachenden Till Eulenspiegel dem nach oben weisenden getreuen

Theater

Digitized by Google

Eckehart und dem zur Erdentat mahnenden Kaiser Rotbart, behütet, gewarnt und geleitet, seinen Weg zum Glück sucht und, wenn auch erst nach manchem Abirren, schließlich findet. Aus dem ständigen Hinundher zwischen Wirklichkeit und Traum, zwischen tatsächlichem Sein und untergelegter Bedeutung, zwischen Gestalt und Idee, ergibt sich viel Witziges, Reizvolles und Lustiges; es ergeben sich daraus aber auch viele verstimmende künstlerische Halbheiten: die dürftigsten Allegorien, unverzeihliche Trivialitäten, billige Apostrophierungen, Sentimentalitäten, Reißertum, Phrasen. Wie sich denn als Ganzes eine starke Diskrepanz zwischen dem Gewollten und Gekonnten nicht verkennen läßt. Diese Komödie gehört in weit höherem Maße in die Bezirke des Witzes, des Einfalls, des spielerischen, kalten Geistes, als in die des Gefühls, der Vision, der Gestaltung, der Poesie, des Herzens. Sie ruht auf der Selbsttäuschung, daß Typik in künstlerisch Halbbezwungenem liegen könne, das ein Allgemeines *bedeuten* will. In Wahrheit aber ist Typik nur da zu finden, wo ein Vollbezwungenes in einem Subjekt so außerordentlich viel menschlichstes Leben umschließt, daß es nicht nötig hat, etwas bedeuten zu wollen, weil es der Erscheinung gewordene Sinn schlechthin *ist*. Dehmel verhandelt eben nicht so sehr seine eigene, zur Befreiung in Wort und Gestalt drängende Herzenssache, als vielmehr ein durch distanzierende Betrachtung nur Aufgenommenes, ein für ihn Zufälliges. So sind seine tiefsten künstlerischen Kräfte bei dieser Komödie gar nicht frei geworden, und in zehn seiner Verse steckt da, wo sie Ausdruck gewordener innerster Lebenszwang sind, mehr Bleibendes als in diesem mit einem so großen Aufwand an Worten, Gestalten, (durchweg sehr glückhaften) Reimen, Visionen, versifizierten Leitartikeln und programmatischen Aufrufen ins Werk gesetzten, großgewollten Michel Michael. Denn: Bleibend ist immer nur das in bedeutendem Sinne Persönliche.

Ernst von Wildenbruch schrieb, als er *Heinrich Sohnreys* „Dorfmusikanten" gesehen hatte: „Ich habe zu meinem dramatisch-kritischen Verstande, der hier und da aufmucksen wollte, gesagt: Halts Maul und störe mein Herz nicht. Denn mein Herz freut sich." Bei der Uraufführung von Sohnreys Bauerndrama „Düwels" dürfte derjenige Teil der Zuhörerschaft, dem eine naive Gläubigkeit an die Tatsächlichkeit erdichteten Geschehens verwehrt ist, in den gleichen Konflikt zwischen Wissen und Fühlen gekommen sein. Denn nichts ist leichter, als diesem Volksstück seine Fehler nachzuweisen. Etwa: seine Kraßheiten, die, mit der einen Ausnahme eines unnötigen Selbstmordes, nicht etwa in den Tatsachen selbst, wie in dem Totschlag am Schlusse, liegen, sondern in dem mit unzulänglichen künstlerischen Mitteln zur Erscheinung gebrachten inneren Geschehen, von dem wir in ruckartiger Beleuchtung viel zu wenig gewahren. Oder: seine technischen Sorglosigkeiten und Unbeholfenheiten, das lose Gefüge, die Unwahrscheinlichkeiten und Gewaltsamkeiten der Handlung. Aber trotz diesem und manchem andern: stecken in dem Ganzen nicht so glückhafte Beobachtungen des dörflichen Treibens, so starke Ansätze zur Einzelcharakterisierung, soviel leuchtende Liebe zur ländlichen Heimatswelt, und vor allem: sind darin nicht soviel derbkräftige,

Digitized by Google

aus einem humorvollen Herzen kommende Worte echtester Lebensweisheit, daß man, will man sein Herz nicht durch Schulweisheit knechten, diesem lebendigen Stück Dorfwelt gar nicht böse werden kann? Ich weiß wirklich, ein wie weiter Weg von diesem halbkünstlerischen, gut gemeinten Versuch einer künstlerischen Bezwingung typisch ländlicher Lebensvorgänge bis zur vollkünstlerischen, gelungenen Bewältigung ist, wie sie etwa Fritz Stavenhagen zuwege brachte — aber ich habe trotz aller kritischen Einwände, die der Verstand machte, mich bei Sohnreys „Düwels“ sehr wohl gefühlt; habe über die lustigen Schnurren des gutherzigen spitzbübischen Armhäuslers Daniel von Herzen gelacht, mit den beiden Alten, die aus dem eigenen Haus vertrieben werden, gelitten, bin mit dem jungen Heinrich erschüttert gewesen, der, durch sein Satansweib zur Versündigung an seinen Eltern getrieben, darüber zum Säufer und Bettler zu werden droht und sich zu einem Totschlag hinreißen läßt, als er den Weg zur Besserung durch seine Frau versperrt findet. Und nur bei der „Düwelschen“ selbst bin ich innerlich unbeteiligt geblieben. Nicht daß ich gewünscht hätte, Sohnrey sollte sie nach der Art fixfingeriger Komödienschreiber am Schluß umkrempeln und sie reuig werden lassen (gerade daß er hier, wie überall, der Sentimentalität entschlossen aus dem Wege geht, rechne ich ihm als künstlerische Aufrichtigkeit an). Aber ich hätte gern mehr über ihr Warum? und Woher? gewußt. Denn bei ihr, die — statt ein Mensch zu sein — von Anfang bis zum Schluß nicht viel mehr als eine Vorstellung der Teufelin ist, fällt die Unzulänglichkeit der zwingenden Gestaltung, über die Sohnrey uns durch die Herzhaftigkeit seiner Worte immer wieder hinwegzuhelfen versteht, so sehr auf, daß sie aus dem Wissen ins Gefühl übergeht und zur bleibenden Hemmung wird. Hans Franck

Drei Einakter von Wassermann und Thoma, zwei Tragödien von Martin Lange und Heinrich Mann

Berliner Theater

Auch das Berliner Theaterleben mit seinen siebenundzwanzig Lungen braucht eine Pause zum Atemsammeln, wenn es eben erst vier so „große Nummern“ hinter sich hat wie die neuen Sudermann und Schnitzler, die alten Philippi und Aschylus. Es begnügt sich dann für einige Wochen mit Einaktern, die aus zehnjährigem Schlummer noch einmal wieder aufwachen, um Guten Tag und Adieu zu sagen, oder die ein duftiges Miniaturbildchen aus Großmutters Tagen aufs Email hauchen oder auch mit derber Bauernfaust einer ernsten Tagesdiskussion einen Rippenstoß versetzen, daß alles sich vor Lachen kugelt, alldieweil sich doch niemand gern Philister schelten läßt, mag der beleidigte Ernst der Dinge sich hinter dem Spaß noch so gebieterisch aufrecken. Doch noch zu anderm sind solche Pausen gut. Einem uralten Thema epischer und dramatischer Weltliteratur gönnt man noch einmal wieder aus dem Ei zu kriechen, als gackerte nicht ringsumher schon ein ganzer Hühnerhof dasselbe Lied; und einem bis zur Starrheit strengen Stilkünstler verwehrt man nicht, daß sein mit Abstraktionen beladener Verstand sich — wenn auch nur in einer einmaligen Sondervorstellung — von dem Fleisch

Digitized by Google

und Blut der Bühne den Korb holt, den ihm jeder Lampenputzer mit Sicherheit vorausſagen konnte.

Es heißt kurz ſein, ſoll man über ſolche Zwiſchenſpiele berichten und ſich nicht von dem kurzen Faden ihres eignen Lebens allzuſehr beſchämen laſſen. Jakob Waſſermanns „Hockenjos“ war ſchon in den erſten, fernen Blütentagen der ſeligen Sezeſſionsbühne bei uns, und damals, als uns allen das Märchen von der Hochzeit des Varietés mit der dramatiſchen Literatur im Blute ſpukte, kam uns dieſe Lügenkomödie, dieſe gutmütig-ſarkaſtiſche Satire auf kleinſtädtiſche Streber- und Denkmalswut gar nicht ſo übel vor. Jetzt, hieß es, ſei das Ding gründlich umgearbeitet und in ſeinem menſchlichen Humor vertieft worden. Aber was nicht mehr als ein Spaß iſt, kann ſolche nachträglichen Kuren nun mal nicht vertragen. Auch diesmal ſchluckte die Szene, da Hockenjos, der zur Unzeit zurückgekehrte Denkmalstote, unter den Händen Meiſter Baders ſeinen Bart laſſen muß, um unerkannt wieder auf den Schub gebracht zu werden, gefräßig allen Humor in ſich hinein, und kahler, entblößter, hungriger denn zuvor ſtanden die andern da, die zu dieſer Pointe Vorſpann hatten leiſten müſſen.

Der andre Einakter Waſſermanns „Gentz und Fanny Elßler“ iſt nicht viel mehr als ein bißchen Stimmungsmuſik aus dem Wien von 1830. Ein alter Mann beſeufzt platoniſch ſeine entſchwundene Jugend, ein junges Mädchen, das ſich eben anſchickt, in die große Welt hinauszutanzen, ſentimentaliſiert dieſen Entſchluß ſchnell noch erſt mit ein paar melancholiſchen Bekenntniſſen — über all den Ach und Oh vergeſſen wir am Ende ganz, daß wir es mit dem greiſen Zyniker des Vormärz, dem durch tauſend Feuer und Waſſer gegangenen Lebenskünſtler und verderbten Genüßling zu tun haben, und daß nicht ein x-beliebiges kleines Wiener Vorſtadtmadel vor uns ſteht, ſondern eine von merkwürdiger Laune des Herzens heimgeſuchte Tänzerin, deren rätſelhafte Pſychologie in dieſem Falle aufzuklären gerade des Dichters Aufgabe hätte ſein müſſen.

Ludwig Thoma ſchlüpft erſt mal in Schlafrock und Pantoffel des deutſchen Hausphiliſters, um die ſchwachen Seiten deutſcher Familienſimpelei um ſo beſſer treffen zu können. Sein Luſtſpiel „Lottchens Geburtstag“ (Buchausgabe bei Langen in München), gleich den Waſſermannſchen Einaktern vom Kleinen Theater aufgeführt, tut zunächſt ganz ſo, als ſei es von Moſer oder Benedix. Sogar gewiſſe typiſche Luſtſpielſituationen der guten alten Zeit kopiert es aufs Haar. Dann aber ſchüttelt es ſich plötzlich, und nun ſpritzt der ſüße Brei, den es da angerührt hat, den guten Leutchen um Naſe und Ohren, daß ſie puſten und pruſten und wir lauthals mitlachen. Ein Profeſſor, der einen Privatdozenten, einen Spezialiſten der Borkenkäfer-Fortpflanzung, über eheliche Pflichten und ſeine eigne Zwanzigjährige über ihren bevorſtehenden Anteil daran aufklären will, dabei aber erfahren muß, daß Lottchen heimlich für alle Eventualitäten einen Hebammenkurſus durchgemacht hat — nun ja, es liegt etwas Erfriſchendes und Befreiendes in ſolchem Brauſebad, das die neue unbekümmert um uns heraufwachſende Generation der alten papierenen von vorgeſtern bereitet. Wir ſind dabei und duſchen mit. Aber es

Digitized by Google

fragt sich doch, ob dieser Simplizissimus-Geist nicht manchmal das Kind mit dem Bade ausschüttet und schon den Karikaturenstift ansetzt, ehe er noch recht hingesehen und gelassen beobachtet hat.

Auf eine Ehrenrettung Don Juans läuft es in Martin Langens vom Friedrich-Wilhelmstädtischen-Schauspielhause dargestelltem fünfaktigen Trauerspiel hinaus (Buchausgabe ebenda). Aber was hat dieser so entsühnte und gereinigte Troubadour eigentlich noch mit dem großen Frauenverführer und Frauenverderber zu tun, dessen Namen er trägt? Sein Pathos erschöpft sich in Verwünschungen und Flüchen, die er gegen die „giftblühnde, räubge Welt", das „blutige, schwärenstarrende Chaos" schleudert, weil sie zugelassen haben, daß just die, an die er seine reinsten, edelsten Gefühle verschenken möchte, als Kind schon ihre Reinheit an einen Wüstling verloren hat. Er will diese Untat an der Tochter des Verführers durch gleiche Untat rächen, wird aber entwaffnet durch die Liebe, die ihm auch hier begegnet, und muß sogar in dem Frevler selbst das Ebenbild seines eignen, freilich längst vergangenen Ichs erkennen. Da kehrt er sich zur Reue: nie wieder will er ein Weib berühren! Als er's doch tut, sticht ihn der Page, den er zuvor ahnungsvoll darauf verpflichtet hat, nieder ... Die Künsteleien dieser mühsam zurechtkonstruierten Variante eines Stoffes, der mittlerweile oft genug zum Tummelfeld des dramatischen Dilettantismus hat herhalten müssen, wären durch den genialsten psychologischen Scharfsinn nicht zu verdecken gewesen, geschweige denn durch die unbeseelten Tiraden, die sich hier in dicken Schwaden drum lagern.

Auf dem schmalen Seil äußerster Einfachheit, Nüchternheit und Notwendigkeit sucht Heinrich Mann sein dreiaktiges Drama „Schauspielerin" zu balancieren (Buchausgabe bei Paul Cassirer, Berlin). Es aufzuführen, brauchte das Theater in der Königgrätzer Straße (früher Hebbeltheater) in einer Sondervorstellung knapp anderthalb Stunden. Doch diese Kürze ist weniger eine Frucht meisterhafter dramatischer Architektur als die entlaubte Kargheit eines Stilverstandes, der sich gar nicht erst Mühe zu geben scheint, für seine fertigen Begriffe lebendige Körper und für seine vorgefaßten Resultate Entfaltung und Entwicklung zu finden. Kein Wunder, daß Personen und Handlung jeden Augenblick in Gefahr geraten, sich in Übertreibungen zu verzerren, und daß man sich vom ersten bis zum letzten Wort nirgends erwärmt, immer nur angekältet fühlt ... Eine Schauspielerin bekehrt sich vom Spiel zur Wahrheit, muß aber erfahren, daß nun die andern, die Nichtbühnenmenschen, sich als Spieler und Komödianten entpuppen, die den holden Schein und die schwächliche Täuschung gar nicht entbehren können, die alles, was sich dem widersetzt, zurückstoßen und vernichten. Da nimmt sie Gift und stellt so den Respekt vor dem Spiel, aber auch den Gehorsam vor den gottgewollten Halbheiten dieser bürgerlichen Welt wieder her. Es sind feine, diffizile Wahrheiten, die unserm Leben da ins Gesicht gesagt werden, aber sie stecken an Drähten und verdorren ohne Duft. Und das épater le bourgeois, dessen schrille Weise man in diesem Stücke trotz aller krampfhaften Objektivität nicht überhören kann, kehrt sich schließlich, überspitzt und über-

Digitized by Google

spannt, gegen sich selbst. Leonie Hallmanns Freundin und ehemalige Kollegin, die es besser als sie verstanden hat, den Weg vom Spiel zur halben Wirklichkeit dieser Welt zu gehen, spricht das rechte Wort, als Leonie Miene macht, den Fanatismus der alle Schleier und Masken zerreißenden künstlerischen Ausdruckswahrheit ins Alltägliche zu übertragen: „Deine Wahrheitsliebe ist schamlos. Man muß Lügen ertragen können, aus Menschlichkeit und Demut. Dir ist niemand der Mühe wert, zu lügen, denn du liebst niemand." Heyse hat einmal in einem schwachen Stück den Wahrheitsfanatismus Ibsens ad absurdum zu führen gesucht; hier hätte er's leichter gehabt, zu beweisen, daß die Wahrheitswut dieser Schauspielerin eher Frechheit und Lästerung denn Tugend oder gar Religion ist. Aber vielleicht meinte Heinrich Mann neben anderm auch dies. Ich kann mir denken, daß beabsichtigte Zwiespältigkeiten und schillernde Mehrdeutigkeiten nicht zu seinem letzten Ehrgeiz gehören. Gerad gewachsene Gefühle sind nicht seine Sache; er ruht nicht gerne eher, als bis er sie verbogen und zerknittert hat, wobei sie freilich manchmal Seiten sehen lassen, die ihr Innerstes und Verborgenstes mit solcher Deutlichkeit entblößen, daß uns ihre Wahrheit schneidend scharf ins Gewissen leuchtet.

Friedrich Düsel

Dauthendeys „Grauli"

Münchner Theater

Das Problem Max Dauthendey findet wohl seine widerspruchfreieste Lösung, wenn man dem nunmehr vierundvierzigjährigen Dichter trotz aller Momente, die dagegen zu sprechen scheinen, eine ganz ungewöhnliche Naivität zuschreibt, die bald naturfrischeste Köstlichkeiten bietet, bald mit demselben Behagen krauses und geschmackloses, kunst- und naturfremdes Gezeuge. Auf die letztere ungenießbare Art manifestiert sich Dauthendeys Naivität leider sehr vorwiegend in seiner jüngsten Bühnendichtung, in dem dreiaktigen romantischen Trauerspiel „Der Drache Grauli", dessen Uraufführung das Münchner Schauspielhaus übernahm. Der unheildrohende, nach Menschenfleisch lüsterne Meersagendrache, der da einen dramatisierten Schauerroman symbolistisch umringelt, trägt einen gar heiter klingenden Namen: und entsprechend heiter fiel schließlich auch die Wirkung des Trauerspiels aus, schallende Lachsalven begleiteten den Kollektivmord der Katastrophe. Dauthendey wollte wohl die seelische Erhöhung einer leichtfertigen, nur flüchtig wechselndem Amüsement frönenden Gewohnheitsehebrecherin zur großen, hingebenden Leidenschaft schildern. Ein respektabler junger Mann namens Grauli — warum auch er Grauli hieß, erfährt eine nur noch rätselhafter berührende mythologisch-familiengeschichtliche Begründung — hat sich aus Verzweiflung über die herzlose Oberflächlichkeit der verführerischen Frau Mildrit in die Fluten des Skagerrak gestürzt; sein Freund Leberecht schwört, ihn an der Schuldigen zu rächen, und erdrosselt sie, als Scheingalan sich anpirschend, in der grauenvollen Einsamkeit des Leuchtturmhauses auf der äußersten Schäre desselben Meerbusens, der seinen Intimus verschlang. Das heißt: er glaubt, sie erdrosselt zu haben; in Wahrheit erholt sie sich wieder, sobald er das Weite gesucht, geht in sich und entbrennt nun, als Verschol-

Digitized by Google

lene in seltsamer Symbiose mit den halbverrückten Leuchtturmeinsiedlern dahinträumend, in heißem Verlangen für ihren energischen Droßler. Ihre Sehnsucht zieht den vom Gewissen zerwühlten Leberecht, welcher vergebens im Ehebunde mit der unschuldig-liebevollen Raisa Vergessenheit, Ruhe und Glück suchte, mit magischer Gewalt an den Ort seiner vermeintlichen Mordtat zurück, und Raisa folgt ihm heimlich in angstvoller Sorge. Er trifft die entzückte Mildrit zu seiner frohen Überraschung gesund und munter an, versichert sich ihrer Verzeihung, stellt sich ihr aber auch als nunmehr ungetrübt glücklicher Ehemann vor und empfiehlt sich mit der inzwischen aufgetauchten Raisa auf Nimmerwiedersehn. Aber Grauli — man weiß nicht recht, ob der versunkene Drache oder der ertrunkene Jüngling — ist unheilbrütend am Werke. Der alte Leuchtturmwächter Herks, der Mildrit vergeblich in gieriger Sinnlichkeit nachstellte, hat in Leberecht die Ursache ihres hartnäckigen Widerstands kennen und hassen gelernt und heimtückisch den Rückfahrtskahn des Ehepaars durchlöchert, so daß die beiden vor Mildrits Augen versinken. Vergeblich bemüht sie sich, den abergläubisch erstarrten jüngeren Leuchtturmwächter und dessen Weib zur Rettung des jetzt selbstlos Geliebten zu bewegen, und in wirre Raserei verfallend ersticht sie die zwei Teilnahmslosen und schlägt dem lüstern heranspringenden alten Herks an den Felsklippen den Schädel ein. Sechs Leichen — auch ein Lotse ertrinkt mit — in fünf Minuten: das genügt wohl für ein Trauerspiel. Man wußte nicht, wovor einem am meisten „graulte“: vor dem unheimlichen Mangel an Selbstkritik, den der Autor zeigt, vor dem unheimlichen Wagemut des Schauspielhauses oder vor dem nicht minder unheimlichen ernst und heiß bemühten Applaus, der den Abend gegen eine geschlossene Phalanx von Zischern und Pfeifern zu retten suchte. Armer, trotz allem so leistungsfähiger und liebenswerter Dauthendey! Wo ist der gute Freund, der dir die Spreu vom Weizen sondert? Dem du glauben würdest, und dem du glauben dürftest?

Hanns von Gumppenberg

Kleists „Guiskard“-Fragment

Dresdner Theater

Ein Eroberervolk, sich reckend nach der Krone der Welt, nach Byzanz, und hier im Heer seine Kraft, und dort im Zelte sein Gehirn, das allein ihm Willen und Leben gibt. Das ganze Volk dessen bewußt, daß es ohne ihn, den Einen, eine verlassene Herde in der Wüste ist. Aber vor allem ist sich dessen bewußt Er selber, dieser Gewaltigste unter den Lebenden, der mit all den Unmündigen da das Ungeheure erreichen will. Erst, wenn er's erreicht hat, erst, wenn Byzanz gefallen ist, ist mit dem großen Werk auch sein Volk geborgen. Da ist, unfaßbar, der einzige Feind herangeschlichen, den auch ein Guiskard fürchten muß, die Pest. Und die mit ihrem tückischen Morden das Volk zum Betteln um Heimkehr stachelt, berührt ihn selbst. Die zur Fortführung seines Werks berufen scheinen, sind beide nicht angetan, das zu tun. Aber nur durch etwas wie Verrat kann er hoffen, Byzanz *sofort* zu bezwingen, noch eh er stirbt. Auch sonst greift die Pest wie ein Dämon in die Handlung, daß alles ein gigantischer Kampf wird zwischen ihm und ihr. Der Tod kommt *doch*, und alles zerstäubt.

Digitized by Google

Das Guiskard-Fragment, das uns als Zeugnis des unsäglichen Ringens Kleists um diesen mächtigen Stoff geblieben, bringt eigentlich nur drei Lagerszenen. Zunächst mit der Spannung: kommt er zu dem verlangenden Volk aus dem Zelt oder nicht, das heißt: ist er gesund oder nicht?, dann mit Einblicken in den Streit der Prinzen, schließlich mit dem Erscheinen dessen, dessen ungeheurer Wille die Feindin noch niederzwingt, die ihn umklammert. Nur drei Lagerszenen. Und doch glaube ich nicht, daß ein Zuschauer je einen stärkeren Eindruck von Kleists Gewalt empfangen hat, als nach der Aufführung dieses Bruchstücks am Dresdner Hoftheater. Die reinste und seltenste Wirkung der Großen, das lautlose Schweigen der Ergriffenheit war da. A

Musik

Weihnachtsmusik

Es ist hier oft von dem Schalten der sogenannten Weihnachtsindustrie die Rede gewesen, die sich die Festesstimmung zunutze macht, um das deutsche Haus mit wertlosem Tand und Flitterkram zu überschwemmen. Auch im Bereiche der Musik weiß man davon bekanntlich ein Lied zu singen und fürchtet die sogenannte Weihnachtsmusik mit ihrer affektierten, gemachten Weichseligkeit. Wie soll man dagegen ankämpfen? Am besten doch gewiß in der Form, daß man die wirklich guten und verbreitenswerten Erscheinungen kräftig heraushebt und fördert. Der Kunstwart selbst hat mit der Herausgabe von drei Liederheften „Deutsche Weihnacht" tätig eingegriffen, und nun finden sich auch schon Musikverleger, die den Kampf mit der Warenhausschundliteratur durch gediegene Festmusik mit aufnehmen. So läßt jetzt C. F. Kahnt Nachfolger in Leipzig „Klassische Weihnachtsmusik für Klavier zu zwei Händen" erscheinen, und zwar liegen bis jetzt Pastorale von Bach, Händel und Corelli und die Weihnachtsymphonie von Manfredini in vortrefflicher Bearbeitung von Walter Niemann vor. Alles mit sehr genauer Vortragsbezeichnung, für den modernen Flügel eingerichtet. Diese Sammlung, die fortgesetzt werden soll und leicht spielbar ist, sei allen Pianisten wärmstens empfohlen. Wir geben überdies eine Probe daraus in der Notenbeilage dieses Heftes. — Bei dieser Gelegenheit sei auch das erfreuliche Erscheinen einer zweiten verbesserten Auflage der „Frobergeriana" (Berlin, N. Simrock) erwähnt, einer Auswahl von Klavierstücken des alten deutschen Meisters J. J. Froberger, darunter die allerliebste Suite „Auff die Mayerin", Variationen über ein deutsches Volkslied, Gipuen, Sarabanden, Couranten usw.: durchaus noch lebendige Musik, edle Hausmusik, an der man Freude haben kann. B

Julius Bittners „Bergfee"

Wiener Oper

Unter den Wiener Tondichtern genießt Julius Bittner den Vorzug, daß seine dramatischen Werke von der Hofoper, der ersten Bühne Österreichs, ihren Ausgang nehmen, und das, obwohl er keineswegs ein „Hofkomponiteur", sondern ein oft entzückend unhöflicher Künstler, ein prächtiger Naturbursche ist. Freilich, wir werten ihn jetzt mit einem größeren Maßstabe. Wollen uns nicht mehr an Hoffnungen erfreuen, sondern am sicheren Besitz, schätzen nur noch die Tat, nicht mehr den Willen. Denn Erfolge verpflichten.

Digitized by Google

Die Handlung der neuen, im 16. Jahrhundert spielenden Oper ist in Kürze folgende:

Jörg Steinlechner aus dem Achental ist Lanzknecht geworden, um die hundert Taler zu verdienen, die er braucht, wenn er das Fischerrecht am Bergsee erwerben und Gundula, des alten Fischers Tochter, heimführen soll. Er hat das Sümmchen schon fast beisammen, als er, zu Hohensalzburg auf der Wacht stehend, erfährt: der Bischof sende seinen Feldhauptmann aus, um von den Bauern am See mit bewaffneter Hand neue, harte Steuern einzutreiben. Da will er nicht mittun und läuft davon. In der Heimat wird ihm üble Kunde. Der alte Fischer ist tot, und Gundel hat sehr gegen ihren Willen einen Fischer aus dem Unterland heiraten müssen, der die Gerechtsame ablöste. Schon will er sie mit Gewalt an sich reißen, da läuten die Sturmglocken, die Bauern rotten sich zusammen. Vergebens redet ihnen der Hauptmann gütlich zu, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Umsonst. Ein revolutionäres Lied treibt sie zum Freiheitskampf:

„Baur, steh auf!
Nimm dein Lauf!
Es darf dich nit verdrießen,
Daß du wirst sterben müssen . . ."

Und wirklich gelingt es ihnen, die Schergen zu überwinden. Von Übermut verblendet, wollen sie nun ins Tal hinuntersteigen und Salzburg berennen. Gundula, deren Mann gefallen ist, wäre jetzt frei. Aber Jörg kann seine Landsleute nicht im Stiche lassen wie den Bischof. Er muß ihnen nach, in den sicheren Tod. Das verzweifelte Weib aber reißt die Schleuse des Bergsees auf, und das entfesselte Element verschlingt nicht nur sie, sondern auch die Bauern und die Feinde in der Klamm.

Man kann nicht leugnen, daß dieser Stoff einzelne starke Elemente enthält. Aber er ist zu geradlinig entwickelt. Kaum haben wir für die beiden Hauptpersonen ein wenig Interesse fassen wollen, so drängt sie die breite Masse der Bauern ganz in den Hintergrund, und wenn sie zuletzt wieder hervortreten, haben wir sie beinahe vergessen, sind sie uns fast gleichgültig. Wie in seinen früheren Opern sind Bittner auch hier Nebenfiguren, der prächtige alte Oberhofer und der fanatische Aufwiegler Grünhofer am besten, am lebendigsten geraten. Und unwillkürlich wird ihm die Landschaft selbst zum eigentlichen „Helden", das Dauernde in der Erscheinung Flucht. Die Natur, behauptet er gegen Sophokles, ist gewaltiger als Mensch und Menschenwerk. Jörg, Gundel, die Bauern sind bloß ihre Kreaturen, der Bergsee aber besteht. Der Gedanke wird am Schluß ganz einleuchtend, wenn nach der furchtbaren Katastrophe die Gegend wieder den Charakter der Idylle annimmt, bei leer bleibender Szene der See lächelt, die Sonne scheint und das innige, warme Bergseemotiv in geruhiger Melodik sich dargießt. Bittner hat diesmal sozusagen eine alkoholfreie Oper schreiben, hat zeigen wollen, daß er auch ohne Feuchtfröhlichkeit, ohne die humoristischen bäuerlichen Genreszenen wirken kann, er strebte höher. Ja, er strebte über die eigentlichen Grenzen seines Talentes. Denn Talent steckt auch in diesem Werk, auch in den verfehlten Szenen. Man spürt ja deutlich, wo er hinaus will. Die österreichische Heimatoper will er schaffen, der Schönherr der Oper etwa werden. Allein da müßte er doch

Digitized by Google

mehr Sorgfalt dem dramatischen Aufbau zuwenden. Dem losen Szenengefüge des letzten Aktes fehlt die Entwicklung aus innern Notwendigkeiten. Er reiht bloß Bild an Bild, und während die Situation mit Ungeduld vorwärts drängt, halten die Leute überflüssige Monologe. Auch die Textierung wird hier merkwürdig matt und schwach, ohne sprachlichen Reiz. Kurz: der Dichter hat den Schluß seiner Aufgabe nicht bezwungen.

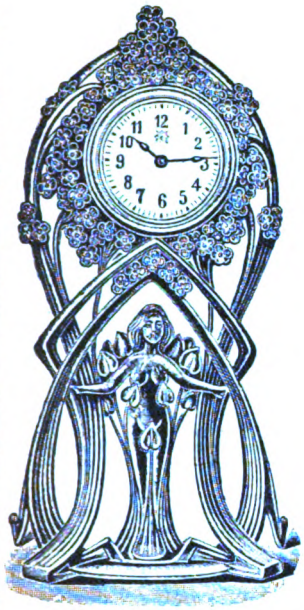
Wo der Poet Bittner versagt, kann ihn der Musiker Bittner nicht herausreißen. Die Musik ist bei ihm vor allem Hilfskunst. Schon weil ihm hier die Souveränität der Technik abgeht, weil seine Sache nicht das Entwickeln und Verarbeiten der Themen bildet. Er instrumentiert gut, viel besser als früher, ohne doch den ganzen großen modernen Orchesterapparat, ohne den er's nicht tun zu sollen glaubt, als Meister zu beherrschen. Einmal ist ihm ein glücklicher Griff in den Alfreskostil gelungen: das Bauernlied, das mit der schlichten Eindringlichkeit eines Lutherchorals erbraust. Aber es scheint Bittner nicht gegeben zu sein, sich länger auf der Höhe des Pathos zu behaupten. Er verliert dann sein eigenes Gesicht und arbeitet mit der Palette der Götterdämmerung. Das Ensemble der Frauen zu Beginn des dritten Aktes hat der Foyerwitz boshaft, aber treffend als „die Walküren vom Ebensee" bezeichnet. Und so wagnert es, durch fatale Ähnlichkeiten der Situation gesteigert, an allen Ecken, als ob der Rhein der Hauptfluß des Salzkammergutes wäre ... Die Tonsprache ist zwar nirgends von bemerkenswerter Eigenart, aber oft nicht ohne Kraft und Wärme. Das melodische Motiv des Bergsees — etwa im Charakter des langsamen Satzes von Beethovens Pathetique-Sonate — erwähnte ich schon. Er schildert indessen mehr das Gemütsverhältnis als das Element. Der Ausdruck des Elementaren scheint Bittner versagt zu sein. Aber wie stimmungvoll das einleitende Lied des Lanzknechts auf der Wacht, wie lebendig die erste Begegnung zwischen Jörg und Gundula, wie edel und innig die feierliche Ansprache des rebseligen Oberhofer! Wie dramatisch ist das meiste empfunden, wie gut theaterhaft geschaut! Auch die gute, aus dem Geiste der Sprache erfaßte Deklamation darf man ehrlich loben, manche treuherzige, manche süddeutsch gemütvolle Wendung.

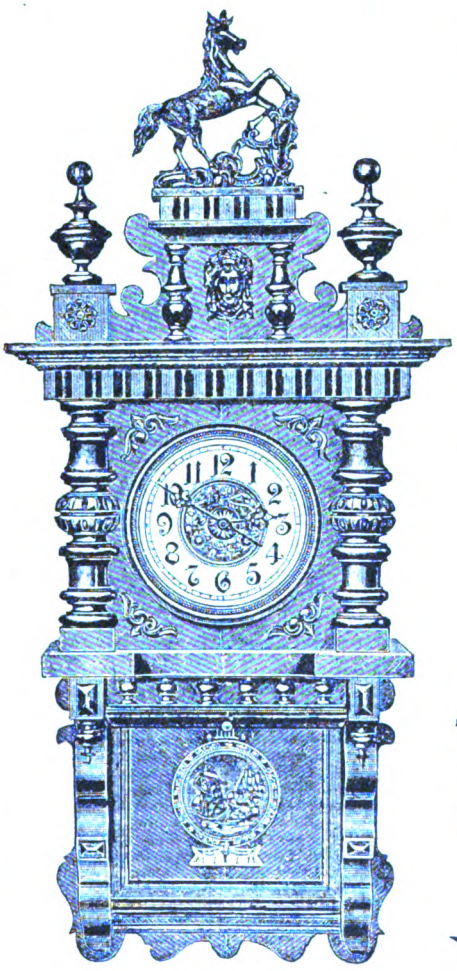
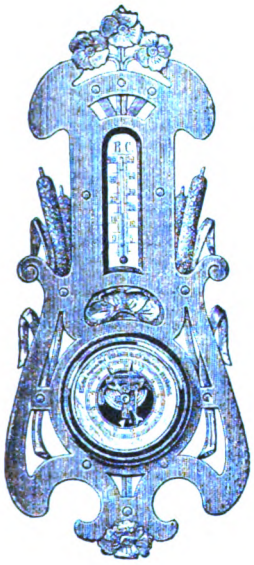
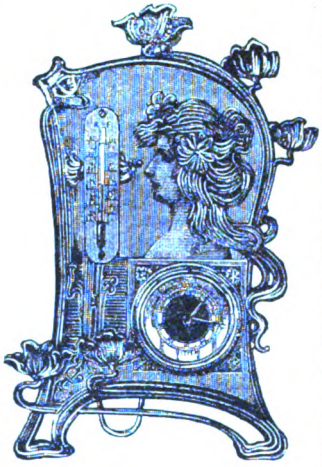
Und der Versuch einer ernsten Dialektoper? Ich empfinde es vorderhand als geschmacklos, wenn jemand auf der Bühne sich musikalisch in einem Idiom äußert, das seine Abkunft von Walhall oder Careol nicht verleugnet, und seine Worte dazu dem Idiotikon eines Soißburger Holzknechts entnimmt. Im Pathos dürfte die Mundart, zumal was die eigentümlichen alpinen Diphthonge und Nasallaute betrifft, in der Oper nur als eine leichte Färbung, diskret aufgetragen werden.

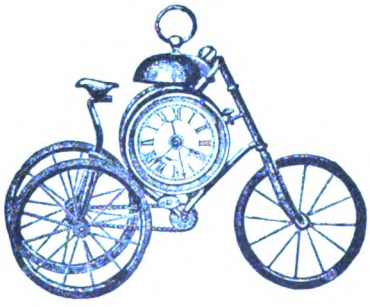
Julius Bittner, dessen Opern man einstweilen nicht über die Mainlinie hinaus exportieren sollte, weil sie so sehr im österreichisch-bajuvarischen Empfinden wurzeln, hat im „Bergsee" jedenfalls einen bemerkenswerten Vorstoß gemacht, die Grenzen seines Talentes, die Grenzen des Genres zu erweitern, und was auf den Anhieb nicht gelang, erschließt sich vielleicht weiterem Ringen, künstlerischer Selbstzucht. „Nicht, was wir sind, was wir suchen, ist alles."

Richard Batka

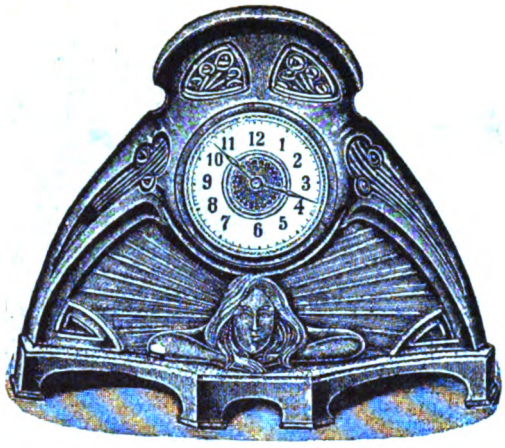
Digitized by Google

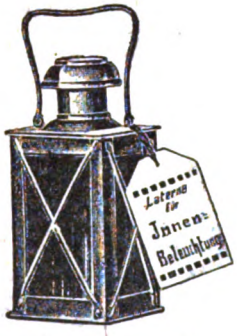


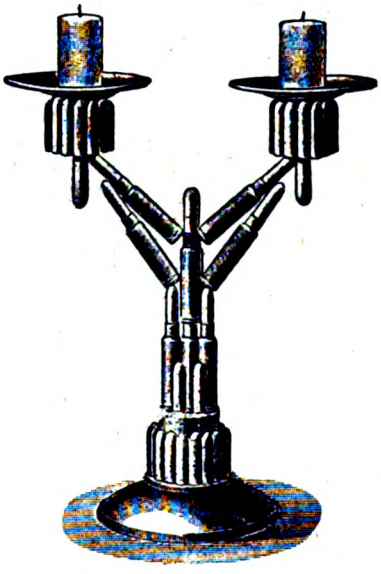




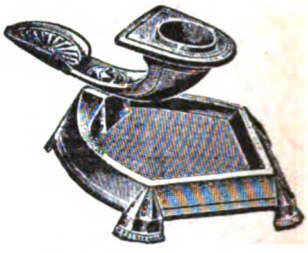


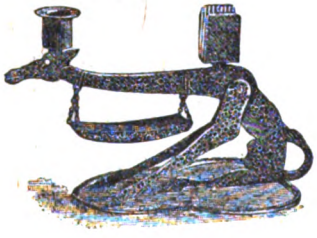
Digitized by Google



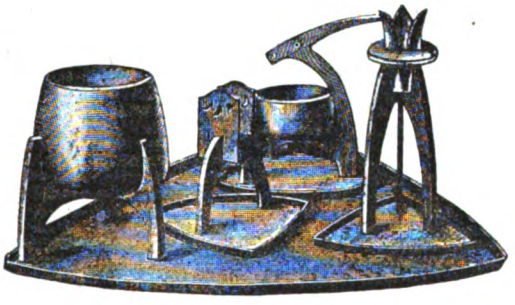


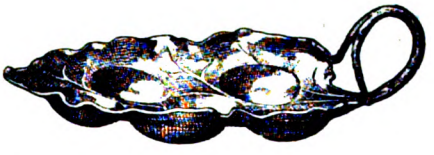


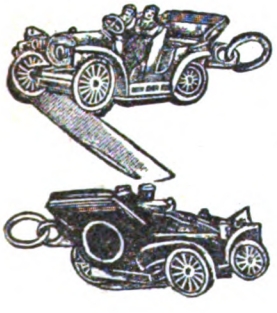




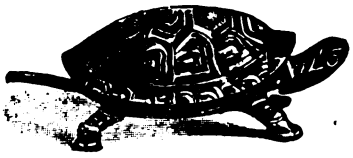
Digitized by Google





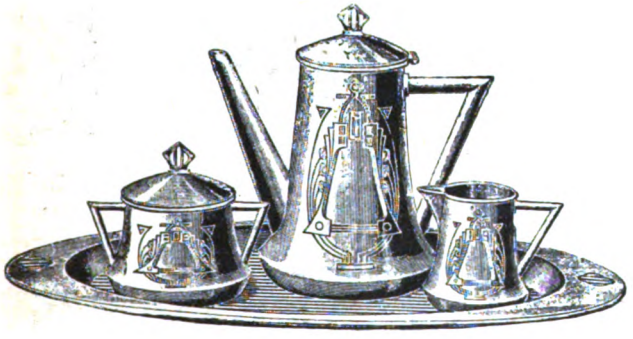


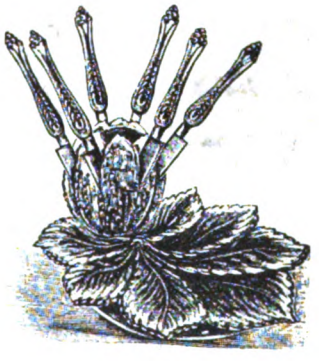
Digitized by Google

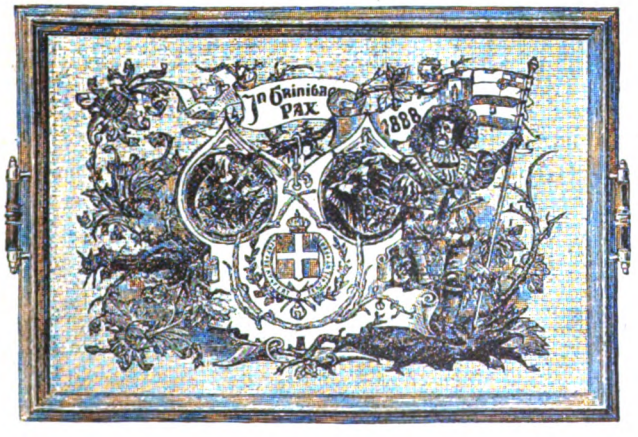


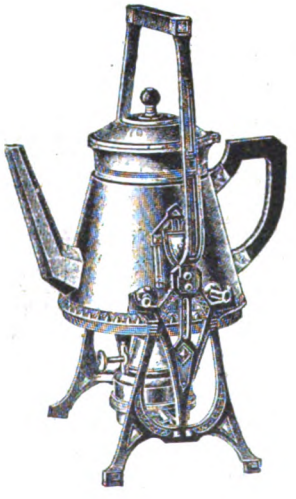
D.R.G.M. 289473.

Digitized by Google



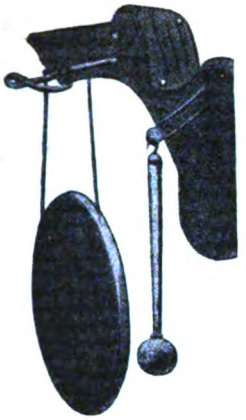
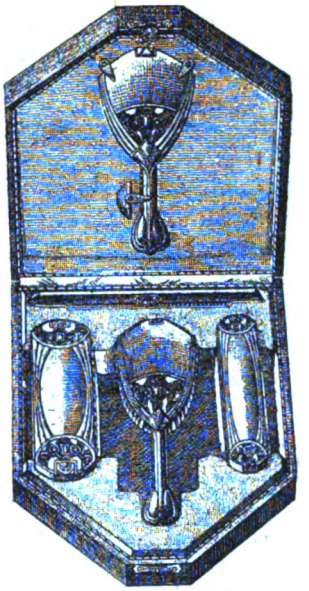


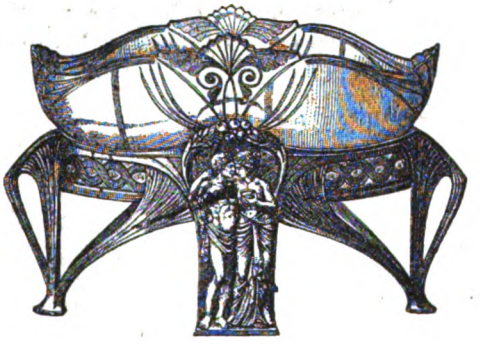


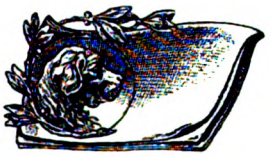


Digitized by Google

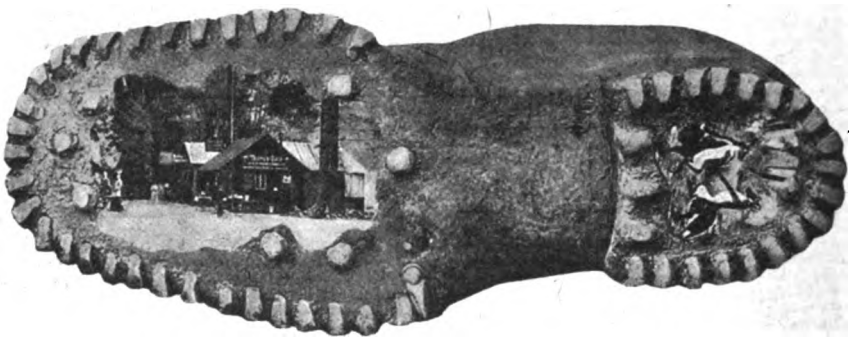
Digitized by Google

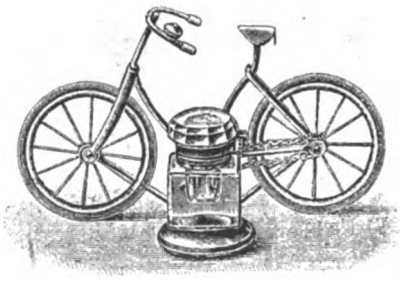



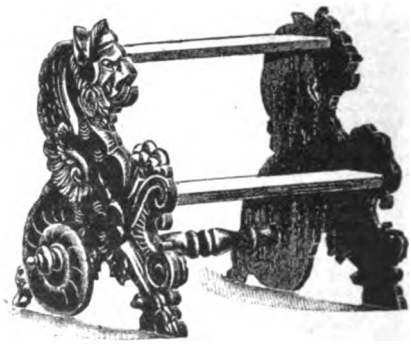




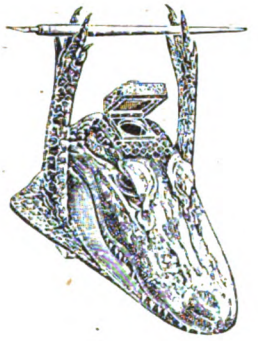
Digitized by Google

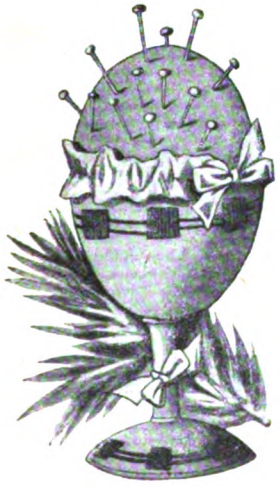


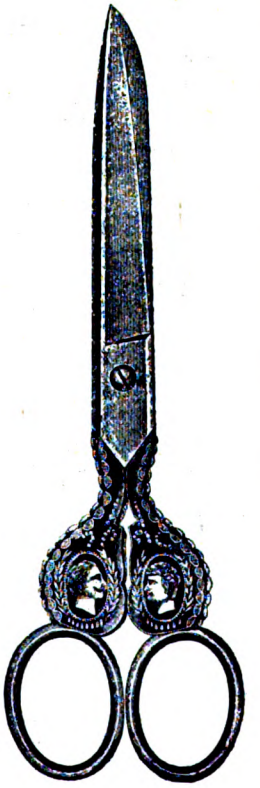




Digitized by Google

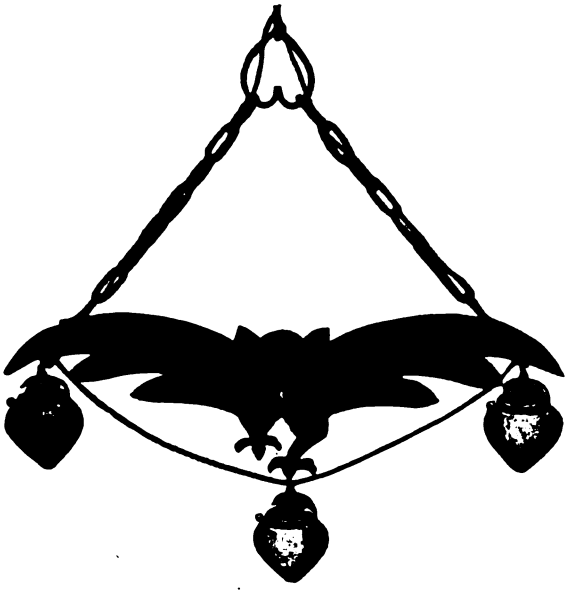


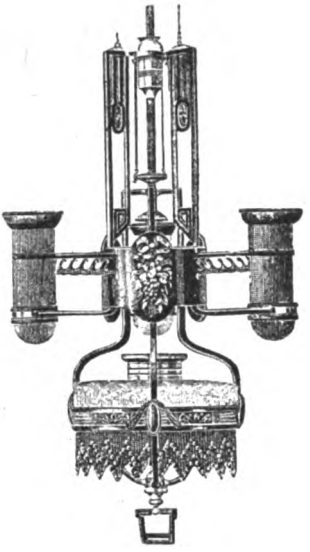


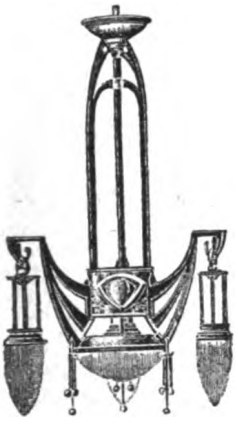


Digitized by Google

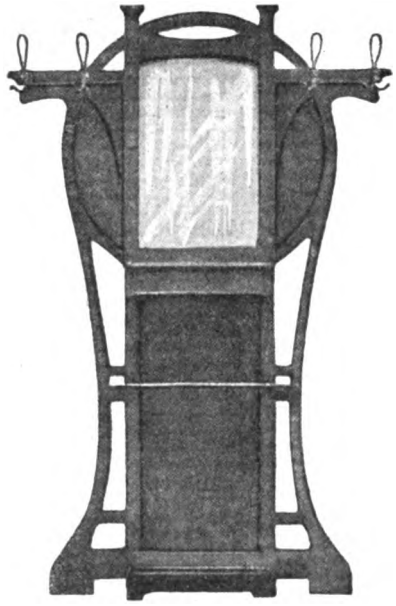
Digitized by Google

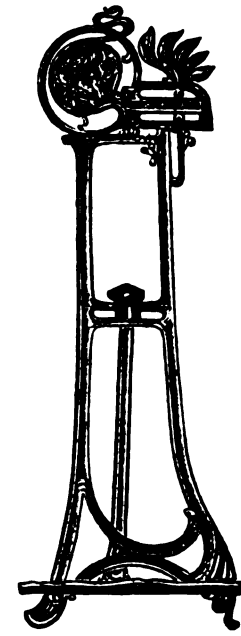


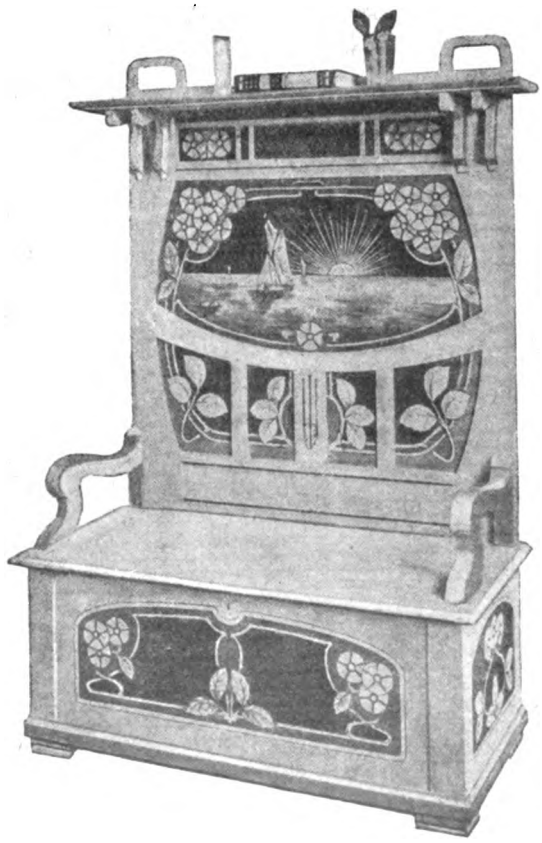


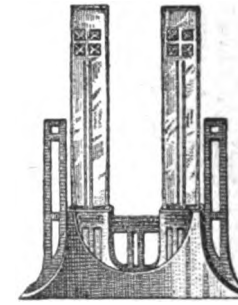


Digitized by Google









Digitized by Google

Die neue Hausgreuel-Sammlung,

die wir den Lesern auf den vorstehenden Seiten zeigen, bedeutet uns nicht nur ein Lachkabinett. Nicht nur, denn freilich: sie bedeutet immerhin auch eins — so gesund sind wir ja gottlob alle miteinander noch, daß wir uns von den Angriffen dieses unheiligen Blödsinns durch ein Auflachen befreien können. Aber in diesem Lachen ist Bitternis, es ist gut, wenn die Bitternis mehr und mehr überwiegt und sich schließlich in den ehrlichen Grimm verwandelt: den Tisch, auf dem all dieser Schund steht, mit einem Fußtritt umzuwerfen. Vorläufig steht er nämlich noch, dieser Tisch: all diese Hausgreuel sind neuen, noch kürzlich verschickten Katalogen entnommen, sie sind samt und sonders noch gangbar, und wenn wir den Platz hätten, auch die begleitenden Preisgesänge der Lieferanten mit abzudrucken, so würde es unsern Lesern in den Ohren ebenso weh wie in den Augen.

Wir haben uns früher bemüht, dem Psychologischen nachzugehn, das solches Zeug möglich macht, mit einer kleinen Dürerbundflugschrift „Hausgreuel“ kann auch der neueingetretene Kunstwartleser dem noch einmal nachgehn, wenn's ihn interessiert, und dabei eine andre Kollektion ebensolcher Primamuster besichtigen. Worauf es uns heute ankam, das war: auf das Weiterblühen der „Branche“ zu weisen. Möglich ist, daß sie nicht ganz so üppig mehr gedeiht, sicher ist: sie gedeiht noch. Und so hat jeder Gebildete auch heut noch Gelegenheit, sein Bewußtsein von den Käuferpflichten zu betätigen. Ich meine: In einem Laden, der Hausgreuel führt, kauft unsereiner auch nichts andres. A

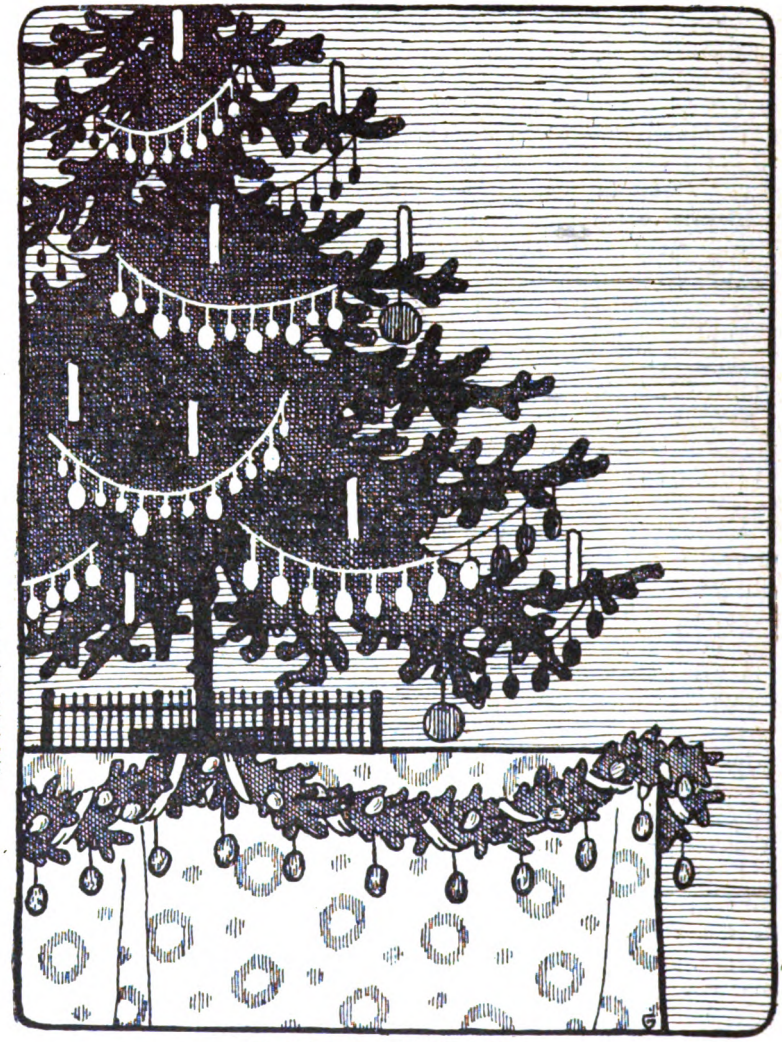
Vom Kinder-Weihnachtsbaum

An einem Dezemberabend las ein Vater, während sein Junge im Zimmer spielte, der Mutter vor, was Göhre im Weihnachtshefte des Kunstwarts über den schmucklosen Christbaum für Erwachsene geschrieben hatte. Da fragt der Kleine mit Besorgnis: „Aber nicht wahr, bei uns wird's nicht so?“ Was Göhre geschrieben hat, bleibt durchaus im Recht*, aber Erwachsene und Kinder sind zweierlei, und die Kinder denken alle wie meines. Ihr Herz hängt an goldigen Äpfeln und Nüssen und Schaum, darin sich der Lichterglanz spiegelt, ihr Herz hängt am Märchenbaum. Sie können sich auch nichts Lieberes denken, als bei der Ausschmückung des Baumes mitzuhelfen. Eltern und Erzieher sollten daher zeitig genug die Frage bedenken, wie zur Weihnacht der Kinder-Baum geschmückt werden soll, und von vornherein auf „kompletten Christbaumschmuck“, mit dessen Hilfe die ganze „Angelegenheit“ in einer Viertelstunde erledigt werden kann, verzichten. Die ganze Familie soll wieder mittun, wie das vor etwa dreißig Jahren war. Damals bildeten Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen die herkömmlichen Schmuckmittel, und gleichsam zur Krönung der Arbeit

* Das möchten wir zur Vermeidung von Mißverständnissen unterstreichen. Den Weihnachtsbaum ohne jeden Behang, der nur mit Wachslichten ohne jede andre Beleuchtung im Zimmer vor oder nach der eigentlichen Bescherung brennt, den wollen wir Erwachsenen für uns, meine ich, behalten A

Digitized by Google

wurde schimmerndes Christkindleinhaar hinzugefügt. Heute ist diese Überlieferung meist durchbrochen; die Mittel und Möglichkeiten einer Ausgestaltung sind unendlich reicher geworden, und das Ergebnis — da es vielfach an Geschmack, Zeit oder guter neuer Anregung fehlt — sind die geschmacklosen, überladenen Bäume unserer Tage. Soll der geschmückte Kinderbaum erfreulich wirken, dann ist es erforderlich, nicht alles Mögliche daranzuhängen, sondern das Vielerlei der Möglichkeiten zu sichten, um eine

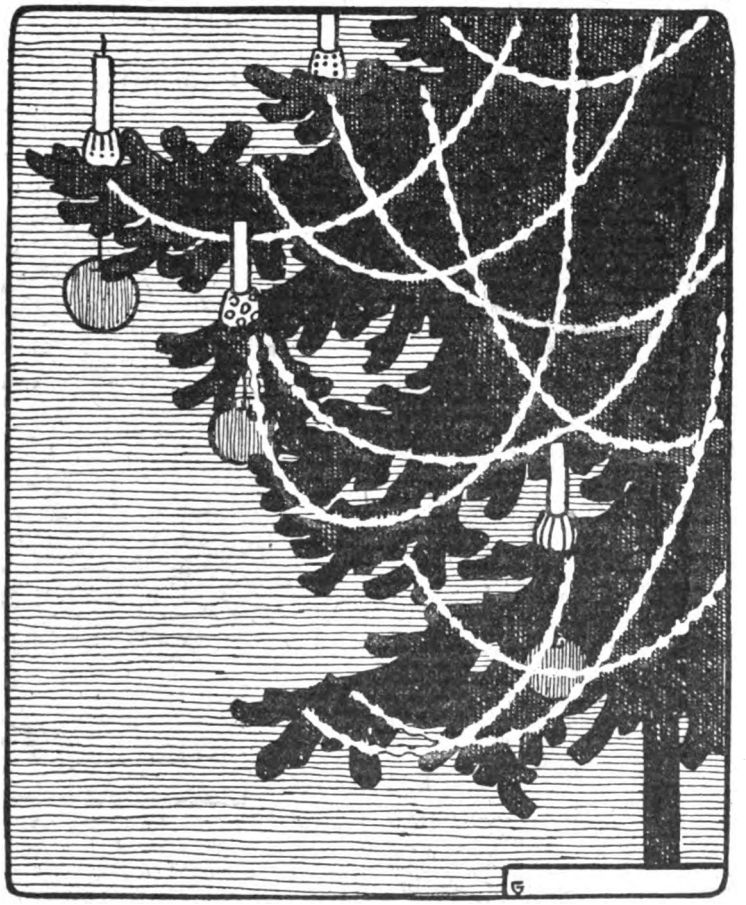


M. Rich. Graef, Nußgehänge

Einheit zu gewinnen. Das ist notwendig und auch möglich, weil der neuzeitliche Zeichenunterricht dem Verständnis der Kinder hier vorgearbeitet hat.

Digitized by Google

Es wird sich immer um drei Hauptsachen handeln, um die Lichtkörper, den übrigen Schmuck und den Weihnachtstisch, auf dem der Baum steht. Lichthalter (Tüllen) bringt der Weihnachtsmarkt in größter Auswahl. Schön ist solche Ware freilich selten. Wer diese gepreßten Blechtüllen einfach mit einem roten, grünen oder blauen Farblacke einheitlich überstreicht, so daß sie als farbiger Fleck wirken, oder mit weißem, so daß sie mit der Kerze ein Ganzes bilden, trägt schon wesentlich zu erfreulicher Wirkung bei. Wer ein übriges tun will, macht selber Tüllen von Holz, von Draht oder von beidem, die in gleicher Weise gefärbt oder auch in volkskundlicher Art bemalt werden können. Maßgebend für das So-oder-so wird die Erwägung sein: Sollen Kerze und Tülle einen als Ganzes wirkenden Lichtkörper bilden, oder sollen die Tüllen vor der Kerze bescheiden zurücktreten? Beide Möglichkeiten lassen gute Lösungen zu.

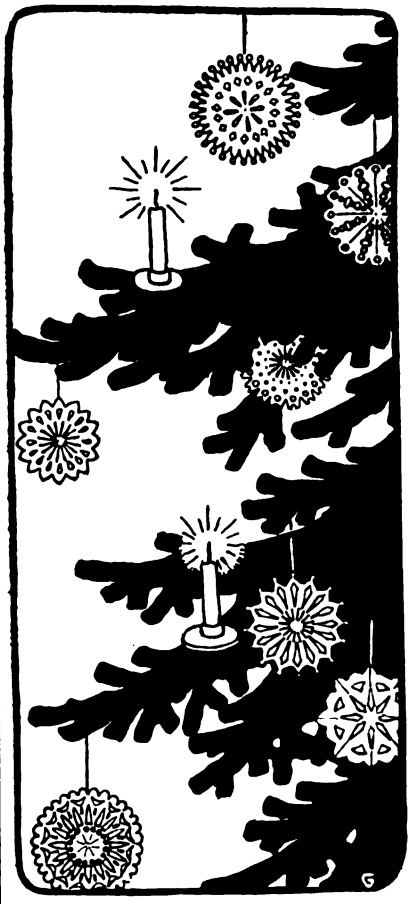


M. Rich. Graef, Papierketten nach Bruno Schmidt-Dresden

Für den übrigen Schmuck bot

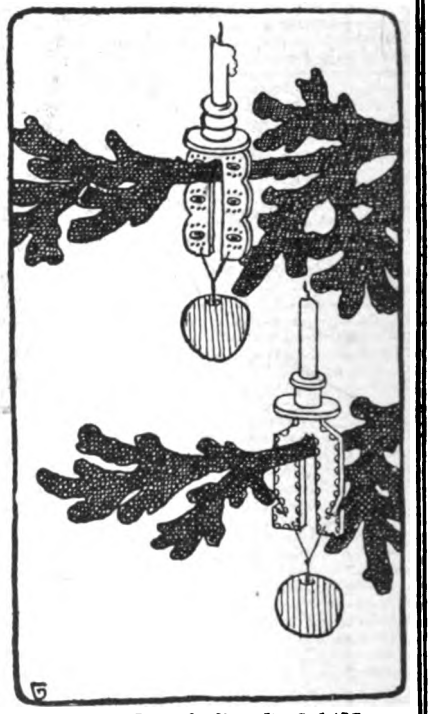
Digitized by Google

eine Weihnachten 1910 von Prof. Seyffert (Verein Sächsische Volkskunde) in Dresden veranstaltete Schau von Weihnachtsbäumen, die Schulkinder selbst geschmückt hatten, vielfache Anregung; alle diese Arbeiten ließen erkennen, wie man bei Beschränkung in der Wahl der



M. Rich. Graef „Sterntaler“ nach Karl Eißner-Dresden

Mittel zu guten Wirkungen kommen kann. Solche Einheiten sind beispielsweise Sterne, aus buntem, fächerförmig gefalteten Papier geschnitten. Mit ihnen geschmückt, sieht der Baum aus, als wären die Sterntaler vom Himmel gefallen und in den Zweigen hängen geblieben. Eine andre Einheit: Feingliedrige Papierketten von kindlich-kräftiger (zum Beispiel blau und gelb) oder anderer zum Grün des Baumes abgestimmter Farbenwirkung; weiter goldige Nüsse, die man als Schwerpunkt unter dem Lichtkörper anbringt und die von einem durch einen Drahtring gesteiften Papierkränzchen umgeben werden. Einen



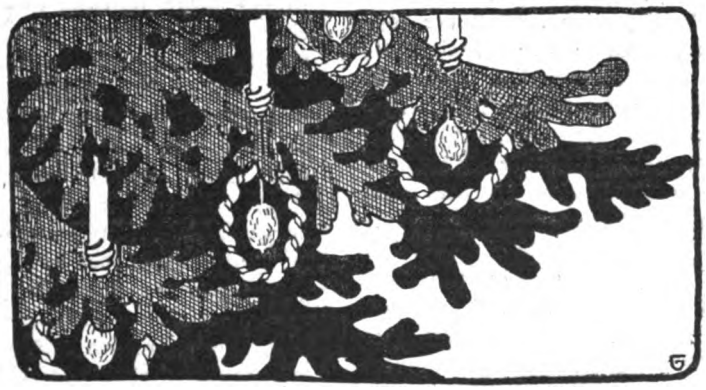
M. Rich. Graef, Bemalte Holztüllen

soliden natürlichen Schmuck bilden auch kettenartige Nußgehänge. Man versieht hierzu die Nüsse mit feinen Messingdraht-Stielchen und knüpft sie in gleichen Abständen an Goldschnürchen; entweder welsche oder Haselnüsse oder beide Sorten miteinander abwechselnd. Diese braunen Nußreihungen heben sich wirkungsvoll vom Tannengrün ab; im dünneren Fichtengezweig wirken sie vergoldet besser. Alle

Digitized by Google

diese vorgeschlagenen Arbeiten erfordern Geduld und Liebe zur Sache. Kleine Schwierigkeiten erhöhen den Reiz und die Festfreude, und wer sich einmal in der angedeuteten Richtung eingehender mit Christbaumschmuck beschäftigt hat, wird merken, wie ihn die Arbeit auch auf neue Gedanken bringt.

Da nun der Christbaum seinen Festplatz in der Weihnachtsstube haben soll, ergibt sich's von selber, daß auch der Tisch, auf dem er steht, entsprechend geschmückt wird.



M. Rich. Graef, Lichthalter nach einem von Weymann-Weinböhla geschmückten Baume

Biblische Stoffe liegen am nächsten: Geburtsgeschichte und Zug der Hirten oder der Weisen. Aber auch andre Darstellungen bereiten den Kindern Lust. Da entsteht das Gewimmel der Christmarktbuden, und der Baum wächst gleichsam aus ihnen heraus. Oder man läßt den Baum erzählen, was er im Märchenwalde gesehen hat: Es entsteht das Pfefferkuchenhaus mit der Knusperhexe. Andre Kinder werden lieber Winters Freuden darstellen, errichten einen Schneeberg am Fuße des Baumes, und kleines, aus Ton modelliertes Volk baut den Schneemann, saust rodelnd den Berg herunter oder kämpft eine Schneeballenschlacht. Auf genannter Christbaumschau war unter einem Baume auch ein winterlich verschneites Kirchdorf zu sehen, das von einem gar köstlichen Zaune umgeben war. Der Zaun war in blauer Farbe gehalten, die Säulen stellten spaßig stilisierte Wintermänner dar, während auf den Zaunlatten schwarze, frosterstarrte Wintervögel hockten. Wer das Zeug dazu hat, könnte auch darstellen, wie die Blumenkinder unten im warmen Erdenstübchen bei der Kreidolffschen Blumentante den Winter verbringen.

Der im übrigen weißgedeckte Weihnachtstisch müßte dann zum Abschluß mit einer frischgrünen Ranke eingekränzt werden, und die Kinder hätten dabei weiter zu überlegen, wie sie diese etwa mit einem farbigen Bande umwinden und mit hier und da hineingesteckten Goldnüssen beleben könnten.

Vielleicht erproben's nun recht viele! Ich bezweifle nicht, daß bei solchem Tun der Christbaum wieder mehr und mehr seine alte bevorzugte Stelle einnehmen wird, aus der ihn „elektrische Kerzen“ und

Digitized by Google

fabrikmäßig hergestellter Baumputz etwas verdrängt haben, und aus vollem Herzen wird dann wieder der Jubelruf der Kleinen erklingen: „Der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden kennen!“ Daß er dann bei der Arbeit für seinen Schmuck in der ganzen Adventzeit vorleuchtet, wäre wahrlich nicht der kleinste Segen dabei! M. Rich. Graef

Kasperle-Figuren zu Bonus-Böcklin

Haben unsre Leser vielleicht noch das 2. Februarheft 1911 zur Hand? Also: die meisten der köstlichen Figuren Carlo Böcklins, die dort abgebildet waren, sind jetzt in Kasperle-Kampf-festem Material, rundgebildet bis zum „Bühnenrand“, mit geziemender echter Kleidung angetan und mit der Hand bemalt, — fertig zu kaufen. Ähnlich zum Verwechseln nach den von Carlo Böcklin in Holz geschnitzten Modellen. Und zu welchem Preis? Zu 10 Mark das Stück? Nein, zu anderthalb Mark! Man kommt unwillkürlich in den Ausruferstil, um so etwas anzupreisen, aber nicht von Geschäftswegen, sondern aus Vergnügen. Denn diese Leistung des Gebauer-Schwetschkeschen Verlags in Halle ist erstaunlich. An die Büchlein von Beate Bonus und Carlo Böcklin selber wollen wir bei dieser Gelegenheit nur erinnern. Und dabei bloß soviel wiederholen: daß sie auch rein als Bilderbücher künstlerisch und gesund durch und durch sind. Wir bitten die Kunstwart- und Dürerbundfreunde recht sehr, für ihre Verbreitung als Hauskunst zu sorgen.

Der nach der Spieldose segnende Christus-DRGM

Aus dem Prospekt einer Glaswarenfirma in Berlin:

Letzte Neuheit!
Gesetzlich geschützte, gerechtes Aufsehen erregende Neuheit:
Der segnende Heiland mit beweglichem Arm.

Die Statue ist mit Musik montiert und während das Werk spielt, segnet der Heiland durch Auf- und Abbewegung des rechten Armes.

Die Statue ist 38 cm groß mit Olglas vorne versehen, aus rosa oder weiß mattem Glas, ein Kunstgegenstand ersten Ranges. ... Es ist Pflicht eines jeden guten Christen, heute auf der Hut und auf das Seelenheil seiner Kinder mehr wie früher bedacht zu sein. Als vorzügliches Mittel gegen allerlei Versuchungen des bösen Geistes erscheint die zeitgemäße, große Erfindung des segnenden Heilandes sehr geeignet. Der Anblick dieser herrlich ausgeführten Figur unsres Herrn und Heilands macht auf jeden einen tiefen und unvergeßlichen Eindruck. Die Figur ist vom bekannten Professor Herrn Franz Barwig meisterhaft modelliert und von einem findigen Kopf mit einem unsichtbaren Mechanismus versehen, welcher die schöne Statue wie lebend vor unsern Augen erscheinen läßt. Zieht man die im Sockel angebrachte Spieldose auf, erklingt die Melodie des bekannten... Segenliedes und gleichzeitig bewegt der Heiland langsam und feierlich segnend den erhobenen rechten Arm. Auf den schönen, originalgetreuen (!) Gesichtszügen glaubt man dabei förm-

Digitized by Google

lich die ganze Leidensgeschichte des Heilands lesen zu können. Das ist der Heiland, der für uns geblutet und am Kreuze gestorben ist. Kein Mensch kann sich angesichts dieser wunderbaren Figur einer tiefen Rührung erwehren. Möge nun diese schöne Neuheit zu Nutz und Frommen der Religion recht große Verbreitung in allen christlichen Familien finden und allen guten Christen wahren Gottessegen ins Haus bringen. Verkaufspreis postfertig Mk. 12, Einkauf per Stück Mk. 7 postf. ab Berlin.

Wir bekennen, daß uns zum Glossieren dieser Ankündigung jedes Wort fehlt: hier hört wirklich einmal alles auf.

Untertan

Während der Marokkodebatten im Reichstag brauchte der Kanzler den Ausdruck „Untertanen". Darauf Zwischenrufe: „Es gibt keine Untertanen." Am nächsten Tage meinte ein Redner, er verstehe die Opposition gegen diesen Ausdruck nicht, es sei doch keine Schande Untertan zu sein.

Die Reichsverfassung kennt den Begriff „Untertanen" nicht mehr, es gibt in der Tat keine „deutschen Untertanen". Ob die Verfassung irgendeines Einzelstaates noch von Untertanen spricht, wissen wir nicht, mit einem Schein von Recht könnte das wohl höchstens noch in Mecklenburg geschehen, wo eine eigentliche Volksvertretung und damit eine Mitberechtigung der Staatsangehörigen am Regieren fehlt. Auch da aber kaum, denn der Untertanenbegriff setzt ein Befehlsrecht des „Obertanen", des Staatsoberhauptes voraus, während doch selbst in Mecklenburg dem Staatsoberhaupte ein Befehlsrecht außerhalb von Armee und Beamtenschaft gegen den Staatsangehörigen nicht zukommt.

Uns scheint, wer politisch ganz rechts steht, hätte das gleiche Interesse daran, wie der zur Linken, daß selbst die Vorstellung „Untertan" erlösche. Nicht bloß, weil sie auch in den heutigen deutschen Monarchien keine staatsrechtliche Begründung mehr hat, sondern weil sie geeignet ist, jenes Verantwortlichkeitsbewußtsein des „Untertanen" zu schwächen, das wir nach aller Möglichkeit stärken müssen. Daran ist ja nichts zu ändern, daß tatsächlich auch der „kleinste Mann" im Deutschen Reich politische Rechte hat, die Frage ist: wird sie gewissenhafter ausüben, wer sie mit dem Bewußtsein des „Untertanen" oder mit dem des „Staatsbürgers" ausübt. Und diese Frage ist wohl eigentlich keine Frage. Der „Untertan" kann wählen, um den Obern zu Gefallen zu sein, aber auch, um sie zu ärgern. Solange der Wähler im stillen Herzen das Gefühl behält: was du tust, ist ja nicht wichtig, das Entscheidende tun die „Herren", solange ist er nur „Stimmvieh", und er kann als solches geradeso gut den Sozialdemokraten die Geschäfte besorgen wie den Konservativen. Erst durch das Staatsbürgerbewußtsein kann dazu erzogen werden, mit vollem Pflichtgefühl zu bedenken, wie man wählt.

Zu den Tagesereignissen

Werdendes Leben

Kinder haben ihre Freude am Bunten, Wechselnden, am Bewegten, kurzum am Lebendigen. Mehr als Fertiges fesselt sie das Werdende. Sie haben ihre Freude daran, weil sie unbewußt fühlen, daß in diesem Lebendigen, in diesem Werdenden etwas liegt, was ihrem eignen Wesen ver-

Bildung und Schule

Digitized by Google

wandt ist. Was Kinder anregen, was sie interessieren und für sich gewinnen soll, das muß ihnen im Stadium der Entwicklung, als werdendes Leben, sei es als Wirklichkeit oder als Kunst, vorgeführt werden. Für Fertiges, für tote Abstraktion, für streng wissenschaftliches Denken sind Kinder mindestens vor dem 14. Lebensjahre noch nicht reif.

Hierin gründet die Forderung, daß der Lehrer selbst ein ewig Werdender sei. Abgeschlossene Naturen, denen die Welt nichts mehr zu sagen hat, Menschen, die bereits mit allem fertig sind, die nichts mehr zu lernen brauchen und nichts mehr neu erfahren wollen, sind für den Lehrerberuf untauglich. Wer ein echter Lehrer sein will, der muß selbst noch lernen können.

Soll der Erzieher als kräftiger Anreger, als starker Förderer auf seine Zöglinge einwirken, dann muß er ihnen vorleben, was er an Selbstbetätigung bei ihnen finden möchte. Man hat diese Forderung zuweilen dahin gedeutet, daß der Lehrer der beste sei, der selbst nicht viel mehr könne, als seine Schüler, der also gewissermaßen das neu miterlernt, was er zu vermitteln hat. Aber die Forderung nach dem „ewig Werdenden" darf nicht stofflich ausgedeutet werden, nur in formaler Hinsicht hat sie Berechtigung.

Der Lehrer muß selbst lernen, indem er lehrt. Die Kinder müssen fühlen und empfinden, daß der gereifte Mann da vor ihnen mit ganzer Seele bei der Sache ist. Daß alles, was er bietet, schon ein Produkt eifrigen Vorstudiums war. Daß die Art, wie er es wiedergibt, seine volle Manneskraft in Anspruch nimmt, daß er nicht nur überdenkt, was und wie er zu unterrichten hat, sondern daß er auch mitfühlt, sich mitfreut, daß er miterlebt, was die Kinderschar zu seinen Füßen in Spannung hält, was sie lauschen und schauen, lachen und trauern läßt.

Um dieser Forderung zu genügen, ist nötig, daß der Lehrer fortwährend an sich arbeitet. Er darf nicht gleich dem starken Erek „verliegen". Es gibt Pädagogen — an der Hochschule wie an der Mittel- und Volksschule — die Jahr für Jahr nach demselben alten Schmöker unterrichten, den sie sich einmal vor Jahrzehnten zusammengeschrieben haben. Selbst die alten Witze kehren dann mit unheimlicher Regelmäßigkeit an denselben Stellen zum zwanzigstenmal wieder. Alles läuft den altgewohnten Gang. Der ganze Unterrichtsbetrieb hat maschinellen Charakter gewonnen.

In solchem Falle ist der Pädagoge selbst zur Maschine geworden, so eine Art Rangierlokomotive, die gewohnheits- und vorschriftsmäßig funktioniert. Es fehlt bei solchen Menschen jenes wärmende Leben, jene Sonnenglut des Gemüts, wodurch auch in andern Menschenherzen neues Leben erweckt werden kann. Der Lehrer ist kein Werdender mehr; darum bleibt ihm die Wirkung auf junge werdende Menschen versagt.

Unsre Schulbehörden wählen ihre Leute und beurteilen sie in der Hauptsache nach den Noten, die vor Jahrzehnten bei der oder jener Abgangsprüfung erworben wurden. Behördlicher Rangiermodus! Dieser Gesichtspunkt mag Geltung haben bei Auswahl geeigneter Bureaukraten, bei der Beförderung trockener Aktenmenschen. Für die Auswahl der rechten Lehrkräfte ist er falsch. Hier ist maß-

Digitized by Google

gebender die Energie, mit der es der Pädagoge fertigbrachte, sich selbst lebendig zu erhalten. Was sein Streben, was *sein Fortbildungstrieb aus ihm machte*, das ist das Ausschlaggebende für seine Persönlichkeitswertung, nicht was ihm vor Jahrzehnten ein größeres oder geringeres „Glück“ bei irgendeinem Schülerexamen an Durchschnittsqualifikation gewinnen ließ. Den *Werdenden* sollt ihr werten; denn für den rechten Lehrer bedeutet jeder endgültige Abschluß Tod und Erstarrung!

Ernst Weber

Die Flugschrift vom Schenken,

die ersterschienene aller Dürerbundflugschriften, die nun schon in vielen Tausenden von Abzügen verbreitet worden ist, wird soeben in einer *Neubearbeitung* ausgegeben. Manches hat sich gebessert, seit dieses Heftchen voll Warnungen vor Schund und Ratschlägen zu einer wirklichen Kultur des Geschenks seine ersten Freunde erworben hatte; mancher Unfug aber hat nur den Gegenstand gewechselt. Einige von den besondern Schäden, die hier nur erst berührt worden sind, hat unterdes der Dürerbund in eignen Flugschriften derber angefaßt, so in der 44. von den „Hausgreueln“, in der 80. „Käuferpflichten“, in der 82. „Gegen die Farbendrucke“, in der 25. „Echte Farben für Stoffe“, in der 18. „Vom Luxus“, in der 6. „Hausbildereien“. Wir möchten ebenso wie an die allgemeine Flugschrift „vom Schenken“ jetzt an diese besonderen erinnern.

Der Dürerbund

Der Literarische Jahresbericht für 1911

ist vom *Dürerbunde* nun herausgegeben worden. Die Leser wissen, für wie wichtig wir dieses vom Kunstwart begründete und vom Dürerbund fortgeführte Unternehmen halten, das alle nur möglichen Bürgschaften dafür bietet, eine Wegweisung zur guten Literatur ohne irgendwelchen Einfluß von Geschäftsempfehlungen zu bieten. Geht man doch zur Verhinderung selbst unbewußter psychologischer Vorgänge beim Dürerbunde so weit, die Namen der Inserenten nicht nur den Mitarbeitern, sondern auch der Redaktion des Jahresberichts zu verschweigen, bis die Arbeit fertig gedruckt ist. Die zweite Bürgschaft der Gediegenheit muß freilich die Auswahl der Berichterstatter bieten, und sie bietet sie. Als es noch möglich schien, dem manchen recht unbequemen Unternehmen seinen Weg zu verlegen, erschienen eine Menge von Angriffen; aber seit wir uns bereit erklärten, im Kunstwart auf sie alle Rede zu stehn, ist es davon überall still geworden, und auch der Jahresbericht des Dürerbundes ist nunmehr fest eingebürgert. Er hat jetzt folgenden Inhalt: Vorwort, „Weihnachtstisch“, Bücher für die Jugend, Ältere deutsche Sprache und Literatur, Deutsches Volkstum, Deutsche Lyrik, Dramatik, Vom Gesellschaftsroman, Deutsche Prosa, Von fremdsprachiger Dichtung (Übersetzungen), Französische Literatur, Orientalische und antike Literatur, Literaturgeschichte, Biographien, Briefe u. ä., Kunstgeschichte, Musik, Bühnenwesen, Protestantische Theologie, Religiöse Literatur der Katholiken, Philosophie, Psychologie und Verwandtes,

Unter uns

Digitized by Google

Pädagogik, Gesellschaft und Lebensordnung, Rechts- und Staatslehre, Volkswirtschaftslehre, Geschichte, Naturwissenschaften, Gesundheitslehre, Nachträge.

Wir bitten unsre Freunde, diejenigen Buchhandlungen, die ihnen den „Dürerbund-Jahresbericht“ zusenden, auch durch ihre Einkäufe zu unterstützen.

Lebende Worte

Kleine Ergänzungen und Berichtigungen

Otto Promber bittet uns, ihm zu bestätigen, daß an der im 3. Heft unter „Mystisches“ berichteten Sache nichts Mystisches gewesen sei. Er habe den Zettel nur beigeklebt, um damit anzudeuten, woher er die Adresse der Herren kenne usw., und das „vertraulich!!“ habe auf dem Zirkulare selbst nur deshalb gestanden, weil er Subskribenten zusammenbekommen wollte, eh er sich an einen Verleger wandte. Mit einer Menge geschriebenen und gedruckten Materials hat uns Herr Promber das tatsächlich glaubhaft gemacht, also weiche das Mystische von ihm!

Schönheit

Ich muß über die Ästhetiker lachen, welche sich abquälen, dasjenige Unaussprechliche, wofür wir den Ausdruck schön gebrauchen, durch einige abstrakte Worte in einen Begriff zu bringen. Das Schöne ist ein Urphänomen, das zwar nie selber zur Erscheinung kommt, dessen Abglanz aber in tausend verschiedenen Äußerungen des schaffenden Geistes sichtbar wird und so mannigfaltig und so verschiedenartig ist als die Natur selber.

Goethe

Unsre Bilder und Noten

Die vier Kunstbeilagen dieses Hefts geben moderne Binnenraumbilder wieder. Wie das reine Stilleben, wie das selbständige Architekturbild, wie sogar die reine Landschaft ist auch das selbständige „Interieur“ der älteren Malerei unbekannt; sie gab alles, was sie gestaltete, nur als Aufenthaltsort von Menschen oder Göttern. Rein malerische Absichten waren ihr nicht bewußt, aber auch das Widerspiegeln von menschlichen Empfindungen auf toten Dingen war ihr noch kein bewußtes Ziel. Ganz allmählich erst nahm auf dem Kunsttheater gewissermaßen die Bühne selbst das Wort, und der Mensch ward aus dem Schauspieler Statist, er ward in der Landschaft Staffage, nach Bedarf entschwand er ganz. Das Publikum hat sich bei der Landschaft an dieses Wegbleiben des Menschen auch längst gewöhnt. Ebenso bei Stilleben und Interieur? Mir will das nicht so scheinen. Prüft man sich selbst, so findet man sich auch bei gutgemalten Stilleben und Binnenraumbildern wohl immerhin noch häufiger „geneigt, etwas zu vermissen“ und das Bild nicht recht ausreichend zu finden, als bei Landschaften. Die große Mehrzahl jedenfalls steht vor Interieurs noch heutigestags mit einer gewissen Hilflosigkeit. Man trifft ihrer ja auch viel weniger und ist deshalb nicht so in der Übung, sich „einzufühlen“.

Sehn wir vom Genuß rein malerischer Werte, also vom reinen „Augenschmause“ ab, so wird der Beschauer vor Binnenraumbildern gut tun, sich zunächst einmal vorzustellen, er besuche selbst diese Räume und be-

Digitized by Google

trachte sie nun nicht etwa, wie man in einer Ausstellung oder in einem Laden ein Musterzimmer prüft, also nicht etwa auf ihren gewerblichen Charakter, sondern daraufhin: was für ein Menschenkind sich hier behagen möchte. Auf Hermann Grafs Bild wird ihm das leicht gemacht, das ist noch kein „reines" Interieur, er sieht den Bewohner und Benutzer, sieht ihn sogar mit seinen Siebensachen beschäftigt. Säh er ihn von vorn, so würden wir von dem Bild überhaupt kaum als von einem Interieur sprechen. Wie aber der junge Mann, das Licht in der Hand, in einem Buche liest, zeigt er uns gleichsam nur seine Tätigkeit, tritt er selbst so diskret zurück, daß es doch in aller Hauptsache sein Milieu bleibt, aus dem wir ihn selbst, wie gespiegelt, erkennen. Mit dem Wunsch, uns das Licht und seine Wirkung hinterm dunkeln Körper zu zeigen, verbindet sich gewollt oder ungewollt ein Kunstmittel, ähnlich wie auf den so ganz andersartigen Bildern Schwinds, Richters und Thomas, wo ein Mensch, den Rücken gegen uns, in die Landschaft blickt. Wir versetzen uns halb und halb an seine Stelle.

Von M. A. Stremel haben die Leser mit dem Goethehaus-Zimmer unsres ersten Heftes, das auch als großer farbiger Vorzugsdruck erschienen ist, eines der schönsten Zimmer-Interieurs der modernen deutschen Kunst gesehn. Das heut reproduzierte Bild strebt nicht so hoch, zeigt aber überzeugend schön, wieviel Reize und Werte auch rein malerischer Art in einem ganz schlichten Bürgerzimmer liegen können, bei dem die Petroleumlampe überm Tisch in einem simpeln Drahtgestell hängt und auch der Wandschmuck samt sonst noch diesem und dem sich ganz und gar nicht um moderne Ansprüche an Zimmereinrichtungen kehrt. Hier geht es sehr bescheiden, doch reinlich, ordentlich und fleißig her, das scheint der genius loci zu sagen. Wie hoch sind aber die malerischen Werte! Ich rate, gerade dieses Bild durch die gerundete Hand zu betrachten. Ist es nicht erstaunlich, wie dann gerade hier alles körperhaft wird? Man spürt dann auch das Licht durch die „Zimmerluft" weben. Die Wichtigkeit und Feinheit der von fern an Segantini erinnernden strichelnden Technik Stremels wird bei solcher Betrachtungsweise sofort auch dem klar, den sie vorher befremdet hat: dieses flimmernde Lichtleben wäre ohne sie unmöglich.

Der „Ahnensaal" von Joseph Kühn jun., den wir in Gravüre bringen, zeigt mehr die „flockige" Malweise der Münchner „Scholle". Als Hauptheile die durchschienene Gardine, die von den Neueren zuerst wieder Menzel zu Ehren gebracht hat. Alles ohne scharfe Linien, selbst ohne starke Kontraste, weich, nur Ton. Ruhig, vornehm, zurückhaltend und dabei voll im Klange und „solenn". Gar kein Eingehen aufs Einzelne — man vergleiche das Stremelsche Goethezimmer daraufhin.

Schließlich Wilhelm Roegge. Das Zimmer eines modernen Kunstmenschen, eingerichtet mit nicht großem Geldaufwand, aber mit den Ansprüchen eines sehr kultivierten Auges. Seine Freude ist das Licht, wie es auf den Boden ein Schattenbild des Fensterplatzes zeichnet und dann breit an Wand und Türe hinaufleuchtet, eh die Sonne geht. Wenn wir das Aufschimmern und Verschimmern mitfühlen, haben wir die Poesie dieses Weltfleckchens, sehen wir dem Bilde ins Herz. Um seine spezifisch malerischen Schönheiten zu sehn, brauchen wir das nicht einmal. Die ordnen sich auch in

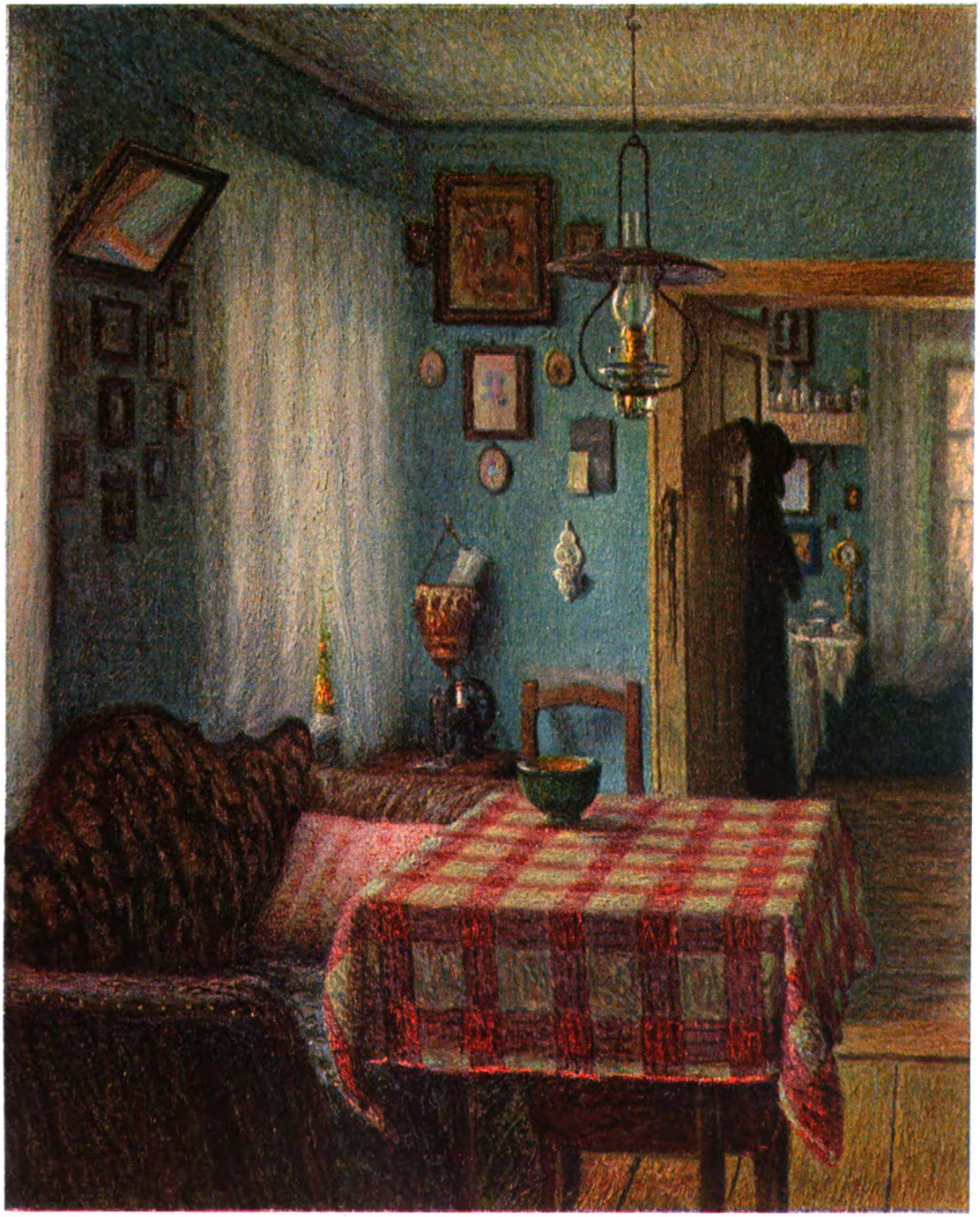
Digitized by Google

der Reproduktion noch mit all den Nuancen von Heller und Dunkler ruhig über das ganze Bild. A

Auf dem Eisenacher Bachfeste, das heuer im Herbst stattfand, wurden die Musiker an einem der Großen Kammermusikabende mit einem Concerto grosso Nr. 8 des italienischen Altmeisters Arcangelo Corelli (1653—1713) überrascht, das sich schon durch die Aufschrift „Fatto per il Natalizio" als ein echtes und rechtes „Weihnachtskonzert" erwies. Im Original steht dem solistischen Concertino (2 Violinen, 1 Violoncell) das Tutti (2 Violinen, Bratsche, Bässe und Basso continuo) gegenüber. Es erschien in Opus 6 ein Jahr vor dem Tode des Komponisten, zu Rom. Wir geben das herrliche Pastorale daraus hier in der Bearbeitung für Klavier von Walter Niemann nach der neuen, vom Verlag C. F. Kahnt Nachfolger in Leipzig herausgegebenen verdienstlichen Sammlung „Klassische Weihnachtsmusik", der es zugleich als Empfehlung dienen soll. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

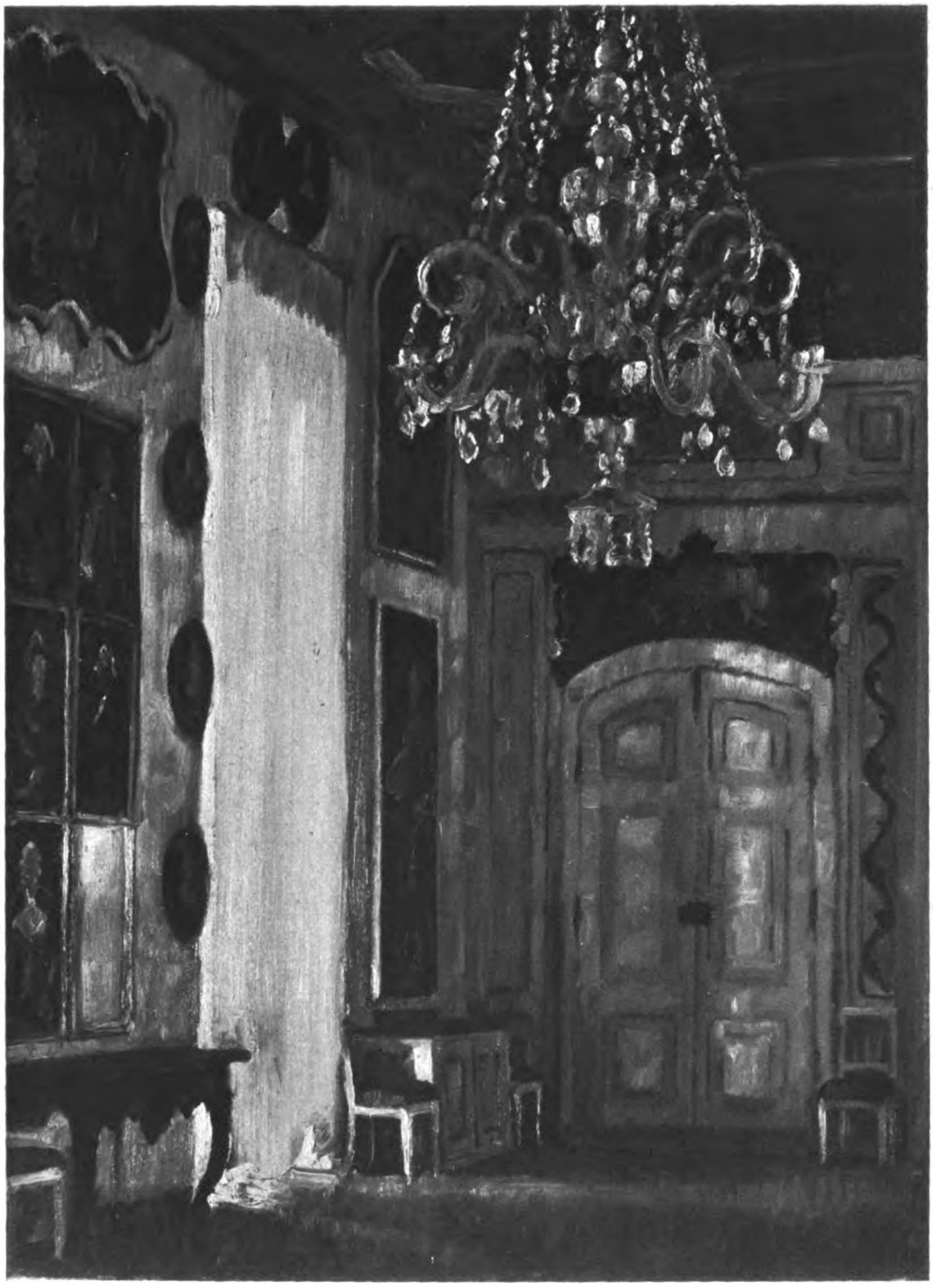


AUS DEM KUNSTWART

M. A. STREMEL

Digitized by Google

Digitized by Google



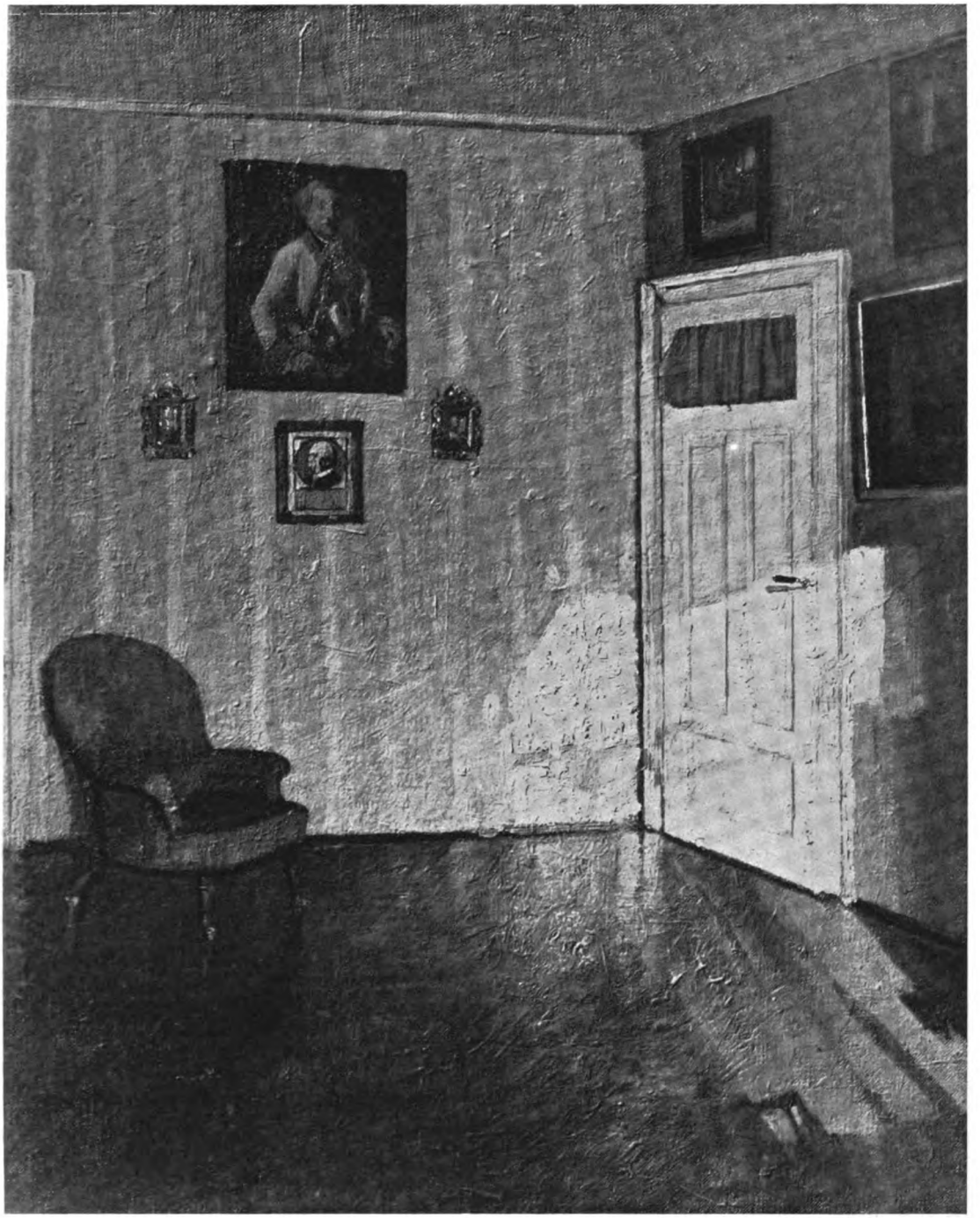
Aus dem Kunstwart

Joseph Kühn jr.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

WILHELM ROEGGE

Digitized by Google

Digitized by Google

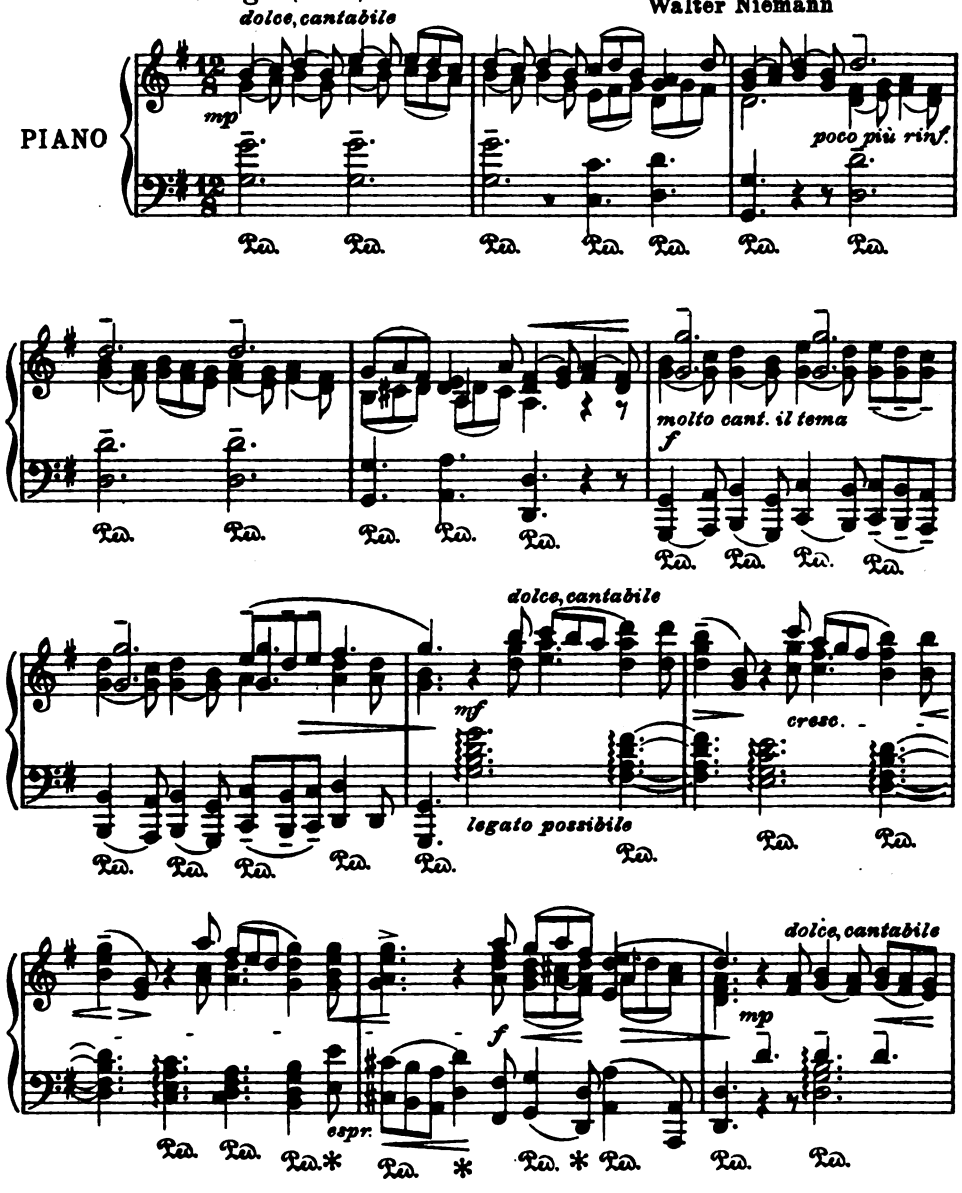
BEILAGE ZUM KUNSTWART

ARCANGELO CORELLI

PASTORALE

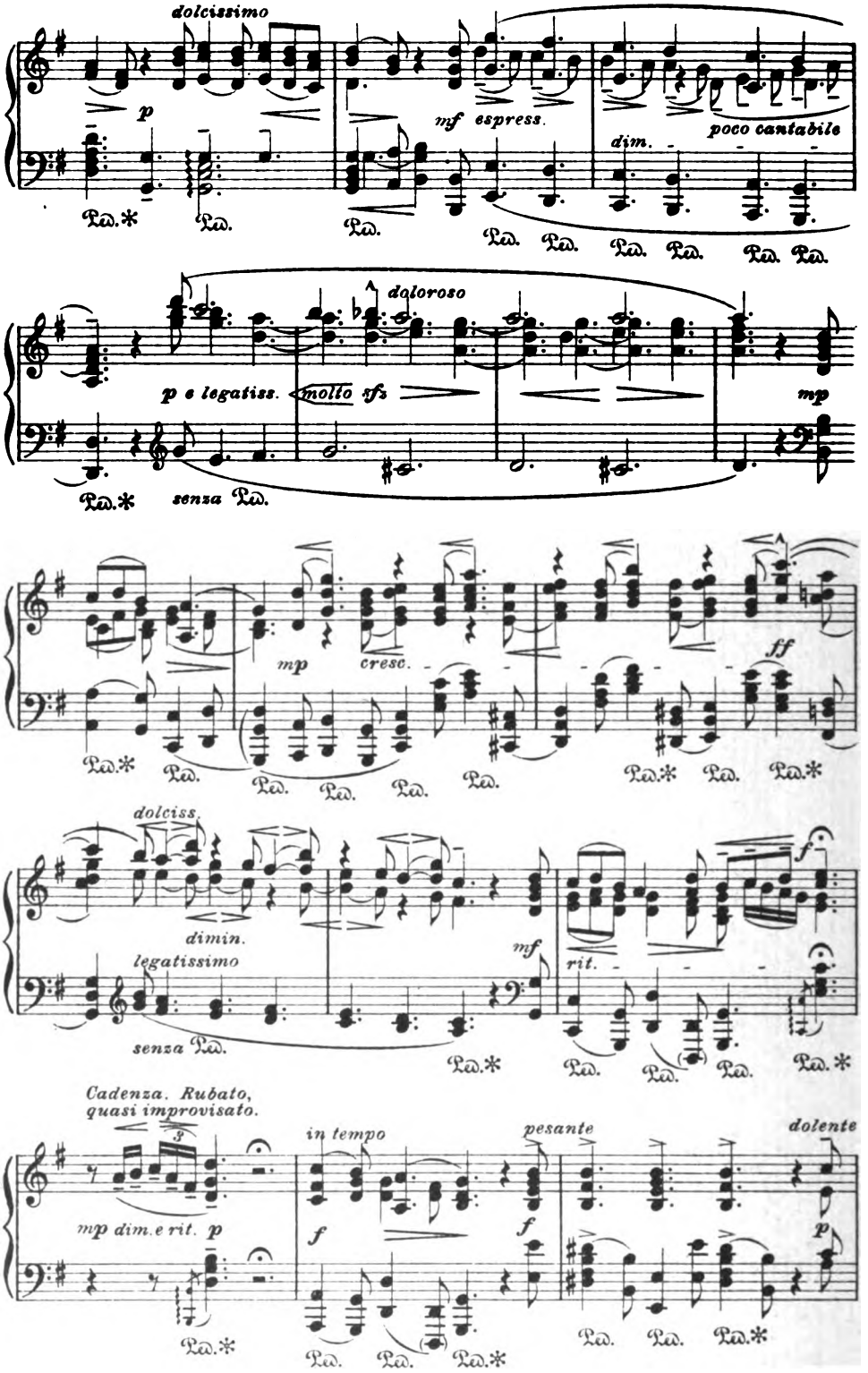
aus dem Concerto grosso Op. 6, No. 8
(„fatto per la notte di natale")

Freie Klavierübertragung von
Walter Niemann

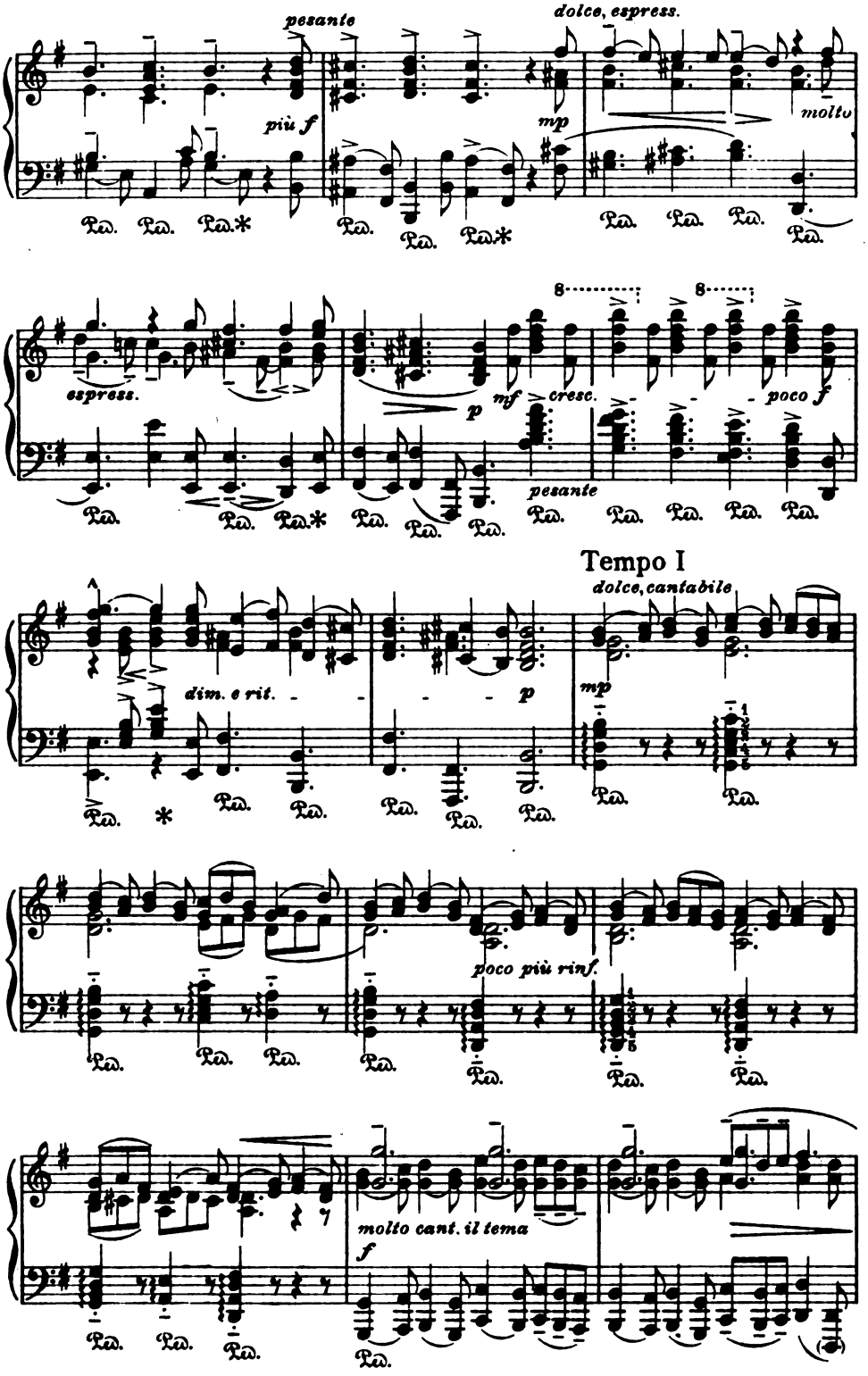


Mit besonderer Bewilligung von C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig
Copyright 1911 by C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig

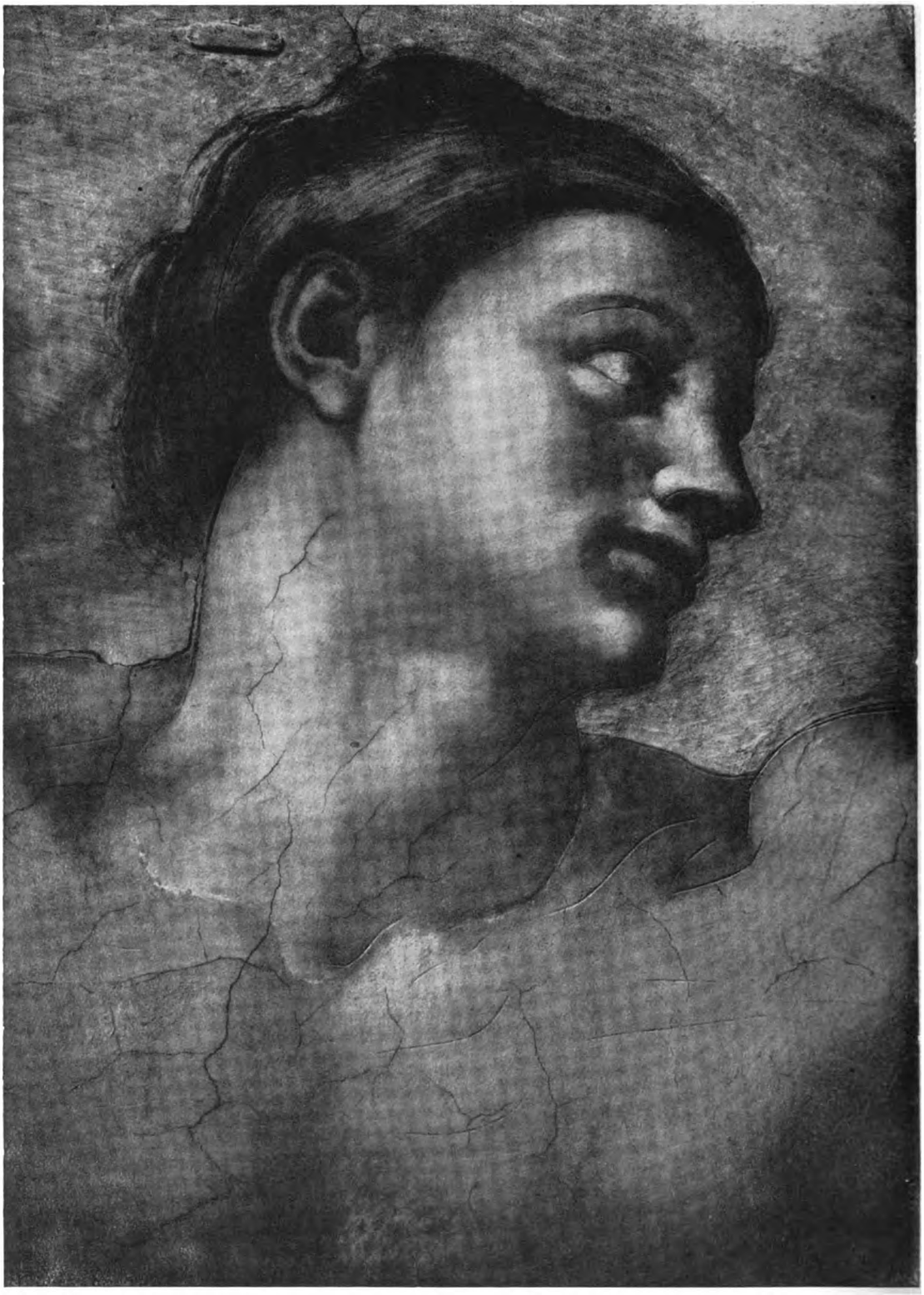
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

MICHELANGELO (DER SCHULDLOSE ADAM)

VERKLEINERUNG NACH DEN MICHELANGELO-MAPPEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Michelangelo

Groß, daß er über dem Gewimmel einsam ist und über das Kleine zurückblickt in uralte Vergangenheiten und voraus bis in Zukünfte, die auch wir Heutigen noch nur in den Lichtwolken ahnen — so erscheint Michelangelo unsrer Phantasie. Aber der Boden, aus dem er emporwuchs, stand nicht fest, so scheint es uns, er wandelte sich selber zu jener Zeit, da der Riese sich aus ihm hob. Er war in so mächtigem und so allgemeinem Bewegen, wie seit langen Jahrhunderten nicht. Wer das damalige Gären des Menschengeistes die Renaissance nennt, sieht die Zeit nur durch einen Rahmen, der künstlich gemacht ist, um ein Bild von ihr abzusondern, wie man mit gleichem Fug andre dafür aus Worten zimmern und schnitzen könnte. Denn es war in diesen Tagen alles Menschliche, von draußen durch Morgenwinde neuer Erkenntnisse, von drinnen durch das Erwachen schlafender Triebe so stark erregt, daß von daher ein Fluten noch durch unsre Gegenwart hin unberuhigte Kräfte ins Kommende trägt.

Wenn je eine Zeit die des Umwertens war, so war es ja sie. Es ist nur eine der Umwertungen, auf die das Wort „Renaissance" selber weist, und wenn Träumen und Schwärmen fürs Altertum schon ein Höherwerten bedeutet, so war gerade dieses Ideal nicht einmal ganz neu. Nun aber war seine Kraft so wirkend geworden, daß man an ein Wiederheraufholen des Altertums dachte, bei vielen sogar des Heidnischen darin. Wäre das möglich gewesen ohne all die andern Umwertungen sonst, ohne diese Lust am Umwerten, ohne diese Freude des Intellekts am Zerlegen, Entdecken, Erkennen und der Phantasie am Anderszusammensetzen und Neugestalten? Alles Feste schien zu schmelzen. Die Persönlichkeit, gebunden bisher in Standes- und Staatsordnung, Überlieferung, Sitte und Religion, befreite sich zum Bewußtsein eigenbürtigen Rechts, zum Streben nach Ausbildung all ihrer Kräfte, und lenkte ihr Sehnen vom Gnadenreiche des Himmels abseits auf die selbst zu erringende Unsterblichkeit des Erdenruhms. Dazu ward die Welt größer mit jedem Tag. Während aus den Steinhaufen der Ruinen, aus den Höhlen der Ausgrabungen, aus dem Staub vergessener Klostertruhen geist-, ja körperhaft die Welt heraufstieg, mit der man die Gegenwart latinisieren wollte, brachten Reisen in die Ferne Kunde von ungekanntem Erstaunlichen und öffneten Reisen in die Nähe das Auge den Schönheiten der Natur, wagte man am Menschenleibe zu forschen, erkannte man die Erde als Gestirn und die Gestirne als Erden, zeigte sich schier alles neu, was man nur ansah. Zugleich lernte man, das verkündende, verständigende und kämpfende Wort mit dem Druck wegzuschicken und herzurufen. Aber das alles warf die alten Überlieferungen nicht aus der Welt, auch nicht aus der Welt der Gebildeten. Die äußeren Gewalten der Kirche und des Staates, wie geschüttelt auch, sie standen fest, und so walteten auch noch die seelischen Kräfte, die anderthalb

Digitized by Google

Jahrtausende gepflegt und verbreitet hatten. Aktionen und Reaktionen, die Welt kreißte chaotisch wild, wo das Neue geboren ward. Mit Schmerzen und mit Wonnen. Und wie die Tugenden, so wuchsen die Laster ins Große, gereizt von doppeltem Lohn, genährt mit doppelter Nahrung jetzt die einen wie die andern.

In dem Meere all dieser Bewegungen scheinen uns Heutigen Eilande alleredelster Form verstreut wie Inseln der Seligen. Aus der Ferne der Jahrhunderte sehen wir die Sorgen nicht, die sie unterwühlten, die Stürme nicht, die sie umbrausten, die Beben nicht, die an ihnen rüttelten. Die auf ihnen wohnten, spürten sie. Aber die Kraft der Zeit warf die Weichlinge nieder. Großes im Schönen, Großes im Häßlichen, Großes im Guten, Großes im Schlechten — was gedieh, war ein Menschenschlag, der, Gegensätzen und Wechselfällen elastischer angepaßt, das Heute entschlossen pflückte, das Morgen klug vorbereitete mit so vielen Zügen, wie die Zeit in ihren reichen Spielen bot, und vom Gestern vergaß, was nichts mehr gab. Man lebte, stritt, genoß, vor allem: man genoß. Selbst der Nachklang von eines Savonarola Stimme verhallte in den meisten Ohren schnell.

Aber zu denen, in welchen er nie verhallte, gehörte einer, der als Vierzehnjähriger die schönste jener „Inseln" betrat, das kleine Zauberreich Lorenzos des Prächtigen, und des Gütigen: Michelangelo Buonarotti. Wie ein Motto für diese Jahre neuen Menschheitjugendtraums überhaupt klingt uns Lorenzos Vers:

„Laß die Seele heiter sein,
Denn das Morgen steht in Frage!" —

Der größte Künstlergenius jedoch, dem hier, und irgendwo, der Tag schien, empfand das Heute mit seiner Schönheit wie kein anderer heiß und hörte d o c h das Morgen darin. Hörte das Morgen als das geheimnisschwere Fragen und Wiederfragen dessen, was auch gestern, was immer war. Als den Mahnruf aus Dunkelheiten der Ewigkeit, die keine Gegenwartsonne lichten kann. Hörte es, niedergedrückt davon wie ein mit dem Fluche des „zweiten Gesichts" Belasteter, hörte es, erhoben davon wie ein mit dem Segen der Prophetie Begnadeter, mitten durch das Preisen von einem waltenden Heute des großen Erdenfrühlings, das um ihn sang. Und demnach ward er.

Die Kunst, in die er trat, war Freude, Kraft, Stolz im Sieg. Vom Siege über das Hergebrachte zeugten die Paläste der Frührenaissance in ihrer herben Schöne, und über dem Dome jubelte die Kuppel von unerhörter Bezwingung des Raums. Wie die Baukunst zeigte die Plastik, daß Leben nicht nach Formeln lebt; man hatte die Antike nachahmen wollen, und hatte eine neue Kunst unmittelbar am Sein gebildet. Die Malerei, neben der Wand- jetzt auch Tafel-, und neben der Fresko- und Tempera- jetzt auch Ölmalerei zeugte schier allerorten in Florenz vom neuen Geist: das Nackte war auch von ihr schon erobert, dem geistigen Ich war auch sie schon nachgegangen, dort wie hier voll Entdeckerfreude am Individuellen, und das Weltliche war in die Kirchenbilder, das Festliche in das Alltägliche gedrungen. Jung und heiter, wie diese Kunst selbst, war, was sie schilderte. Und

Digitized by Google

schon floß, was die einzelnen Kunstschulen errangen, zueinander: wie die Kunst Güter, tauschten die Künstler nun ihre Gutachten zwischen Toskana und Venezien, der Lombardei und Umbrien aus, zogen sie Neues auch vom Ausland herein, kräftigten sie sich im Wettkampf um dieselben Ziele. In den Frühling sah nun schon der Sommer, aus eckigem Feingeäst rundeten sich gefüllte Wipfel um Früchte. Und in dieser neuen Hoch-Zeit, wie die Welt keine zweite gesehn, waren die größten Meister nicht Bildhauer oder Architekten oder Maler, sondern dies und auch das und noch Denker und Poeten dazu. Konnte man sich ein Darüberhinaus um die Jahrhundertwende von 1500 noch vorstellen? Der das bejahte, tat es nicht so mit Worten als mit Schöpfungen. Aber von seiner Schaffensfreude wissen wir wenig, von seinen Schaffensleiden bei allen seinen Werken viel, und seit er Mann ward. Sagt man, daß das Schicksal des Genies die Tragik sei, so zeigt man zum Beweise auf keinen unter allen so überzeugend hin, wie auf den Fürsten der Bildnergenies, Michelangelo.

Zwar müßte, wer hier verallgemeinern und beweisen wollte, die Gottesstunden der Inspiration abschätzen und in die Rechnung stellen können, die Wonnen beim Erschauen der Gesichte. Das kann keiner. Alle aber wissen wir, daß das Bannen jener Gesichte den Großen verschieden schwer wird, und nicht etwa im Verhältnis zu der Kraftsumme, die jene endliche Leistung nachweist. Wenn wahr ist, daß durch alle ihre Schöpferischen ein Zug des Schmerzes geht, weil alle unter der Unmöglichkeit leiden, restlos zu verkörpern, was ihr inneres Auge sieht, so lastete auf Michelangelo noch besondere Mißeignung zum Glück. Der bis tief ins Greisenalter innerlich einsam „wie ein Henker“ lebte, in Ewigkeitswerten groß, aber klein in manchem, was die Werte diesen Alltagen gibt, die sich doch zu Lebensjahren zusammenreihn, er war in seiner reifen Manneszeit ein so mühseliger Gestalter wie wenige. Selten schon, daß er an dem arbeiten konnte, was zu arbeiten es gerade ihn drängte. Und scheint uns einmal, daß er wie nie „im Zuge“ war, erscheint uns sein Tagwerk wie mitten im Sprudelquell von Gestaltung, so erfahren wir, daß er zahllose Studienblätter als Zeugnisse und Erinnerungen qualvollen Ringens im Unmut vernichtete, und begreifen das aus den wenigen, die gerettet sind. Dazu kam, daß schon im rein Geistigen die allen Wettbewerb niederwuchtende Einheitlichkeit seiner Werke aus einem Zusammenzwingen von feindlich einander Widerstrebendem entstand. Der die „Leidenschaft am Menschenleibe“ wie kein andrer in sich erlebte, nie nachlassend vom ersten bis zum letzten Hauch seiner Kunst, war zugleich als Träumer und Grübler in allen Adern christlicher Aszese voll, und aus beiden kämpfte sich seine Kunst zusammen. Selbst damit ist die größte Tragik dieses Seins noch nicht berührt. „Wie viele Narren habe ich gemacht!“, erst das bittere Wort des Greises angesichts des Kopistenschwarms in der Sixtina deutet auf sie. Er wußte, daß größte Kunst nur bei Einem vom Tausend begriffen, daß sie von den Massen, ob auch des Anfangs im Taumelrausch beschwärmt, doch jahrhundertelang mißverstanden und mißgefühlt wird. Der der

Digitized by Google

Kunst seiner Zeit an Innerlichkeit das nie Erreichte gab, lenkte mit eben diesen Werken die Kunst seiner Zeit zur großtuenden Äußerlichkeit ab, weil allein in ihm lebte, was die bewunderten Großheiten solcher Formen ausfüllen konnte.

Nun ist versunken, was ihn übertrumpfen wollte, oder es steht und wirkt, wo es zu stehen und wirken ein Recht hat, mit diesem Größten außer Vergleich. Der Marmor leuchtet in alter Klarheit, die Bilder verblassen hier, dunkeln dort oder bröckeln. Gleichviel: aus allem Gewachsenen verdunstet nach und nach, was nur berückender Duft war, fort aber pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht, was lebentragender Samen war, und dieser allein sät sich wieder aus. Je später die Nachgeborenen, aus je breiter aufgegangener Saat grünt der Dank dem ersten Säer als ein Weiterleben seines Ewigen nach.

Was strömte, droben und in den Tiefen, durch seine Kunst?

Auf die Leidenschaft am *Nackten* deuteten wir schon. Das Wort „Freude am Nackten" würde lange nicht genug sagen. Er *sah* nicht nur mit dem farbennachkostenden und formnachtastenden Auge, er *erlebte* in sich den fremden Menschenleib nach: er fühlte sich durch die Form hinein in die Form gestaltende Kraft, fühlte diese Kraft durch seine Phantasie in sich übertragen und genoß dann ihrer selbst als ihr *Herr*, indem er gestaltete. Nur, wo er rundformend bildete, flossen dieselben Kräfte *voll* wieder ins Körperschaffen aus, die aus dem Nacherleben des Körpers in ihn geflossen waren, *deshalb* war er Plastiker, und empfand das Malen zunächst nur als ein dünnes, armseliges, notgedrungen aufs Ganze verzichtendes Schattenspiel. Wer das nicht in sich nachfühlen kann, gebe auf, einem Michelangelo je zu folgen: dieses Sichhineinfühlen und Hineinwühlen ins organische Leben, das mit den Formen sich selber, die Kraft, hinausströmt, sich selber, die Kraft, materialisiert, und das beim Schaffen nicht nur Menschen formt nach seinem *Bilde*, sondern als Phantasieausflüsse seines eigenen *Lebensgefühls*. Freude an der *Schönheit* der Form hätte beim Nachbilden ruhiger Schönheit bleiben können, die Freude der Form als Ausdruck von *Kräften* konnte das nicht; so kam Michelangelo aus dem Wesen seines Phantasiegenusses an Kraft naturnotwendig zum *Kontrapost*. Erst wenn jeder Teil entgegengesetzt zum andern sich bewegte, und trotzdem, und wiederum: gerade dadurch das Ganze der Gestalt fest beieinanderhielt als ein Reichestmögliches an besiegtem Auseinanderwollen, erst dann schien dieser Phantasie das Erringbare von Kraftnachschaffung durch das Formen erreicht. So, wenn es ein oder zwei Leiber galt, beim plastischen Werk. Aber der zum Malen Gezwungene entdeckte nach und nach die Möglichkeiten zur Betätigung seines Wesens auch in der Malerei und damit neue Möglichkeiten auch für sie. Die einzelnen Leiber nur Schatten der sie gestaltenden Kräfte, ja. Aber dafür Leiber, die vom einen sich auf den andern bezogen. Da verschwindet die Pose aus der Malerei, denn die Form und im Erhaschen des vorüberfliegenden Höhepunktaugenblicks auch die Bewegung wird zum Ausdruck der innersten Kräfte. Zum erstenmal

Digitized by Google

wird die Malerei „dramatisch“. Alles bezieht sich nicht nur, alles wirkt aufeinander. Was nicht Kraft ist, schrumpft zur Andeutung ein, wie die Hintergründe, was Kraft ist, wächst ins Riesenmaß. Aus der Leidenschaft an der Form geboren, wird alles Bewegen Leidenschaft: es gibt schier nichts mehr, das nicht Affekt ist; selbst was ruht, zeigt nur die Pause im Affekt, die neuen sammelt. Das Leben wird zu überlebensstarken Visionen. Nun verlebendigt sich noch innerhalb der Malerei, im „Jüngsten Gericht“, zur ungeheuren leidenschaftlichen Kraft sogar der Raum. Das ist dieser Entwicklung Höhe. Michelangelos Künstlerleben aber endet, indem er noch einmal den Raum aus der Phantasiewelt in die reale der Körper führt, beruhigt in dem architektonischen Feiergesange hoch über der Hauptstadt der Christenheit, mit der Peterskuppel über Rom.

Die Weltanschauung, die so fühlte und so schuf, war die aszetisch düstere des Christen, der vom Jesusleben vor allem das Kreuz und vom Menschenleben vor allem das sah, was am letzten Tage zu verhandeln steht. Ein Nachtdrohen überall mitten im Licht, Trompetenhelle wird zum Posaunenton. Lebend mit der Neigung im Ehedem, im Heute mit der Klage, im Kommenden mit der Sorge. Seine Führer im Irdischen Dante und Savonarola. Dabei doch bleibend ein Künstlergeist aus jener seiner Jugendzeit, die im Altertum ihre Zukunftshoffnung sah, so daß trotz allem auch jener Vorzeit Gestalten nun durch sein Christentum weiterschreiten. Dazu ein Mann von herbem Republikanersinn, zwar paktierend mit dem, was er nicht ändern konnte, aber sein Leben lang nachtrauernd einer verlorenen Freiheit, ohne die ihm irdische Sittlichkeit schwer faßbar war. Feind allem Prunk. Feind aller bloßen Gefälligkeit. Feind selbst der Schönheit, die reizt. Und doch unter all die Ausgeburten der Kraft auch solche stellend, die unverwelklich an Schönheit sind. So groß in jedem Gefühl und jedem Gesicht, daß er nichts hinterlassen hat, tatsächlich nichts, was auf uns Heutige anders wirkte, als seinem Geiste nach monumental. Ein Einziger, dem nachzuahmen sein Dasein verderben, den zu genießen, es emporheben hieß. Wer nach dem Erhabensten ausblickt, was der Mensch dem Auge gab, sieht durch die Vergangenheiten zunächst auf ihn. A

Anton Bruckners Vordringen

Während an der Oberfläche unsres Musiklebens der Streit der Meinungen um die Götter und Götzen der Gegenwart geräuschvoll tobt, vollziehen sich in der Stille allerhand Verschiebungen und Umwertungen der öffentlichen Meinung über die großen Unzeitgemäßen von gestern. Dem Beobachter unsres Konzertlebens wird zum Beispiel das langsame, unauffällige, aber stetige Vordringen Anton Bruckners nicht entgangen sein, der allen Widerständen parteiischer, gelehrter, wesensfremder oder stumpfsinniger Gegner zum Trotz sich behauptet hat und seinen Platz an der Sonne gewinnt. Und dies alles, obwohl er kein großer, einflußreicher Hofkapellmeister, ja nicht

Digitized by Google

einmal mehr am Leben ist und obwohl keine unternehmungslustigen Verleger und Manager hinter ihm stehen. Ein Vorgang, der einen nachdenklich machen müßte.

Es ist noch nicht lange her, daß Bruckner für eine von den Wiener Wagnerianern auf den Schild erhobene und gegen Brahms ausgespielte, vergängliche Tagesgröße angesehen wurde, und daß man glaubte, sein Schaffen mit dem bequemen Schlagwort: „Übertragung des Wagnerschen Stils auf die Symphonie" gekennzeichnet und erledigt zu haben. Man empfindet das heute allgemach etwas anders. Es ist zwar richtig, daß Bruckner in kindlicher Verehrung zu Richard Wagner aufschaute und daß er zuweilen Augenblicke der Schwäche hatte, wo ihn sein bewunderter Meister völlig überwältigte und in Bann schlug. Aber das sind wahrlich die Stellen nicht, aus denen sich die Wertschätzung des Brucknerschen Genius herleitet, es sind Zeugnisse zeitweiliger Schwäche, Anwandlungen, die uns nicht blind machen dürfen für die so gründlich verschiedene Eigenart des jüngeren Tonkünstlers. Er wagnerte etwa so wie Schumann hie und da mendelssohnte. Aber wäre die zeitgenössische Kritik von diesen Stellen nicht gleichsam hypnotisiert worden, so hätte sie längst entdeckt, daß ein anderer Vergleich viel näher liegt: Bruckner ist nämlich das Gegenstück zu dem göttlichen Franz aus dem Lande unter der Enns, er ist der oberösterreichische Schubert. Wer von dieser Seite an ihn herantritt, wird seinem Verständnis viel rascher näher kommen, als wer mit ihm als einem ins Bereich der Symphonie versetzten Wagnerianer fertig werden will. Seine Kunst ist vielfach dialektisch gefärbt, ist Heimatkunst. Die besonderen Charakterzüge und Gemütskräfte des Oberösterreichers sind in höchster Potenz in seinen Tönen ausgeprägt. Und Bruckner unterscheidet sich von Schubert, der ja auch, gleich ihm, von Haus aus Schulmeister war, nicht anders als ihre benachbarten Heimaten sich unterscheiden. Bei beiden die blühende, quellende, warme Melodie, das Schwelgen in sinnlicher Schönheit, das große Naturgefühl, der unerschöpfliche Mitteilungsdrang, der behagliche Humor, die naive Tanzfreudigkeit, das herzhaft Lebenbejahende neben der tiefsten Melancholie. Anderseits: Schubert, der reichere Psycholog, der Freund der kleinen Formen, der Idylle, bei aller Begabung auch zum großen Stil; Bruckner hingegen der elementarere Geist, der Meister der Riesensymphonie, bei allem Vermögen zur Intimität, zum Stilleben. Schuberts innerster Zug zielt aufs Weltliche. Das Herz geht einem auf bei diesen Klängen. Der Brucknerschen Phantasie hatte es von je die priesterliche Feierlichkeit des katholischen Kultus angetan. Daher die hymnische Erhebung, der weihevolle Grundton dieser Musik, daher ihre unerhörte Kraft, die Seele zu weiten. Seit Beethoven hat ja niemand so herrliche Adagien geschrieben wie Bruckner. Das strömt aus dem Vollen, aus Übervollem, das ergreift uns im Innersten und überwältigt uns mit seinem farbig-satten Sinnenzauber.

Ich will den Vergleich mit Schubert nur andeuten, nicht ausführen. Will nur zeigen, um wieviel verständlicher er Bruckner macht als der oft versuchte mit Brahms, in den immer etwas von Parteigift hineinträufelt. Bequem ist es ja, den nordischen Meister der Gefühls-

Digitized by Google

reserve, den großen Musikdenker, den im wesentlichen zeichnerisch veranlagten Organiker Brahms dem sein Empfinden schrankenlos dargebenden, willenlos seinem Dämon überlassenen österreichischen Künstler entgegenzustellen, der alles in leuchtenden Farben schaute und an Großartigkeit des Gedankenfluges doch alle hinter sich zurückläßt. Solche Höhepunkte, solche wahrhaft niederschmetternde Majestät hat kein Bach, kein Beethoven und kein Wagner erreicht. Es ist etwas eigenes um diese Brucknerschen Ekstasen und Crescendi, obwohl sich auch andere Modernen wahrlich auf das Steigern verstehen. Es geht damit sonst wie so oft beim Aufstieg auf einen Waldberg. Wenn man endlich oben ist, findet man die Höhe verwachsen, muß enttäuscht wieder hinunter. Bei Bruckner aber lohnt uns auf dem Gipfel der Steigerung stets ein berauschender Fernblick. Auch gewisse kleine Schwächen, an die man sich einstens stieß, das scholarchische Kontrapunktieren, die Generalpausen u. dgl. verstehen wir heute lächelnd als die Fehler seiner Vorzüge, wenn nicht gar als die notwendigen Ruhepunkte einer von den höchsten Flügen sich erholenden, einer zu den kühnsten Aufschwüngen sich bedächtig sammelnden Phantasie. Noch ein wichtigerer Unterschied zwischen Brahms und Bruckner: jener spricht in seinen Tönen vor allem *sein* persönliches Empfinden aus. In Bruckners Musik aber ist es, als ob alle Lust und alles Leid der ganzen Kreatur darin Sprache gewänne. Er ist allgemeiner, kosmischer, Brahms persönlicher und subjektiver. Darum bedürfen beide Meister einer ganz verschiedenen Art der ästhetischen Einstellung. Darum wird, wer mit den Maßen des einen an den andern herantritt, überall Unzulänglichkeiten wahrnehmen, so wie die beiden, jahrzehntelang in derselben Stadt hausenden Künstler selbst sich vollständig fremd blieben. Und es wird nun Zeit, daß wir uns den Besitz zweier großer Meister durch Vorurteile und falsche Standpunkte nicht länger verkümmern lassen, sondern des Vorteils wahrnehmen, sie beide in ihrem Werte zu erkennen. Wohl dir, daß du ein Enkel bist!

Um die richtige, faßliche Wiedergabe dieses gewaltigen Bruckner ist es aber noch übel bestellt. Wien und München haben in der Person Ferdinand Loewes freilich einen Großsiegelbewahrer seiner Kunst. Es ist merkwürdig, wie unter seinem Stabe Bruckner so ganz anders wirkt wie sonst unter den berühmtesten Dirigenten. Das scheinbar Zusammenhangslose, Aphoristische gewinnt Fluß und Bezug, die Höhepunkte heben sich heraus, die Nebengedanken treten nirgends hervor, die mächtigen Sätze gliedern sich ganz natürlich. Wogegen viele hervorragende Musiker nichts mit ihm anzufangen wissen. Am besten fahren noch die, welche ihm mit dem Temperament beikommen wollen, am schlimmsten die Analytiker, die ein geistreich ausgearbeitetes Detail ans andere reihen und die in der heutigen Kapellmeisterei den Ton angeben. Mit einer Musik, die nicht zappelt und keine Grimassen schneidet, sondern zumeist mit feierlichen, weiten Schritten würdevoll einhergeht, fehlt dem nervösen Dirigentengeschlecht, wie es scheint, die innere und äußere Ruhe. Für gewöhnlich aber präsentieren sich Brucknersche Symphonien im Konzert als mehr oder minder chaotische Tonkonglomerate, denen gegenüber man's begreift, wenn er den Hörern als eine fragwürdige Erscheinung vorkommt. Hier

Digitized by Google

wäre wohl eine Aufgabe für den Allgemeinen Deutschen Musikverein. Er brauchte nur Loewe einmal einzuladen, um den versammelten Musikern auf einem Musikfeste einen Begriff vom echten Bruckner beizubringen. Oder noch besser: es müßten des Meisters neun Symphonien in seiner Wiedergabe mittels eines der modernen Musikreproduktionsapparate aufgenommen und für ewige Zeiten festgehalten werden, damit die Überlieferung für den Vortrag eines der wunderbarsten, reichstbegabten Künstler der neueren Zeit, der für die Mehrzahl der Musiker heute noch ein verschlossenes Buch ist, für die Zukunft aufbewahrt und vor dem möglichen Untergange gerettet werde. Auch das wäre eine Kulturangelegenheit, eines Opfers wert. Eines Opfers? Es brauchte kaum mehr als eines solchen der Eitelkeit und der Eigenliebe. Richard Batka

Lose Blätter

Zwei Gedichte von Wilhelm Jensen

[Der Brief, mit dem mir Jensen vor kurzem die Handschrift dieser beiden Gedichte für den Kunstwart sandte, trägt die Anrede „Mein lieber Mitwanderer auf unserm wunderlichen Gestirn". Man könnte das fast als Anrede an den Leser auch über sie, wie über manche andre von Jensens tief innerlichen späten Gedichten setzen. Und wenn heute der Tote noch einmal zu uns Lebenden vom Tode spricht — wer könnte das ergreifender tun! A]

Die weite Reise

Wenn wir vom Sterbebett des Freundes gehn,
Da ist's uns wohl, als hätten eben wir
Zum Antritt einer Reise ihn begleitet.
Ganz nah empfinden wir ihn bei uns noch,
Sein letzter Handdruck blieb uns im Gefühl,
Im Ohr sein Abschiedswort; wir sehn und hören
Ihn überall noch, leben mit ihm fort,
Als einem, der nach kurzem wiederkehrt,
Um unser Leben so wie stets zu teilen.
Bei jedem Taggeschäft, ob groß, ob klein,
Gedenken seiner wir, ihn geht's mit an,
Wir müssen warten, bis er's mitberaten;
Und mählich dämmernd geht es uns erst auf,
Zu lang wird's dauern, bis zurück er kommt,
Denn in die Ferne weit führt seine Reise.
Wir müssen uns gewöhnen, daß ohn ihn
Die Tage gehn, daß wir in diesem Jahr
Sein Wiederkommen nicht erwarten dürfen.
Es kann nicht sein, er ist im fremden Land,
Aus dem er auch nicht Botschaft senden kann.
Und weiter, immer weiter reist der Tote.
Nun dehnt sich's endlos zwischen ihm und uns,

Digitized by Google

Und die Gedanken suchen ihn umsonst,
Und auch der Herzschlag reicht nicht mehr hinüber.
Wir fühlen bang, er löst sich von uns ab,
Im fremden Lande wird er selbst uns fremd;
Ein Nebel überdämmert seine Züge,
Und schattenbleich zergeht darin sein Bild.
Da faßt ein schöner Sehnsuchtswahn uns an:
Er ist noch wo, er reiste zu den Sternen
Und denkt dort unsrer, wartet, daß wir ihm
Nachkommend folgen — und wir stehn im Traum
Und blicken wie als Kinder nach den Sternen.

Nur zum Vergehn

Fürwahr, ich mag es nicht mehr sehn,
Dies ewige Werden zum Vergehn:
Dies Auferblühn in Zauberpracht
Und schon Verwelken über Nacht,
Daß keinen Herzschlag du vergißt,
Wie alles nur zum Sterben ist,
Und was als Glück uns schön bewegt,
Im Keime schon die Trauer hegt.

Wo eine Hoffnung leis gedeiht,
Steht an der Wiege s i e bereit,
Und heimlich träufelt sie hinein
Ihr Tränengift, unmerkbar fein.
Doch ist's ein Saft, der nicht verfliegt,
Im zarten Schoße nagend liegt,
Bis ungesehn und ungehört
Sein Gift den Blütenkelch zerstört.

Fürwahr, ich mag es nicht mehr sehn,
Dies ewige Werden zum Vergehn!
Dies Täuschen, wie man Kranke trügt
Und ihrem Schmerz Genesung lügt;
Dies Lachen blinder Gegenwart,
Das stets des Todesreiches harrt,
Daß keinen Herzschlag du vergißt,
Wie alles nur zum Sterben ist.

Maarten Maartens' „Preis von Lis Doris"

In diesem Werk findet sich die Bemerkung, daß alle Wahrheiten, die wir über Kunst aussprechen, wie Unsinn klingen. Ein großer Künstler sagt das. Die Leser dieser Zeilen sind gebeten, an dieses Wort zu denken, wenn einiges von dem hier zu Sagenden sie auf den ersten Blick nicht ganz sinnvoll anmutet. In einer Zeit, die äußerstes Lob an Eintagware vergeudet, ist es schwer für Jahrhundertwerke Worte zu finden, die Wahrheit enthalten ohne unsinnig zu klingen. Und ein Geschlecht,

Digitized by Google

das herrschsüchtig starken Gefühlen mehr oder minder fern ist, mag nicht ohne Befremden Worte lesen, welche ihren gefühlmäßigen Ursprung vergebens zu verbergen trachten würden. Sonderlich wird der Kritiker von heute selten in dieser Seite seines Wesens in Anspruch genommen. Vielleicht, daß sie darum um so stärker spricht wenn es geschieht.

Maarten Maartens' Dichtung „Der Preis von Lis Doris" ist ein Künstlerroman.

Nicht als ob damit von dem Werke etwas Wesentliches gesagt wäre. Da die künstlerische Gestaltung geistig bedeutender Menschen — als welche der Künstler seine Mitstrebenden wohl empfindet — die schwerste Aufgabe der Dichtkunst ist, pflegen unsre Poeten meist in jenem jungen Lebensalter mit ihr zu beginnen, wo Kraftgefühl und Selbstgefühl vom selbstkritischen Werturteil noch verhältnismäßig unangekränkelt ist. Es besteht deswegen weithin ein nicht unberechtigtes Mißtrauen gegen Künstlerromane. Wer wäre nicht satt jener Symptomsammlungen von beginnendem Größenwahn, jener Tiraden von Sonderrechten, die man um so lauter fordert, je weniger Kraft sich durchzusetzen sie zeigen, jener dürftigen Beschränkung, die im Erdball mit all seiner Herrlichkeit nur eine willkommene mise en scène für das eigne Ich erblickt.

Wer solchermaßen mit der Faust auf den Tisch schlägt, kann heute nicht mehr als ein flüchtiges Aufblicken erwarten; und wenn etwas von solchen Dichtungen unser Herz berührt, ist es gewöhnlich das Mitleid mit dem jungen Mann, der so rührend von sich überzeugt ist.

Maartens schlägt nicht auf den Tisch. Er umgreift dafür unser Herz, unsern Sinn und Geist in allen Tiefen und erhebt sie in jene Höhen, die Nichtschaffenden nur erreichbar sind, wenn die Schaffenden sich ihres niederen Fluges erbarmen.

Der Preis von Lis Doris' Vollendung als Künstler ist die Drangabe seines und des Glückes der Frau, die ihn liebt und von ihm geliebt wird. Der Preis mag nicht hoch scheinen, selbst wenn hinzugefügt wird, daß diese Frau zu den erlesenen, bewunderungwürdigen Edelgestalten der Poesie gehört. Aber wir dürftigen Menschenkinder haben kein höheres Gut in der Hand, das wir hingeben könnten, als den Traum von Liebe und Glück. Und wie also der sterbliche Lis Doris den höchsten Preis für die Unsterblichkeit hingibt, so erscheint das Mittel sie zu erlangen, seine Kunst, im Verlauf der ganzen Erzählung als uranfänglich gegebenes Schicksal eines Schaffenden, als sein letztbestimmendes Muß, als die große, von allen Göttern erwünschte Tat, ohne die sein Dasein ein unerträglicher Widerspruch, eine sich selbst verzehrende Flamme wäre. Man sollte vielleicht nicht von Kunst, Künstlern und Künstlerromanen mit Betonung sprechen, wo nicht diese Höhe und Würde des künstlerischen Seins festgehalten wird.

Es ist nicht zu zweifeln, daß Maarten Maartens mit dem vollen Bewußtsein, was es galt, an diese Aufgabe herangegangen ist. Man fühlt es an der Reife und Sättigung des ganzen Werkes. Natürlich hat es Höhepunkte. Stellen, die tiefer aufzuleuchten scheinen als die andern und Worte voll so starker Leidenschaft bringen, daß Schauer höchster Ergriffenheit davon ausgehen. Aber es hat gar keine matten, nur verbindenden, nur plaudersamen Stellen. Seit Tolstoi starb, steht Maartens in dieser Höhe der Vollendung recht einsam da. Aber wir sind glücklich zu preisen, daß gerade er uns die Dichtung vom Künstler schrieb; auch die

Digitized by Google

Künstler sollten ihm dankbar sein: sie waren in Gefahr, in den Ruf von Toren und Lebensverderbern zu kommen. Maartens reinigt das so angelaufene Bild und zeigt das altbekannte edle Antlitz des Begeisterten wieder, der des Gottes voll ist.

Nicht ohne Bedacht sprechen wir in diesen Tagen gerade von diesem Werk. Aller geschäftige Eifer unsrer neuen Welt hat ja noch nicht den Antrieb ertöten können, sich auf die Urkräfte und Wunderwerke des Innenlebens zu besinnen, sie anzuschauen und aus dem Anblick Stärke zu saugen. In dieser Dichtung aber quillt unausgesetzt inneres Leben aus Urtiefen auf, sie ist ein Buch der Liebe wie jedes Buch von Kunst. Kurz vor dem Ende seines Lebens steht Lis Doris der Geliebten seines Lebens gegenüber, die um seinetwillen einen ungeliebten Mann geheiratet hat, um deretwillen er den besten Teil seiner Kunst zur Vergessenheit, den leidenschaftlichsten seines Tatdranges zur Untätigkeit verurteilt hat; sie klagt sich an, ihm alles, Ruhm und Liebe, geraubt zu haben. „Geliebte, sagte er, wir haben einander alles gegeben, was wir besaßen. Ist das nicht Glück genug? — Nein, sagte sie. Ich kann dir das Höchste geben. Ich kann dir deinen Ruhm wiedergeben!“ — „Nein, Liebe ist das höchste Glück. Gib mir das.“ So spricht der Künstler Cornelis Doris am Abend seines Lebens. Es scheint, als ob seine Worte der Kunst nicht gerecht würden, die so die Liebe allem voranstellen. Oder spricht nur der Wahn, der holde Traum aus ihnen, der im Anblick der geliebten Frau sich selbst und sein Gesetz verkennt? Es ist nicht an dem. Tiefer blickend gewahrt man Liebe als des Künstlers eigentliches Element. Eltern lieben ihre Kinder, und sie suchen sie erziehend zu formen nach ihrem eignen Bild oder dem Ideal, das sie sich gebildet haben. Sie mögen grausam sein in diesem Tun, aber es ist Liebe, die so tut. Der Künstler, zeugend wie jene jedoch nicht ein Kind sondern die Welt, die er ahnend umfaßt, formt sie nach dem höchsten Bild, das er von ihr schauend ertasten kann. Er mag sich schaden, seine Umwelt benachteiligen in diesem Tun, aber Liebe ist es, die ihn treibt. Was sollte es anders sein, wodurch

„ein Seufzer gen Himmel empor,
ein Geheimnis geflüstert ins Ohr“

zu „Liederseelen“ werden, wie Konrad Ferdinand Meyer das innere Geschehen dichtet? Alles, was Erde und Menschenseele trägt, gebiert solchergestalt Liebe neu, vom toten Wasser, Stein und Ding bis zum Gestirnwandel, vom Weinen des Kindes, dem flüchtigen Hauch einer im Abendwind fernab klingenden Stimme bis zu dem in allen Wesensbreiten und Tiefen gestalteten Geistmenschen. Und reicher nach Kraft des strömenden Gefühls, reicher nach Wert und Fülle dessen, was es umfaßt, kennen wir heute keinen Künstler als Maartens, der uns in Lis Doris seine Künstlerdichtung gegeben hat.

Lis Doris wird von seiner sterbenden Mutter als Sohn des Krämers im holländischen Dorf Boldam geboren und Netta Donderbus, des Dominés (Pfarrers) ein wenig ältere Tochter nimmt sich von früh auf seiner an. In den mancherlei Fährnissen eines bitter armen Lebens ist sie die Bringerin von Güte und jenen kleinen Gütern, welche dort stärker empfunden werden als in höheren Sphären die größern Geschenke. Sie ergötzt das Kind durch Seifenblasen, sie schafft ihm durch kleine Unrechtlichkeiten das Papier, worauf er seine ersten Wolkenstudien malt, sie erwirbt sich

Digitized by Google

Geld, um ihm einen Malkasten zu schaffen, indem sie von einem dilettierenden Lebemann — Odo Pareys — ihre schönen Hände und Arme malen läßt. Sie schützt ihn vor den Angriffen der allzu pädagogischen Pfarrerin, ihrer Mutter, und ihre Tapferkeit schützt ihn vor mancher Härte. Pareys gibt ihm Geld zur Ausbildung, der Junge aber kauft dafür einen Apparat zur Heilung für seinen todkranken Vater, den er unermüdlich pflegt. Yetta wird Lehrerin, in ihr wächst die Sehnsucht nach der reichen, großen Welt. Das beschauliche Leben des Dominé, dessen Vertrauen sie mehr als ihre Mutter genießt, genügt ihrem Lebensdrang nicht; und Lis' allmählich sich abstumpfende Lebensart noch minder, — er scheint ihre Hoffnung auf seinen besonderen Wert zu täuschen. Und doch hofft, wünscht, fleht sie herbei, daß er entfalte, was sie in ihm fühlt und liebt. Sie heiratet Pareys ohne Liebe, um Glanz, Freiheit, Lebensgenuß zu finden und Geld für Lis zu bekommen. Er wird Künstler, nachdem Yetta seinen kranken Vater überzeugt hat, daß er sterben müsse, damit Lis frei werde.

Durch Pareys' eifersüchtigen Haß erfährt er später als gereifter Künstler, daß sie ihn unterstützt hat, die nun eine grande dame von edler Haltung und glücklosem Herzen geworden ist. Auf ihrem Gut malt er zum ersten Male mit Inbrunst und eigenstem Können die weite Heide, sein und Yettas Kinderparadies. Pareys zeigt im Scherz ein paar berühmten Künstlern diese Bilder als seine eigenen und erntet Ruhm. Lis schweigt dazu, weil Yetta an Pareys' Seite glücklicher leben wird, nun sie — in Lis' Werken! — die Seele an ihm entdeckt hat, die sie an ihrem sinnlichen aber herzdürftigen Mann bis dahin vermißt hatte. Lis schweigt und malt nur noch Porträts, gewinnt für sie so den Schein des Glücks. Auch so noch wird er reich und berühmt. Aber er bleibt einsam, und die Entsagung liegt schwer auf ihm. Yetta lebt, währenddessen Mutter geworden, halb glücklich in Paris. Als Lis endlich — Jahre voll reicher Geschehnisse sind hingegangen — wieder die Heide malt, stirbt Pareys. Lis ist mit einem kindlich liebenswürdigen Mädchen von wenig Geistbildung verlobt, Yetta besucht ihn, und vor den Bildern wird ihr alles klar, Liebe und Schicksal durchfluten sie; die Worte fallen, die oben angeführt sind. Beide sind alt, beide durch Entsagung gegangen. Glück des Einswerdens ist nicht mehr für sie; Jobst Boonbakker, Pareys' von ihm hypnotisierter Diener und wie er Lis' Todfeind, tötet Lis, als es heranzunahen scheint. Nur der Ruhm des Künstlers Lis Doris bleibt gerettet. An seiner Leiche kommt über Yetta die Ahnung des höchsten unirdischen Glückes. „O edles Herz! O edles Herz!" flüsterte sie. „Wo man weder freit noch sich freien läßt! Weder freit noch sich freien läßt! Wo Liebe und Leben ewig sind! Liebe und Leben der Geister — der reinen Geister — der reinen Geister Gottes!"

Wer Maartens auch nur wenig kennt, weiß, mit welcher blühenden Fülle von Leben er eine solche Erfindung umkleidet. Nicht eine noch so nebensächliche Gestalt greift in dieses Gefüge ein, die nicht mit Liebe und Geist geschaut und gestaltet wäre. Von dem kalvinistischen Krämer Doris, dessen Grundsätze ihn arm im Alter machen und Anwendung finden von grotesker Art bis zur heroischen seines Todes, von Yettas gütigem, weltabgekehrten Vater, der so vieles durchschaut und so wenig ausspricht, von Boonbakker, dem Scheusal in dessen Giftseele nur die eine reine Flamme — Liebe zu Pareys — flackert, bis zu Yettas und Lis' Wundergestalten, die so

Digitized by Google

ganz Innerlichkeit und strahlender Reichtum sind. Dagegen wieder die kluge, sensitive Seele des alten, kleinen Jakob Raff, dessen hohes Künstlertum schon in Lis' frühesten Werken die unsterbliche Künstlerschaft ahnt, der ihn auf allen Wegen stützt und hält. Als satanisches Gegenspiel der feinst gebildete aber nichtige Parehs, dessen Millionen sein Verhängnis und das der Andern werden, der Lebensmüde, der doch mit verzehrender Glut an Yettas Schönheit hängt.

Alle Künstlerkräfte wiederum sind an das Werk gewendet. Jener bereichernde Witz, der auf das Äußerlichste zielt und das Innerste trifft, ein menschlich vorurteilloser Geist, dem nichts fremd, aber nicht alles gleichmäßig lieb ist, ein Sinn für Ordnung der Massen und für fortwährende innere Beziehung der einzelnen Geschehnisse aufeinander, der selbst den Kenner des Buches je und je wieder überrascht. Und welche Stärke des Empfindens endlich, die nicht minder ewig neu ist, als die entzückende Immerneuheit aller Einzelfeingehalte. Die darum neu ist, weil sie ursprünglicher Fülle einer großen Natur entspringt und weil große Natur niemals voll in uns eingehen kann, sondern an allen Seiten über unsre Aufnehmkraft hinausreicht.

Das gleiche Bekenntnis ist letzten Endes immer auch auf den Lippen dessen, der ein Werk von Gewalt und Größe bespricht. Weit über Worte hinaus reicht die Kraft des Erlebnisses, zu dem solche Dichtungen werden. Nur wenige Fingerzeige können gegeben werden, wo etwa am stärksten die Wurzeln dieser Kräfte liegen. Heute geht so viel die Rede von einer neuen Religion der Kunst. Sie ist allzeit die der Künstler gewesen. Und ein glühendes Bekenntnis ihrer ist dieses stolze Werk. Sie ist Tat, Liebe, Seele, Gefühl, Geist, Gestalt, alles einzeln und eins in allem, und das Bild, das sie von sich gibt, sind die Werke großer Künstler. Auch dieses neue, durch ihren begnadeten Verkünder Maartens geschaffen, wirbt für sie.

Ezard Nidden]

[Es ist schwer, aus einem so in sich geschlossenen Werk wie diesem Proben zu wählen, welche ganz für sich bestehen können. Gerade, daß so vieles in den späteren Kapiteln durch eine deutliche Anspielung, durch leisen Anklang, durch Antithese oder Ergänzung oder durch eine feine Parallelenwirkung rückwärts weist, gerade dies macht ja die Tonhöhe einer so geistvollen Dichtung und vermittelt den Eindruck, bei einem Mann von tiefer, vollwirksamer Lebensschau zu Gaste zu sein. Anderseits könnte wohl keine Dichtung (ohne schleppend zu werden) bestehen, die nicht auch ganz freistehende Schönheit bärge und so tief anschauliche Gestaltung böte, daß sie rein aus sich wirkten, wie einzelne Köpfe oder Ausschnitte, die man aus einem Bild herausphotographiert und für sich genießt (der Herausgeber des Kunstwarts ist ja mit gutem Grund in dieser Richtung der Erziehung zum Kunstgenuß vorangegangen).

Die folgenden Proben zeigen zunächst Erlebnisse aus der Jugendzeit des späteren Malers Lis Doris, in der sein „Augenmenschentum" schon so reizvoll, vermählt mit aller Kindlichkeit seines Lebensalters, jedoch nicht aufdringlich, hervortritt. Jenes Lebensalters, in welchem Yetta Donderbus schon den höchsten menschlichen Inhalt seines seelischen Wissens und Trachtens bildet, wie es bis an sein Lebensende dann, wechselnd nur in der Spannweite und Spannkraft des Bewußtseins, so bleibt. Die Angelegenheit mit dem „Santa-Klaus"-Geschenk des Malkastens bildet

Digitized by Google

den Übergang zu der Verwicklung mit Odo Pareys; denn dieser ist der dilettierende „Stadtherr“, der Yettas schöne Hände malt.

Die beiden letzten Proben entstammen etwa der Mitte des Buches. Yetta ist unglücklich verheiratet; sie lacht nicht mehr wie einst im Pastorat — diese Beobachtung hat eben Ryk Donderbus Lis mitgeteilt, dem davon das Herz schwer ist. Er findet Yetta am Bett eines kleinen Mädchens, die er aus dem Hause ihrer trunksüchtigen Mutter weggeholt und bei seinem Besuch auf Pareys' und Yettas Gut zu ihr gebracht hat, um sie zu retten; noch ist er nicht berühmt, hatte aber genug im Besitz, um der Mutter für das Kind 50 Gulden zu zahlen. Eben vor dieser Szene hat Pareys die Bilder von Lis für seine ausgegeben, Beifall geerntet und Lis durch den Hinweis auf Yettas nun allmählich nahendes Glück zum Schweigen gebracht. Eine düstere Spannung liegt so über dem Ganzen. Das letzte Stück schließt fast unmittelbar an das vorletzte an. Jobst — der „Haushund“ — ist Pareys' Diener. Pareys „befindet sich in einer lächerlichen Lage“, weil Lis es noch in der Hand hat, das Geheimnis der Bilder aufzudecken.

„Der Preis von Lis Doris“ ist im Verlage von Albert Ahn in Bonn erschienen.]

Vater bedeutete Pflicht, und Yetta Vergnügen. Dazwischen stand unvermeidlich die uninteressante Nachbarin und fütterte, säuberte und ohrfeigte. So ging es auf der Welt zu.

Yetta Donderbus gab alle guten Sachen an Lis weiter, die sie erlangen konnte. Süßigkeiten stibitzte sie für ihn — da es im Pastorat keine Süßigkeiten gab — aus dem Laden seines eigenen Vaters. Sie sagte ihm, sobald er es verstehen konnte (sehr bald!), daß alle Murmeln, alles Backwerk mit Marmelade drin und alle Äpfel auf der Welt ihr Eigentum wären! Es war ihre Wonne, ihn zu beschützen — eine Matrone im Kinderschürzchen. Sie war in steter Angst, er könne herausfinden, daß sie nicht allmächtig und allwissend sei, sondern nur ein kleines Mädchen. Mit acht Jahren hatte er noch nie erlebt, daß sie nicht all seinen Ansprüchen genügt hätte: er war von Natur nicht sehr anspruchsvoll. Die Jahre vergingen, und sie bot alle Kräfte auf, um den höheren Anforderungen zu entsprechen. Sie stand ihm bei seinen kleinen Aufgaben mit ihren noch kleineren Kenntnissen zur Seite. Sie lernte jedenfalls besser, um zu verhüten, daß er ihre Unwissenheit entdeckte. Sie verwöhnte ihn, wie nur ein noch im Kindesalter stehendes weibliches Wesen einen Knaben zu verwöhnen vermag.

Er hatte seine eigenen Ideen, von denen er sich nicht abbringen ließ. So konnte er es zum Beispiel nicht leiden, wenn sie das herkömmliche Spiel des „so tuns“ betrieb. „Sieh mal, Lis, diese Kartoffel ist ein wunderschöner rot und gelber Apfel.“ — Schon mit vier Jahren erklärte er hartnäckig, das sei nicht der Fall. Es sei eine wunderhübsche braune Kartoffel. Und dann saß er und starrte diese Kartoffel unverwandt an. Yetta konnte nicht begreifen, daß es schöne Dinge gäbe, die keineswegs glänzten, und wiederum alltägliche Dinge, die an und für sich schön wären.

Sie weinte, als ein vorüberkommender Käufer stehen blieb und Dampfkugeln in Lis' Seifenblasen hineinblies. Sie weinte, weil Lis sagte, sie wären noch schöner als ihre. Es war ein kleiner Trost, als der zur

Digitized by Google

Wiederholung des Experiments aufgeforderte Vater von Lis kläglich mit seinen Bemühungen scheiterte.

Aber sie lachte, als dieser selbe Vater seinen Sohn (in seinem Sonntagsanzug) vier Jahre später nach langem, immer ärgerlicherem Suchen von einem Misthaufen herabzerrte, dessen Pfützen eine weit dunklere und farbenprächtigere Außenschicht angesammelt hatten, als irgendwelche reinen und klaren Dünste in freier Luft. Ein wundervolles „cloisonné“ von mephitischen Gasen: purpurn, blau, rosig, violett und goldig. Ein merkwürdig ungesundes byzantinisches Mosaik von gleißender und metallischer Düsterkeit. Möge derjenige über diese Offenbarung lachen, der sich außerstande fühlt, sich das kalte graue Leben auf kalter grauer Heide vorzustellen, mit lechzender Seele, und in meilenweiter Ferne von irgendwelchen merkwürdigen oder kostbaren Gegenständen, die jemals aus Menschenhand hervorgegangen sind.

„Was denkst du dir dabei? Bist du verrückt?“ rief Simeon und deutete auf die schmutzbefleckten Hosen. Er schüttelte seinen kleinen Sohn heftig, er schlug ihn. Lis blickte mit erschrockenen Augen zu ihm auf. „Vater,“ stammelte er, „kann ich dafür, wenn etwas so Wunderhübsches aus Schmutz herauskommt?“ Der Kirchenälteste stand plötzlich da, „wie mitten ins Herz getroffen“, — sagen seine Freunde. Wie bei allen Leuten von seiner Art war alle Einbildungskraft, die er besaß, halb religiöser Natur. Niemals, bis ans Ende, hat er die Schönheit vergessen, die aus dem Schmutz hervorging.

Für Lis bildet jener Sonntagnachmittag mit dem Gewitter die denkwürdigste dieser wenigen Erinnerungen. Sie stammt aus früherer Zeit. Er hat manchmal darüber nachgedacht, ob er jemals zu klein gewesen ist, um während der einstündigen Predigt still dazusitzen und nachher noch die ebenfalls einstündige Sonntagsschule mitzumachen? Der Dominé war weder für kindliche Zuhörer noch für endlose Reden eingenommen. Gesetz und Sitte forderten beides.

An jenem Gewitterssabbat gestattete Lis, dem die Metaphysik schon bis zur Unerträglichkeit zuwider war, seinem jungen Körper in der Pause zwischen Gottesdienst und Schule, seinem längst entflohenen Geiste nachzufolgen. Er lief mit seinen sieben Jahren schlankweg in die glühende sommerliche Heide hinaus. In seiner Angst lief er viel zu weit. Aber ihm stand der Himmel in Flammen; unter ihm brannte die rote Erde. Er lag auf der Heide und genoß das alles schwer atmend mit entsetzlichem Entzücken.

Ganz plötzlich und lautlos rollte der trügerische schwarze Vorhang bis tief unter den lächelnden Himmel herab. Mit einem Mal erhob sich inmitten all dieser schweigenden Verzückung und Herrlichkeit eine Stimme, deren dröhnender Krach ihm den Atem raubte. Ein Donnerschlag verhallte ins Blaue. Er schrie auf und biß sich dann auf die Lippen. Im Nu war alles Strahlende und Warme wie weggewischt. Das Gericht Gottes schleuderte seine ganze Schwere in dichten prasselnden Regenschauern auf seinen kleinen Kopf hernieder. Er beugte halb betäubt das Köpfchen und setzte sich auf etwas Stachliges. Aber mit der Zeit wurde er sich darüber klar, daß dies Stachlige eine überflüssige Zugabe sei, und begab sich auf den Heimweg, indem er das völlige Durchnäßtwerden als etwas Unvermeidliches hinnahm.

Digitized by Google

Doch ebenso plötzlich, wie sie über ihn hereingebrochen war, jagte die geschwinde Strafe vorüber. Der Himmel klärte sich auf; die Sonne brach wieder über eine triefende Welt hervor. Die winzige, durchweichte und erschöpfte Gestalt hob voll ehrfürchtiger Scheu, besonders aber voller Gewissensbisse, ihr nasses Gesichtchen empor. Die tintenschwarze Sargdecke hing immer noch schwer lastend auf das ferne heimatliche Dorf herab. Und indem er sich, immer noch betäubt und geblendet von dem Getöse, das ihn umblitzt und umdonnert hatte, allmählich wieder zu sammeln suchte, erwachte in seiner Brust ein Gedanke, der ihr Schluchzen stillte und ihn mit Stolz und Furcht erfüllte. „O Gott," sagte er laut, „war all der Lärm um meinetwillen?"

Indem er noch sprach, erschien in dem fernen Düster lautlos quer über den immer noch niedergehenden Regen leuchtend eine Antwort. Ein Bruchstück eines Regenbogens, des ersten, den er jemals gesehen hatte, senkte sich aus dem nachtschwarzen Dunkel auf die Dächer von Boldam herab. Eine Flut von Glanz und Weichheit vor der Gewitterwolke, eine lichterfüllte Botschaft aus dem Herzen Gottes!

Was es war, davon hatte er keine Ahnung. Er hatte inmitten vager sonntäglicher Mißverständnisse genug von Jakobs Leiter gehört, von Elias, von Enoch und dem herannahenden Ende aller Dinge, von der heimlichen Verzückung Boldamer Heiliger im Himmel. Er hatte an einem vergessenen Abend geweint, weil er fürchtete, seinen Vater beim Erwachen am nächsten Morgen nicht mehr vorzufinden. Und jetzt war es eingetreten! Der Zusammenbruch der Welt hatte begonnen. Der wunderbare leuchtende Säulenschaft über dem Dorf, der ganz so aussah wie auf dem Bild von dem Patriarchen, war die zum goldenen Tore führende Brücke. Oh, diese furchtbare, ungekannte Herrlichkeit! Er rannte keuchend, betend und schluchzend weiter. Er kam sicherlich zu spät hin. Die Sonntagsschulkinder waren schon alle unterwegs! Er konnte nicht mehr weinen; sein Herz pochte wie ein Schmiedehammer. Seine Strafe war größer, als er zu ertragen vermochte!

Während er lief, verblaßte allmählich der Glanz. Er schrie ihm zu, er möge verweilen. „O Gott," schrie er, „ich will meine Sonntagsschule im Himmel niemals versäumen!" Er war bereit, eine ganze Ewigkeit von Sonntagsschule auf sich zu nehmen. „Vater! Vater!" keuchte er. Die Farben glitten ins Dunkel zurück. Himmel und Erde standen wieder getrennt da. Das Kind stolperte auf dem nassen Gras vorwärts und verlor alles Bewußtsein, bis auf das seines Schmerzes.

Als er wieder aufstand, sagte er: „Netta!" Und bei dem Wort fiel ihm ein, daß die Pastorstochter ihm unter ausdrücklicher Weigerung, „ein Baby" mitzunehmen, verkündet hatte, sie habe die Absicht, auf Brombeersuche zu gehen. Dadurch hatte sie sich tatsächlich für Lis' Eskapade verantwortlich gemacht. Er lächelte. Netta war also nicht mit allen andern in den Himmel hinaufgegangen. Dann ließ sich das Leben noch immerhin ertragen. Er faßte wieder Mut und schleppte sich nach Hause. Das erste, was er tat, war, daß er klopfenden Herzens von außen über die Fensterbank spähte. Vater saß und las in der Bibel. Eine beschämende, aber beruhigende Tatsache. Jetzt hieß es zunächst Netta aufsuchen, ihr die versprochenen Brombeeren abzufordern und zu beichten. Lis begegnete dem Dominé vor der Pastoratstür. „Ich verzeihe dir",

Digitized by Google

sagte der Dominé hastig zu dem reuigen Sünder. „Geh sofort zu deinem Vater und bitte ihn, dir heiße Milch zu geben und dich zu Bett zu bringen."

„Bitte, Dominé," sagte Lis stockend, „was war das für ein vielfarbiger Rock, der aus dem Himmel herausfiel?"

„Aus dem Himmel fiel —" wiederholte der Dominé forschend.

„Und wo ist er hingefallen?" fuhr Lis fort.

Yetta hatte sich an den Vater herangeschlichen. „Er meint den Regenbogen, der Dummbart!" sagte sie.

„Hast du den Regenbogen gesehen?" erwiderte der Dominé. „Er ist ein Zeichen der Vergebung. Sage deinem Vater, daß ich das gesagt hätte, Kind."

Im Bett, bei seiner Milch, äußerte Lis seine eigene Ansicht.

„Wenn der Himmel so hübsch ist, wie das Stück von ihm, dann möchte ich wohl hin, Vater — mit der Zeit."

„Lis," versetzte der Kirchenälteste, „du sagst in solchem Maße törichte und gottlose Sachen, daß ich oft denke, du wirst noch einmal zu den Auserwählten gehören."

Wenn Vater und Pastor einem auch verziehen, das wahre Haupt der Schule war doch des Pastors Frau. Diese Dame weigerte sich, den Schulschwänzer zu empfangen, es sei denn, daß er seine Schuld öffentlich bekenne und zum Beweis seiner Reue einen Extraspruch aufsage. Die Wahl dieses Strafspruchs wurde dem Gemüt des Schuldigen überlassen, eine psychologische Spitzfindigkeit, auf die Mevrouw Dominé überaus stolz war. Am nächsten Sonntag stand Lis also auf und erklärte angesichts der ganzen Schule, daß es ihm leid tue.

„Nun deinen Spruch!" kommandierte die Gattin des Dominé mit unterdrückter Neugier. Lis stand da und nahm sich inmitten der erwartungsvollen Stille sehr klein aus.

„Wenn du hören wirst das Rauschen auf den Wipfeln der Maulbeerbäume einhergehen, so eile," rezitierte Lis mühselig. Eine kurze, verlegene Pause trat ein; dann begannen die Mundwinkel einer Lehrerin zu zucken, und die Kinder, denen nichts entging, benutzten die Gelegenheit, um in ein schallendes, wenn auch nicht ganz verständnisvolles Gelächter auszubrechen.

„Ruhig!" rief die erboste Pastorin. „Junge, was soll das bedeuten?"

Der Junge versuchte auseinanderzusetzen, daß er den schönsten Spruch in der ganzen Bibel gelernt habe. Er hatte den einzigen Maulbeerbaum im Pastoratsgarten über die Mauer herüber in Früchten prangen sehen, und der Dominé, der von hinten dazu kam und sich über seine intensive Bewunderung amüsierte, hatte den Spruch zitiert. „Denke dir, welch ein Anblick — ein ganzes Tal voll davon!" hatte der Dominé gesagt, dessen Schwäche es war, gern mit gescheiten Kindern Gespräche zu führen, die weit über deren Verständnis hinausgingen. Die blassen Augen des Dominé und die strahlenden Knabenaugen hatten sich in ein fernes, visionäres wunderschönes Palästina verloren. „Es ist der Traum meines Lebens", hatte der Dominé wehmütig gesagt und dem Jungen eine Maulbeere gegeben. Lis hatte sich seinen blauen Kittel befleckt. Vater hatte den Spruch aufgesucht.

„Ich lernte ihn, weil er so wunderhübsch klingt," erklärte Lis der

Digitized by Google

Pastorin. „Es ist die schönste Frucht in der ganzen Welt; der Dominé hat es gesagt. Sie ist so farbig und so wunderhübsch rot wie —“ er fühlte ein heißes Sehnen, irgend etwas Freundliches zu sagen, etwas, wonach sich ihr unbarmherzig starrer Blick verändern würde — „wie Ihr Gesicht“, sagte er sanft.

So dumm sie war, begriff sie doch, daß er nicht unhöflich sein wollte. Sobald das allgemeine Jubelgeheul, in das sämtliche Lehrerinnen einstimmten, verhallt war, bemerkte sie in scharfem Ton: „Du bist ein sehr dummes Kind. Geh auf deinen Platz.“

Er war sich jetzt darüber klar, wie töricht es war, etwas vor Netta zu verheimlichen. Als er nachher sehr niedergeschlagen hinausging, kam Pastors tölpelhafter Ryk auf ihn zugelaufen.

„Wenn du einen Lärm über Maulbeerbäume hörst, so keile,“ zitierte Ryk sehr frei. „So heißt es doch, nicht wahr?“ Dabei fuhr seine Faust dem kleinen Jungen ins Auge. „Da hast du's, Maulbeergesicht!“ Diesen Namen behielt Lis länger als den blauen Fleck. Diesen beobachtete er mit großem Interesse. Doch als er im schönsten Grün und Goldgelb prangte, gestand er Netta, daß er ihr zartes Rosa und Weiß vorziehe.

So waren die Erinnerungen aus seinen zwölf ersten Lebensjahren beschaffen: ein wenig wirr, vielleicht wie das Gedächtnis des Mannes selbst. Wir können uns nicht aller Veränderungen in unsrer Vergangenheit erinnern — dem Himmel sei Dank! — aber wir können zurückblicken und den Regenbogen vor dem Nebel aufragen sehen.

Die Studierstube war das freundlichste — das einzige freundliche Zimmer im ganzen Pastorat. Mevrouw Donderbus hielt sich, wenn sie ausnahmsweise zu Hause war, in einer mit Papierbündeln und -stößen vollgepfropften engen Kammer auf; die Studierstube betrat sie nur selten. Diese war lang und schmal wie ein Korridor und verdunkelt durch Bücher und den sonnenlosen Garten. Möbel waren außer den Bücherregalen und einem ungeheuren Schreibtisch nur spärlich vorhanden. Besonders in die Augen fallend war ein riesenhaftes, bettähnliches grünes Sofa, auf dem ein großer Mann lang ausgestreckt und von vielen Folianten umgeben liegen konnte. Dieses Möbel, das wirklich einzig in seiner Art war, hatte von den Kindern den Namen „Abrahams Schoß“ erhalten. Noch bezeichnender für die Verhältnisse im Pastorat war wohl die Tatsache, daß eine Senkung an der Schwelle von Vaters Stube von allen Insassen des Hauses — bis auf die Pastorin, die in bezug auf irgendwelche Spitznamen in glücklicher Unwissenheit lebte — als „große Kluft“ bezeichnet wurde. Der Dominé leugnete, daß es seine Erfindung sei. Die Pastoratskinder sind jetzt in der ganzen Welt zerstreut — in Argentinien, Ost- und Westindien —, aber es gibt keins unter ihnen, dem nicht weich ums Herz wird beim Gedanken an „Abrahams Schoß“ und Vaters unter einem ganzen Haufen von ihnen hervorklingenden melodischen Stimme und seinen zahllosen uralten und orientalischen Märchen, — „lauter dummes Zeug von Anfang bis zu Ende“, bemerkte Mutter dazu.

Netta war gerade dabei, wie an jedem Morgen, ihres Vaters Bücher abzustäuben. Ihr Vater saß am Schreibtisch und schrieb. Wann saß ihr Vater nicht am Schreibtisch und schrieb? Wenn er von Büchern und

Digitized by Google

Broschüren bedeckt in „Abrahams Schoß“ lag. Wenn er auch an seiner Person so schmuck und sauber war, wie sorgsame Körperpflege und Clasinens Stopfnadel ihn zu erhalten vermochten, so gereichte Staub einem Bücherzimmer seiner Ansicht nach nicht zur Unehre; aber er liebte es, Yetta bei ihrer Arbeit zuzusehen. Er liebte es überhaupt, seine immer hübscher werdenden Kinder und seine noch immer hübsch aussehende Frau zu betrachten. Diese hatte er lediglich wegen ihres hübschen Gesichts geheiratet. Er fand, daß sie ein schlechtes Geschäft gemacht habe. Er gab zu, daß all ihre kritischen Bemerkungen berechtigt seien. Es war durchaus wahr, daß er seine kleine Gemeinde vernachlässigte und daß er eine größere hätte haben müssen. Ebenso war es wahr, daß er zuviel in seiner Studierstube saß, denn er saß da den ganzen Tag. Seine strahlende Braut hatte natürlich nicht voraussehen können, daß das Wiederauftreten einer kindlichen Anlage zum Stottern den glänzenden Kanzelredner nach Boldam verbannen und dort festhalten würde. Die Gemeindekinder nannten ihren tadellos sauberen Prediger „Stäubchen“, weil der Müller vor Jahren einen Esel dieses Namens besaß, der — bockte.

„Hier,“ rief die Pastorin, indem sie Lis über die „große Kluft“ zerrte, „hier ist ein christlicher Junge, der an Santa Klaus glaubt!“ Yetta ließ ein Buch fallen und fing es noch glücklich wieder auf.

„Ein Mohammedaner würde noch ungewöhnlicher sein“, versetzte der Pastor, der sich gelassen auf seinem Stuhl umgedreht hatte.

„Was?“ Die Pastorin hielt den Jungen fest, und dieser seinen Kasten.

„Ganz recht, liebes Kind.“ Die hochgewachsene Gestalt im grauen Schlafrock erhob sich und ließ die Feder müde aus den Fingern herabsinken. „Was hast du da in dem netten K—kasten, mein Junge?“

„Ja, Lis,“ sagte Yetta hastig und voller List. „Was hast du da in dem Kasten?“

„Auf das, was er in seinem Herzen hat, kommt es an“, warf die Pastorin ein, die sich keinen Deut um die Geschenke und Freuden des Kindes kümmerte und sich nur fest, noch fester als an seinen Körper, an seine Seele klammerte.

„Sollte das ein Wortspiel sein, liebe Frau?“ fragte der Dominé beifällig. „Es ist wirklich gar nicht so übel.“ Die Hauptlebensfreude des Dominé bestand darin, nicht vorhandene Talente bei seinen Familienmitgliedern zu entdecken.

Die Pastorin ging unter Deckung. „Ich schäme mich deiner, Dominé,“ erwiderte sie.

„Ganz recht, Theodora. Ich habe das Gefühl, daß irgend jemand es tun müßte, und da ist es mir ebenso lieb, daß du es bist, wie ich selbst.“

Da Mevrouw Donderbus kein Verständnis für diese „Albernheiten“ hatte, kam sie wieder auf den kleinen „Krämerdummkopf“ an ihrer Seite zurück. „Laß hören, weshalb du hergekommen bist, und mach, daß du wegkommst,“ fuhr sie ihn an. Der erste Teil dieses Befehls wirkte schon erschreckend genug: dieses Tons hätte es gar nicht bedurft.

„Ich — ich“, stammelte das gekränkte und verletzte Kind unbehaglich, indem es seine Haare glatt strich. Es wollte sich gern tapfer halten, ohne doch unhöflich zu sein. „Ich weiß es nicht. Ich wollte Yetta fragen —“

Fräulein Donderbus ließ ein Buch fallen, — diesmal ohne es aufzu-

Digitized by Google

fangen. Der Knall, mit dem es auf den Fußboden aufschlug, klang dem jungen Doris wie ein lautes: „Nicht doch!“

„Paskovius ist ein wertvolles Buch, Yetta,“ mahnte der Dominé milde. „Es war schade, daß du ihn fallen ließest.“ Der Dominé lächelte. „Die Kirche hat ihn glücklicherweise längst fallen lassen. Seine Predigten sind lauter verd—verd—verdamm—“

„Donderbus!“ rief die Pastorin aus.

„Verdammung. Was meinst du, liebe Frau?“

„Fragen, ob sie gern das wunderschöne Geschenk sehen möchte, das mir irgend jemand geschenkt hat,“ fuhr Lis bedächtig fort.

„Nein, das möchte sie nicht,“ erwiderte die Pastorin, die nach ihrer Gewohnheit nicht auf ihren Gatten zählte. „Sie hat nichts mit deinen Geschenken zu tun. Komm du nur mit mir, Lis Doris! Ich will dir eine Geschichte von einem kleinen papistischen Jungen geben, der sagte, er glaube nicht an irgendeinen Heiligen, und dafür von den Priestern in Ekuador verbrannt wurde, — erst im vorigen Jahr. Darauf kannst du keine von deinen Sudeleien machen, denn es ist keine einzige freie Seite drin.“ Lis freute sich über jede Art von Galgenfrist. Vater würde gern von dem Märtyrer lesen; er selbst nicht.

„Ich möchte wohl wissen —“ sagte der Dominé, als er wieder mit Yetta allein war und sich in seine Papiere vertiefte. „Ob das Kind wohl das Schiefe in dem Argument bemerkt hat? Hoffentlich nicht!“

„Das Kind wird bemerken, was es zu bemerken gibt, wie es seine Gewohnheit ist,“ sagte Yetta, indem sie mit wahrem Feuereifer Staub wischte. „Und es wird nichts sagen, was nicht gesagt zu werden braucht, denn das ist auch eine seiner Gewohnheiten.“

„Yetta,“ der Dominé schrieb sorgfältig in seiner feinen kleinen Kupferstichschrift, „du gehst immer mehr in d—dem Jungen auf.“

„Aus dem wird einmal etwas Großes, Vater.“

„Er ist in dem Alter, in dem wir das alle glauben, Kind. Sogar junge Bauerntölpel auf der Oberhysseler Heide.“

Yetta lachte — jenes Lachen, das Sonnenschein schuf. „Aber Vater, er weiß ja gar nichts davon! Das ist ja gerade der Witz dabei. Es ist so amüsant, ihn zu beobachten —“ sie schob ein paar Bücher zurecht — „und darüber nachzudenken, wie es in zwanzig Jahren mit ihm stehen wird.“

„Denk nicht zu viel drüber nach, Yetta. Zuschauer tragen immer die K—kosten.“

Yetta fuhr herum. Ihres Vaters Nase steckte in einem Folianten. Es war eine große Nase, aber der Foliant war noch größer. Yetta wischte fleißig Staub. Die Feder fuhr kratzend übers Papier. Der Dominé machte sich Notizen.

Die Pastorin hieß, beiläufig gesagt, nicht Theodora. Der Dominé hatte ihr den Namen in den Flitterwochen gegeben. Er machte es sich zur Pflicht, ihn in späteren Zeiten beizubehalten.

„Diese Stelle im Buch Hiob beweist zur Genüge —“ schrieb der Dominé, der sich wie immer in der Stille und bei der Bibelauslegung glücklich fühlte, — „wie außerordentlich alt der Aberglaube ist, daß himmlische Wesen durch die Luft fahren und Gaben bringen.“

Digitized by Google

„Vater, dies Boldam ist doch eine recht kleine Welt.“ Yetta war zu der andern Wand übergegangen und wischte den Staub von Paskovius' Gegnern, die gleich ihm friedlich verstorben sind.

Der Dominé riß sich aus dem Schweigen los. Sein Blick wanderte langsam an den dunklen Bücherreihen hin, über denen verschiedene Bilder hingen — Kuenen, Ewald, Renan: die moderne Schule der Kritiker des Alten Testaments, *seine* Welt, in Boldam unbekannt oder dem Namen nach verabscheut.

„Kind, ich will nicht philosophieren,“ sagte der Dominé, „aber merke dir eins: je kleiner unsre Welt ist, um so leichter schlagen wir uns die Seelen an ihren Schranken wund.“

„Vater,“ sagte Yetta, „als wir über die Mauer kletterten, um zu den Äpfeln des Armenvorstehers zu gelangen, tat ich mir so weh an den Knien, daß sie bluteten.“

„Du solltest mir nicht mit solchen Reminiszenzen kommen, Yetta. Deine Mutter würde es nicht billigen.“

„Tust du es?“

„Gewiß nicht, da der Eigentümer Armenvorsteher war. Sage nicht, welcher es war; ich würde ihm den Schaden ersetzen müssen. Die Äpfel waren noch nicht abgenommen und folglich unreif. Sie werden dir wahrscheinlich mehr geschadet haben als die Mauer.“

Yetta wandte sich von den Regalen ab. „Die Äpfel waren unreif, halb verfault und scheußlich,“ sagte sie. „Ich zerkratzte mir Knie und Hände, um sie zu kriegen! Aber sie schmeckten herrlich — oh, sie schmeckten herrlich!“

„Weil —?“ Der Dominé hatte sanfte graue Augen; manchmal leuchtete ein sonderbares Licht in ihnen auf.

„Weil sie jenseit der Mauer wuchsen!“ keuchte Yetta. Sie preßte ihre Hände, mit dem Staubtuch dazwischen, fest zusammen.

„Nun, das ist wenigstens ein besserer Grund als der des ebräischen Philosophen,“ sagte der Dominé. „Mein liebes Kind, wenn du mit der Zeit ins Leben trittst, wirst du die Äpfel jenseits der Mauer finden. Einige von ihnen werden halb faul und unscheinlich sein. Ich hoffe zu Gott, nicht alle!“

„Und wie werden *meine* Äpfel sein?“ rief Yetta, die sich an ihr Gleichnis klammerte. „Wenn ich lange genug und angestrengt genug gearbeitet und all meine Prüfungen bestanden habe — dann, dann, o Freude! kann ich endlich als Lehrerin, als Schulvorsteherin losziehen! »Bitte, Fräulein.« »Nein, Fräulein.« »Ich weiß nicht, Fräulein« — eine alte, verbitterte Lehrerin mit einer Brille auf der Nase und mit einem eingerahmten Anerkennungsschreiben für vierzig Jahre schwerer Arbeit!“

Der Dominé blickte rasch von ihr weg, an der alten gelben Büste von Plato vorbei, die auf der Bibliothek stand.

„Kinder richtig zu unterweisen ist eine beglückendere Lebensaufgabe, als Erwachsene f—falsch zu unterweisen,“ sagte er.

„Sie schwieg, durch seinen Ton betroffen. „Vater, du bist zu bescheiden,“ begann sie dann zaghaft. „Jeder sagt, wie wundervoll deine Predigten sind.“

„Wer ist jeder? Die Leute hier wohl kaum.“

Digitized by Google

„Leute, die dich verstehen — aus der Stadt."

„Ah, der Stadtherr! Ich würde mir nichts aus dem St—stottern machen, wenn ich mir nur meiner Tatsachen sicher wäre."

„Ich versichere dir, daß die Leute es sagen."

Der Dominé lächelte. „Die Tatsache will ich gläubig von dir hinnehmen. Ich wollte sagen, daß es mir nichts ausmachen würde, — nicht sehr viel, jetzt — wie schlecht ich die Dinge sagte, wenn ich mir nur der Dinge, die ich sage, sicher wäre. Offenbarte Religion ist schließlich doch eine Reihenfolge von Tatsachen." Er lächelte wieder, halb ärgerlich darüber, daß er Gedanken aussprach, die er stets, unerträglicherweise, in seinem Herzen verschlossen hatte. „Also, dem Stadtherrn gefallen meine Predigten!" wiederholte er, nicht ohne leise Befriedigung. „Netta, wie bist du zu dem teuren Kasten für den Jungen gekommen?"

„Wieso? Woher weißt du — ?" Das dunkle Zimmer schien sich um sie zu drehen, während sie vergeblich nach Atem rang.

„Nichts weiter, als daß der Malkasten von dir stammt. Das sah ich dir am Gesicht an, und ihm auch. Väter sehen allerlei."

„Mutter auch?"

„Deine Mutter hat einen viel weiteren Blick als ich, — wenn sie auch vielleicht nicht so klar sieht. Mein Geist — " er seufzte — „ist ein Mikroskop. Du hast doch nichts dagegen, mir zu sagen, wo du ein so kostspieliges Spielzeug her hast, Kind?"

„Ja, ich habe etwas dagegen," sagte Netta.

Er setzte sich in eine Ecke des Sofas und ließ die breite stumme Einladung neben sich wirken.

„Ich habe etwas dagegen, weil du nicht damit einverstanden sein wirst," sagte Netta.

„Du könntest es doch mit mir versuchen; ich verstehe mich sehr aufs Einverstandensein."

Das junge Mädchen stand schweigend da und zupfte an ihrem Staubtuch.

„Wenn ich als stolzer Vater, der viel zu schwach gegen sich selbst ist, die Sache nicht billigen kann, so verlaß dich darauf, daß du längst aufgehört hast, sie zu billigen."

Sie warf den Kopf in den Nacken. „O nein!" sagte sie. „Aber die Menschen hier bei uns sind so dumm und beschränkt. Es macht ihnen Freude, zu finden, daß alles unrecht ist."

„Was mich betrifft, so gestehe ich die Dummheit zu: Beschränktheit leugne ich aber ab. Und meine Neigung, zu finden, daß alles recht ist, war immer mein Verderben."

„Ich kehr mich nicht dran!" rief sie aus und schüttelte die gelben Locken aus der Stirn. „Oh, ich weiß, daß »Ich-kehr-mich-an-nichts« ein böses Ende nahm, aber was für ein Ende hat denn »Selbstquälerei« genommen? Ich gehe immer geradeaus vorwärts, Vater, über die Mauer oder wider sie, wie es gerade kommt! Oh, es ist nicht um meiner selbst willen. Mit mir ist ja wohl alles, wie es sein muß. Ich werde eben in der Tretmühle leben, wie brave Frauen es tun. Aber der Junge! Oh, dieser Junge! Ja, er ist das einzige, was mich an diesem elenden Nest interessiert! Was für eine öde Welt wäre es all die Jahre lang für mich gewesen, wenn die Freude und der Spaß an dem Jungen nicht gewesen

Digitized by Google

wäre! Er soll sein Leben haben, alles, was ich ihm verschaffen kann, alles, was er verdient — und noch mehr! Ach, ein ganz, ganz andres Leben — wenn die Zeit kommt — als dieses!"

„Meine liebe Netta," sagte der Dominé, indem er einladend aufs Sofa klopfte, „ich sehe es gern, wenn eine Lokomotive dahinsaust. Besonders auf den Schienen. Aber es ist mir ein angenehmer Gedanke, daß der Führer eine B—bremse hat."

„Aber — "

„Ich glaube, es gibt selbsttätige Bremsen," fuhr der Dominé fort und blickte fragend zur Zimmerdecke empor. „Ich habe keine Ahnung, wie sie arbeiten, aber ich denke mir, sie müssen ein wahrer Trost für den Besitzer sein. Du und ich sind ohne sie zur Welt gekommen."

„Vater, du hast kein Vertrauen zu mir?" versetzte sie plötzlich.

Seine Augen kamen von der Decke herunter und blickten ihr gerade ins Gesicht. „Kann ich das Vertrauen in dich setzen, daß du dir selbst vertraust?"

Sie fuhr zurück. „Aber der Junge soll sein Leben haben!" keuchte sie. „Durch gute oder böse Mittel will ich es ihm verschaffen! Er soll hinaus in die offene Welt, die Welt der Farben, der Blüten und des Sonnenlichts! Er soll sein Haus und sein Pferd und alles haben!"

Der Dominé stand auf und ging an seinen Schreibtisch; er kehrte mit einem ungeöffneten Kuvert in der Hand zurück. Seine Hand zitterte ein wenig.

„Vor zwei Tagen kam dies mit der P—post an", sagte er. „Ich weiß, was es ist. Es ist ein anonymer Brief. Ich habe schon einmal einen ebensolchen bekommen: ich erkenne die Handschrift. Der andre handelte von — jemand anders: häßlich, aber wahr. Diesen habe ich noch nicht geöffnet. Feige, nicht wahr?" Sie starrte ihn mit großen Augen an. Sie wußte natürlich nicht, daß der Pastor vor einigen Monaten ganz auf eigene Hand einen furchtbaren Kampf über einen häßlichen Streich ihres Bruders Ryk ausgefochten hatte.

„Am Tage, bevor dies kam, erhielt ich eine Postkarte," fuhr der Pastor fort, „genau so wie beim erstenmal. Diesmal stand drauf: »Morgen werde ich Ihnen über Ihre Tochter schreiben.« Weiter nichts. Der freundliche Briefsteller hat augenscheinlich gehört, daß es ein Gesetz gegen Verleumdung gibt." Der Dominé schwieg. Vater und Tochter sahen sich noch immer an.

„Nicht wahr, wir wollen dies nicht lesen, Netta?" sagte der Dominé, ging zum Ofen und warf den Brief langsam ins Feuer.

Sie brach ungestüm das Schweigen. Sie hielt ihre Hand mit der Fläche nach unten in das Licht der Flammen.

„Mit meiner eigenen Hand habe ich den Kasten verdient", rief sie halb weinend, halb lachend. „Und ich habe nicht einmal mit ihr gearbeitet. Vater, wußtest du, daß ich eine so schöne Hand habe?"

Plötzlich nahm das Gesicht ihres Vaters im Flammenschein eine graue Farbe an. „Ich liebe dein Herz und deine Hand mehr, als du dir träumen läßt, und du spielst mit mir!" rief er aus.

Doch da warf sie sich ihm an die Brust und zog ihn auf das alte Sofa nieder. „Der Stadtherr hat sie gezeichnet!" sagte sie. „Wieder und immer wieder. Er sagt, es sei die schönste Hand auf der ganzen Welt."

Digitized by Google

„Der Maler? Yetta, wie fand er Gelegenheit dazu? Du hast uns nie etwas davon gesagt."

„Was sollte es wohl nützen, mit einer Person wie Mutter zu sprechen?" Sie lag fest angeschmiegt neben ihm in der ganzen frischen warmen jungen Glut ihrer Jugend: ihre grausamen Worte drangen eisig kalt bis auf den Grund seines trostlosen Herzens.

Sie sah es und verschränkte die Arme noch fester um seinen Nacken: der rechte Ärmel fiel bis an die Schulter zurück. „Er sagt, mein Arm sei ebenso schön wie meine Hand," murmelte sie. „Er neckte mich mit Lis, aber er bezahlte mich mit dem Malkasten. Ich bestand darauf. Er kam gestern an."

„Was hat er denn noch gemalt?" Die Frage rang sich mühsam von jenen ruhigen geistlichen Lippen in dem kalvinistischen Dorf Boldam.

Er fühlte ihre Wange an der seinen aufflammen. „Du — du hättest den Brief nicht verbrennen sollen", rief sie aus, um ihn dann gleich voll heißer Reue in die Arme zu schließen. „Oh, du edler, prachtvoller Vater, wie ich dich dafür liebe! Ich werde immer, immer dran denken, wenn ich Lust habe, etwas Unrechtes zu tun! Ja, ich werde Lust haben, etwas Unrechtes zu tun! Ganz sicher, glaube es mir. Aber noch hab ich es nicht getan. Ich will nicht wieder hingehen, wenn du es nicht möchtest; aber einmal — ein einziges Mal noch darf ich hin, nicht wahr? Nur um Lis mitzunehmen?"

„Ich möchte lieber — "

„Vater, nur ein einziges Mal, um Lis hinzubringen. Das muß ich. Ich hab's versprochen. Und auch um zu beweisen, daß wir uns nicht um Briefe kümmern!" Ihre Wange flammte wieder — „Er ist ein ganz netter Mann, Vater — ein guter Mann! Siehst du — er kommt doch in die Kirche."

„Und bewundert meine Predigten." Der Dominé lächelte ernst. „Ich dachte, er käme wegen seiner m—malerischen Effekte. Ich weiß nichts weiter von diesem Herrn, Yetta, als daß er vortreffliche Zigarren raucht. Die hat er mir, wie er schrieb, zum Dank für die Freude geschickt, die meine Hände ihm gewährt hätten. Ich freue mich, Yetta, daß ich sie aufgeraucht habe, ehe du mir ihren Genuß verdorben hast."

„Er soll meine nicht wieder malen, da du es nicht willst," sagte sie. „Nie wieder."

„Wie Papier im Feuer", erwiderte der Dominé. „Weiß — ganz weiß, bis das Feuer es erfaßt und sofort in Braun verwandelt. Und nachher schwarz, unvergänglich, inmitten der geschwätzigen Flammen."

„Woran denkst du, Vater?" fragte sie flüsternd.

„An den Ruf einer Frau."

Darauf schmiegten sie sich noch enger in „Abrahams Schoß" aneinander, die Augen auf die rote Glut und den ungelesenen schwarzen Fetzen im Ofen gerichtet.

Die Pastorin brach plötzlich über sie herein; mit lautem Getöse von Tür, Hand und Stimme stürmte sie über die „große Kluft".

„Der kleine Esel!" schrie sie. „Das Kalb! Der kleine Bock!" Denn mit solchen unzutreffenden Ausdrücken pflegte die Pastorin die schwarzen Schafe in ihrer Gemeinde mit Vorliebe zu erwähnen. „Er ist nach Hause gelaufen!" schnaubte sie.

Yetta brachte ihren Ärmel in Ordnung; das Gesicht des Dominé nahm einen zufriedenen Ausdruck an.

Digitized by Google

„Du bist froh, daß er entwischt ist, Johannes!“

„Es ist mir immer ein angenehmer Gedanke, mir die Menschen still und behaglich in einem friedlichen Heim vorzustellen.“

„Behaglich und friedlich — hm!“ posaunte die Pastorin. „Er wird ziemlich betrübt sein, daß er ohne seinen Kasten weggekommen ist.“

Netta richtete sich auf. „Ohne seinen Kasten?“

„Ja. Was geht dich das an, Fräulein? Bist du in dieser Gemeinde für die Seelen der Jungen verantwortlich? Nicht, während ich hier Pastorin bin. Er fiel auf die Erde.“

„Er fiel auf die Erde? Vater!“

„Still, Kind! Deine Mutter wird alles erklären.“

„Er wollte nicht antworten und wollte mich auch nicht hineinsehen lassen. Ich gab ihm ein paar gehörige Ohrfeigen, und da fiel er —“

„Du hast ihn geschlagen!“ schrie Netta. Sie war aufgesprungen; ihre Stimme übertönte die laute Sprache ihrer Mutter. „Du hast ihn geschlagen — das mutterlose Kind! Vater — hör doch, Vater, hör doch — sie sagt, sie hat ihn geschlagen! Sie hat ihn geschlagen, Vater! Den mutterlosen kleinen Kerl! Warum —“ sie wandte sich wieder zu der Mutter — „warum schlägst du mich nicht?“

„Ja, warum tu ich es nicht?“ zischte die große Pastorin.

„Warum du's nicht tust? Soll ich's dir sagen? Weil ich nicht der Mühe wert bin. Ich bin ja nur deine Tochter. Ich kann selbst auf mich passen. Oh, ich weiß, daß es schlecht von mir ist, Vater. Ich will's nicht wieder sagen. Vater, sieh doch nicht so aus! Ich hätte es ja nie — nie — aber sie schlug ihn! Du hast ihn geschlagen! Ich wollte es nicht sagen. Oh, Mutter, verzeih mir!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und brach schließlich in wilde Tränen aus.

„Du solltest gleich auf dein Zimmer gehen und beten, Netta,“ bemerkte die Pastorin streng. „Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, was du vom lieben Gott erbitten solltest.“

„Bete für dich selbst und für uns, Netta,“ sagte der Dominé. Er zog seine mutterlose Tochter an sich und küßte sie auf die Stirn, als sie langsam über die „Kluft“ schritt.

Draußen stand Clasine mit auf die Hüften gestemmten Händen.

„Das Frauenzimmer von der Schäferei ist da“, meldete sie. „Ihre Mutter hat sie hergebracht, weil sie sagt, Mevrouw hätte versprochen, ihr aus der Kasse Geld für —“

„Ja, ja, meine Frau kommt schon,“ fiel der Dominé ihr hastig ins Wort. Er schloß die schwere Tür hinter seinen weiblichen Familiengliedern. Die Studierstube war ernst und friedlich. Der Dominé setzte sich vor dem wartenden Buch Hiob an seine Papiere.

Sie lacht nicht mehr so, wie sie es früher tat“, — sogar der stumpfsinnige Mensch konnte das sehen und trübte Lis' reine Gedanken über sie mit dem Ausdruck seines mattherzigen Mitgefühls! Es war die Angst, die Lis von der ersten Stunde seiner Ankunft ab gepeinigt hatte. Er hatte darauf gewartet, sie lachen zu hören, hatte in der immer länger ausgedehnten Stille aufgehorcht. „Sie hatte wirklich eine riesig fidele Lache!“ Oh, wie pflegte der plötzliche Sonnenschein — einstmals! — die schwersten Wolken zu zerstreuen!

Digitized by Google

Er schlenderte, leise pfeifend, von dannen. Er pfiff „Souvent femme varie“, bis er sich plötzlich der grausamen Ungerechtigkeit dieser Worte von seinen Lippen bewußt wurde. „Fol est qui s'y fie!“ Er brach mitten drin ab. Er ging auf das Licht zu, das dem Seitenfenster der Kutscherwohnung entströmte. Schon oft war er vor dem Schlafengehen die paar hundert Schritte hinübergegangen, um durch die Jalousien hindurch das kleine Bett in der Ecke zu betrachten, worin seine neue, seine so überaus interessante Akquisition schlief: sein Eigentum, seine Redempta! Er bekam nicht so viel von ihr zu sehen, wie er es wünschte, so lange sie auf war. Die Kutscherfrau hatte bei ihrer Herrin Einspruch erhoben und gedroht, ihr Amt als Wärterin niederzulegen. Der Herr schädige durch unangebrachte Leckereien, Aufregungen und allgemeine Verzärtelung sowohl die Gesundheit wie den zufriedenen Frohsinn des Kindes. Seitdem durfte er nicht mehr kommen und die jauchzende, strahlende, heißwangige, vollgepfropfte Kleine zu Bett bringen. „So ne Wirtschaft hab ich in meinem Leben nicht gesehen!“ rief die Kutscherfrau. „Und eins von meinen besten Laken mitten durchgerissen!“ „Du mußt bedenken, daß sie in zehn Tagen schon im Institut sein wird!“ mahnte Yetta. Er beugte beschämt sein Haupt. „Du hast recht. Du hast immer recht“, erwiderte er. Sie lächelte beglückt. Mochte es immerhin Illusion sein! Er fing doch wieder an, ihr zu vertrauen, wie er als Kind auf sie vertraut hatte.

So blickte er abends also nur noch durchs Fenster. Ein Nachtlicht verbreitete einen matten Schein über jene Ecke. Er konnte die kleine Gestalt im tiefen Schatten ihres Bettchens liegen sehen.

Als er heute wieder zwischen den Jalousien hindurchlugte, sah er, daß eine trübe Öllampe im Zimmer brannte. Sie warf ihr flackerndes Licht auf Yetta, die im weißen Atlaskleid mit ausgestreckten Armen an dem Bettchen kniete.

Es lag ein solcher Jammer in ihrer ganzen selbstvergessenen Haltung, und sein eigenes zerrissenes Herz stimmte so laut in diesen Jammer ein, daß er augenblicklich und völlig unbewußt um die Hausecke herumging und sich erst darüber klar wurde, wie töricht und unrecht er handelte, als er die Tür bereits geöffnet und das Häuschen betreten hatte.

Sie wandte ihm, vom Geräusch erschreckt, ein weißes, entsetztes Gesicht zu. „O geh! Geh fort!“ sagte sie.

„Gleich, Yetta. Laß mich nur einen Augenblick hierbleiben. Laß mich der Kleinen Gutenacht sagen.“

„Sie schläft bereits. O bitte, geh fort!“

„Nur einen Moment! Was kann das schaden? Die Leute sind ja im Nebenzimmer.“

„Nein, sie sind nach dem Herrenhaus gegangen. Einer von den Dienstboten feiert Geburtstag. Ich habe versprochen, eine Stunde hierzubleiben. Sie können jeden Augenblick wiederkommen.“

„Wir werden sie kommen hören. Wissen sie denn, daß du hier bist?“

„Nein, nein! Ich fand ihr kleines Dienstmädchen schlafend am Tisch sitzen und habe sie in ihre Bodenkammer hinauf zu Bett geschickt.“

„Die Leute werden nicht vor ein Uhr zu Bett gehen“, sagte Lis. „Ich höre sie sehr oft, wenn ich an meiner Seite des Hauses wachliege.“

Digitized by Google

„Warum liegst du wach?“ fragte Yetta. Sie hatte sich erhoben. „Was hält dich denn vom Schlafen ab?“

Er suchte lachend darüber hinwegzugehen. „Warum sollte ich wohl mehr Schlaf brauchen als eure Dienstboten? Man behauptet, daß die meisten Menschen zu viel schlafen.“

„Sagt man das?“ erwiderte sie gedankenvoll. „Die Nacht ist doch sicherlich geschaffen, um zu schlafen. Sie ist doch nicht geschaffen, damit wir sie mit Nachdenken hinbringen. Nein, zum Nachdenken ist die Nacht nicht da.“ In ihren Augen erwachte ein angstvoller, sinnender Ausdruck, den er trotz der Dunkelheit gewahrte.

„Ich muß hierbleiben, bis diese Leute zurückkommen,“ sagte sie. „Geh nur, Lis.“

„Laß mich hierbleiben. Du wirst nach diesem anstrengenden Tage müde sein.“

„Ich bin nicht müde und habe es gar nicht eilig, auf mein Zimmer zu kommen. Ich mag gern hier sein. Am liebsten bliebe ich die ganze Nacht über hier“, — ihre Hand berührte das Bettchen. „Ja, es war ein merkwürdiger Tag.“

Er blickte sie wortlos an, und das hätte er nicht tun sollen. Denn ein Mann kann vielerlei sagen, was nichts ausmacht. Die Frau braucht es nicht zu hören. Aber große dunkle Augen, die stumm und traurig blicken, reden zu deutlich und zu laut.

Sie konnte ihn nicht ansehen und konnte den Blick auch nicht von ihm abwenden. Einen Augenblick stand sie bebend da; dann gewann sie still und allmählich die Ruhe zurück. Sie war ganz in weißen, fleckenlosen Atlas gekleidet; nur dicht unter ihrem Herzen war ein Strauß halbverwelkter roter Rosen befestigt. Eine Schnur bleicher Perlen hing von ihren Schultern herab. Sie stand, wie sie vorhin ihrem Gatten gegenüber gestanden hatte: ihre Finger spielten mit dem von ihrem Gürtel herabhängenden Spitzenfächer.

„Ja, ein merkwürdiger Tag,“ wiederholte sie tonlos. Dann hielt sie erschrocken inne.

„Ich will gehen“, sagte er. „Sofort. Ich will morgen dieses Haus verlassen, wenn du es wünschst. Weshalb bin ich nur hergekommen?“

„Du bist gekommen, weil mein Mann es wollte“, erwiderte sie. Dann setzte sie tapfer hinzu: „Und ich freute mich auch, dich bei uns zu sehen.“

„Aber jetzt möchtest du, daß ich wieder abreiste?“

Sie zögerte. „Ja“, sagte sie langsam. „Jetzt glaube ich, daß es besser wäre, du reistest wieder ab.“

„Ich will es tun. Aber ehe ich dich verlasse, mußt du mir eine Frage beantworten. Du mußt sie beantworten, wie du die Wahrheit liebst, die in dir ist. Du mußt so antworten, daß ich eine ehrliche Antwort mitnehmen und sie in meinem Herzen bewegen kann, wenn ich allein bin.“

„Sprich die Frage aus“, sagte sie und wurde abwechselnd weiß und rot.

„Was kann ich tun, um dein Leben glücklicher zu machen?“

Er sprach hastig weiter, bevor sie ihm Einhalt gebieten konnte. „Es muß etwas geben, und ich muß es tun, — du mußt es mir erlauben. Ich habe dich gebeten, mir die Wahrheit zu sagen. Oh, ich behaupte nicht etwa, daß ich dich glücklich machen könnte! Aber, — aber —

Digitized by Google

Yetta, wir kennen einander von Kindesbeinen an. Du kannst mir nicht sagen, daß du glücklich bist! Du hast kein Recht dazu. Denn ich weiß, daß du es nicht bist." Sie wollte sprechen, aber er wehrte sie mit einer leidenschaftlichen Bewegung ab. „Ich frage dich nicht, ob du glücklich bist. Ich frage nicht danach. Ich wage es nicht. Ich habe kein Recht dazu. Aber wir sind immer gute Freunde gewesen, Yetta. Du bist immer gut zu mir gewesen. Mehr, weit mehr als gut! Du bist die Wohltäterin meines Lebens. Wenn es etwas gibt, was ich tun kann, so muß ich es wissen. Ich will es tun."

„Ja", sagte sie und ihre Augen verloren sich in ferner Vergangenheit. „Wir sind immer gute Freunde gewesen, nicht wahr? Immer gute Freunde. Sage nicht, ich wäre gut zu dir gewesen. Ich mag es nicht hören. Ich habe dich immer — liebgehabt, Lis. Du warst nicht wie andre Jungen."

„Du bist die Wohltäterin meines ganzen Lebens", sagte er trotzig.

„Unsinn. Du warst interessant, Lis. Du mußt in Zukunft noch interessanter werden. Ich habe immer für dich gefühlt wie eine Mutter. Du mußt also auch einen mütterlichen Rat annehmen."

„Ich bin gekommen, um Hilfe anzubieten, nicht um sie zu erbitten," wendete er eifrig ein.

„Du mußt fleißig arbeiten, Lis. Ebenso fleißig, wie du hier gearbeitet hast. Du mußt immer weiter arbeiten. Deine Laufbahn soll mein Glück ausmachen, von dem du sprichst, — soll es in Zukunft ausmachen, wie bisher in der Vergangenheit. Deine Laufbahn ist meine Freude und mein Lebensinteresse, Lis. Du mußt ein Maler werden — gut und berühmt, wenn du es kannst! Ja, so gut und berühmt, *wie* du es kannst! Du mußt der Welt *alles* geben, was du zu geben hast, Lis. Mehr kann niemand tun, aber es gibt so wenige, die *das* tun! Du mußt es tun. Das ist, was du für mein Glück tun kannst."

Man wird uns hier finden!" rief Yetta in wieder erwachender Angst. „Ist es dir einerlei? Fürchtest du nicht für mich?"

„Sage mir, was das eine ist, und ich gehe sofort."

„Ach, richtig! Du mußt mir antworten und gehen. Ich habe es nicht vergessen, aber es wäre mir lieb gewesen, wenn du es vergessen hättest. Ich möchte lieber nicht fragen." Sie legte den Kopf dicht neben den des Kindes auf das Kissen, so daß er ihr nicht ins Gesicht sehen konnte. „Diese Bilder von Odo — du glaubst, daß er sie gemalt hat?"

„Kannst du daran zweifeln?"

„Ja, ich kann es, weil — weil —" sie sprang auf; sie trat ihm gegenüber; die welken Rosen an ihrer Brust brachen ab und schlugen mit dumpfem Klatschen auf den Boden auf — „weil sein ganzes Leben eine Lüge ist. Weil ich gelernt habe, in jeder Beziehung an ihm zu zweifeln. Oh, ich habe heute morgen zu viel gesagt, um nun nicht mehr zu sagen! Das eine Wort — den einen kurzen Satz — ich hatte ihn immer wieder zurückgedrängt: warum hast du mich verleitet, ihn auszusprechen? Warum bist du soeben nicht rasch wieder weggegangen und hast mich mit dem Kind — dem unschuldigen Kind — allein gelassen, wie ich hoffte, wie ich zu Gott betete, daß du es tun

Digitized by Google

möchtest? Ich möchte nichts gegen ihn sagen; ich will nichts gegen ihn sagen! Ich bin schuld, — ja, ich, weit mehr als er! Warum will ich ihn nicht verstehen? Warum habe ich keine Nachsicht mit ihm? Er schlägt mich ja doch nicht! Nein, es ist nicht wahr: es ist dummes Zeug, Lis. Manchmal ist es mir so vorgekommen, aber ich weiß, daß es lächerlich und unwahr ist. Er ist gut zu mir. Gut zu mir. Sieh doch meine Schmucksachen an. Natürlich hat er seine Neigungen und seine Ideen und seine Freunde. Und jetzt hat er Bilder gemalt, die ich ihm niemals zugetraut hätte. Wunderbare Bilder, sagen sie ja — ich konnte sie mir noch nicht ordentlich ansehen: ich war wie betäubt, es war, als ob ich durch einen Nebel sähe, ohne zu sehen. Ich habe ihn verachtet, Lis: — oh, wie kann ich so etwas sagen! Aber ich tue es nur, um dir zu beweisen, wie schlecht ich gewesen bin. Wie schlecht! Wer bin ich, daß ich andre verachten sollte, wie mein Vater sagt? Kommt es mir zu, andre zu richten? Und jetzt kommen fremde Menschen und sagen, daß er ein Genie ist!" — Tränen traten ihr in die Kehle und in die Augen, aber sie bezwang sie. „Ich habe an der Seite eines Genies hingelebt und ihn verachtet, weil — ach nein, nicht weil er ein dummer Mensch war!"

„Yetta, du darfst dir nicht selbst unrecht tun! Vor mir kannst du es nicht!"

„Oh, ich könnte es, wenn ich dir die volle Wahrheit sagte," erwiderte sie zaghaft. „Und du mußt sie hören, jetzt mußt du die ganze Wahrheit hören, — wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen werden? Ich wollte von ihm weg — wollte ihn verlassen. Keine Scheidung natürlich, nein, das nicht! Solch eine Frau bin ich nicht, das kann ich ehrlich von mir sagen, Lis! Ich bemitleide diejenigen, die — ich verurteile sie nicht, aber ich kann sie nicht verstehen. Jedenfalls bin ich, die ich aus freiem Willen gewählt habe, nicht berechtigt, irgendwelche Vorwürfe zu machen, denn in diesem Fall würde es einem Vorwurf gleichkommen. Nein, weder ihn noch meine Eltern trifft auch nur eine Spur von Vorwurf. Das hat mich immer wieder verhindert, das hat mich hier festgehalten. Ja, ja, ich weiß, daß ich bei ihm bleiben muß. Ich werde es tun, Lis. Und nun sagen sie, er wäre ein Genie? Lis, wir sprechen wieder zusammen wie zwei Kinder, nicht wahr? Ich werde mir Mühe geben, seiner Liebe würdig zu sein. Aber, Lis, wenn er mich hinters Licht führte, — wenn er mich belöge, Lis!" Ihre Stimme klang nicht lauter, aber erregter. „Ich würde ihm den Rücken drehen und in die Wüste hinauswandern, — komme, was da wolle! Wenn das wäre, — aber nein, es ist ja Wahnsinn, nicht wahr? Ich bin heute abend nicht nur betäubt und außer mir, ich bin wahnwitzig. Er hat diese Bilder selbst gemalt — wer sonst hätte sie denn auch malen können? Natürlich hat er sie gemalt, nicht wahr, Lis?"

„Wer sonst hätte sie malen können, wie du selbst sagst?"

„Ich hatte den Gedanken, er könnte sie gekauft haben, aber das ist natürlich dummes Zeug! Alle zusammen, ohne Unterschrift. Wer würde sie ihm auch wohl verkauft haben? Du doch nicht?"

„Nein", sagte Lis rasch. „Ich würde ihm meine Bilder nie verkauft haben, darauf kannst du dich verlassen."

„Nein, natürlich nicht. Und der französische Maler sagt, er hätte

Digitized by Google

nie verschiedenartigere Arten von Malereien gesehen, wie auf diesen Bildern und den deinigen." Sie sah ihn angstvoll an.

„So, sagt der Franzose das? Natürlich sind sie verschieden. Hat es je zwei verschiedenere Menschen gegeben als deinen Mann und mich?"

„Und er hat seine ganze Seele hineingelegt. Ich muß versuchen, sie zu finden. Ebenso wie du deine ehrliche Natur in Madame de Rossacs unedlem Gesichtsausdruck abgespiegelt hast."

„Die Seele der Bilder willst du in Pareys suchen?" rief Lis in wilder Erregung aus. „Ja, finde sie da, wenn du es kannst, — wenn dir daran liegt! Nur sei glücklich, sei glücklich, was es auch kosten mag, Yetta! Sieh mich nicht so an!"

„Er hat sie doch gemalt, nicht wahr? Er hat sie gemalt?" rief Yetta.

„Er hat sie gemalt", sagte Lis.

„Ich weiß es. Ich habe ihm unrecht getan, sehr unrecht — weit mehr, als ich es für möglich gehalten hätte. Ich, die ich ihm die größte Schande antun wollte. Ich bereue es in Sack und Asche." Sie kniete am Bett nieder und winkte ihm, sie zu verlassen. Er wandte sich, nicht ungern, mit bleichem Gesicht und festem Schritt der Tür zu.

Doch auf der äußeren Schwelle trat Odo ihm entgegen. „Sollen wir nicht hineingehen?" sagte Odo. „Nur noch auf ein paar Minuten länger?"

„Sie haben gelauscht?" rief Lis zurückprallend.

„Ich bitte um Verzeihung — nein."

„Würde es denn so sehr viel ausmachen," fragte Odo, von einem zum andern blickend, „wenn ich es getan hätte?" Yetta hatte einen Stuhl ans Bett gezogen: sie glättete mit flinken Fingern ihr Haar.

„Es sieht so eigentlich gerade hübsch aus", sagte ihr Mann mit seinem bösen Lächeln.

Lis stand in der Tür. „Sie hätten Ihr Lob singen hören", erwiderte er, „von Ihrer Frau."

„Wie schade, daß ich eine so seltene Gelegenheit versäumt habe. Ich habe unsre Verbindung stets als eine beiderseitig gleichgültige aufgefaßt, in der Lob und Tadel nicht vorkommt. Sie muß sehr unzufrieden mit sich selbst gewesen sein, da sie sich gedrungen fühlte, mein Lob zu singen."

„Das ist wahr", sagte Yetta. „Ich sagte, daß ich dir sehr oft unrecht täte, Odo."

„Eine merkwürdig nächtliche Stunde und seltsame Umgebung für solche Geständnisse einer verheirateten Frau. In der Regel pflegen derartige Gedanken erst später zu kommen." Seine Zuhörer verhielten sich beide schweigend. „Gebt ihr mir nicht recht?" Er legte den Kopf, leichtfertig lächelnd, auf die Seite.

„Wenn das ein Witz sein soll, so verstehe ich ihn nicht," versetzte Yetta. „Es ist allerdings ziemlich spät, wie du ganz richtig sagst. Ich begreife nicht, wo diese Leute bleiben."

„Ich glaube, das kann ich erklären. Ich habe sie wieder weggeschickt."

Sie saß straff aufgerichtet auf ihrem Stuhl. „Willst du damit sagen, daß du mich zum Gespött der Dienstboten gemacht hast?"

„Durchaus nicht. Ich habe dich nur vor Jobst zum Gespött gemacht, wenn du es so nennen willst."

„Und nennst du den etwa nicht einen Dienstboten?"

Digitized by Google

„Kaum. Ich nenne ihn, wie jeder Haushund genannt zu werden pflegt: einen Freund."

„Lis, du hörst, wie er spricht!"

„Aber man läßt sich nicht jeden Freund — als Haushund gefallen"; schloß Odo, die Augen auf das flackernde Lampenlicht geheftet.

„Lis, hörst du es? So insultiert er mich fast täglich in seiner versteckten Art. Und wenn ich es als Beleidigung auffasse, sagt er, ich hätte mich wohl getroffen gefühlt."

„Fährst du in meiner Gegenwart fort, mein Lob zu singen?" fragte Odo.

„Mynheer Pareys," sagte Lis, „ich reise morgen ab. Es wird wahrscheinlich eine lange Zeit vergehen, bevor wir uns wiedersehen. Ihre Frau ist meine älteste, meine einzige lebenslängliche Freundin. Machen Sie sie so glücklich, wie Sie können. Sie kennt Sie besser und beurteilt Sie daher vielleicht freundlicher, als ich es tue."

„Mynheer Doris —" begann Pareys in hochfahrendem Ton; doch dann unterbrach er sich, denn er dachte an den noch unbesiegelten Vertrag mit Lis. Er wendete sich an seine Frau. „Ich befinde mich in einer lächerlichen Lage", sagte er. „Du lobst mich, wie ich höre, hinter meinem Rücken, und dein ältester, dein einziger Freund erlaubt sich, mich ins Gesicht zu schelten. Wie er über mich gesprochen haben mag, als ich nicht dabei war, bleibt meinem Ermessen überlassen. Vielleicht ist es ganz gut, daß ich es nie erfahren werde. Und auch nicht, was er soeben über mich sagte — zu dir."

„Wir sprachen von deinen Malereien", erwiderte Yetta kalt. „Lis bewundert sie — mehr als seine eigenen."

„Tut er das wirklich? Sehr gütig von Ihnen, Lis! Aber Sie waren immer bescheiden. Ich freue mich, daß sie den Leuten gefallen, nun ich sie einmal gezeigt habe."

Yetta erhob sich. „Kann ich jetzt auf mein Zimmer gehen? Ich bin sehr müde. Kannst du deinen — Jobst vielleicht hinschicken, die Kutscherleute zu holen?"

Odo sah nach seiner Uhr. „Sie werden in zehn Minuten erscheinen. Ich wußte, daß mir das genügen würde. Mein Freund Jobst wird dir nicht mehr lange zur Last fallen. Wenn wir nach Paris übersiedeln, was wegen der Bilderausstellung sehr bald sein wird, werde ich ihn hier lassen."

„Ich darf wohl annehmen, daß Sie keinen weiteren Vorwand haben, mich hier noch zurückzuhalten, Mynheer Pareys?" warf Lis ein. „Yetta, darf ich dir Gutenacht wünschen?" Er streckte seine Hand aus.

„Nein", sagte Yetta. „Laß uns zusammen nach Hause gehen. Odo, du hast heute abend so viel gesagt, daß mir das nach den zehn Tagen peinlichen Zwanges freisteht. Gib mir deinen Arm, Lis. Wir wollen gehen."

Pareys stand auf der Schwelle. Auf seiner Stirn bildeten sich, eine nach der andern, dicke finstere Falten. „Deine Haltung ist imposant," sagte er, „aber du vergißt zwei Dinge: den Zustand deiner Frisur und" — er streckte den Finger aus — „die abgebrochenen Stengel an deiner Taille."

Eine Flut von Purpur überströmte ihr Gesicht und ihre Schultern.

Digitized by Google

Sie wich vor beiden Männern zurück. „Du beschuldigst mich also endlich mit dürren Worten?“ sagte sie mit einem Seufzer, der fast wie Erleichterung klang.

„Wen trifft die Schuld, wenn ich es tue?“ rief er aus. „Wie lange willst du dich mir gegenüber aufspielen? Bildest du dir ein, weil ich das Leben mit einem Grinsen hinnehme, könnte ich nicht mit den Zähnen knirschen? Ich bin wenigstens mit lauten, festen Schritten über den Kies gegangen wie ein Gentleman. Ich habe keine Geheimnisse. Als ich dich heiratete, liebte ich dich. Weshalb hast du mich geheiratet?“

„Du sprichst wahr,“ entgegnete sie traurig, „du hast keine Geheimnisse. Als du mich heiratetest, hast du mich geliebt, sagst du — das nennst du Liebe? Liebe! Du spieltest mit mir, bis du meiner überdrüssig wurdest, und dann warfst du mich beiseite. Und jetzt hast du allerdings keine Geheimnisse mehr. Du teilst sie mit deiner Frau und deinem Haushund. Ich darf dabeistehen und zusehen, wie du »liebst«!“

„Du hast mich wegen einer weit schlimmeren Liebe als die meine geheiratet!“ rief er aus. „Aus Liebe zu einem andern! Du hast mich geheiratet, um Geld für Lis zu bekommen.“

Sie schrie laut auf und warf den Oberkörper mit ausgestreckten Armen vornüber, als ob sie die Worte zurückzuhalten suchte, ehe sie Lis erreichten. Sie stand zwischen den beiden: mit ihren schwachen erhobenen Händen schützte sie den Maler.

„Laß ihn lügen, wenn es ihm beliebt, zu lügen; was geht es uns an?“ sagte Lis. Das Kind war von dem Schrei erwacht und begann laut zu weinen.

Netta stand einen langen Moment und zauderte. Sie zerrte an den Spitzen, die ihren Halsausschnitt umgaben, und ihre Finger verwickelten sich in der Perlenschnur.

„Er lügt nicht,“ keuchte sie, „wenigstens nicht ganz. Aber er sagt nur die halbe Wahrheit. Ja, ich habe dich um des Geldes willen geheiratet: ich wollte Geld haben. Ich habe es dir ganz offen gesagt: das kannst du nicht leugnen. Ich wollte um meiner selbst willen reich sein, um das Leben zu genießen, von meiner Sklaverei loszukommen und hübsche Sachen zu besitzen. Ich heiratete dich! Und das wenigste, was ich für dich tun konnte, war doch, dir ein wenig bei deinem Studium zu helfen, Lis; es amüsierte mich, es machte mir Freude! Ich bin stolz darauf, daß ich es getan habe. Du bist noch so jung; du mußt vorwärts kommen. Ich heiratete und besitze hübsche Sachen. Ich bin von der Lehrerinnensklaverei befreit. O still, still, mein Herzchen! Ich komme ja schon. Ich bin verheiratet.“ Sie drehte sich neben dem Bettchen um, daß ihre Schleppe beiseite flog. „Ich genieße das Leben!“

„Wenn du dich um dieser Perlen willen verkauft hast, — ist das meine Schuld, frage ich nochmals?“ rief Odo.

Ihre Rechte umschlang das Kind, ihre Linke umklammerte die Perlen.

„Ich werde sie dir nicht vor die Füße werfen“, sagte sie mit klarer Stimme. „Das würde albern sein. Ich trage sie als Kette. Sie sind groß, nicht wahr, Lis? Sie sind wirklich ganz schwer. Sie sind ein Teil vom Kaufpreis. Ein Teil vom Kaufpreis.“

„Mein Gott, hast du kein Erbarmen?“ sagte Lis Doris. „Läßt du mich hier so stehen?“

Digitized by Google

„Im Gegenteil, ich gebiete dir, in die Welt hinauszugehen, ein großer Künstler zu werden und mich zu vergessen! Nein, vergiß mich nicht, aber gedenke meiner in Mitleid — und wenn du es kannst, mit Zorn. Denn das eine, was ich dir noch zu sagen hatte, muß ich dir jetzt in Gegenwart meines Mannes sagen, da er uns nicht das Vertrauen schenkt, uns allein zu lassen! Lis, ich weiß, wie du deinen Vater geliebt und dich für ihn geplagt hast! Lis, ich bin es gewesen, die ihn getötet hat. Ich habe ihn in den Tod geschickt, Lis!"

„Yetta — Mynheer Pareys — sie weiß nicht mehr, was sie sagt —"

„Oh, ich weiß es sehr gut," sie nahm das Kind auf den Schoß und herzte und liebkoste es. „Denk an mich — erinnere dich meiner — hasse mich, verachte mich — so! Ich ging zu ihm. Ich sagte ihm, er stände dir im Wege, er richtete dein Leben zugrunde, er hielte dich zurück. Auf meine Worte kann ich mich nicht mehr besinnen." Sie beugte sich ganz tief über das kleine Mädchen. „Ich habe ihn dazu gebracht. Du siehst, was ich für ein ungestümes, unbesonnenes Geschöpf bin — daß ich den Menschen nur Verderben bringe. Laß mich mit deinem Leben nichts mehr zu tun haben, Lis. Vergiß mich. Verzeih mir. Nein, nein, — hasse mich, verachte mich! Verachte — verachte mich!" Die letzten Worte erstarben auf ihren Lippen. Sie küßte das Kind.

„Die Leute kommen," sagte Odo. Seine Maske war abgefallen. Sowohl Stimme wie Haltung versagten ihm gänzlich. „Ich höre ihre Schritte von weitem."

Lis trat auf Yetta zu. „Was du auch immer getan haben magst — für mich," sagte er, „hast du alles aus Mitleid und Güte getan. Alle deine Gedanken um mich sind lauter Hilfe und Freundlichkeit gewesen!" Dann beugte auch er sich herab und küßte die kleine Redempta. „Ein Kind ist ein Band", sagte er langsam. „Keine Kette." Und dann ging er in die pechschwarze Gewitternacht hinaus, ging, ohne Pareys ein Wort oder einen Blick zu gönnen.

Dieser gewann seine Fassung allmählich zurück, — genug, um ganz verstört zu fragen: „Was sagte er?"

Yetta errötete. Sie blickte von dem schlummernden Kind empor. „Du wirst es doch gehört haben?" sagte sie sanft.

„Ja, ich glaube. Ein Kind ist ein Band; keine Kette."

Sie schwiegen beide und lauschten den herannahenden Schritten.

„Du liebst ihn, Yetta." Aller Hohn und Spott war aus seinem Ton verschwunden.

„Ja, ich liebe ihn," sagte sie noch sanfter. „Aber nicht so, wie du die Liebe auffaßt. Du brauchst nicht eifersüchtig zu sein. Er ist ein lieber Junge und ein guter Junge. Ich glaube, es nützt nichts, weiter darüber zu sprechen. Wir müssen weiter nebeneinander hinleben, Odo."

Er kam dicht an sie heran und blickte gleichfalls auf das Kind herab. Sie stand auf und packte es wieder ins Bett.

„Ich liebte dich auf meine Art", sagte er mit versagender Stimme. „Ich kann nicht dafür, wenn du etwas andres darunter verstehst. Meine Art ist gut genug für mich und für die meisten Männer."

„Ich frage mich oft, ob ich dir nicht ein Unrecht zugefügt habe", erwiderte sie. „Du hättest eine Frau heiraten können, die dir für ihren Anteil an deiner Liebe dankbar gewesen wäre."

Statt aller Antwort riß er die Widerstrebende an seine Brust und bedeckte ihre Lippen, Augen und Stirn wieder und immer wieder mit ungestümen, leidenschaftlichen Küssen.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

Weihnachten

Las man vor einem Vierteljahrhundert die Zeitungen zur Weihnachtzeit, so las man im Leitaufsatze davon, wie das Christfest der Erde Gottesfrieden bringe, wie man an ihm all des Streites nicht mehr gedenke, wie die geweihten Glocken durch Hütte und Palast das „Liebet Euch“ sängen, so daß nur der ganz Verstockte nicht darauf höre. Unterm Feuilletonstrich in der Weihnachterzählung hörte wohl auch er darauf. Etwa indem er sich in Tränen bekehrte, wenn der gute Reiche ihm, dem nicht ohne Schuld Verarmten, einen vollbehängten Weihnachtbaum samt gefülltem Korbe ins Haus schickte. Wohltätigkeit war die eigentliche Weihnachttugend. Im Glückgefühl der Erlösung durch Gottes Sohn wohltätig zu sein, war auch die Hauptmahnung aller Predigten.

Ähnliches lesen wir da und dort noch heut. Aber derer sind viel mehr geworden, deren Gedanken jetzt mehr nach Stahl klingen als nach Geigen. Irdischer, schärfer klingen sie, und wenn sie nach Opfern rufen, so verlangen sie sie nicht als gütig gespendete Gaben der Herzensmilde, sondern als Darbringungen einer Pflicht- und Notwendigkeiterkenntnis, unterm Bewußtsein der Verantwortlichkeit. Die Not der Armen wird betrachtet als eine Not der Zeit, welche die Güter aller berührt, wenn sie den einzelnen fällt. Nicht so von einem überschüssigen Mehr an Güte erhoffen wir ihre Linderung, sondern von dem Zwange, gesund zu werden.

Und mir scheint: je länger wir vergleichen, je lieber wird uns der herbere Ton des Heut. Es war zuviel Süßliches in dem Christentum von damals, uns will es scheinen, als hätte dabei zuviel irdische Sattheit das Himmlische gesehn, zuviel unbewußtes Sicheinwiegen ins Behagen der glücklich Besitzenden. Wir sind nicht weniger christlich geworden, weil wir so viel ernster geworden sind, — was gab es denn von gewaltigerm Ernst als Jesu Christentum? Wer reckte sich fester zum Kampf gegen das Seiende, als der Händleraustreiber aus dem Tempel, der aus diesem Kinde ward? Wir sahen am Weihnachtfest zu lange allein das Christkindlein, das holde im lockigen Haar, gehegt von der Mutter, angebetet von den Königen, gesegnet vom Stern. Mir scheint: den Kindern die lieblichen Bilder vom Kinde, uns Erwachsenen auch, aber uns Erwachsenen außer ihnen das Bild des Mannes. Nicht des Leidenden und Sterbenden an diesem Tage, aber des Kämpfers, der siegt.

Sein Ernst war nicht Bitternis; das Wort vom lebensfreudigen Jesus ist nun schon alt. Wie dunkel uns heute die Zeit vorkommt, jene Jahre waren das nicht weniger, deren Dunkel wir nicht sahen, weil wir um uns herum bunte Lampen ansteckten. Wir haben keinen Grund, Lobredner der Zeit nach dem Kriege zu werden, die schon deshalb nicht in allem groß sein konnte, weil sie sonst nicht Mutter von so manchem wäre, dessen Kleinheit sich heute offenbart. Wie schwer uns nun Gefahren drohn, sie drohten gefährlicher, als wir sie noch nicht erkannten.

Schütteln wir angenehme Illusionen ab, so verlieren wir ein Flitterkleid zu Spielfesten, nichts

Digitized by Google

weiter. Am allerwenigsten verlieren wir damit die Heiligkeit der geweihten Nacht, die auch auf die höchsten Aufgaben des Manns- und Frauenlebens weist. Dem einen mit der Gestalt des Gottessohns, dem andern mit der Gestalt des an Wirkung reichsten vorbildlichen Menschen, allen mit der Gewißheit des Sieges der Tat. A

„Richtig gehend"

Neulich versicherte in einer sehr guten Zeitschrift ein gescheiter Mann, „als richtig gehender Psychiater" bemüht er sich „mit konstanter Bosheit", die Menschen soundso einzuteilen. Mein Sprachgefühl fühlte sich bei dieser Gelegenheit während eines kurzen Satzes Dauer gleich zweimal in den Leib geschnitten, ohne daß es der medizinische Mann vorher chloroformiert hätte. Wie kommt das eigentlich, daß viele gegen derartige Behandlung unempfindlich sind? Das „richtig gehende" dies und das soll, ebenso wie die „konstante Bosheit" bei harmlosen Dingen beim ersten Auftauchen ein Witz gewesen sein, und ich halte diese Nachricht sogar für glaubhaft. Ja: es war mal einer, aber leider: es ist es doch nur insoweit noch, wie ein Witz, tausendmal gerissen, immer noch ganz ist. Ich sollte meinen, das „richtig gehend" und das „mit konstanter Bosheit" müßte jetzt schon bei den Sextanern zum Hinauswurf durch die damit Getränkten führen. Und trotzdem freut man sich seiner auch in akademisch gebildeten Kreisen noch! Derartige Tatsachen sollte man denen vorhalten, die behaupten, uns Deutschen mangl' es an Bescheidenheit. A

Wilhelm Jensen †

Die Jüngeren wissen nicht mehr viel von den Jahren, da Wilhelm Jensen nicht allzu weit von den damals so gefeierten Paul Heyse und Theodor Storm in der ersten Reihe derer stand, welche das große Publikum liebte, aber auch das kleine der Kenner gern gelten ließ. Die Lieder aus Frankreich von einem, der nicht mitdurfte, hatten auf den jungen Poeten zuerst aufmerken lassen, nun folgten jene verträumten Stimmungen, die sich zu elegisch bewegten Bildern zusammenwoben und als Erzählungen gaben. Stormsche Welt, aber bald eine mit vielem Eigenen, dieser farbigeren Fülle, diesem beflügelten Schweifen in die Fernen von Zeit und Raum, dieser bisweilen zur Wildheit erregten Phantastik, die mit dem ausruhenden Besinnlichen abwechselte, dieser Freiheit-Bekennerlust, die nach all dem Romantischen wieder an Jungdeutschland denken ließ. Die Jensenschen Mängel lagen ja immer klar. Hat er ein einziges Werk geschrieben, es sei denn ein Gedicht, mit dem er das Höchste darbrachte, was seiner Begabung erreichbar war? Das Hingeschriebene blieb, und er schrieb sehr schnell hin. Mich selbst in meinen jungen Jahren hat Jensen einmal gewarnt, von ihm nur das zu lesen, was er selbst mir als lesenswert bezeichnen würde. Immerhin, es war genug, um dieses Poeten mit der oft ungezähmten, aber immer lebendigen Phantasie froh zu sein. Wir trauern aber heute nicht nur um seine Bücher. Von ihnen hat ein jedes auch einen Zug gezeichnet zu dem Bilde des Menschen-Poeten Jensen und damit zu einem der im allerbesten Sinne vornehmsten Gebenden in unsrer Literatur.

Das längste Leben von allen Büchern, die wir ihm verdanken, wird denjenigen beschieden sein, die man am wenigsten gelesen hat, seinen Gedichtbüchern. Zu den Großen

Von der Sprache

Literatur

Digitized by Google

dürfen wir ihn zwar auch bei den Lyrikern nicht zählen; es ist in seiner Lyrik zuviel Redekunst zwischen dem Gestalten, und das letzte entscheidende an Verdichtung findet sich auch hier nur selten. Durch die späteren geht zudem fast einförmig die Elegie der Lebensklage. Aber nie tönt sie darin mit falschem Klange. Alles, was Jensen als Lyriker schrieb, ist echter Ausdruck unverfälschten, unverbogenen, unaufgebauschten Menschengefühls, das uns vielleicht einmal zu wenig hart, das uns aber niemals gemacht und geschauspielert anmuten kann. Einige dieser Gedichte* sind reine Lösungen und reinigende Läuterungen. A

Journalist und Poet

In Sachen Widmann an Keller

Anläßlich von J. V. Widmanns Tod ist in der Presse ein Brief des Verstorbenen an Gottfried Keller abgedruckt worden. Der hatte ihm Erlösung vom Journalistenberufe gewünscht, und Widmann legte ihm in diesen Zeilen dar, warum er ein solches Erlösungsbedürfnis nicht verspüre, vielmehr aus persönlichen Gründen recht wohl mit seinem Berufe zufrieden sei. Als Parallele und Verstärkung zu diesem Bekenntnis wurde eine Auslassung Fontanes beigedruckt, die im wesentlichen auf den einen Satz hinauslief: ein guter Zeitungsartikel sei mehr wert als ein schlechtes Drama, und die sich bei diesem Anlaß das Vergnügen des Spottes über die Kolumbusdichter erlaubte, das heißt über die unreifen, weltfremden, bühnenunkundigen und poesieverlassenen Jambenfexe nach den Regeln der alten Schablonendramaturgie. Den Satz vom Mehrwerte eines guten Zeitungsartikels gegenüber einem schlechten Drama wird jeder unterschreiben, ob aber der Spott angebracht war, darüber kann man verschieden empfinden. Spott über eine ernst gemeinte mit ehrlichem Fleiß durchgeführte Arbeit, wäre sie auch noch so unbeholfen und nutzlos, ist wenigstens nicht nach meinem Geschmack, ich finde ihn auch ein bißchen wohlfeil, denn worüber ist in den letzten vier Jahrzehnten mehr gespöttelt worden als über das alte Buchdrama?

Es ist begreiflich, daß die Presse das gute Zeugnis, das ihr von zwei berühmten Schriftstellern erteilt wurde, gerne veröffentlichte, und anerkennenswert, daß sie sich dabei selbstgefälliger Nutzanwendungen enthielt. Allein wir leben in einer Zeit, die ohnehin geneigt ist, den Wert der Journalistik, namentlich der journalistischen Kritik zu hoch und den der schöpferischen Arbeit zu tief einzuschätzen, deshalb ist mit jenen Worten immerhin ein Sämchen gesät, das möglicherweise zu Unkraut auswachsen kann. Da überdies das Zeugnis Widmanns mißverstanden worden ist, glaube ich das Mißverständnis berichtigen zu sollen.

Widmann wollte keineswegs im allgemeinen die Tagesschriftstellerei eines Feuilletonisten hochheben, es war ihm einzig darum zu tun, zu erklären, warum ihm persönlich, vermöge seiner Individualität, diese tägliche Zeitungsarbeit willkommen und bis zu einem gewissen Grade sogar Bedürfnis sei. Nicht preisen,

* Zahlreiche Proben der Jensenschen Lyrik findet der Leser im Kunstwart (XVI, 7), die meinem Gefühl nach besten auch im „Hausbuch". Der Sammelband „Vom Morgen zum Abend" ist bei Elischer Nachfolger in Leipzig verlegt. Die in den Losen Blättern dieses Heftes gegebenen beiden Gedichte sind neu und erscheinen hier zum ersten Male gedruckt.

Digitized by Google

entschuldigen wollte er für seinen Fall die Zeitungsschriftstellerei. Er konnte und mochte sie nicht entbehren, war aber durchaus nicht blind gegen die Gefahren, Schädigungen und Hemmnisse, welche die Journalistentätigkeit dem Dichter bringt. Sein „Aretin“ ist ja geradezu die Tragödie des Journalisten. Von Herabsetzung dichterischer Arbeit zugunsten der geistreichen Kritik, war er, der geistreiche Kritiker, weit entfernt, vollends aber davon, über einen braven, talentlosen, fleißigen Buchdramatiker zu spotten. Das war so sehr seiner Natur und Überzeugung fremd, daß ich überzeugt bin, wenn er Fontanes Spott über die Kolumbusdichter gelesen hätte, würde er ein Wort für sie eingelegt haben. Er war ja selbst in seiner Jugend ein Kolumbusdichter gewesen, doch das hinderte ihn nicht, später erstens geistreiche Kritiken zu schreiben trotz einem und zweitens echte poetische Werke wie die „Maikäferkomödie“ und den „Heiligen und die Tiere“. Also auf Widmann darf man sich nicht berufen, wenn man das Lob der geistreichen Tageskritik gar zu hohen Tones singen will. Überhaupt werden sich zwei kleine Wahrheiten nicht gut beseitigen lassen. Kunstwerke dauern, während selbst die geistreichsten Feuilletons leider nur Blätter im Winde sind. Und dann: der Beruf eines Redakteurs und Zeitungsschreibers vereint sich schwer mit dichterischem Schaffen; nicht wegen innerer seelischer Unverträglichkeit (eine innere seelische Unverträglichkeit der beiden Tätigkeiten ist eine durch Tatsachen widerlegte Befürchtung), sondern einfach wegen der Überbürdung mit Arbeit und wegen der mechanischen Verstopfung des schöpferischen Stromes durch die Unmasse von Wust. Setzen Sie einen Dichter, der seine Werke keimen, wachsen und reifen lassen will, ehe er sie schreibt, in das Zeitungsgetriebe hinein, so werden Sie hören, wie er seufzt.

Karl Spitteler

Die „Portugiesischen Sonette“

Deutsch von Hans Böhm

Eingeschlossen liegen die Keime dieser berühmten Gedichte Elizabeth Barrett-Brownings in dem dunklen Boden des Zweifels am eignen Wert und der Entschlossenheit zum Tode, hinauf klingen ihre höchsten Töne in die Sphäre edelsten Menschentums, die keine schreienden Wünsche, kein Rechnen und Fragen, keine Seelenschlacke kennt, da sie Vollendung ist; Vollendung aber des Ichs im Du, des Du im Ich, — und so war der Weg vom Keim zur Blüte betaut, bestrahlt, erwärmt, vollendet von Liebe. Freilich war Elizabeth Barrett-Browning kein Geschöpf, uranfänglich leer geschaffen und noch verarmt im Warten, sondern sie war reich wie wenige, jedoch Stiefkind des Geschicks. Unendlicher Kraft bedurfte Robert Browning, um sie der Düsternis zu entwinden, alle ihre Geständnisse und verzichtenden Klagen mit lächelndem Dennoch! zu besiegen; aber er gewann in diesem beseligenden Kampf zweier verwandter Seelen nicht allein ein teilnehmendes Gemüt, sondern einen Geist von Anmut und Tiefe, ein gebildetes Herz und geschulten Sinn. Leidenschaftliches Stammeln, sehnsüchtiges Hauchen, aufschreiender Schmerz können ergreifen, unvergeßlich sich einhaken in die Erinnerung. Aber überraschender, überwältigender bemächtigt sich unser die Sprache — die ge—bildete, gestaltete, reine

Digitized by Google

und durchgeistigte Sprache der Leidenschaft, wenn sie kein Anzeichen formender Mühe trägt. Es liegt eine Ergriffenheit auch im Schauder der Zeremonien vor dem heiligen Abendmahl, aber tiefer umgreift alle Seelentiefe des Gläubigen die Darbietung, der unverhüllte Genuß des Heiligtums selbst. In der Kunst sind wir die Gläubigen, und diese Sprache bietet uns unverhüllt das Allerheiligste.

Man muß ein wenig von der Seelengröße ahnen, die solche Gebilde möglich macht. Alles in diesem Erleben ist Spannung, Beben, Scheu, Aufhorchen, Kampf nach innen und außen, Verzerrung — Elizabeth lebte in bitterem Auflehnungstreit mit ihrem heißgeliebten Vater — und dennoch: wie klar, wie sicher des gestaltbaren Schauens spricht diese Frau. Ein tief beruhigender Wille liegt darin, alles Wirrende solange anzuschauen, es vergeistigend zu vereinfachen, bis sich aus ihm das Bild der lebendigen Schöne heraushebt. Ein Wille, dessen Waffe Klugheit und Blicklarheit, dessen Nahrung Liebe ist. Daher denn der Vollton im Wort, das sparsam gesagt wird, aber bis zur Peripherie gesättigt ist mit Seele. — Auf mindere Höhe der Humanität projiziert, würden diese Liebelieder Gefahr laufen, süß, mindestens allzu weibmütig, demütig zu klingen (Chamissos „Frauenliebe und -leben"); aber Elizabeth Barretts Denken war zu durchdringend, um nicht die wirkliche Wahrheit zu sehen: ihre Demut galt der wunderbaren Macht des Lebens, das aus den Händen Brownings auf sie niederging. Sie war nicht mannergeben als Frau, sondern bescheiden aus Einsicht. In den Briefen, die sie mit Browning wechselte, zeigt sie sich dialektisch ihm gewachsen. Um so edler, reiner der Klang dieser Verse. Was sie an Gedanken, an Vergleichen aus Natur und an antiken Vorstellungen einklingen läßt, ist nirgends angelernt, herbeigezogen; tief mit ihrem Wesen verschmolzen sind diese kleinen Erlebnisse mit „Schlüsselblumen", mit dem „Rialto der Seelen", dem Kuckuck, mit Elektra, der „Blick aufs bittre Meer", das Gedenken an den letzten Kuß der Mutter; sie war gelehrt wie ein Klosterweiser, in Sprachen und Wissenschaft bewandert. Immer aber bleibt das Höchste an ihrem Gesang, daß er eines solchen Wesens Vollklang austönt, von dem wir sonst nur in Bruchtönen hören. Eine unhemmbare Offenheit, der keine Rückhaltung entgegenwirkt. Und wie er in Ruhe gebildet ist, strömt die Ruhe der Kultur von ihm aus. Sie liegt auf Höhen, welche die Sehnsucht von ein paar tausend edel Angelegten sucht:

„Da weicht der Menschen widrig fremdes Wesen,
Und reinen Seelen bleibt ein einsam Eiland,
Wo einen Tag sie stehn und lieben dürfen, —
Und ringsum ist das Dunkel und der Tod."

Dr. Hans Böhm hat die Sonette in deutsche schlichte Jambenverse übersetzt, Proben davon enthielt der Kunstwart im ersten Heft dieses Jahres. Man fühlt ihnen an, daß kein andres Bestreben waltete, als das Edelgut dieses schaffenden Aufschwungs ungetrübt und — unverschliffen in unser Verständnis zu leiten; reiner und von sorgsamerer Hand wird es nicht dargeboten werden. Die vierundvierzig, übrigens entfernt eine zusammenhängende Seelengeschichte andeutenden Gedichte bilden einen klei-

Digitized by Google

nen Band, der kürzlich bei Callwey in München erschienen ist.

Ezard Nidden

„Weihnachtsbesprechungen"

neuer Literatur, wie wir sie vor Jahren zahlreich gebracht haben, bringt der Kunstwart auch dieses Jahr nicht, weil dafür ja der „Literarische Jahresbericht des Dürerbundes" da ist. Gottlob, daß wir wenigstens dieser Raumnöte ledig sind, die uns früher zwangen, in der Zeit vor Weihnachten einer Menge Gedanken den Mund zuzuhalten, damit der Weihnachtsbüchermann reden konnte. Weil das trotzdem nicht ausgiebig genug geschehen konnte, ist ja seinerzeit der „Literarische Ratgeber des Kunstwarts" gemacht worden, den dann der Dürerbund übernommen und in die beiden Unternehmen „Ratgeber" fürs Dauernde und „Jahresbericht" fürs Neue zerlegt und erweitert hat. Der Leser, der den „Jahresbericht" haben will, kann ihn sich durch den Buchhandel, der ihn in diesem Jahre in 60 000 Exemplaren großenteils unberechnet als Weihnachtskatalog verteilt, verschaffen — er achte nur darauf, daß ihm auch der richtige gereicht werde, eben der vom Dürerbund herausgegebene. Er ist schon von weitem daran kenntlich, daß diesmal auf dem Umschlag auf dunklem Grunde mit hellem Körperchen eine Diefenbachische Kindergestalt geigt. Die Leser, denen er von ihrem Buchhändler nicht überreicht wurde, können ihn auf Bestellung bei diesem oder im Notfalle unmittelbar beim Verlag Georg D. W. Callwey in München erhalten. Er kostet dann 75 Pfennige.

„Jedermann", Hardts „Gudrun", Sternheims „Kassette"

Berliner Theater

Zum erstenmal hat jetzt das Arenatheater Reinhardts über das antike Drama hinausgegriffen und also ohne Chor das Riesenrund des Raumes auf seine Möglichkeiten, Fördernisse und Hemmungen hin geprüft. Es handelte sich um eine Wiedererweckung des alten Mysterienspiels von „Jedermann", einer geistlichen Moralität, die schon lange an vielen Orten in verschiedenen Fassungen heimisch gewesen war, bevor ein Engländer des 15. Jahrhunderts sie in dramatischer oder doch dialogisierter Form neu gestaltete. Dieses Spiel von „Everyman" brachte es dann erneut zu großer Berühmtheit, wanderte durch die Niederlande und durch Deutschland, geriet aber durch gelehrte Fassungen in griechischer und lateinischer Sprache mehr und mehr in Gefahr, sein volkstümliches Leben einzubüßen, bis Hans Sachs in seiner Komödie von Hekastus, dem sterbenden reichen Mann, wenigstens ein Stück des alten Märchen- und Moralitätenstoffes rettete. Durch Sachsens Vermittlung oder im Zusammenhang mit seinen altenglischen Stoffstudien, die ihn ja auch zu Otways „Gerettetem Venedig" geführt haben, kam Hugo von Hofmannsthal auf die Spur des „Everyman", und offenbar aus einer Art Reaktionsbedürfnis gegen seine eigne wort- und bildschwelgerische Art reizte es ihn, einmal mit gebändigter Hand und gebundenem Stift möglichst naiv die kargen und eckigen Linien des alten Spiels in altertümlich-schlichten Reimpaaren nachzuzeichnen (Buchausgabe bei Fischer, Berlin). Ganz

Digitized by Google

freilich litt es ihn bei dieser Einfachheit nicht. Nicht nur, daß er aus dem Hans Sachs, zumal für die Anfangsszenen einiges herübernahm, auch ein von Albrecht Dürer stammendes gereimtes Gebet wob er hinein, und aus den Minnesängen des 13. Jahrhunderts pflückte er sich ein paar Tanz- und Tafellieder, um seine neu-alte Liebe damit zu schmücken. Es wäre interessant und für die Beurteilung des Experimentes nicht unwichtig, zu wissen, wann, wie und weshalb dieser Gedanke der malerisch-dekorativen Ausschmückung sich einstellte. Ob gleich zu Beginn der Arbeit, um 1903 — denn seitdem datieren ihre Anfänge —, also zu einer Zeit, wo für eine Aufführung noch nicht an den Zirkus gedacht werden konnte, oder erst um 1911 — denn so lange zögerte sich die Vollendung der Bearbeitung hinaus —, also zu einer Zeit, wo die Arenaaufführungen schon in ihrer Blüte stehen und nach dem „Ödipus“ und der „Orestie“ sich das Verlangen geltend macht, ihren Kreis weiter auszudehnen und Brücken zu gewinnen, die allmählich zu dem Drama der Gegenwart hinüberleiten. Ohne diese Aufschwellungen wüßte man nämlich noch weniger als sonst, was eigentlich dieses Spiel so sonderlich für den Zirkus geeignet erscheinen läßt. Die dreistöckige Mysterienbühne mit Himmel, Erde und Hölle wird hier keineswegs nötiger gebraucht als im „Faust“; der weite Raum der Arena wird nur gezwungen einmal, eben durch die von Hofmannsthal betonten und gedehnten Szenen des Gelages, in Anspruch genommen; zur Entfaltung von Massen ergibt sich kaum eine Gelegenheit; der Abgang der Personen durch die offenen Zirkusgänge wirkt illusionstörend, zumal wenn diese Personen, etwa ein Schuldknecht oder ein Almosen flehender armer Nachbar, dort von Schutzleuten oder Feuerwehrmännern in Empfang genommen werden; der wiederholte Auf- und Abbau der mittleren Szenerie, hinter dem freien Podest, vor der den überirdischen Erscheinungen vorbehaltenen Empore, stört mehr als einmal die Ruhe und Sammlung des Zuschauers. Wozu also die Flucht in den Zirkus für ein dramatisches Werk, dem unsre geläufige Bühne völlig gewachsen ist, das nicht einmal die Drehbühne brauchte?

Ich weiß, was die Propheten der „Raum- und Massendramatik“ antworten werden: „Die Massen, die ringsum sich sammeln, werden zum Rahmen, zu einem Gefäß der Resonanz, der Ring der Tausende wird zum stummen Chor, zu einem Wall, gegen den die Wellen des Dramas sich machtvoll wälzen, von dem sie zurückfluten, um wieder anzuprallen in ständigem Wechsel. Das Drama ist unter die Menschen getreten; ein Bann von Ungezählten hält das wundersame Erlebnis gefangen.“ Als ob das die Illusionskraft des echten dramatischen Dichters mit den Hilfen der modernen Regie und Inszenierung nicht auch vermöchte! Und hat dies Moralitätenspiel von dem reichen Mann, den in der Not, im Angesicht des Todes alle seine Freunde verlassen, den auch sein Mammon verhöhnt, dem allein seine guten Werke, in einer Lichtgestalt allegorisiert, das Geleit auf den letzten Weg geben, während der Glaube in blauem Gewand den langgeschwänzten gierigen Teufel wegweist — hat dieses Spiel heute wirklich noch die siegreiche seelische Massenwirkung, deren es sich im Mittelalter offenbar erfreute?

Ich bin den ganzen Abend das

Digitized by Google

Gefühl nicht los geworden, die artistischen Reproduktionsreize dieser Wiedererweckung, die Nachahmung der primitiven, oft schier puppenhaften Einfalt und Eckigkeit des fernen, vergessenen Originals, das überlegene Bewußtsein der Distanz und einer von dem Bann solcher kindlich verkörperten Gegensätze wie Tugend und Teufel, Welt und Glaube innerlich befreiten Weltanschauung, sie hätten an der scheinbar so begeisterten Aufnahme dieses Mysterienspiels vier- oder fünfhundert Jahre nach seiner Entstehung weit mehr Anteil als sein religiös moralisierender Gehalt. Die Massensuggestion der Fünftausend birgt doch auch ihre ins Riesenhafte gesteigerten Ansteckungsgefahren: Klatschen erst mal hundert, so entzieht sich in diesem engen, ununterbrochenen Zuschauer-Beieinander die stumme Opposition oder die kühle Gleichgültigkeit einzelner weit schwerer ihrem despotischen Ansturm als in dem Rang- und Gesellschaftstheater, wo schon durch die Gliederung der Sitzreihen die Individualität des Geschmacks und Urteils ungleich freier gewahrt bleibt.

Doch zugegeben und gerne bekräftigt: mit den Augen des nachfühlenden Historikers betrachtet, übt diese holzschnittmäßige Reproduktion anonymer Volkshaftigkeit einen eignen Reiz auf uns aus, auf uns, die wir der psychologischen Kniffligkeiten müde sind und uns aus all der seelischen oder gar psychologischen Problematik nach der Einfalt, Übersichtlichkeit und handfesten Körperlichkeit einer freskenhaften Monumentalität zurücksehnen. Wie Moissi als Jedermann diesen Stil, zumal zu Anfang, in den noch mehr epischen Szenen, mit bewundernswerter Wandlungsfähigkeit traf, so hat hier auch Reinhardts Regie von neuem bewiesen, daß sie mittlerweile jeder Aufgabe dramaturgischer Stilnachahmung gewachsen ist. Aber kann das Ziel und Ehrgeiz eines Mannes sein, der an der Entwicklung und Erhöhung unsers Theaters arbeitet? . .

Einer stillgehorsamen Reproduktionskunst verdankt auch Ernst Hardts „Gudrun“ weitaus den größern Teil ihrer bildhaften Schönheiten — Rampenschönheiten, gegen die sich die Kritik vor dem Buche (Inselverlag, Leipzig) stärker regt als vor der doch dramatisch keineswegs mustergültigen Aufführung in Brahms Lessingtheater. Solange sich der moderne Nachdichter eng an den Gang des alten Volksepos hält, solange seine Verse mit resignierter Treue einfach die Konturen der noch halb mythischen Gestalten nachzeichnen, gewinnt er eine natürliche einprägsame und koloristisch lebendige Bilderreihe, die sich wie von selbst durch den Zwang ihrer epischen Folge zu zwei schlanken, ebenmäßigen und geschlossenen Akten zusammenfügt. Mit solcher Reproduktionstreue allein ist aber der Weg eines Dramas nicht zu gehen. Es heißt einen Konflikt zum Gefährten nehmen, und nun entwindet sich das altdeutsche Gedicht alsbald der Gefolgschaft des modernen Dramatikers, obgleich sich dieser auch hier noch wenigstens auf eine Andeutung seines Vorbildes stützen darf.

Liebte Gudrun den Hartmut, als er sie aus der Heimat und aus dem Verlöbnis mit Herwig von Dänenland in sein Normannenreich entführte? Das alte Lied rührt gerade nur mit der äußersten Fingerspitze an diese Frage; Hardt macht sie zum bewegenden Motiv für die zweite, größere Hälfte seines tragischen Fünfakters. Überrasch,

Digitized by Google

allein aus weiblichem Mitleiden mit dem Unbewehrten und mädchenhafter Freude an dem begehrenden Mannesmut des Dänen schloß Gudrun den Bund mit Herwig; erst vor der strahlenden Erscheinung des jungen glänzenden Normannenfürsten regen sich ihre Sinne, spricht und fordert das Herz. Aber nun ist es zu spät, zu spät für eine wie Gudrun, deren ganzes Sein und Wesen auf Treue, auf Treue gegen den anverlobten Andern und Treue gegen sich selbst gestellt ist. Sie will nicht sein „wie Rauch im Winde". Sie preßt das Gefühl der Liebe mit dem Willen zur Treue voll übermenschlicher Kraft in sich nieder, geschweige denn daß sie sich durch eines der von Hartmuts Mutter Gerlind ersonnenen Gewaltmittel beugen ließe. Sie fordert endlich auch von Hartmut das, was sie für sich selber schon Monde lang übt: Entsagung. Ein gefährliches Wort in dieser Welt ungebrochener Gefühle! Haben schon die christlichen Einsprengsel unsern altgermanischen Dichtungen manches von ihrer ursprünglichen Kraft zerbröckelt, so enthüllt dieses blasse, müde Wort hier die ganze unüberbrückbare Kluft, die zwischen der großartigen Naivität altgermanischer Sagenwelt und unsrer modernen differenzierten Psychologie befestigt ist.

Der Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts kommt aus dieser Schlinge nicht wieder frei. So viele liebliche oder eindringliche Züge er noch aus dem Reichtum alter Überlieferung oder eigner Phantasie aufbietet, der Stab ist verbogen, die Flamme überwindet das Flackern nicht mehr. Alles, was geschieht, die klaffende Lücke zu schließen, alle Zutaten, Motivierungen, Ornamente und Künstlichkeiten setzen den Goldgehalt der alten Dichtung nur noch mehr herab. Zumal die schwüle Brunst einer maßlosen, nicht erotischen, aber phantastischen Sinnlichkeit, die Hardt aus dem „Tantris" mitbrachte und von der hier namentlich die Gestalt der Gerlind gefärbt erscheint, taugt dem germanisch-niederdeutschen Stoffe noch viel weniger als dem romanischen in dem Drama der entstellenden Untreue. Für einen Dichter, der in den vorausgegangenen Akten viele verschüttete oder erblindete Kostbarkeiten einer fernen Vergangenheit ans Licht gebracht, ja ihnen eine kunstreiche und würdige Fassung gefunden, sie sogar um diesen oder jenen fast ebenbürtigen Edelstein poetischer Erfindung bereichert hat, war immerhin einiges von Sympathien übrig. Aber die schwemmte leider die trotz aller umständlichen Vorbereitungen übereilte, willkürliche und nirgends überzeugende Katastrophe hinweg. Denn die stellt die Helden aus Hegelingen und Dänemark vor die Leichen zweier Frauen, für deren gewaltsam gewolltes Sterben diese Recken von Rechts wegen nur ein verächtliches Achselzucken haben dürften.

Karl Sternheim, den Komödiendichter der „Hose" und neuerdings der „Kassette" (Buchausgabe im Inselverlag, Leipzig), drückt kein Gepäck reproduktiver Nachahmung alter hoher Muster und Vorbilder. Nur Shaw mit seiner Wut gegen die Heroentradition scheint ihm ein bißchen über die Schulter zu sehen, wenn er, wie früher gegen die bürgerliche Ehesittsamkeit, so jetzt gegen die Legende von der bürgerlichen Genügsamkeit und dem bürgerlichen Familienfrieden revoltiert. Tante Elsbeth Treus Kassette mit den 140000 in bayerischen Obligationen

Digitized by Google

entfesselt in den vier Wänden eines ideal gesinnten Oberlehrers alle bösen Geister der Geldgier, zerstört alle soliden Fundamente jungen Eheglücks, alle sonst selbstverständlichen Ehr- und Sittlichkeitsgefühle, macht aus gutmütigen Philistern rasende Wölfe und geifernde Drachen und zwingt sie doch auch zur ersten hüllenlosen Demaskierung ihrer wahren, unverstellten Menschlichkeit, die so lange hinter Phrasen, Spielereien und Herkömmlichkeiten verborgen geblieben war. Auch die Tante selbst, die das Erbe heimlich längst der Kirche vermacht hat, ist nicht bloß der Funke im Pulverfaß, sondern gerät, ein dämonischer Neidling und Freudenzerstörer, selber ins Flammenmeer zehrender und entstellender Leidenschaften. Ein Hexenbrei, der in einem nicht gewöhnlichen Komödiensaft schmort — nur schade, daß dem Meister Koch der Löffel im Brei steckenbleibt. Er weiß ihn nicht zu dämpfen, nicht zu zähmen, nicht zu schöpfen. Die brodelnde Masse frißt sich über einem Feuer, in das alle Kobolde der Karikatur und der Exaltation blasen, schließlich selber auf, und wenn es zu Tische gehen soll, sind Schüssel und Teller leer. Sternheims furor comicus steckte auch das Spiel des „Deutschen Theaters" an: namentlich Bassermann brach seinem dämonisch werdenden Oberlehrer, so phantastisch groß er ihn auffaßte, mit gewissen Verstiegenheiten die Spitze ab. Ein wenig mehr Ökonomie — und wir haben an Sternheim einen modernen Komödiendichter, der, frei von papiernen Literaturfesseln, den Stier endlich mal bei den Hörnern packt.

Friedrich Düsel

Der Kleist-Tag und die Berliner Theater

Es gab da jüngst in Berlin einen Theatertag, der sich von anderen Theatertagen derselben Kaiserstadt nicht wesentlich unterschied und der doch eine besondre Bedeutung — hätte haben können. Er ist daher als typisch zu erachten und dennoch auch von einem besonderen Gesichtspunkt aus zu betrachten: der einundzwanzigste November 1911, Kleists hundertster Todestag. Über den Dichter wurde neuesterdings so unendlich viel geredet und geschrieben, daß man, je ernster man für ihn eintreten möchte, um so mehr fürchten muß, durch noch weiteres Reden und Schreiben über ihn Verdruß zu erwecken, statt gemehrte Anteilnahme. Allein das Verhalten der Berliner Bühnen beim Jahrhundertgedenktag darf denn doch nicht mit Stillschweigen übergangen werden, vorzüglich weil das allgemeine Theaterelend sich dabei so trefflich beleuchten läßt.

Die Sitte, an feierlichen „Ausnahmetagen" die Werke solcher Wort- und Tondichter aufzuführen, von denen man im übrigen jahrelang nichts bringt, soll hier wahrlich nicht gepriesen werden. Bühnenleiter, die ausschließlich bei so besondern Gelegenheiten ihr geniusfreudiges Herz entdecken, können darum nicht erheblich höher eingeschätzt werden, als sie das sonst jahrein jahraus verdienen. Immerhin aber zeigt dergleichen Festbemühen doch einigen guten Willen und ist als Zeichen des Respekts, den auch kunstfremde Gemüter der hohen Kunst bezeugen müssen, also gewissermaßen als Kulturtribut nicht ganz zu verachten. Auf keinen Fall denken wir daran, solche Theaterbeherrscher, die nicht einmal an bedeutsamsten Gedenktagen

Digitized by Google

sich rühren, etwa als Heroen scheinverachtender Ehrlichkeit zu feiern. Es kann nur als ein Zeichen nicht mehr zu überbietender „Wurschtigkeit“ gedeutet werden, wenn Bühnen weder in ihrem Durchschnitts- noch an ihrem Feiertagsbetrieb vom Dasein eines der Größten Kenntnis nehmen.

Am hundertsten Sterbetag Heinrichs von Kleist wurde abends im Bereich von fünfundzwanzig Bühnen der preußischen und deutschen Hauptstadt ein Werk von Kleist dargestellt: „Penthesilea“. Außerdem: „Michael Kohlhaas“ — eine Dichtung, die bekanntlich unter den dramatischen Arbeiten Kleists nicht zu finden ist — am „Rosetheater“. Wir verzichten darauf, zu untersuchen, von wem, wie und bis zu welchem Grade da die klassische Erzählung vertheatert wurde. Wir stellen nur fest: eine einzige Bühne beging den Abend mit der Aufführung eines Kleistischen Dramas, das Königliche Schauspielhaus. Im Deutschen Theater war ja gleichfalls das Amazonenstück einstudiert und bis zum Dichtertodestag bereits ein viertelhundertmal vorgeführt; es wäre pedantisch, mit dieser Bühne rechten zu wollen, weil sie, vielleicht aus technischen Gründen des Doppelbetriebs, nicht auch genau den einen Tag berücksichtigte. Wir hätten also: zwei Kleistbühnen in der Kleistzeit. Überdies gab es im Charlottenburger Schillertheater eine verschämte „Käthchen“-Aufführung, am Nachmittag. Demnach alles in allem zweiundeinhalb Bühnen, die des Dichters gedachten.

Die dreiundzwanzig Abendvorstellungen, die darnach verbleiben, bescherten der reichshauptstädtischen Bevölkerung folgende Genüsse:

Klassiker:

Kammerspiele: „Nathan der Weise“.

Schillertheater O.: „Wilhelm Tell“.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Schauspielhaus: „Lear“ (F. Bonn).

Neues Königliches Operntheater: „Hamlet“ (R. Christians).

Neuere Komödien:

Lessingtheater: „Das weite Land“.

Theater Königgrätzerstraße: „Spielereien einer Kaiserin“.

Neues Schauspielhaus: „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt“.

Schillertheater Charlottenburg: „Es lebe das Leben“.

Schwänke, Ausstattungstücke, Hintertreppensachen:

Deutsches Theater: „Turandot“.

Berliner Theater: „Die Ahnengalerie“.

Trianontheater: „Mein Baby“.

Kleines Theater: „Lottchens Geburtstag“ usw.

Residenztheater: „Ein Walzer von Chopin“.

Metropoltheater: „Die Nacht von Berlin“.

Lustspielhaus: „Die Vergnügungsreise“.

Thalia-Theater: „Polnische Wirtschaft“.

Herrnfeldtheater: „Das Kind der Firma“ und anderes.

Belle-Alliance-Theater: „Der Sittenapostel“ (?).

Kasino-Theater: „Der selige Hollschinsky“.

Folies Caprice: „Kobi Krach“ und anderes.

Intimes Theater: „Der Brandstifter“ und anderes.

Luisentheater: „Baronesse Claire“.

Walhallatheater: „Teufel! Das hat eingeschlagen“.

Außerdem gab es zwei Opern, drei Operetten, zwei Zirkusvorstellungen, ein Eisballett, zahllose Darbietungen von Spezialitätenbühnen, Tingeltangeln, Wein- und Bierkabaretts, Lichtspielen jeden Grades.

Ist es also nicht recht fesselnd, sich

Digitized by Google

solchermaßen einmal einen beliebigen Tag aus dem Berliner Theaterleben herauszugreifen? Nur ein „beliebiger Tag“ war ja wirklich, wie wir sehen, dieser 21. XI. U. in der lichtvollen Weltstadt an der Spree. Wir erfahren daraus nicht bloß, daß Kleist selbst an seinem hundertsten Todestag dort, wohin sein Werk vor allem gehört, auf der Bühne nämlich, so gut wie vergessen blieb. Wir gewinnen dabei auch wieder einmal einen Begriff, was eigentlich in unserem Theaterwesen, das wir so naiv unter der Abteilung „Kunstleben“ zu erörtern pflegen, die Hauptrolle spielt.

Indessen, was Kleist betrifft, muß es vielleicht gerade als feinste Huldigung der Bühnen begrüßt werden, daß sie sich so entschieden zurückhielten? Wir wissen ja längst, daß sie zumeist — von den reinen Amüsiertheaterchen ganz abgesehen — kein hinreichendes Verständnis, keine Darstellerschaft, keinen Stil für eine einigermaßen würdige Darstellung Kleistischer Dichtung haben. So wäre denn die Selbstbeherrschung der klugen Männer gegenüber der Verlockung zu festlichem Schwindel als eine Kundgebung vielversprechender Selbsterkenntnis zu ehren? Aber eben dies läßt ja so traurig tief in die Geschmacksuntergründe der Zeit blicken: daß auch für den unpathetischen Heroismus Heinrich Kleists, für diese, trotz romantischen Überschwänglichkeiten, wirklichkeitgetränkte, annähernd moderne Sprache, diese teilweise schon ganz gegenwartmäßig - voraussetzungslose Tragik nackter Menschlichkeit keine freudig bereite Kraft zu sehen ist.

In Wahrheit, das Heldische ist auf unsern Bühnen nicht daheim; das alte nicht mehr, ein neues noch immer nicht. Deshalb vermissen wir den Kleiststil und jede allgemeinere werktätige Begeisterung der Bühnen für Kleist, den Schöpfer eines modernen heroischen Stils, der bei aller Subjektivität doch bis heute das stärkste Vorbild für alle Versuche um das neue Höhendrama bedeutet.

Zum Zwecke des Trostes könnten wir uns vielleicht an Schillers Klage (in „Shakespeares Schatten“) erinnern:

„Ja, ein derber und trockener Spaß,
nichts geht uns darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er
nur naß ist, gefällt . . .“

Und wir können uns sogar einbilden, es sei heutzutage im Grunde denn doch weit weniger Trivialität auf der deutschen Bühne zu finden als damals, da „kein Cäsar, kein Achill, kein Orest“ sich zeigen durfte und man „nur Pfarrer, Kommerzienräte, Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors“ sah.

Allein wir müssen ganz bescheiden werden, wenn wir uns besinnen, daß wir „das große, gigantische Schicksal“ nur leihweise aus sehr entlegener Vorzeit beziehen, daß es uns immer erst mit dekorativen Sensationen raffiniert zubereitet werden muß, wenn es uns anziehen soll. Unsre modernen Kothurndichter scheinen gar nicht mehr imstande, heldische Einfachheit zu wagen, sondern verfallen in romantizistische Verzerrung oder klassizistischen Schwulst, wo sie Größe erreichen wollen. Die Darstellung folgt diesen Spuren, soweit sie überhaupt auf das Heroische losgelassen wird und nicht im Mechanisch-Deklamatorischen steckenbleibt.

Nichts kann unsre Zustände schärfer kennzeichnen, als die merkwürdige Erscheinung des Lessingtheaters unter Otto Brahm: es vermag als eine der vornehmsten modernen Bühnen zu gelten, ohne je eines heldischen Tones fähig zu sein; und der Direktor ist ein begeisterter Bio-

Digitized by Google

graph Kleists, hütet sich aber, auf der eignen Bühne irgendein Werk seines Dichters darstellen zu lassen! Wer will noch andern Privatbühnen, die sich lebhafter ums tägliche Brot mühen müssen, wer will den aufrichtigen Unterhaltunganstalten grollen, wenn das Theater eines Kleistdeuters den großen geborenen Dramatiker nicht an seinem Gedenktag, nicht vor- oder nachher kennt!

Gegen die geschäftlichen Mißbräuche im Theaterwesen und gegen Charakterschwäche der Leiter geht die reichshauptstädtische Polizei neuerdings schneidig vor. Dagegen gedeiht der Wettbewerb im theatralischen Amüsiergeschäft üppig in Freiheit. In den guten Volkstheatern und Volksbühnenvereinigungen kann man jedoch lernen, daß immerhin nicht so viel Bedürfnis nach seichter, kunstwidriger und niederträchtiger Theaterware vorhanden ist, wie man nach dem massenhaften Angebot glauben sollte. Durch ganz ungehörige Milde gegen die kunstfeindlichsten und zugleich moralfreiesten Bühnen und Bühnchen unterstützt die Zensur, die gegen unzweifelhafte Dichter oft so grausam ist, die schlimmsten Theaterabarten. Mehr Strenge an diesen Stellen, gegenüber der Gründung und gegenüber dem Spielplan, könnte eher wirken, zumal wenn merkliche Förderung des ernsthaften Volkstheaters damit Hand in Hand ginge.

Musik

Im Hinblick aufs Ganze aber bleibt noch nötiger eine Geschmackspolizei, die nicht von den Obersten der königlich preußischen Schutzmannschaft auszuüben wäre. Die Tagespresse ist sträflich milde gegen all das Wertlose oder Verderbliche, das den Namen Theater mißbraucht, und lebt viel zu sehr in den Tag hinein, um bei den besseren Bühnen zielbewußt und stetig auf einen strengen Stil dringen zu können. Und das Publikum? Das arme, betrogene, sich selbst betrügende Großstadtvolk! Alle, alle müßten für die Geschmackspolizei angeworben werden. Alle, alle Lauen und Lässigen sind mitschuldig an unserm Theaterelend.

Den Leistungen der „Theaterstadt" sei ein Beispiel aus der „Provinz" gegenübergestellt. Mannheim hatte unter Gregori einen Kleistzyklus, der in acht Tagen Amphitrion, den Zerbrochenen Krug, Käthchen von Heilbronn, Prinz von Homburg, Hermannschlacht, Robert Guiskard und Penthesilea brachte. Das Sonderabonnement für diese Vorstellungen war so billig, daß jeder mitkonnte. Der billigste Platz kostete für die fünf Abende 1½ Mark. Willy Rath

Neue Wagneriana

Seit vielen Jahren war Chamberlains großes, bilderreiches Wagnerbuch vergriffen. Nun bringt es der Münchner Verlag Bruckmann in neuer Auflage als Weihnachtsgabe. Mit Begierde greift man darnach: wie wird sich ein so geistvoller Kopf wie Chamberlain zu den Ergebnissen der neueren Wagnerforschung stellen? Fällt doch die Veröffentlichung der Wesendonck- und Minna-Briefe, der Selbstbiographie usw. in die Zwischenzeit. Aber wie enttäuscht sind wir, wenn das Vorwort verkündet, daß am Texte selbst nichts von Belang verändert worden sei. Auch im biographischen Teil nicht? Für den ästhetischen und kunstphilosophischen möchte man das eher gelten lassen. Chamberlain verweist auf Glasenapp; dort könne man alle Einzelheiten finden. Schön. Aber er verurteilt eben damit seine Darstellung von Wagners Leben zu

Digitized by Google

einer Dürftigkeit und Allgemeinheit, die den Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr genügen kann. Die neu erschlossenen Quellen haben doch nicht bloß das Tatsachenmaterial der Biographie bereichert, sie haben auch unsre Einsicht in Motive und Verhältnisse wesentlich vertieft. Kein Vernünftiger wird behaupten, daß der „Tristan" ohne Frau Wesendonck nicht geschaffen werden konnte, aber wie und wann er geschaffen wurde, darauf hatten des Meisters Beziehungen zu dieser Frau jedenfalls nicht geringen Einfluß. Und wenn es zehnmal richtig ist, daß die legendäre Wesendonck und ihre „Liebe" zu Wagner mehr in der heißen Einbildungskraft des Künstlers als in der Wirklichkeit bestand, so bedeutete dieses Phantasiegebilde für Wagner doch einmal eine Wahrheit und mußte als solche im Text erörtert werden. Welchen Sinn hat es, ein für das Jahr 1895 minutiös genaues Verzeichnis von Wagners Kompositionen und Dichtungen im Jahre 1911 wieder abzudrucken und, was die Ergänzungen betrifft, wieder auf Glasenapp zu verweisen, während es mit einigen Federstrichen möglich war, das wertvolle Buch auf die Höhe der gegenwärtigen Kenntnis zu bringen? Weiß der Himmel, was Chamberlain bestimmte, seinen Text nach sechzehn Jahren als unantastbar zu betrachten! War er zu stolz? Zu bequem? „Oder — war's vielleicht auch Eitelkeit?" So konservativ das Buch in bezug auf das Wort geblieben ist, so gründlich ist es mit Bezug auf seine Bilder verändert worden. Größtenteils zum Vorteil. Schon die Beseitigung der vielen Hendrichschen Bilder und des schlechten Siegfriedporträts von Gilbert ist zu begrüßen. Frau Wesendonck und sogar Frau Wagner selbst sind jetzt durch mehrere gute Bildnisse vertreten usw. Unter den Beilagen vermißt man nur ungern die Arie der Isabella aus dem „Liebesverbot". Ein glücklicher Gedanke hingegen war die Teilung des Werkes in zwei Bände.

Den glücklichsten hat aber ohne Zweifel der Verlag Fürstner (Berlin) gehabt, als er für die bei ihm erschienenen Wagnerschen Werke (Rienzi, Holländer, Tannhäuser) die Preise schon jetzt, also vor dem Freiwerden, herabsetzte und den Musikfreunden eine billige und dabei sehr vornehm ausgestattete Volksausgabe schenkte. Welche Wohltat für das Auge, daß man nun seinen „Tannhäuser" mit deutschem Text auf dem Klavier hat und nicht durch die interlinearen English words gestört wird. Möchten die anderen Verleger Wagners diesem klugen Beispiel folgen. Sehr nachahmenswert erscheint mir die Vermerkung der Instrumentation in den Klavierausgaben nach dem seither leider aufgegebenen Vorbild des Uhligschen „Lohengrin". Sie gibt auch dem Pianisten einen schätzbaren Fingerzeig für den Vortrag.

Der Verlag Schott bringt als Neuigkeit die sogenannten Spickerauszüge in den Handel. Von der Tatsache ausgehend, daß für die große Mehrheit des klavierspielenden Publikums die vollständigen Klavierauszüge doch viel ungebrauchten Ballast enthalten, da es ja doch nur die musikalischen Hauptstellen spielt, gibt Spicker einen Auszug des Klavierauszugs, eine Aneinanderreihung der klaviermäßig dankbaren Stellen. Wenn wir grundsätzlich wünschen, daß der Schein dem Sein entspreche, ist gegen diese Art des „dramatischen Potpourris" leider nicht viel einzuwenden. Denn hier erhält man das, was die „gewöhnlichen" Leute wirklich spielen. Das Renommieren

Digitized by Google

mit dem vollständigen Auszug ist ja doch nur Schwindel, wo man ihn nicht vollständig benutzt. Die „besseren" Musikfreunde allerdings werden sich immer an das Ganze halten. Richard Batka

Mahlers „Lied von der Erde"

Die „Chinesischen Gesänge" — so hieß das „Lied von der Erde" zuerst — sollten Mahlers neunte Symphonie werden. Aber er scheute sich, die Ziffer auf die Partitur zu setzen: Die Zahl der neunten, die für Beethoven und Bruckner ein Ende bedeutet hatte, schien ihm von mystisch drohender Bedeutung und doppelt in der schweren Zeit, in der er das Werk schuf: der Zeit, in der seine Kindertotenlieder zur Wahrheit geworden waren und in der er sich selber unheilbarem Leiden verfallen wußte. Er rückte diese sechs großen Orchestergesänge mit Tenor und Alt aus der Reihe der übrigen Symphonien, gab ihr keine Zahl, nur den besondern Namen „das Lied von der Erde" und dem nächsten symphonischen Werk, das er wider eigenes Erwarten noch vollendete, die Überschrift „zehnte Symphonie". Ein Aberglaube, aber wie ahnungschwer dieser Aberglaube war, hat sich leider gezeigt. Er glaubte das Schicksal zu überlisten, und es hat sich gerächt: nach seiner wirklichen „neunten" ist Mahler gestorben. Möglich, daß dieses Zusammentreffen es ist, das beim Anhören des „Liedes von der Erde" so maßlos ergreift. Wenn auch das Werk selbst dazu angetan ist, in seiner lautlosen, entsagenden Scheidestimmung auch jene bis zum Schmerzhaften zu erschüttern, die von seinem Schöpfer nichts wissen. In diesen Gesängen hat sich Mahler die eigene Totenmesse geschrieben, freilich keine auf biblische Worte, keine mit Grabgesängen, den mahnenden Rufen des Jüngsten Gerichtes mit seinen zornigen Schrecken. Was in diesen unbeschreiblich verinnerlichten, auf alle große Geste und jeden prunkenden Effekt verzichtenden symphonischen Liedsätzen seelisch so unwiderstehlich aufrührt, das ist die Milde dieses Ausklingens, das Versöhnte dieses Lebewohls: daß einer noch zu segnen vermag, der Unsagbares erduldet hat, daß er ohne Haß und Grimm sich von der Welt abkehrt, die ihm nichts geben und die von ihm nichts empfangen wollte, und scheidend, im traurigen Lächeln, aus stiller Einsamkeit heraus, noch die „liebe Erde" grüßt.* Auf dieser Schöpfung und auf ihrem letzten Satz zumal, liegt der Schimmer des ganz Vollendeten. Es ist von einer Ruhe und Fülle, die nur mehr dem Verzichtenden eigen ist, von dem die Eitelkeiten des Lebens abgefallen sind, der den Zwiespalt des Daseins überwunden hat und der nur mehr für sich in Stunden des Ergriffenseins ihre verklärten Klänge zum Lied gestaltet.

In seinem Buche „Große Männer" erzählt Wilhelm Ostwald, daß ihm von der japanischen Regierung, die keine ihrer Begabungen ungenützt lassen will, die Frage vorgelegt worden ist, woran man in einem jungen Menschen besondere produktive Kräfte zu erkennen vermöge. Er antwortet darauf, freilich wohl mehr mit der Einschränkung auf das wissenschaftliche Talent, daß es sich sofort daran zeige, daß sein Träger immer von dem, was ihm die Schule biete, un-

* Das Wort ist, wie noch manches bedeutungs- und beziehungsreiche, von Mahler selbst der Dichtung zugefügt.

Digitized by Google

befriedigt sei. Man kann diese Antwort ruhig auf weitere Gebiete ausdehnen: die Unzufriedenheit ist das, was die meisten Schaffenden fruchtbar macht; zuerst die Unzufriedenheit mit den Dingen der Welt und dann die mit dem eigenen Werk, die immer weiter zum Vollkommenen treibt. Das hat sich bei wenigen so stark gezeigt, wie bei Gustav Mahler. Seine herrliche Unzufriedenheit war die bewegende Kraft, die die Riesengebilde seiner Symphonik aufgetürmt hat; ein ringendes Auseinandersetzen mit den Mächten des Daseins, ein niemals beschwichtetes Erobern höchster Meisterschaft. Herzbewegend ist der Gegensatz des „Liedes von der Erde" zu diesen früheren Schöpfungen, die von der stolzen Kuppel der „Achten" gekrönt werden. Hier ist er beschwichtigt. Hier ist alle Unzufriedenheit zur Ruhe gegangen. Nur ein Zurückschauen auf die im letzten warmen Abendlicht liegende Welt, dann ein Abwenden und Scheiden. Wenn am Schluß — mehr geahnt als gehört — die unirdischen Klänge der Celesta in der Höhe verzittern, meint man eine Seele entschweben zu sehn . . .

Herrlich sind die Dichtungen, die dieser Musik — die sie freilich erst zu ganzer Bedeutung und Erfüllung bringt — zugrunde liegen: chinesische Lyrik, 1300 Jahre alt, von einer verschwenderischen Glut der Empfindung, einer Pracht der Landschaftsmalerei, einer symbolischen Größe, die nur den höchsten abendländischen Gedichten vergleichbar sind.' Sie sind in einem im Inselverlag erschienenen Sammelband „Die chinesische Flöte" von Hans Bethge verdeutscht erschienen. Mahler ist durch Zufall zu diesen Kleinodien gekommen. Mit stolzer Selbstwertung hat Li-Tai-Po, der gewaltigste dieser Dichter (vier der sechs Sätze sind nach seinen Liedern komponiert), von seinen „ewigen Lettern" gesprochen. Mehr als ein Jahrtausend später hat sich die königliche Prophezeiung dieses Dichters bewährt, von dem sie erzählen, daß er im Rausch des Weins und des Gesanges in die dunklen Fluten eines Stromes glitt und ertrank. Die Musik des Werkes ist fast durchaus von dieser seltsamen Stimmung getragen: von der Sehnsucht, in Trunkenheit und Schönheit ins Dunkle zu sinken, im Ewigen zu ertrinken, bis dann der letzte Ausklang auch den Rausch und die Sinnenfreude abstreift und ein andres Scheiden zeigt: kein Versinken, sondern ein Erheben in die letzte Einsamkeit.

Mit dem „Trinklied vom Jammer der Erde" setzt das Werk ein; ekstatische Hornrufe breiten sich zu einem hinreißend glühenden Thema aus, hymnisch rauschend und dann wieder zu mystischer Sammlung einkehrend: „Dunkel ist das Leben, ist der Tod." In grimmiger, pessimistischer Ironie spottet der Trinker aus der seligen Schönheit der Stunde heraus über die Nichtigkeiten und Unzulänglichkeiten des Daseins und erst nach ihrer Erkenntnis setzt er den weinduftenden Pokal an die Lippen. Ein Stück von unaufhaltsamem Zug, einem ohne Atemlosigkeit hinstürzenden Singen und Klingen voll erregter Energie, mit einem seltsamen Grundton von Angst dabei — und ein vollkommener Miniatursymphoniesatz dazu. Dann „Der Einsame im Herbst", eine trostlose Melancholie, alles wie unter Schleiern, ein eintönig hinschleichendes müdes Motiv der Geigen, über dem der trauervolle Gesang der Oboe schwelt; in der schwermütigen bekenntnisreichen Sehn-

Digitized by Google

sucht überwältigend, die aus den Klängen und Worten spricht: „Mein Herz ist müde ... Ja, gib mir Ruh, ich hab Erquickung not! Ich weine viel in meinen Einsamkeiten.“ Töne, die gleich Tränen fließen. Dann ein entzückend wunderliches Scherzo „von der Jugend“, ganz chinesische Landschaftsmalerei: Pavillons mit Glöckchen, glatte Teiche, schlanke Brücken, kostbar in knisternde Seide gehüllte Jünglinge, bezaubernd in seiner Lustigkeit und Leichtigkeit und ein zärtliches Symbol dazu; das der Jugend — in sich alle Schönheit widerspiegelnd, wenn auch „alles auf dem Kopfe steht“; junge Mädchen, Lotosblumen pflückend („Goldene Sonne webt um die Gestalten, und der Zephir hebt mit Schmeichelkosen das Gewebe ihrer Ärmel auf“), und stolze Knaben auf feurigen Rossen hinsprengend, während die Jungfrau dem Schönsten nachblickt: „Ihre stolze Haltung ist Verstellung, — in dem Dunkel ihres heißen Blickes schwingt klagend noch die Erregung ihres Herzens nach.“ Das Ganze in erotischer Menuettzierlichkeit und dann wieder von brausenden Marschrhythmen getragen, die die Melodienkränze gleichsam zerstampfen; ein Meisterwurf lyrisch-epischer Gestaltung, plastisch zum Greifen und dabei von der überlegenen, schmerzlich lächelnden Milde des Lebewohlsagenden getragen, dessen letzter Blick auf dieser Schönheit ruht. Ein trotziges Trinklied dann, „Der Trunkene im Frühling“; von einer beherrschten übermütig wilden Kraft beseelt, die von jener Stimmung spricht: im Rausch ins Dunkel hinein. Von schwärmerischer Lieblichkeit und Subtilität des Ausdrucks die ganz Mahlersche (auch von ihm gedichtete) Stelle: „aus tiefstem Schauen lauscht ich auf“ in ihren verführerisch wehmutvollen Akzenten, und dann ein volles Aufrauschen des letzten höchsten Lebenswillens vor dem „Abschied“. Ein Stück von einer Intensität des Wehs, wie es vielleicht nur noch in Beethovens letzten Quartetten und im Tristan Musik geworden ist. So still in sich gekehrt, hoffnunglos und dabei voll Güte und Reinheit erklingen in diesen Tönen die letzten Schläge eines verzichtenden Herzens mit einer überirdisch hingesponnenen leisen Melodik, die schon aus andern Welten zu kommen scheint. Zu fast unerträglicher Schönheit und Verklärtheit ist dieser Schmerz gestaltet. „Mir war auf dieser Welt das Glück nicht hold .. Ich suche Ruhe für mein einsam Herz .. Still ist mein Herz und harret seiner Stunde.“ Die Stunde hat geschlagen, er hat die Ruhe gefunden.

Richard Specht

„Deutsche Musik“ in London

Die Royal Covent Garden Opera ist kein Kunstinstitut, das heißt keine stehende Einrichtung, sondern sie ist eine Kunstkarawanserei, in der heute das russische Ballett tanzt, morgen ein Fancy ball zu deutsch Redoute, abgehalten und übermorgen Oper „in German“ gespielt wird. Ein Geldsyndikat verschreibt sich aus Deutschland und den angrenzenden Ländern die Sänger. Sie singen alle deutsch, selbst die Engländer geben sich darin Mühe. Man muß das betonen, denn sonst ist an dieser fliegenden Oper nichts deutsch, am allerwenigsten die musikalische Leitung, — wenn man unter „deutsch sein“ versteht: einen bestimmten, deutscher Kunst eigenen Charakter haben oder gar nach Wagners Wort „eine Sache um ihrer selbst willen betreiben“. — Daß

Digitized by Google

das Geldsyndikat ohne Rücksicht auf deutsche Art und Kunst, auch ohne Rücksicht auf die persönliche Würde der Künstler seinen finanziellen Zweck verfolgt, kann kein Einsichtiger ihm übelnehmen — das ist nun einmal so bei Geldgeschäften. Anders steht die Sache, wenn von der musikalischen Leitung die Rede ist. Für die deutsche Oper am Covent Garden ist es ein Unglück, daß Hans Richter den Dirigentenstab niedergelegt hat. Denn einen Nachfolger wie er ihn bekommen hat, hat weder er noch die deutsche Oper verdient. Es muß als Herabsetzung deutscher Kunst im Auslande bezeichnet werden, wenn drei Ringaufführungen von einem Dirigenten geleitet werden, der den Gesamtring in London, an so hervorragender Stelle, glaublich zum ersten mal dirigiert. Weichlich, unplastisch, in den willkürlichsten Tempi wälzt sich der Tonstrom dahin. Unsicherheit, die gefährlichste Feindin einer geschlossenen monumentalen Wirkung, drückt lähmend auf den ganzen musikalischen Apparat. — Im übrigen legt sich die ganze Gastspielfrage peinlich nahe. Wo deutsche Kunst im Auslande auftritt, da sollte sie mit der Würde und mit dem Charakter auftreten können, der für uns Deutsche vom Kunstbetrieb denn doch noch nicht getrennt ist. Das kann sie nicht, wenn die rein künstlerische Lösung der Aufgabe nicht in allererster Reihe steht. Sie kann es im Grunde aber überhaupt nicht, denn nur auf der stehenden Bühne kann sich ein Stil bilden, und so sind Massengastspiele stets mühselig inszenierte Stillosigkeiten.

Tim Klein

Hugo von Tschudi †

Jean Paul spricht einmal als von „Stummen des Himmels" von Menschen, die eigentlich Dichter seien, nur daß ihnen die Gabe der dichterischen Sprache fehlt. Tschudi war, vielleicht, etwas ähnliches auf dem Nachbargebiet der Bildnerkunst, jedenfalls war er dem letzten Wesen nach kein Gelehrter, so sehr er nach seinen Kenntnissen einer sein mochte. Nicht die Erkenntnisprobleme der Kunstwissenschaft standen seinem inneren Auge im Blickpunkt, in dem stand die Frage: wie nutze ich im Museumswesen das Erbte, Ergrabene, Eroberte aus für den Kunstgenuß der Gegenwart und für die Entwicklung des Künstlerischen selber? „Wie nutze ich?" — er war Mann der Praxis, nicht der Theorie, war Kunstpolitiker wenn einer. „Wie nutze ich?" — alle Vorwürfe, die man ihm gemacht hat, hängen irgendwie mit diesem „ich" zusammen. Sie treffen nur die unvermeidlichen Fehler seiner Tugenden: sie gehen aufs Wesen des künstlerischen Menschen überhaupt, wie er mit seiner Leidenschaft am Bildergenießen durch und durch einer war — des Menschen, dem „seine" Bilder Erlebnisse sind und der deshalb ganz außerstande ist, mit diesen Erlebnissen „objektiv" umzugehn. Er verglich und ordnete nicht nur, er bewertete auch, danach handelte er, und zwang sich's nicht ab, entgegengesetztem Bewerten neben dem seinigen die Hand zur Tat zu leihn. Manchem kam er ein wenig modernitisch vor, weil er neugewonnene Werte in der Freude über ihre Neuheit wohl einmal überschätzte. Aber einseitig war er nie. Seine größte Tat, die Jahrhundert-Ausstellung in Berlin, war alles andre eher, als das Dokument irgendeiner „Partei", es sei denn derer der Hellenen gegen die Barbaren. Daß man in Berlin im Vergleich zu ihr so nebensächliche Ausstel-

Digitized by Google

lungen, wie die englische und französische in der Akademie, mit allem hofgesellschaftlichen Pomp auszeichnete, wird eine der trübsten Erinnerungen aus der Geschichte der sogenannten Kunstpflege bleiben.

In allen Fragen haben auch wir nicht mit Tschudi gehen können, wenn wir auch in allen wichtigen an seiner Seite standen. Selbst seine Gegner jedoch, so sollte man meinen, müßten den Tod dieses Unermüdlichen schon um der Anregungen willen beklagen, mit denen jede wichtigere seiner Handlungen fragend vor sie trat. Er kannte niemals andre Gründe, als die der Sache, wie er sie mit Kenneraugen sah, und er arbeitete mit seinen Fähigkeiten und seinem Willen wie mit Eisen. Ein Mann, „nehmt alles nur in allem", hat er auf seinem Gebiete für Deutschland Großes, man darf es sagen: erzwungen. Daß uns mehr seinesgleichen erwüchsen! A

Ludwig Pietsch †

Zu meiner Jugendzeit lief unter uns Berlinern ein Verschen um: „Willst du zu einem Ballfest gehn, behalte hübsch im Sinn: Laß dich vor Ludwig Pietsch nicht sehn, sonst stehst du morgen drin." Seine Toilettenberichte waren's, die im Bewußtsein des Spreeatheners bei Nennung seines Namens eigentlich zuerst auftauchten, aber insofern traf der Vers nicht zu: man fürchtete sich vor ihm nicht etwa, sondern jede Dame fand so etwas wie ein Adelsdiplömchen darin, von L. P. in der „Vossischen" erwähnt zu werden. Über alle möglichen aktuellen Ereignisse kamen aber gleichfalls Feuilletons von ihm — und dann, richtig ja, über Kunst schrieb er auch noch. Wirklich bloß: auch noch? Er war selber einmal Künstler gewesen, guter Beobachter, guter Illustrator, scharfäugiger Zeichner — und was er da gelernt hatte, davon zog nun seine Kunstkritik Nutzen. Er hatte ja auch von allen übrigen Musen noch zum mindesten je eine Kußhand zugeworfen bekommen. Um heute als Feuilletonist in die Höhe zu steigen, dazu würden ihm die sprachlichen Trapezkünste gefehlt haben, aber nach den Gaben aus seinen Achtzigern darf man ihn auch wieder nicht messen. Wer mit unter den ersten für einen Böcklin und für einen Klinger eintrat, der konnte noch einiges sonst als Ballroben liebenswürdig beplaudern und hat wahrscheinlich ebensoviel genützt, wie mancher Aus- und Aufbläser eines neuen „Genies". Berlin darf dem vergnügten alten Herrn, der nun endlich nach Hause gegangen ist, dankbar bleiben.

Von Menzel und von Kreidolf

Wer sie sich kaufen kann, dem hat dieses Jahr eine Gabe gebracht, wie höchstens jedes fünfte eine zu kaufen gibt: fünfundzwanzig Blatt aus Menzels „Kinderalbum" sind bei E. A. Seemann in originalgroßen farbigen Lichtdrucken von höchster Feinheit der Ausführung und in vornehmstem Einband erschienen.* Kinderkunst in unserm heutigen Sinn sind diese Blätter nun freilich nicht, obgleich sie Menzel nach und nach für die Kinder seiner Schwester gemalt hat. Zwar, die Motive sind so gewählt, daß sie Teilnahme bei Kindern voraussetzen können, Tiere

* Das Werk, nur in 300 Abzügen gedruckt, kostet 250 Mark, ein Preis, der für das Gebotene nicht zu hoch ist.

Digitized by Google

oder Szenen mit Tieren, beispielsweis im zoologischen Garten, Kinderszenen, Blumenstücke. Aber nur die Minderzahl zeigt etwelches Eingehen des Junggesellen auf die Kindesseele, einen kleinen Scherz, ein wenig Humor, und kein einziges deutet auf irgendwelche Beschäftigung mit den später so sorgsam erörterten Fragen, wie die frühe Jugend sieht. Ich muß sagen: ich würde Kinder nicht einmal sehr beneiden, die dieses Album geschenkt bekämen.

Es ist die Kunst eines Erwachsenen, der, sobald er Stift oder Pinsel einmal in der Hand hatte, sofort ohne weitere Rücksichten in seinen malerischen Interessen war. Erwachsene werden von diesen Blättern auf das Intimste gefesselt werden. Wer die Originale der Nationalgalerie nicht zum Vergleich in der Hand hat, kann tatsächlich glauben, er habe sie mit diesen Blättern vor sich, so zum Täuschen gut sind die Reproduktionen. Selbst mit der Lupe in der Hand wird man noch glauben können, den Feinheiten Menzelscher Pinselmeisterschaft an Ort und Stelle ihrer Niederschrift nachzugehn.

Will man eigentliche Kinderkunst in Blüten, so wendet man sich zu Kreidolf. Sein eben bei Schaffstein erschienener „Gartentraum" ist kindertümlich bis in die letzte geträumte Vorstellung. Kreidolf hat seit dem Erscheinen der „Blumenmärchen" nicht nur, wohl ziemlich unbestritten, den ersten Rang unter den deutschen Kinderkünstlern erworben, er hat auch einen Einfluß unter ihnen gewonnen, der fast in jedem modernen Kinderbilderbuche zu spüren ist. Wenn aber kein einziger seiner Nachahmer und Nachfolger die Feinheit seiner Farbe und die Schönheit seiner Komposition erreicht hat, so kommt, was das wichtigste anbetrifft, keiner überhaupt in seine Nähe. Das sind nicht Zusammenstellungen, das sind alles Gesichte, feine poetische Erlebnisse der Phantastik. Aber von einem, der sich so in Kinderseelen versetzt, daß er aus ihnen heraus sogar träumen kann, während der reiche Augenschatz des Künstlers ihm doch bleibt. Freilich, wir wünschten, daß Kreidolf nun auch einmal uns Große bedächte — ich wenigstens verspräche mir viel von Märchen, Sagen, Träumen seiner Kunst, die sich nicht vorzugsweise an Kinder wenden. Wir kennen ja Proben davon. A

Konditorästhetik

Angewandte Kunst

Um einem Mißverständnis vorzubeugen, das der Titel erwecken könnte: ich will nicht von der Siegesallee sprechen, auch nicht vom Richard Wagnerdenkmal oder vom Dom oder von sonstwelchen plastischen und monumentalen Sehenswürdigkeiten Berlins. Ich will nicht von den Zuckerbäckern in der Kunst, ich will von der Kunst der Zuckerbäcker sprechen.

Lange war die Tragantkunst die Hochburg der klassisch-romantisch akademischen Kunstideale: Lohengrin, Ritter Georg mit dem Drachen, der Trompeter von Säckingen mit den schönen Locken, schwebende Engel und tanzende Amoretten, sie waren die Herrscher in der Welt von Spritzglasur: Anton von Werner konnte mit Recht in seinen Akademiereden immer wieder die Zuckerbäcker als die Träger der Ideale deutscher Kunst den Strebenden als Muster vor Augen halten. Aber der Naturalismus der bösen Zeit stürmte auch diese heilige Feste. Während der letzte Schwanenritter nach der Siegesallee auswanderte, um hier als Kaiser Sigismund wenigstens noch

Digitized by Google

eine Statistenrolle spielen zu können, usurpierte den Thron der Baumtorte ein naturalistischer Pennbruder. Wo einst das Gemüt herrschte, triumphieren die rohe Karikatur und die platte Nachahmung der Natur.

Gibt es aber einen Stoff, der für die seelenvoll reine runde Darstellung des „Idealen" geeigneter wäre als der gefühlvolle, seimige, süße Zuckerguß? Und umgekehrt, kann irgendein Stoff ungeeigneter sein zur naturalistischen Nachbildung aller möglichen Unappetitlichkeiten als er, dessen Beruf doch schließlich darin gipfelt, gegessen zu werden? Können die Damen mit derselben mystischen Verzückung, mit denen sie die Locken Lohengrins gelutscht, auch die Saufnase und die zerrissenen Stiefel des Pennbruders knabbern? Um die Ästhetik wissenschaftlich zu nehmen: wo bleibt das Gesetz von der Materialgemäßheit der Form? Wenn wir diesen dicken schwerfälligen ganz in Rundheit und schöner allgemeiner Phrase aufgehenden Stoff in die Kompliziertheit naturalistisch-veristisch-detaillierter Charakterkunst und Kleinmalerei hineinquälen? Aber bitte, wir brauchen uns gar nicht wissenschaftlich zu versteigen, nehmen wir die Ästhetik nur so volkstümlich wie möglich, als Appetitlichkeit: jeder Schritt zur höheren Naturwahrheit geht hier leider durch Speichel, Leim, Anilin und andre appetitliche Finessen.

Am schlimmsten wird der Naturalismus immer zu Weihnachten und Neujahr, wenn Zuckerguß und Mandelteig in holder Verschlungenheit den Witz erzeugen wollen. Wie neckisch ist, von der holden Braut geschenkt, ein Rasierseifennapf, mit Pinsel, mit Seifenschaum, mit einem Gekrissel von schwärzlichem Haar; und alles von Marzipan, und alles zu essen! Oder ein Aschenbecher mit Zigarette und Asche und Streichholzschachtel, täuschend naturwahr. Direkt süß. Oder der verrostete Hausschlüssel, welch überwältigender Scherz! Oder das tropfende Talglicht mit der verkohlten Schnuppe. Für uns, Westeuropäer, ist zwar Talglicht keine Delikatesse. Aber irgendwie muß man doch Tolstoi ehren. Der Gipfel des Witzes jedoch ist es, wenn auf dem giftgrünen, gekrausten Kohlkopf die mystische Apostrophierung sich findet. Ich weiß nicht, ob es irgendwo Leute gibt, die über solche marzipanenen Witze lachen. Mir geht's vor ihnen immer wie dem Bauern im Parzival: „Ich kann dabei nicht lachen, ich *kann* dabei nicht lachen." Solch üppiger Aufwand von Witzlosigkeit macht mich traurig und, ach, appetitlos. Meine verehrten Herrn Zuckerbäcker, Witz ist nicht: Wenn Stearin *doch* zu essen ist. Und Kunst ist nicht: Wenn Marzipan Rasierseife imitieren kann. Sondern Kunst ist bekanntlich, wenn — das kann Ihnen heut jedes Wickelkind sagen, denn die nehmen in Deutschland die ästhetische Gelehrsamkeit mit der Muttermilch in sich auf. Wenn dieses marzipanene Unding einen Seifennapf bloß *vorstellte*; aber wenn nicht mein Auge lügt, so *ist* es ein Seifennapf, es *ist* ein Pinsel, es *ist* Seifenschaum, in erster Linie *ist* er das, und nur ganz nebenbei ist er auch noch Marzipan, und ist er sogar zu essen. Was für herrliche Sachen waren das, die wir früher auf dem Weihnachtstisch vorfanden! Die waren in *erster* Linie zu essen, nämlich Marzipan, und nebenbei stellten sie auch noch irgend etwas vor, waren irgend etwas fürs Gefühl, für den Spaß und

Digitized by Google

für die Liebe. Richtige Zuckerteigformen, plump und reinlich, ohne das komplizierte Geleck und Geknete der Kultur, das dem Marzipan seinen ganzen gutmütigen Naturcharakter nimmt. Mich soll's nicht wundern, wenn die jetzige naturalistische Richtung in der Zuckerbäckerkunst im nächsten Jahr uns Marzipanherzen bäckt, die im anatomischen Unterricht als Anschauungsmaterial verwendet werden können. Augenblicklich kompliziert man zwar die Herzen noch mit Botanik: ein richtiger Zuckerstrauß subtil geplastikter roter Rosen und blauer Vergißmeinnicht mit einem rosa Band liegt mindestens darauf, täuschend naturwahr, so daß man immer erst ängstlich nach Blattläusen sucht, bevor man die Rosen in den Mund steckt. Du schöner Jüngling aus Marzipan von Anno dazumal, bei dir suchte niemand etwas Verfängliches, dir sah man von weitem an, daß du von reinem Marzipan warst. Du trugst ein richtiges Zuckerherz und darunter irgendein schönes Verschen fürs Gefühl, etwa:

Mädgen, laß dich nicht verdrüßen;
Bin ich auch nicht von Bestand,
Bin doch einer von den Süßen:
Herz und Versgen — ganz Tragant.

Wann wird die edle Zuckerbäckerkunst uns wieder solche schönen, appetitlichen, volkstümlich hausbackenen Formen bescheren? Meine Herrn Zuckerkünstler, zunächst sei die Devise: Los vom Naturalismus! Und können Sie uns keine neuen „marzipangemäßen" Kunstformen schaffen, dann doch lieber wieder zurück zu Anton von Werner, zu Lohengrin, zu Ritter Georg, dem Trompeter von Säkkingen mit den schönen Locken, zu den schwebenden Engeln und den tanzenden Amoretten.

Erich Vogeler

Schutz der nationalen Arbeit

Man darf neue oder wieder „aktuell" werdende alte politische Probleme nicht nach den Parteien beurteilen, die sich ihrer zunächst annehmen. Im Wettbewerb um die Gunst der Wählermassen ist keine Partei ehrlich genug, um sich auf solche Versprechungen zu beschränken, die sie erfüllen kann. Davon abgesehen sind die wichtigsten gesetzgeberischen Aufgaben immer solche, die sich einer Regierung durch äußere Umstände mit gebieterischer Notwendigkeit aufdrängen, selbst wenn die Absichten der politischen Parteien, von denen sie abhängt, damit nicht übereinstimmen. Die feinste Witterung dafür, welche große Forderungen an die Gesetzgeber von morgen herantreten werden, haben aber in der Regel die Parteien, die durch den Mißbrauch ihrer Machtbefugnisse viel Vertrauen im Volke verloren haben und daher um neues werben müssen. Sie werden sich in deren Dienst stellen, auch wenn sie ihren Programmen weniger entsprechen als denen ihrer Gegner, auch wenn sie ihren Abhängigkeitsverhältnissen nach weniger als diese geeignet sind, sie durchführen zu helfen.

In vielen Anzeichen spricht sich heute aus, daß der „Schutz der nationalen Arbeit" bald zu den dringlichsten und wichtigsten Aufgaben der Gesetzgebung des Reiches gehören wird. Die deutsche Sozialdemokratie, die das am meisten anginge, verschließt zwar die Augen noch hiergegen, weil sie noch glaubt, ihre Anhänger würden an der Lehre von der unbedingten Solidarität der Proletarier aller Länder unverbrüchlich festhalten. Für den Schutz der nationalen Arbeit wird heute gerade in Blät-

Digitized by Google

tern jener Parteien am meisten Verständnis entwickelt, die, vom Standpunkte des Handarbeiters aus gesehen, „reaktionär“ erscheinen, und jedenfalls solchen Arbeitgebern nahestehen, die am hartnäckigsten ihren Herrenstandpunkt im Wirtschaftsleben verteidigen. Eine von unsern schärfsten „Scharfmachern“ ausgehaltene Zeitungskorrespondenz schlug zum Beispiel kürzlich vor, dem deutschen Arbeiter gesetzgeberischen Schutz gegen fremde Konkurrenz anzubieten, um ihn für ein Arbeitswilligengesetz zu gewinnen. Wenn man nicht meinte, daß sich die deutsche Arbeiterschaft gegenüber dem Wettbewerb fremder Arbeitskräfte bald schutzbedürftig fühlen würde, so könnte man sich in jenen Kreisen keine Hoffnung machen, sie je für einen solchen Handel zu gewinnen.

Auf internationalen Arbeiterkongressen standen bisher schon immer die Vertreter von Auswanderungsländern schroff den Vertretern von Einwanderungsländern in der Frage der internationalen Freizügigkeit der Arbeiter gegenüber. Besonders amerikanische und australische Sozialisten legten sich regelmäßig für gesetzliche Maßnahmen gegen den „Import von Lohndrückern“ ins Zeug. Deutschland verwandelt sich nun seit Jahrzehnten gerade infolge der Sperrung überseeischer Länder gegen minderwertige oder minderbemittelte europäische Auswanderer immer rascher aus einem Auswanderungs- in ein Einwanderungsland, und da es schon viel mehr fremde Arbeiter anzieht als eingeborene abstößt, so sind die Interessen der deutschen Arbeiterschaft heute vorwiegend die eines Einwanderungslandes geworden, ohne daß ihre politische Vertretung diese Wandlung bisher berücksichtigt hätte.

Im Grunde ist Freizügigkeit nichts als eine bestimmte Art Freihandel, Freihandel mit Menschenkräften. In der Sklavenwirtschaft gab es den Sklaven als Ware, den Sklavenhändler als ihren Verkäufer und den Sklavenmarkt als den Ort, wo sie an den Mann gebracht wurde. Zur Freiheit des Sklavenhandels gehörte die Freizügigkeit des Sklavenhändlers. In der modernen kapitalistischen Wirtschaft gibt es die Arbeitskraft als Ware, den Arbeiter als ihren Verkäufer und den Arbeitsmarkt als den Ort, wo die Ware an den Mann gebracht wird, sei es im wörtlichen oder, wie beim Vermittlungsdienst des Zeitungsinserats, im übertragenen Sinne. Oft war oder ist freilich der moderne Lohnarbeiter nur ein vermummter Sklave, der Arbeitsvermittler ein vermummter Sklavenhändler und der Arbeitgeber ein vermummter Sklavenbesitzer. Zur Freiheit des Kaufs und Verkaufs der Arbeitskräfte gehört natürlich heute die Freizügigkeit ihrer Träger als Verkäufer, wie zu der Sklavenwirtschaft die Freizügigkeit des Sklavenhändlers gehörte. Man könnte Lists System der nationalen Ökonomie leicht vom Gebiet des Handels mit Arbeitserzeugnissen auf das Gebiet des Handels mit Arbeitskräften übertragen; es würde dabei dasselbe herauskommen, was die modernen Fürsprecher von Einwanderungsbeschränkungen heischen. Wie List Aufhebung aller Zollschranken im Inlande, dagegen Zollschutz gegen die Einfuhr aus dem Auslande forderte, so fordern die Freunde eines nationalen Arbeiterschutzsystems volle Freizügigkeit im Inlande, dagegen Beschränkung der Freiheit der Einfuhr von Lohndrückern aus dem Auslande. Großgrundbesitzer und Großindustrielle

Digitized by Google

oder Großbankiers erstreben gerade umgekehrt Beschränkung der Freizügigkeit im Inlande, aber freie Arbeiterzufuhr aus dem Auslande. Wenn auch sie für Einwanderungsbeschränkungen eintreten, so geschieht es nur, weil solche Unterstützung der Bestrebungen ihrer Gegner dazu dient, alte inländische Verkehrsschranken zu sichern oder neue zu errichten.

Das Verlangen nach gesetzlicher Beschränkung der Einwanderung fremder Arbeiter wird gewöhnlich auf folgende Weise begründet. Den größten Teil der aus dem Auslande herangezogenen Arbeitskräfte liefert das Slawentum, insbesondere das Polentum. Es wachsen infolgedessen unaufhörlich die polnischen Enklaven im Westen, während im Osten durch die Konkurrenz slawischer Arbeitskräfte vom Deutschtum vertrieben wird, was noch seßhaft ist. Die massenhafte Einwanderung von Slawen niederer Kultur drückt die Lebenshaltung der nationalen Arbeiterschaft herab, übt auch entsittlichende Wirkungen auf unser Volkstum aus, und in gewissen Teilen unsres Vaterlandes kann schon von einer Gefahr für unsre Rasse gesprochen werden. Volkswirtschaftlich, unter den Gesichtspunkten des nationalen Wohlstandes, ist es schließlich wenig erfreulich, zu beobachten, wie diese Hunderttausende fremder Arbeiter, meist überaus genügsamer Art, die in Deutschland insgesamt viele Millionen an Lohn verdienen, davon nur einen kleinen Teil in unserm Lande verzehren und weitaus das meiste nach Hause schicken oder mitnehmen.

Fast alles, was für oder gegen Schutzzölle gesagt werden kann, läßt sich auch für oder gegen Einwanderungsbeschränkungen sagen. Wenn Freihandel gerecht wirken soll, müssen bestimmte Vorbedingungen erfüllt sein. Man kann unmöglich erwarten, daß ein Land, wo den Arbeitern Löhne gezahlt werden, die ungefähr dem vollen Ertrage ihrer Arbeit entsprechen, ohne Schutzzölle den Wettbewerb mit einem Lande aushalten soll, dessen Industrieprodukte nur billig sind, weil in ihm der Ausbeutung der Lohnarbeiterschaft keine gesetzlichen Schranken gesetzt sind. Ebensowenig darf man einen Arbeiter hoher Kultur dem freien Wettbewerb national- oder rassefremder Arbeiter niedrigster Kultur aussetzen, die durch ihre Arbeit nur wenig Erziehungskosten zu amortisieren haben und einer raubbaumäßigen Ausbeutung ihrer Lebenskräfte fast gar keinen Widerstand entgegensetzen. Gewiß können wir bei allzu ängstlicher Absperrung unsrer Grenzen gegen das Eindringen fremder Arbeitskräfte nicht auf die Dauer im Wettbewerbe mit Ländern bestehen, in denen, wie in Österreich-Ungarn, die verschiedensten europäischen Nationalitäten von verschiedener Kulturhöhe politisch gleichberechtigt nebeneinander leben, arbeiten, und durch ihren gegenseitigen Wettbewerb einander anspornen. Wandern slawische Arbeiter aus den östlichen Nachbarländern nicht zum deutschen Kapital, so kann überdies deutsches Kapital zu slawischen Arbeitern wandern und auf fremdem Boden der heimischen Arbeit Konkurrenz machen. Dennoch bleibt es auf alle Fälle richtig: wenn es unter Umständen angebracht sein kann, die Objekte der Gütererzeugung gegen fremden Wettbewerb zu schützen, wird es um so notwendiger sein, ihre Subjekte, die Güter herstellenden Personen zu schützen. Wenn man in Schutzzöllen vorübergehend berech-

Digitized by Google

tigte Maßnahmen sieht, die irgendwann ihre Aufgabe, die nationalen Produktionszweige für den internationalen freien Güteraustausch zu erziehen, erfüllt haben müßten, — weshalb soll dann den nationalen Arbeitern keine Muße gegönnt werden, sich allmählich an einen massenhaften Wettbewerb fremder Arbeitskräfte zu gewöhnen? In Österreich-Ungarn wie Rußland sind gerade die nationalslawischen Politiker gegen einen Freihandel mit Deutschland; was liegt näher, als auf deutscher Seite damit die Notwendigkeit von Beschränkungen der Einwanderung slawischer Arbeiter zu begründen? Der osteuropäische Arbeiter verbraucht das Geld, das er in Deutschland verdient, vorwiegend in seiner Heimat; durch österreichische oder russische Industrieschutzzölle wird der deutschen Warenproduktion der Zugang zu Absatzgelegenheiten erschwert, die sie selbst geschaffen hat. Wenn also eine Beschränkung des Wettbewerbs deutscher Waren in Osteuropa nicht durch eine Beschränkung des Wettbewerbs osteuropäischer Arbeiter in Deutschland ausgeglichen wird, so steigert der gegenseitige Verkehr die Konsumkraft der osteuropäischen Bevölkerung auf Kosten der deutschen und zugunsten der osteuropäischen Industrien.

Otto Corbach

Vom Recht

Bodenrecht und Gartenstadt

Ein Ziel der Bodenreformbewegung ist eine weiträumige gartenstadtartige Bebauung des deutschen Wohnbodens mit Einfamilienhäusern und Ledigenheimen. Nun gibt es aber auch noch eine selbständige Gartenstadtbewegung. Die steht nicht selten in einer gewissen Spannung mit dem Bunde deutscher Bodenreformer, welche meist durch ein abwartendes Verhalten des Bundes hervorgerufen ist. Diese Zurückhaltung wieder hat ihren Grund darin, daß dem Bund alle Gartenstadtversuche, die auf privatkapitalistischer Grundlage ruhen, einstweilen keinen dauernden Erfolg zu versprechen, auch leicht von dem Ziel einer notwendigen Änderung des allgemeinen Bodenrechts abzulenken scheinen. Was von Privaten geschaffen ist, kann von Privaten wieder umgestoßen werden. Wichtiger aber: wenn Privatkapital, sei es eines einzelnen, sei es einer Baugenossenschaft, Gartenstadt baut, wo es Mietkaserne bauen könnte, so wuchert es nicht mit dem verliehenen Pfunde, so bringt es Opfer, schenkt es. Die soziale Idee der Bodenrechtreformer aber besteht gerade darin, einerseits der völlig freien Konkurrenz und Ausbeutung den Weg zu ebnen, anderseits aber durch allgemeine Rechtssatzung diesen Weg so zu legen, daß jede unsozial wirkende Ausbeutung, somit aber auch jedes persönliche Opfer des Privatkapitals zugunsten sozialer Wirkungen überflüssig gemacht wird.

Nun wird man einwenden: Es ist doch aber noch lange nicht so weit, daß allgemeine Rechtssatzung das bauende Kapital zum Gartenstadtbau zwingt — soll sich bis dahin niemand so ansiedeln, auch wenn ihm Privatkapital dies Opfer bringt? Und ferner: braucht nicht die Bodenreform für ihre künftigen allgemeinen Gartenstädte der praktischen Erfahrung in der Ausführung? Natürlich weist die Bodenreformbewegung jenes nicht ab und begrüßt dieses. Um so bewillkommenswerter aber dünkt es ihr, wenn sie schon jetzt den wohlgeglückten Versuch einer Gartenstadtanlage — für Arbeiter! — auf bodenreformrechtlicher Grundlage ver-

Digitized by Google

zeichnen kann. Ihn schildert Berlepsch-Valendas in dem Heft: „Bodenpolitik und Wohnungsfürsorge einer deutschen Mittelstadt".* Er stellt darin die zielbewußte Bodenpolitik dar, die die Stadt Ulm unter der geschickten und großzügigen Leitung ihres Oberbürgermeisters von Wagner seit 1891 betreibt, die verschiedenen Versuche, das von der Stadt erworbene Gelände in sozialer Weise zu erschließen, und die — auch architektonisch — schönen Erfolge mit der ziemlich rasch als richtig erkannten gartenstädtischen Bebauungsweise. Wie dies im einzelnen, kann hier nicht ausgezogen werden. Aber einen Erfolg will ich nennen: Während die Sterblichkeit in den inneren Stadtbezirken durchschnittlich 17 von Tausend beträgt, ist sie in den Siedelungen „Untere Bleiche" auf $8^1/_2$, im „Kessel" und an der „Römerstraße" auf $5^1/_2$ vom Tausend gesunken. Und eine Hoffnung aussprechen: Möge dies Buch von Berlepsch-Valendas allen ästhetisch an der Wohnungsreform Interessierten zeigen, wie vortrefflich und zukunftssicher sie sich erst auf öffentlich-rechtlicher Grundlage ausführen läßt, und möge es allen, die aus sind auf praktische Gartenstadtschöpfung in der Gegenwart, anregen, immer wieder die Verwaltungsbehörden ihrer Stadt und ihres Staats auf den von Ulm vorgeschrittenen Weg hinzuweisen.

Karl Polenske

Von „Kulturkonservatismus"

ist in der letzten Zeit häufiger die Rede gewesen. Wir geben zunächst einer Zuschrift Dr. Adolf Grabowskys Raum:

„Ich möchte die Leser des Kunstwarts für eine Agitation interessieren, die ich seit einiger Zeit unternehme und die zu meiner Freude einen kaum erwarteten Erfolg gehabt hat. Es handelt sich um eine politische Agitation, aber um eine, die den Begriff „Politik" nicht gleichsetzt mit Parteiinteressen, Wahlmache und diplomatischen Finessen, sondern die jede Politik als Kulturpolitik betrachtet, also als Erweckung und Bewahrung aller wertvollen Kräfte des Lebens. Deshalb darf ich wohl gerade bei den Lesern des Kunstwarts, die ja mit solchen Gedankengängen seit langem vertraut sind, auf Verständnis rechnen.

Ich bin von dem Problem ausgegangen, das jedem, der sich das politische Getriebe in Deutschland etwas genauer anschaut, unbedingt auffallen muß: auf der einen Seite sehen wir heute eine wachsende Abneigung der Intelligenz gegen die Gleichmacherei und Verflachung der Demokratie, gegen das auf der Erde Liegen vor der Majestät der Masse, gegen die rohe Vergötterung der großen Zahl. Demgegenüber greift die Erkenntnis durch, daß es heute auf nichts mehr ankommt als darauf, den Glauben zu bewahren und zu verbreiten an die Führerschaft der Besten, an die Herrschaft einer wirklichen Aristokratie, sowie an den Wert und die Hoheit der überindividuellen Mächte, die uns geschaffen haben und die in uns lebendig sind. So flutet wieder eine konservative Strömung mitten hinein in die Gegenwart.

Aber — und das ist das Merkwürdige, das beinahe unheimlich Problematische — dennoch stürzen sich unsre Gebildeten nicht hinein in dies flutende Wasser, sie bleiben

Zu den Tagesereignissen

* In schöner Ausstattung bei L. Reinhardt, München 1910, 50 Seiten Großquart, mit vielen Plänen, Rissen, Abbildungen, Preis 2.50 M.

Digitized by Google

vielmehr ganz ruhig bei den demokratischen Rinnsalen, die sie im Grunde verabscheuen. Worin liegt die Lösung dieses Problems? — das habe ich mich wieder und wieder gefragt.

Sie liegt darin, daß der Konservatismus, der offizielle Konservatismus, es nicht verstanden hat, sich ganz auf den Boden der heutigen Kultur zu stellen. Gewiß hat er Anläufe dazu genommen, aber ostelbische Engherzigkeit und pfäffisches Muckertum haben immer aufs neue jedes frische Vorwärtsgehen verhindert. So ist der offizielle Konservatismus heute gar nicht mehr konservativ — denn konservativ sein heißt: den Besten folgen, und diese haben den weitesten Horizont —, sondern er ist reaktionär, ein Hemmnis für jeden gesunden Fortschritt. Der Gebildete, der im Innersten konservativ ist, kann doch unmöglich sich dem offiziellen Konservatismus verschreiben. So bleibt ihm gar nichts übrig, als mit der Demokratie mitzulaufen und die Presse der Demokratie zu lesen. Denn — was ja auch selbstverständlich ist — der reaktionär gewordene Konservatismus hat auch eine Presse, die in den gleichen Fußtapfen marschiert und deshalb für den gebildeten Menschen schlechtweg unlesbar ist.

Wie anders steht es um den Konservatismus in England, wo gerade der Gebildete ihm anhängt, während der Mucker und Doktrinär zu den Liberalen läuft. In England hat es der Konservatismus rechtzeitig verstanden, mit der Zeit zu gehen, und hat deshalb dem Lande einen patriotischen Dienst von unschätzbarem Wert geleistet. Unser Konservatismus ist unpatriotisch, weil er gegen die konservative Weltanschauung steht und sich deshalb die Intelligenz entfremdet hat.

So habe ich denn das Wort „Kulturkonservatismus“ geprägt und habe von der konservativen Partei einen Kulturkonservatismus gefordert, eine Verbrüderung der erhaltenden Tendenzen mit den fortschrittlichen, ein williges Aufnehmen alles Großen, was die Gegenwart schafft, sei es in Kunst, Wissenschaft, Literatur oder Ethik. Wird unser Konservatismus kulturkonservativ und wird er so gleichsam geimpft mit liberalen Elementen, so wird die Vereinigung der echten Konservativen und der echten Liberalen stattfinden und damit die große konservativ-liberale Partei entstehen, nach der wir alle uns sehnen. Denn Konservativ und Liberal sind nicht Feinde, sondern Geschwister, weil kein Liberaler ohne konservative, kein Konservativer ohne liberale Tendenzen denkbar ist. Liberal aber und demokratisch — das sind Gegensätze, denn gerade der Liberale muß als Individualist den stärksten Widerwillen gegen die Masse als Masse empfinden.

So werbe ich denn auch unter den Lesern des Kunstwarts für einen Kulturkonservatismus. Ich hoffe, daß recht viele mit mir annehmen werden, daß hierin die Zukunft Deutschlands beschlossen liegt.“

Die Bestrebungen, von denen Grabowsky hier spricht, sind wohl älter, als er meint, eine große konservative Zeitung beispielsweise hat schon vor Jahren an leitender Stelle geradezu „Kunstwartarbeit“ unter dieser Überschrift von den Konservativen gefordert. Wir begrüßen natürlich dankbar jede Bundesgenossenschaft, können uns aber unserseits nicht auf konservative und liberale Kreise *beschränken*, müssen vielmehr ebensogut innerhalb *aller* andern Parteien nach Wirkung suchen. Denn unsre Aufgaben betreffen in erster Reihe Kulturarbei-

Digitized by Google

ten, die nach unsrer Überzeugung ohne sachlichen Grund mit politischem Parteiwesen verquickt sind und aus ihm herausgelöst werden müssen. Es gibt Forderungen, die für „demokratisch“ ja für „sozialdemokratisch“ gelten, obgleich ihre Verwirklichung geradesogut im konservativen Interesse liegt, und Forderungen, die als konservativ, ja als reaktionär verschrien werden, obgleich auch die Demokraten und Sozialdemokraten sich ihnen anschließen könnten. Aufklärung *kann* da helfen. Um nur ein Beispiel zu nennen: der Kampf gegen den Schund in Wort und Bild galt noch vor kurzem als eine Parteisache derer zur Rechten, ist aber jetzt von den Denkenden *aller* Parteien aufgenommen worden. Daß die Rechte auch Forderungen der Linken angenommen hat, weiß gleichfalls jeder, er braucht ja nur an Bismarck zu denken. Dem Verwirklichen solcher nach unsrer Überzeugung *gemeinsamen* Aufgaben der Kultur gilt unsre besondre Arbeit. Übrigens hat sie dabei nicht etwa die Arroganz, sich für die allein nützliche zu halten.

Die Frau als Briefschreiberin

Mann und Weib

Vor kurzem fielen mir Briefe von Karoline Schlegel in die Hände, und ich las und las und ruhte nicht eher, als bis ich das letzte Wort dieser Frau, die „die Gewalt, das Herz im Mittelpunkt zu treffen, bis ans Ende bewahrte“, in mich aufgenommen hatte. Lebendig stand sie dann vor mir; ich vernahm ihre Worte, ja fast den Klang ihrer Stimme, mit dem sie den seelischen Ausdruck abtönte. Wo, fragte ich mich, wo hat sich je eine Frau vielseitiger im Sinne des Kunstwerks der Natur, das sie war, offenbart, als in ihren Briefen? Und mit einem Male erschien es mir als eine höchst wichtige Sache, Frauenbriefe zu lesen.

Wir hören heute so unendlich viel über Frauenart, wie sie sein oder nicht sein soll, auf wissenschaftliche und unwissenschaftliche Weise diskutieren: hier erschloß sich mir, wie bei einem echten Kunstwerk, durch unmittelbares Miterleben das innerste Wesen des Frauentums. Hier durfte ich jenes Unwägbare und Unmeßbare mitempfinden, das sich oft auch der feinsten Analyse entzieht: das Leben selbst in seiner Ganzheit. Frauenbriefe, das erschloß sich mir klarer und klarer, sind weit häufiger als die Briefe von Männern unbewußte künstlerische Selbstgestaltung, sind der unfehlbar sichere Ausdruck weiblicher Wesensart. Hier, wenn je, gilt das Wort Friedrich Schlegels: „Es ist als ob die Weiber alles mit eignen Händen machten und die Männer mit dem Handwerksgerät.“ Sobald dann die Mitteilung der Gedankenwelt an eine breitere Öffentlichkeit zu bewußtem Schaffen wird, erscheint sie vielfach tendenziös gefärbt oder lehrhaft. Man vergleiche die Bekenntnisromane der George Sand mit ihren wundervollen Briefen als Mutter, als Freundin, vornehmlich mit jenen an Gustave Flaubert gerichteten, in denen die von ihm als „ma chère maître“ Verehrte ein großzügiges künstlerisches Glaubensbekenntnis vom Werte des allseitigen Lebens ablegt. Das intuitive künstlerische Empfinden gewinnt in den Briefen Gestaltung; es steht oft viel höher als die später bewußt betätigte Produktionskraft.

Der große Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Art, Außendinge zu sehen und zu gestalten, das Interesse der Frau am Kleinen, Zunächstliegenden,

Digitized by Google

aber auch ihr warmes Empfinden für alles Persönliche, machen Frauenbriefe lebendiger, intimer und als Abbild des Augenblicklebens getreuer als Briefe von Männern. Und erscheinen sie auch darum hie und da kleinlicher, von einem allzu engen Milieu allzu abhängig, so wird dieser Mangel reichlich aufgewogen durch die feinere, freiere Beurteilung, die die Frau den Dingen gegenüber an den Tag legt, an denen sie nicht so unmittelbar beteiligt ist, wie der Mann. Briefe, die schon halb als Memoiren zu betrachten sind, bezeugen das übergenug. Und vergessen wir nicht, daß bei aller Treue im Kleinen der Frau das Lieben im Großen eignet, das volle, rückhaltlose Aufgehen in einem starken Empfinden, das sich nicht in kleiner Münze ausgibt, sondern in der freien, schönen Art derer, die reiche Güter zu verschenken haben.

Somit erscheint, von keiner bestimmten Absicht der Öffentlichkeit gegenüber geleitet, das weibliche Ich in Briefen als der glücklichste und sicherste Ausdruck seiner selbst und darum natürlich auch als der unmittelbarste Ausdruck des Empfindens, der Kultur seiner Zeit. Frauenbriefe geben uns weit mehr Offenbarungen noch als Frauenromane: einmal hinsichtlich des Sonderwertes der einzelnen Persönlichkeiten und sodann hinsichtlich ihrer gefühlmäßigen sowie geistigen Abhängigkeit von einer jeweiligen Kulturepoche. Sie haben individuellen und typischen Wert, und über alles an die Zeit Gebundene hinweg erschließen sie uns das Tiefste des Frauentums.

Je größer für uns der zeitliche Abstand wird, desto reiner rückt das ewig-Menschliche in den Vordergrund. In welchem Roman sprachen je Liebende leidenschaftlicher, glut- und schmerzdurchzitterter, als in den Briefen der Heloïse, wo inniger und geläuterter als in den „portugiesischen" Sonetten der Elizabeth Browning? Wo tritt neben der elegant weltmännisch plaudernden Edeldame rührender und besorgter die Mutter hervor als in den Briefen der Sévigné; wo naiv inniger aus einem köstlich warmen, in sich selbst ruhenden Frauentum heraus, als in den Briefen der Frau Rat? Beherrscht die Frau als Anregerin nicht in Frankreich die gesamte Aufklärungszeit? Und Karoline, Rahel, welche Anregerinnen! Zugleich aber auch welche Menschen! Und Bettina oder die Günderode, welche Künderinnen ihres Herzens und zugleich auch ihrer Zeit! Sie sind berufen, unvergänglich zu bleiben.

Vor Jahren, dessen entsinne ich mich genau, wurde dies alles sehr geschätzt und darum ans Licht gezogen; damals lautete die Parole für das zu befreiende und schon befreite Frauentum: höchster Individualismus! Geht in euch, ihr Frauen, hieß es, und entschleiert eure tiefste Wesensart; je unmittelbarer sie ans Licht tritt, desto überzeugender wird sich euer Reichtum zeigen, werden sich eure feinsten Differenzierungen und Fähigkeiten kund tun, vermöge welcher ihr einen Einschlag in die menschliche Kultur zu leisten berufen seid, der dem männlichen Wesen unmöglich ist. Ganz ausgezeichnete Schriften von Auslesefrauen weisen dann und wann auf diese hinter den Augenblicksforderungen und -kämpfen liegenden letzten oder höchsten Ziele gemeinsamer Kulturarbeit hin. Die Forderung des Tages aber lautet für den Durchschnitt der mit Recht für die soziale Arbeit rege gemachten

Digitized by Google

Frauen: Hingabe an die Allgemeinheit, objektive Erkenntnis der Bedingungen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, Mitarbeit an der Besserung dieser Bedingungen, Streben nach unpersönlichen oder, höher ausgedrückt, überpersönlichen Zielen. Man ist nüchterner, sachlicher geworden — zum Nachteil der schöpferischen Phantasie. Der Kampf zwischen Individualismus und Altruismus, der die Frau in den Tagen von Nietzsches lebendigstem Einfluß so herzzerreißend quälte, weil gerade sie diese zwei Seelen stark in ihrer Brust streiten fühlte, wird von vornherein erleichtert, indem man das Streben der weiblichen Jugend mehr und mehr im Sinne späterer Nutzbarmachung weiblicher Kräfte auf allen Gebieten des sozialen Lebens orientiert. Das ist gewiß an sich freudig zu begrüßen. „Jedes tüchtige Streben rettet sich von innen heraus auf die Welt", schrieb Malvida von Meysenbug einmal, und den Weg, den die liebende und erkennende Einzelpersönlichkeit früherer Tage nach allmähligem Reifen beschritt, will heute das ganze sehend gewordene Frauentum einschlagen. Aber, geht der Weg so stark wie früher von innen heraus, und sind wir nicht heute in bezug auf das tiefst Persönliche zu sehr ins Nivellieren geraten? Darüber muß vor allem einmal nachgedacht werden.

Karoline, Rahel hatten wochenlang ein Werk Goethes vor sich liegen; sie sogen gleichsam dessen vollen Gehalt in sich ein und teilten ihn dann aus der unmittelbaren Kraftfülle des dauernden Erlebnisses heraus ihren Freunden mit. Ist das nicht auch ein Arbeiten für die Allgemeinheit? Haben nicht jene Frauen auch hohe Werte geschaffen? Durch das, was sie als Persönlichkeiten waren und aus ihrem persönlichen Erleben schöpften?

Ich möchte nur ein wenig zum Innehalten, zum Atemholen mahnen. Wir wollen nicht in dem erfreulich lebhaften Verlangen, an der Kultur mitzuarbeiten, neue Werte zu schaffen, und in dem richtigen Erkennen dringendster Augenblicksforderungen das außer acht lassen, was bisher den Wert der Frau für die Kultur ausgemacht hat, und was ihren Ewigkeitswert bestimmt. Wir wollen manches Neue leisten und fördern, aber dabei nichts Gewesenes von tieferer Bedeutung aufgeben, nicht uns überhasten in unserm Streben und Tun und somit uns selbst verlieren. Wir müssen vor allem wieder Zeit zu gewinnen suchen, Zeit zu wärmerem persönlichen Verkehr — müssen über Ansichtspostkarte, Telephon und Schreibmaschine hinaus etwas pflegen, wozu wir Frauen bisher in hohem Grade befähigt waren: Anmutige anregende Geselligkeit, die den wahren Adel vertiefterer Kultur, durch Miterleben und Nachdenken gewonnene innere Vornehmheit und geistige Selbständigkeit bekundet. Der Salon ist heute schon etwas Sagenhaftes geworden. So sehr das zu bedauern ist, seine Wiederbelebung setzt einen zu großen Apparat voraus, als daß Wünsche hier allein entscheidend wären. Eine Reform unsrer Geselligkeit in geistigerem Sinne wäre immerhin auch bei bescheidenen Lebensverhältnissen oder gerade in diesen möglich, und es ist an dieser Stelle schon manches darüber gesagt worden. Zur Pflege des Briefschreibens jedoch bedarf es nur der Zeit; Zeit zu stiller Sammlung und ruhigem Versenken in

Digitized by Google

die Reichtümer des Lebens und der Seelen. Daraus erwächst dann jenes schöne Geben und Nehmen, das sich nicht sofort in praktische Ergebnisse umsetzen läßt, aber für die innere Kultur einen unschätzbaren Wert hat, weil es wärmender Sonne gleich in organischer Entwicklung das Sein zum Reifen bringt.

Was aber wäre alles Tun, wenn kein Sein dahinter stände! Einen vollen Widerhall unsres Seins zu geben, das lehren uns die Briefe von Frauen, die die Kulturgeschichte als Liebende, Mütter, Freundinnen und Anregerinnen kannte und kennen wird. Sie lehren uns schöpferisch zu sein aus innersten Quellen heraus und unmittelbar jene Werte zu schenken, die wir allein als Frauen zu schenken befähigt sind. Wenn auch nicht ihnen allen die Gewalt gegeben ist, „das Herz im Mittelpunkt zu treffen", wie Karoline: warm von Herz zu Herzen sprechen, das, meine ich, können wir alle, sobald wir tiefer ins Leben, in Menschenseelen geschaut haben.

Anna Brunnemann

Bildung und Schule

Körperpflege

Deutsche Boxerkunst?

Daß das Boxen eine Pöbelsache sei, die wir Deutschen uns so weit wie möglich vom Leib halten wollen, darüber waren, soviel ich mich erinnern kann, noch vor ein paar Jahren alle deutschen Sportleute einig. Ich habe auch seither noch keinen Aufsatz gelesen, in dem ein deutsches Blatt geradezu für seine Einführung gesprochen hätte, soviel ich weiß, tat dies auch noch kein deutsches Sportblatt. Aber die Niggerboxerei in Amerika hat die aktuelle sensationelle skandalelle Presse auch in Deutschland benutzt, um ihre Schmocks sich zugleich begeistern und entrüsten zu lassen, das Reportern über „Boxkunst" fing damit an, und Autotypien und Films sorgten für Ergänzung. Jetzt sind wir bereits so weit, daß auch gute deutsche Sportblätter über die Kunst des Rippenbrechens, Hautzerbläuens und Nasenzerquetschens illustrierte Berichte bringen und somit das Boxen durch Aufnahme in ihre Spalten als Sport anerkennen. Sie werden wohl müssen, Plebs wird es wollen und Plebs hat möglicherweise auch in ihren Leserkreisen wenn nicht die Mehrheit, so doch eine Minderheit, die so lange Macht spielen kann, wie die Mehrheit nichts dagegen tut. Daß sie das nicht auf die Dauer dulde, das befürworten wir. Man sollte den anständigen Sportblättern erleichtern, die Herren Boxer draußen zu lassen. Oder sie kommen, wie jetzt in effigie nach kurzem in persona zum Reich. Dann aber könnten wir die Grenzen auch gleich für Hahnenkämpfe, Stiergefechte und andre Blüten fremder Zivilisationen mitöffnen; es ginge in einem hin.

Die Wandlung des Lehrerideals

Neue Bildungsideale ändern gleichzeitig die Ansichten über die vollkommene Lehrerpersönlichkeit. Wo innerhalb der Erziehung neue Forderungen auftreten, wo neue Anschauungen sich durchringen, da modeln sie am Ende immer auch das bis dahin geltende Lehrerideal um; denn jede pädagogische Tätigkeit ist eine Wirkung von Mensch zu Mensch und erfährt wesentliche Änderungen, Ergänzungen oder Erweiterungen in Wahrheit immer nur da, wo der Erzieher oder der Lehrer sich selber ändert, sein Wissen oder sein Können ergänzt oder erweitert, je nachdem das die neuen Ideen von ihm verlangen.

Digitized by Google

Daß unser Bildungsideal in den letzten zwanzig Jahren eine Umwälzung erfahren hat, wird niemand leugnen, der die mannigfachen Bewegungen während der letzten zwei Jahrzehnte aufmerksam beobachtet hat. Dem Intellektualismus der alten Schule folgte die gewaltige voluntaristische Strömung mit ihren Schlagworten, die sich gleich erregten Springfluten drängten und überstürzten. Künstlerische Erziehung, Pädagogik der Tat, Arbeitsschule, Persönlichkeitspädagogik, produktive Arbeit, schaffendes Lernen, sexuelle Aufklärung, staatsbürgerliche Erziehung, Arbeitsgemeinschaft und wie die programmatischen Forderungen sonst noch heißen mochten: sie alle zielten nicht nur auf eine Änderung der Erziehungsmittel und Bildungsmethoden hin, sondern gleichzeitig auch auf eine Wandlung der Erzieherpersönlichkeit, auf eine Neugestaltung des Lehrerideals.

Es ist nicht leicht, all die verschiedenartigen neuen Anforderungen, insofern sie sich auf den Lehrer selbst sammeln, zusammenfassend und einheitlich zu kennzeichnen. Dennoch möchte ich versuchen, das alte wie das neue Lehrerideal sowohl in seinen Ursachen wie in seinen Erscheinungsweisen kurz zu beschreiben.

Vor Beginn der neuen Bewegung verlegte man in unsern Bildungsanstalten das Hauptgewicht aller Unterrichtstätigkeit auf die Vermittlung von Forschungs*ergebnissen*. Was die Wissenschaft im Laufe der Jahrhunderte gefunden hatte, was sie als sicheres Ergebnis der Pädagogik überreichen konnte, das wurde in den Schulen an die Lernenden weitergegeben. Man vermittelte allerdings nach Grundsätzen, die der Psychologie entnommen wurden, nach irgendeiner methodischen Stufentheorie; aber was vermittelt wurde, der eigentliche Unterrichtsstoff, das waren im wesentlichen wissenschaftliche Resultate, wissenschaftliche Systeme, also Fertiges, in sich Geschlossenes.

Das Verhalten des lernenden Schülers war weniger aktiv als passiv gefärbt. In Tätigkeit kamen eigentlich nur die rezeptive, die aufnehmende Kraft und das Gedächtnis, dem die Arbeit zufiel, das Aufgenommene zu behalten. Denn darauf kam es vor allem an, jene Ergebnisse richtig zu erfassen und zu merken, um sie bei der Prüfung bereit zu haben. Einerlei, ob die Sache mundete! Wer versagte, galt als minderwertiger Schüler und blieb zurück.

Es war bei diesem Betrieb ganz natürlich, daß vor allem der Intellekt in Anspruch genommen wurde, daß andre Kräfte, daß Phantasie und Gemüt mehr oder minder ausgeschaltet blieben. Es war ferner nur folgerecht gehandelt, wenn man sich mehr mit Worten, mit Sprechen und Hören, und weniger mit schaubarem und greifbarem Material zu tun machte.

Und es war fernerhin nur folgerichtig gewertet, wenn man den Lehrer nach seinen wissenschaftlichen Qualitäten einschätzte: den Fachlehrer an den höheren Schulen nach seinem Spezialistentum, den Klassenlehrer an den Volksschulen nach seiner elementarwissenschaftlichen Vielseitigkeit. Alle Examinatoren erkundigten sich bei den Lehramtsprüfungen in erster Reihe, ja fast ausschließlich nach den gedächtnismäßig erarbeiteten wissenschaftlichen Resultaten und zensierten den künftigen Pädagogen auch dementsprechend.

So wurde der Lehrer im Laufe der Zeit der Typus des „theoretischen Menschen“. Die Witzblätter

Digitized by Google

bemächtigten sich seiner hervorstechenden Merkmale in ihren Karikaturen und die modernen Bildungsromane unterzogen ihn einer vernichtenden Kritik. Auch in den eignen Reihen fehlte es nicht an leidenschaftlichen Gegnern dieser Pädagogenart. Ich erinnere an Nietzsches „unzeitgemäße Betrachtung" „Wir Philologen". Ein „Sammelsurium von verschrobenen Köpfen" nennt er die eignen Kollegen — „naturhistorische Sprachmikroskopiker". Sie, die in die griechische Kultur einführen sollen, erscheinen ihm in allem als das Gegenteil der Hellenen, als „Schwätzer und Tändler", als „häßliche Scheuchen, Stammler, schmutzige Pedanten, Wortklauber und Nachteulen, unfähig zur Symbolik, Staatssklaven mit Inbrunst, verzwickte Christen und Philister". Ähnlich ergeht es dem Philosophen der Hochschule. Der „Philosoph von Staats wegen" ist nach Nietzsches Urteil ein Hinderungsgrund für den echten „Philosophen von Natur".

Statt Forschungsergebnisse auf irgendeine Weise mitteilen und merken zu lassen, strebt nun die neue Schule darnach: die Schüler zur Selbsttätigkeit, zur freudigen Mitarbeit, zum Schaffen aus innern Antrieben heraus, in gewissem Sinne: zum Schöpferischen zu erziehen. Darum gibt sie nicht Ergebnisse, sondern stellt *Probleme*. Sie überläßt es dabei — so weit dies möglich ist — den Schülern, den Lernenden, den Bildungs*weg*, die Arbeit des Forschers, neuerdings zu entdecken und frisch zu beschreiten. Es ist nur eine Folgerung aus dieser neuen Arbeitsweise, wenn man die *Persönlichkeit des Schülers* mehr als bisher beachtet, wenn man dem Einzelnen mehr Freiheit gewährt. Schablone und Drill werden zurückgedrängt. Die Ursprünglichkeit erzieherischer Maßnahmen erfährt eine höhere Wertung. Die Methode wird gewissermaßen mehr impressionalistisch; sie rechnet mit augenblicklichen Eingebungen, mit der Einzigart der Persönlichkeit und mit unvorhergesehenen Zwischenfällen.

Bei der Übertragung solcher Gedanken in die Praxis mußte man jedoch die Erfahrung machen, daß es im Grunde genommen doch immer nur der Lehrer ist, der Ziele steckt und Wege findet, und daß die Produktivität und die Originalität der Schüler, wo sie auf sich allein angewiesen sind, versagen, daß durch die Einsicht ins eigne Unvermögen das Selbstvertrauen eher geschwächt als gestärkt wird. Man erkannte, daß es letzten Endes immer wieder auf den Lehrer ankommt auch dort, wo den Schülern größtmögliche Freiheit und Spielraum für die Entwicklung der persönlichen Eigenart gewährt werden soll.

Zwar bleibt die Forderung bestehen, den Schüler zur Selbsttätigkeit und zur Selbständigkeit zu erziehen; aber das methodische Verhalten erfährt seine Korrektur. Nicht fertige Kenntnisse sollen mitgeteilt, sondern Probleme sollen gesucht und bewältigt werden *durch den Schüler unter der Führung des Lehrers*. Es hat sich gezeigt, daß dies nur da geschehen kann, wo der Lehrer *vorlebt*, was er in seinen Schülern als Leben wecken und pflegen möchte.

Vorleben aber kann der Lehrer nur, indem er *sich selbst* in nie rastendem Vervollkommnungsstreben seinem Menschheitsideal nähert, indem er zeitlebens ein Werdender bleibt, oder indem er *die gestaltende Kraft*, die ihm innewohnt, an den *Stoffen* erprobt, welche er seinen Schülern lebensvoll vor die Seele führen soll. Die neue

Digitized by Google

Schule verlangt darum keine ausgesprochenen Wissenschaftler mehr, sie fordert Gestalter. Die Forderung ist eigentlich nicht neu. Schon Friedrich August Wolf verlangte diese Gestaltung der Lehrerpersönlichkeit; schon Herbart betonte, daß „abwesende, historische, poetische Personen" „Leben von dem Leben des Lehrers" erhalten müßten. Was an ethischen Tugenden, an Fleiß und Pflichttreue, an Ordnungsliebe, was an Wissen und Können, an Schönheitsfreude von den Schülern gefordert wird, das lebe ihnen der Lehrer vor in seiner eignen Person. Was er ihnen vermitteln soll, das bringe er nicht als trockene Abstraktion, als leere Zahl, sondern in der Form des Lebens, in künstlerischer Gestaltung.

Die neue Forderung entbindet den Lehrer nicht von der Pflicht, wissenschaftlich zu arbeiten, wissenschaftliches Material zu sammeln; aber sie erblickt in dieser Arbeit nur die Vorbedingung für die eigentlich pädagogische Leistung. Wer den Stoff lebensvoll durchdringen und formen will, der muß ihn zunächst kennen — gründlich, nicht nur obenhin. Ein rechter Lehrer muß über den Stoffen stehen, die er vermitteln soll; er muß mit ihnen spielen können wie der schaffende Künstler. Ohne tiefergehendes, ins einzelne dringendes Wissen ist lebendige Gestaltung unmöglich. Der Lehrer darf niemals bei der logischen Beherrschung stehenbleiben; er darf nicht im Materiellen, im Stofflichen, ertrinken. Er muß sich durchringen zur lebensvollen Formung. Denn was die Schüler im Innersten packen, was sie zum individuellen Ausdruck anregen soll, das muß ihnen selbst als Leben — als Wirklichkeit oder als künstlerisch gestaltetes Leben — nahegebracht worden sein. Die neue Forderung verlangt von dem Lehrer der Zukunft — ich gebrauche ein Wort Nietzsches, da es den Kern der Sache trifft — „plastische Kraft".

Soll dieser neue Lehrertyp zum herrschenden werden, so müssen die Lehramtsprüfungen der Zukunft ihr Augenmerk nicht in erster Linie auf die Summe des aufgespeicherten Wissens, sondern auf den ganzen Menschen, auf seine eigentliche Persönlichkeitsqualität, und auf das Talent richten, das den Pädagogen befähigt, Gewußtes und Gemerktes in Leben, in Gefühltes und Geschautes, umzusetzen. Und weiterhin wird es sich bei Beurteilung des künftigen Lehrers darum handeln, inwiefern es ihm möglich ist, dieses Wissen und Können in den Dienst des Kindes zu stellen; denn das unterscheidet die Tätigkeit des Lehrers grundsätzlich von der des gelehrten Forschers wie von der des freien Künstlers, daß der Pädagoge sein gereiftes Innenleben ins Kindliche, ins Keimhafte und Werdende eintauchen, daß er gewissermaßen selbst wieder zum Kinde werden muß, wo immer er ein inneres Wachsen und Entwickeln vorleben soll.

Das sind nun allerdings Eigenschaften oder Begabungen, die schon in ihrer Einzelheit selten, noch seltener in ihrer harmonischen Verbindung gefunden werden. Man wird es verstehen, wenn Nietzsche meint, die geringe Qualität der heutigen Lehrer sei durch ihre große Quantität bedingt. Dabei denkt er noch gar nicht an die Masse der Volksschullehrer, sondern nur an die weit geringere Zahl der an höheren Schulen tätigen Philologen. In dieser Äußerung ist zugleich auf das Problematische des neuen Lehrerideales hingewiesen. Ist es denn überhaupt möglich, die große

Digitized by Google

Zahl von Kräften zu gewinnen, die nötig wären, das neue Lehrerideal überall zu verwirklichen?

Diese Frage hängt innig zusammen mit der wirtschaftlichen und sozialen Stellung des Lehrerstandes. Ich glaube, daß selbst da, wo diese Grundlagen in idealer Weise geschaffen sind, die stolze Forderung hinsichtlich der Lehrerqualität immer nur annähernd erfüllt werden kann. Wie das ja bei allen Idealen zu sein pflegt — auch bei denen, die uns trotzdem vorwärts bringen.

Ernst Weber

In Sachen des lateinischen Extemporales

sind allerhand Zuschriften an uns gekommen, zustimmende und gegnerische. Wir möchten für heute nur bitten, sich in dieser Sache noch etwas zu gedulden, da der Freseſche Aufsatz selbst durch ein Versehen nicht ganz richtig abgedruckt worden ist.

Unter uns

Zu den Michelangelo-Mappen des Kunstwarts

Mit den Michelangelo-Mappen greift die Arbeit des Kunstwarts nach einer neuen Aufgabe und nach einer recht wichtigen. Unsre bisherigen Künstlermappen waren der germanischen Kunst oder doch, wie bei Millet und Meunier, einer Kunst mit starkem germanischem Einschlag gewidmet, weil wir uns eine natürliche Kunstpflege nicht anders vorstellen können, als daß sie daheim beginnt. Nun schreiten wir weiter. Das Bild drängt sich auf: „Die höchsten Gipfel ragen nicht in jedem Land“, aber treffender noch wäre das von einem heiligen Berge der Kunst, wie er nur in Traumland steht, während die Höchstleistungen der Kunst doch wirklich sind: mit einem Menschheitsparnaß, auf den die Größten gelangt sind, gleichviel, von welchem Volkstum her ihre Wege stiegen. Man kann ohne Homer, Dante, Shakespere, Goethe, Bach, Beethoven und Michelangelo in Frieden leben. Nur: wer ihnen nicht nahe kommt, muß auf die weitesten Fernblicke zum Rande der Ewigkeit hin verzichten, die Künstlermenschen erreicht haben. Sie verlangen schon ihrerseits zu viel, als daß jeder zu ihnen kommen könnte. Aber den Segen der höchsten Menschenbildung genießt allein, wer's kann, und so sollten wir, meine ich, dafür sorgen, daß der Weg zu den Gipfeln so vielen wie möglich erleichtert werde.

Geschieht das?

Wem die Augen für bildende Kunst erschlossen sind, dem bedeutet das Phänomen Michelangelo das größte Erlebnis, das sie ihm schenken kann. Wenn aber der Einfluß dieses Geistes auf seine Zeitgenossen so unmittelbar wie der eines Erdbebens war, wir Menschen von heute müssen dieses Erlebnis erwerben. Vom Erleben spreche ich, nicht vom „Verstehen“, man kann alle Tatsachen und Zusammenhänge in Michelangelos Schaffen kennen und kunstgeschichtlich begreifen, ohne das Erleben dieser Seele auch nur in leisen Schwingungen in sich nachzittern zu fühlen. Nur wer das tut, und nur in dem Maße, wie's einer tut, nimmt er an den Kräften teil, die solche Werke gestaltet haben. Aber bis auf den heutigen Tag hat noch kein Volk der Welt auch nur eine Sammlung von Reproduktionen nach Michelangelo, die zu einem erschwinglichen Preise den Gebildeten ein

Digitized by Google

Sich-Einleben in seine Kunst ermöglichte. Mit dem Streben nach Vollzähligkeit ist da nichts getan, das mag dem Kunstgelehrten dienen, der eines Gestaltenden Werk illustriert und katalogisiert haben will, gleichviel, ob dabei die tausend Bildchen Wichtiges und Unwichtiges mechanisch gleich geben müssen. Aber auch mit einer kleinen Auslese ist wenig geholfen bei diesem Reichsten der Reichen, bei dem erst die Fülle der Ausströmungen das Wesen der waltenden Kräfte recht fühlen läßt. Kleine Bilderfolgen nach Michelangelo sind als Notbehelfe besser als nichts. Aber unsre Kultur braucht darüber hinaus wenigstens über den Bildhauer und den Maler Michelangelo ein umfassendes Werk, das bewußt alle wissenschaftlichen Absichten beiseite läßt, um sich auf die eine Aufgabe zu sammeln: dem künstlerischen Genuß am Schaffen Michelangelos zu dienen, das heißt: dem Nacherleben seines schöpferischen Ichs.

Ob wir diese besondere Aufgabe lösen konnten, das werden die Betrachter und die Leser beantworten, wenn diese Mappen abgeschlossen sind. Da ein umfassendes Michelangelo-Werk unsrer Auffassung nach zum Standbesitz aller Gebildeten gehören sollte, nicht nur zu dem der Reichen, mußte der Preis so niedrig sein, wie das ohne Verlust an der Güte nur irgend anging, und mußte außerdem noch eine Zerlegung in Teile ein Erwerben nach und nach erleichtern. Diese Teile mußten selbständig sein, eine allgemeinste Charakteristik Michelangelos glaubten wir deshalb vorläufig neben dem Sondertext einem jeden von ihnen beifügen zu müssen, doch behalten wir uns eine Neuordnung des Textes nach dem Erscheinen des Ganzen vor. Eben erschienen sind diese drei Mappen:

Die Hauptbilder der Sixtinadecke, Preis 5 M., Die Propheten und Sibyllen, Preis 4 M., Das Jüngste Gericht, Preis 4 M.

Folgen werden Mappen, welche gewidmet sind: den Jünglingsgestalten (den sogenannten Atlanten), den sogenannten „Nebenbildern" der Decke, den Tafelbildern, den Handzeichnungen, den Bildhauerwerken.

Und nun erbitten wir für dieses Unternehmen die Unterstützung unsres Volks!

Zwölf neue Schatzgräber-Heftchen

haben sich gerade noch vor Weihnachten eingestellt, um bei Bescherungen „eingestreut" zu werden. Sie stellen eine sehr bunte Reihe dar, neben Neuem steht wieder Altes und Altestes, Gaben an die Kinder, wie die Kinderreime mit Bildern, die Rübezahl-Legenden, Andersens Schneekönigin, Volkssagen wechseln mit gediegener Kost für die reifere Jugend und Erwachsene. Riehls Aufsatz vom Wandern wird den Jüngern der neuerweckten Wanderkunst willkommen sein, ein Kapitel aus der Lebensbeschreibung des Arbeiters Fischer erzählt ein Buch Zeitleben, ein Hans Sachs-Bändchen mit Bildern versetzt ins 16. Jahrhundert. Neben erlauchten Namen wie Tolstoi erklingen halbverschollene wie der des Schlachtenmalers und lebendigen Erzählers Horschelt. Gute neuere Volksdichtung bringen die Söhle- und Supperbändchen. Diese Schatzgräberheftchen kosten je nach Stärke 10 bis 40 Pfennige. Der Dürerbund bittet, auch seinen „Gesundbrunnen"-Volkskalender unter recht viele Weihnachtstische mitzulegen, daß er sich dazu eignet, be-

Digitized by Google

weist außer dem reichen Lob, das ihm gespendet wird, das außerordentlich starke Wachsen der Nachfrage.

Vierzigtausend „Balladenbücher"

sind jetzt vom Kunstwart ausgegeben.

So weit wären wir also in unsrer, bekanntlich so außerordentlich nüchternen Zeit, die sich, bekanntlich, um nichts weiter kümmert, als Dreadnoughts, Luftschiffe, Unterseeboote, Fernlenkboote, Heilseren, Flugapparate, Funkentelegraphen, Röntgenstrahlen, Radiumwirkungen und so fort. Um nichts weiter? Wie ist es töricht, das Wort von der „nüchternen" Zeit! Hat irgendeines Schwärmers Kopf denn schon „romantischere" Dinge ausgeheckt, als diese realen? Vielleicht, daß sie denen zu Nüchternheiten werden, die sich beruflich damit beschäftigen, den andern bieten sie alle Tummelplätze „romantischer", nein: schlechtweg poetischer Gefühle, ob der Tummler selbst das auch gar nicht ahne. Tummel- und Übungsplätze. Kein Wunder, daß die Schwachen unter diesen „nüchternen" Zeitgenossen dann nebenbei noch allen möglichen Hokuspokus, bis zu Geisterbeschwörungen, betreiben. Die stärkeren sind sich dessen bewußt, daß als Poesie zu pflegen sei, was seinem Wesen nach poetisch ist. Und finden auch in den alten Balladen dasselbe Ewige, dessen zeitliche Boten gepanzert oder geflügelt, riesenhaft dräuend oder zwergenhaft verschmitzt, allen als mächtiges Gesicht oder allen unfindbar an Winzigkeit durch unsre Gegenwart schreiten oder geistern. Nein, ich wundere mich über das vierzigste Tausend des Balladenbuchs nicht mehr.

Das „Hausbuch deutscher Lyrik" ist mittlerweile beim 90., das zuletzt erschienene „Fröhliche Buch" beim 30. Tausend angekommen. A

Neue Schattenrisse für Groß und Klein

Zwei Schattenrißwerkchen kommen vom Kunstwart hoffentlich gerade noch vor dem Fest in die Buchhandlungen gelaufen. Eines für Erwachsene allein: Gertrud Stamms „Schattenleben" (2 M.), und eines für Große und Kleine: Karl Fröhlichs „Schatten-Liliput" (1 M.), letzteres auch mit Kinderversen, beide mit Prosa-Begleitworten von Avenarius. Wir glauben, die beiden Sachen werden unsern Freunden Freude machen und verweisen hinsichtlich der beiden Künstler für heute nur auf den Kunstwartaufsatz im 1. Oktoberhefte.

Lebende Worte

Von der menschlichen Sehnsucht

Der natürliche, nur im wahren Falle der Not aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden und ewig Dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen, nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise und allein durch die sterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem Ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise. J. G. Fichte

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Die Bilder, die wir diesem Festhefte mitgeben, sind Michelangelo gewidmet. Sie sind Verkleinerungen nach der ersten unsrer eben erschienenen drei Michelangelo-Mappen. Die Köpfe sind dort in mehr als doppelter Größe, nämlich unter höchster Ausnutzung des vollen Meisterbilderformates wiedergegeben; wen die Wirkung schon dieser Kunstwartblätter im Vergleich mit den üblichen Bildern nach Michelangelo überrascht, der weiß, was wir mit dem noch größeren Formate beabsichtigen. Wir bitten ferner, den Kopf der gelagerten Eva und des verjagten Adam auf dem Bilde des Sündenfalls, das wir sogar zweiseitig bringen, mit den Einzelköpfen Evas und Adams zu vergleichen — um selbst zu prüfen, ob der noch heutigestags erhobene Widerspruch einiger „Kenner" gegen alles Herausheben und Großgeben von „Details" unter allen Umständen Berechtigung hat. Geben die Einzelköpfe ein Mehr an echtem Kunstgenuß oder tun sie's nicht? Drittens: wir bitten den einzeln gedruckten Kopf der Eva mit den andern Köpfen zu vergleichen, um zu sehn, welche Fortschritte durch andre Atzart, andre Farben und andres Papier die Reproduktionstechnik in den letzten Jahren gemacht hat. Das Eva-Bild und das Doppelblatt vom „Sündenfall" sind vor rund fünf Jahren hergestellt, die übrigen mit der jetzt bei den Kunstwartmappen üblichen Technik. Durch die von uns eingeführten Maschinengravüren dürfte freilich auch diese wieder übertroffen werden, für bestimmte Aufgaben wird sie's schon. — Der Sündenfall. Links Eva in so sinnlicher Weibesschönheit, wie sie Michelangelo kein zweites Mal gebildet hat, im Leibe wie in dem vielfältig sprechenden Gesicht, das doch einen eben noch merklichen Zug zum Gemeinen hin hat: Königin der Sinne und des Herrschertums durch ihre Schönheit bewußt. Hastig reicht ihr der Schlangenweibteufel die Frucht vom Feigenbaum, bewußt der Sünde nimmt sie sie. Derb tappt der Mann hinterdrein. Wie der Donner zum Blitz ist neben der Verführerin der verjagende Engel da, wie zwei Blitze schlagen durch die Arme die Linien von den Schuldigen zur Linken zu den Gestraften nach rechts. Und jäh sind die Gesichter und die Körper gemeiner geworden: ein Mann, ein Weib, jedes in seiner Art, wie wir sie noch heute sehen. Sie treten, männlich der Mann, weibisch das Weib, die lange Wanderung ihres Geschlechtes durchs Elend an. Man vergleiche den Kopf des schuldlosen Adam aus der Erschaffung, den wir diesem Hefte vorsetzen, mit dem des vertriebenen Adam auf dem ihn größer wiedergebenden Blatt, und man wird die ungeheure Gewalt Michelangelesker Charakteristik unmittelbar empfinden.

Um die Wichtigkeit einer ausreichenden Größe für Reproduktionen nach diesem Monumentalen noch an einem andern Beispiel empfinden zu lassen, verkleinern wir eines der Schöpfungsbilder auf das Kunstwartformat, und fügen ihm aus zwei anderen allein die Häupter Gottvaters — wenn auch kaum halb so groß, wie in der Mappe — bei. A

Wir bringen in unsrer Notenbeilage den Anfang der fünften Symphonie Anton Bruckners, einerseits, um unsern Aufsatz über Bruckner mit einer Musikprobe zu illustrieren, anderseits, um die Musikfreunde auf die sehr brauchbaren zwei- und vierhändigen Klavierauszüge aufmerksam zu machen, die in der Wiener Universaledition vorliegen

Digitized by Google

und das Eindringen in die Brucknersche Symphonienwelt jedem Pianisten ermöglichen. Der fünften Symphonie in B-dur, komponiert 1877, geht eine Adagioeinleitung voraus. Nach feierlichen Pizzikatogängen der Bässe führen choralmäßige Klänge. Als ein leidenschaftlicher, stürmischer Eindringling fährt ein heftiges Unisono fanfarenartig in die Weihe drein, ein mächtiger, ernster Bläserchoral stellt die erhabene Stimmung wieder her. Ein zweites Motiv, von den Klarinetten intoniert, beginnt sich zu entwickeln, bis auch ihm der Bläserchoral abermals Schweigen gebietet. Und nun beginnt im strahlenden Glanze des Tutti das gewaltige herabwuchtende erste Thema . . . . . B

An unsre Leser

Liebe Weihnacht 1911, besonders schön bist du für Deutsche nicht! Wir mögen rechts oder links stehn, in letzter Zeit haben wir's bitterlich empfunden, daß wir als Volk nicht mehr, wo wir standen, stehn. Nach einem Jahrzehnt wie prangender Militär- und Zivilparaden, wie schmetternder Selbstbewußtseinstiraden, wie üppiger Zivilisationsräusche auf allen sogenannten Kulturgebieten! Ist es nun bloß der verwerfliche flache Optimismus, der unsereinem den Kopf oben läßt, während man nach tausend Weiser Meinung viel richtiger täte, ihn hängen zu lassen? Es ist Völkern geschehen, daß sie erst durch eine Niederlage im Krieg zur Gesundung kamen. Ich für mein Teil werde die Frage nicht los: sollte dieses politische Schliffbacken seit soundso lange vielleicht auf uns Deutsche wie eine mildere Form weltobrigkeitlicher Zurechtweisung wirken? Unmetaphysisch ausgedrückt: erkennen wir vielleicht an den Ergebnissen, daß wir nicht länger tausend Rücksichten für wichtiger halten dürfen, als die entschlossene Kräftigung der Nation von innen heraus, als die Organisation auch ihrer geistigen Kräfte ohne irgendwelcherlei Sentimentalität allein darauf hin, daß alles Brauchbare benutzt werde? Wieviel verfeuerwerkern wir noch, wo wir Wärme brauchten, und wieviel verheizen wir noch in innern Reibungen, gleich der schlechten Lampen, wo wir Licht brauchten! Weg mit unsern eignen alten Hemmungen und dazu mit dem, was wir 1870 von grande-nation-Wesen herübergenommen haben — innere Organisation unsrer nationalen Kraft, und sie verzehnfacht sich.

Mag solche Auffassung irrig sein oder nicht, es scheint, sie wird von manchem geteilt, sonst wäre uns kaum erklärlich, was ich erwähnen darf, weil jeder die Symptome in seiner Nähe am besten sieht: das ganz auffällige Wachsen unsrer Leserzahl gerade jetzt. In dieser Zeit der schärfsten Parteikämpfe bei einem Blatt, das außerhalb aller Parteien steht und doch die Dinge, um die sie kämpfen, von seinen Erörterungen nicht abweist. Wir haben uns auf diesem Gebiete nie als Führer, immer nur als Sucher gefühlt und gegeben, wir können auch heute nur versprechen, daß wir nicht im Gegensatz zu irgendwelchem Parteileben, aber außerhalb seiner weiter suchen und weiter arbeiten wollen. A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber – Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München – In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/5

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

MICHELANGELO (ADAM NACH DER SÜNDE)

VERKLEINERUNG NACH DEN MICHELANGELO-MAPPEN

Digitized by Google

Digitized by Google

MICHELANGELO

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

MICHELANGELO

KW

Digitized by Google

Digitized by Google

MICHELANGELO

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

MICHELANGELO

VERKLEINERUNG NACH DEN MICHELANGELO-MAPPEN

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

MICHELANGELO

VERKLEINERUNG NACH DEN MICHELANGELO-MAPPEN

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

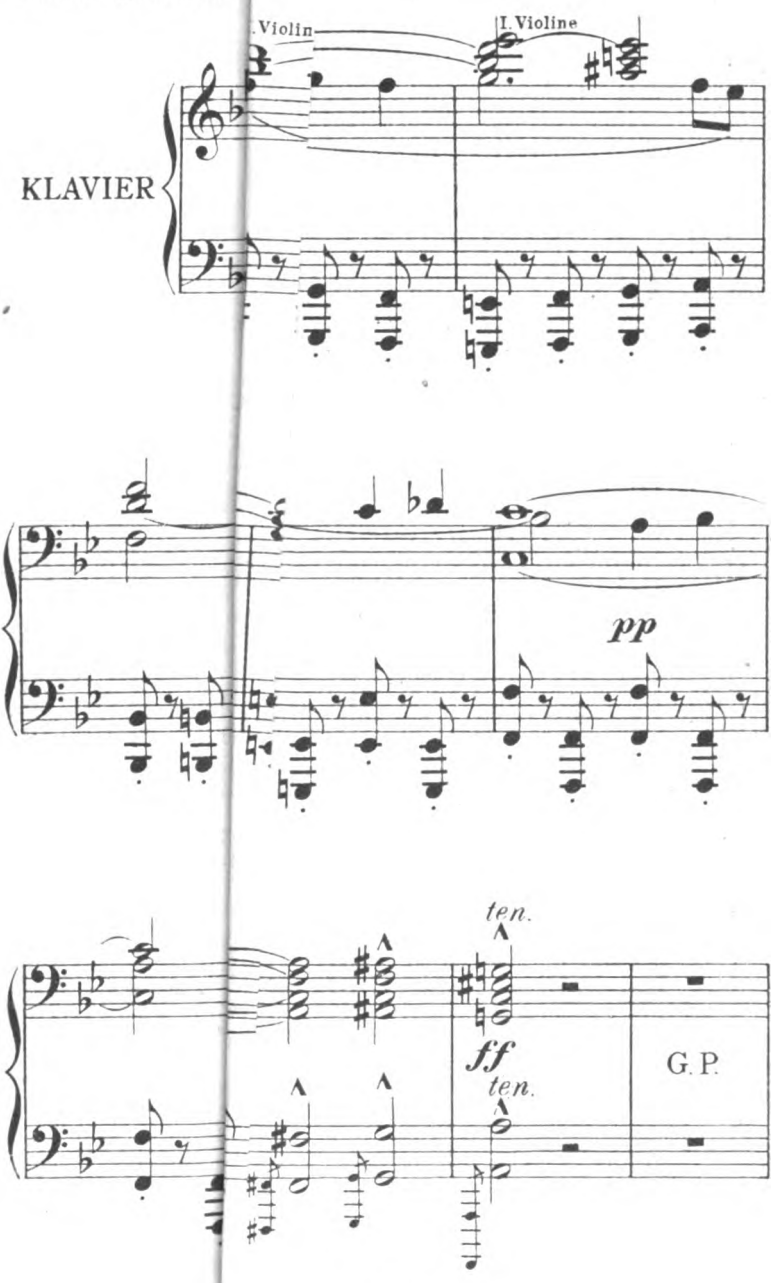
Digitized by Google

BEIL RUCH

V. SYMPHONIE (B-dur)
I. SATZ

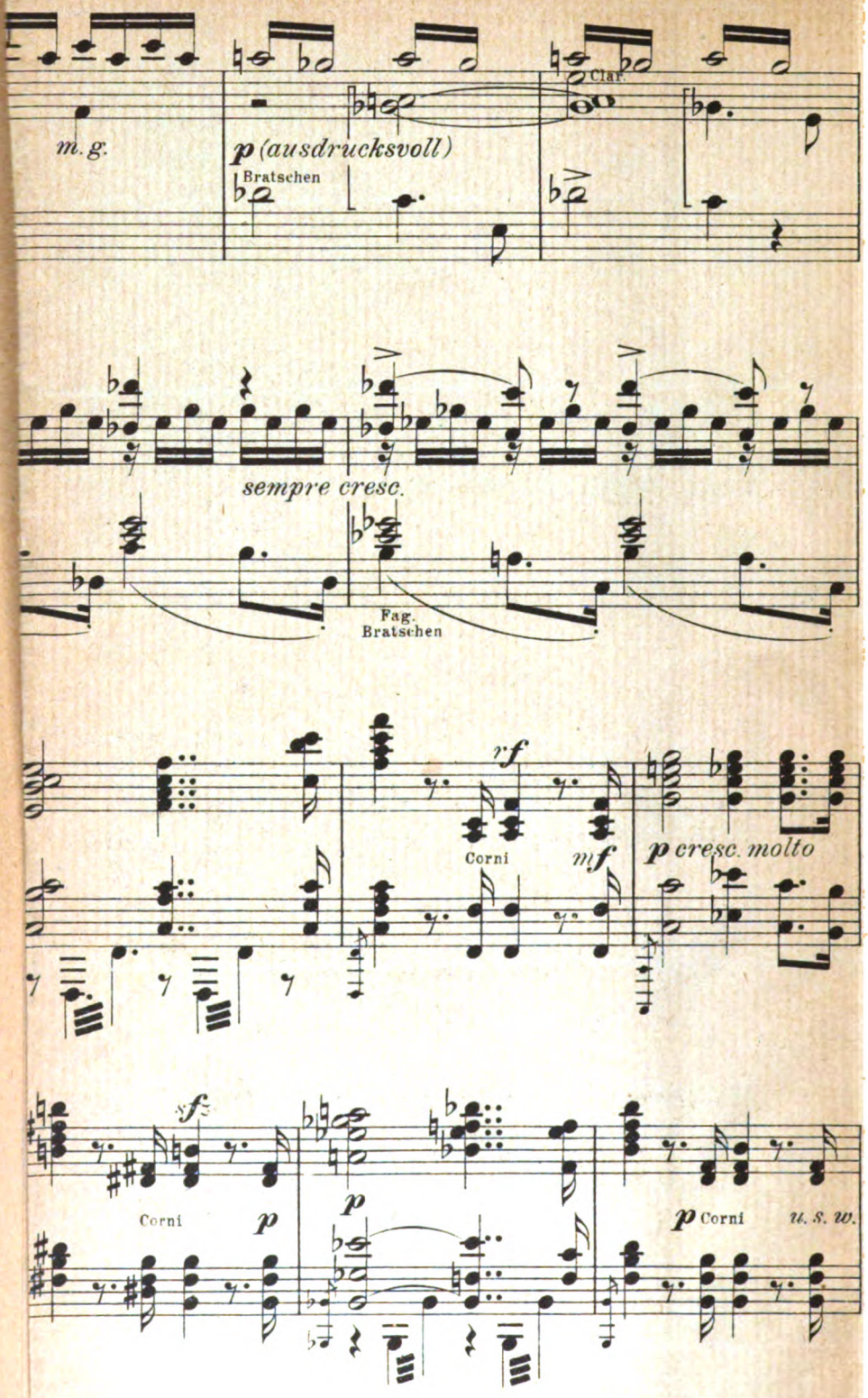
Klavierpartitur zu zwei Händen von
August Stradal

Aufführungsrecht vorbe



Mit besonderer Bew

Digitized by Google



Digitized by Google